

Die Ortenau

80. Jahresband 2000

Einladung zur

Jahresversammlung

des Historischen Vereins für Mittelbaden e. V.

am 15. Oktober 2000 in Oberkirch

8.30 Uhr

Mitgliederversammlung im „freche Hus“,
Apothekergasse 7, Nähe Marktplatz mit P.

10.30 Uhr

Empfang der Stadt Oberkirch
im Romantik-Hotel „Obere Linde“, Hauptstr. 25

11.00 Uhr

Festsitzung im Romantik-Hotel „Obere Linde“,
mit Vortrag von Herrn Gymnasiallehrer H. G. Huber:
„125 Jahre Eisenbahn in das Renchtal“

12.30 Uhr

Mittagessen in der „Oberen Linde“ und in den Gasthäusern der Stadt

14.30 Uhr

alternativ:

Führung durch die Stadt mit Abschluß
im Heimat- und Grimmelshausen-Museum.
Führung auf der Schauenburg mit eventuellem Besuch
des Schlosses in Gaisbach.

Der Bürgermeister
der Stadt
Oberkirch

Matthias Braun

Der Präsident
des Historischen Vereins
für Mittelbaden e. V.

Dr. Dieter Kauß

Die Ortenau

Veröffentlichungen
des Historischen Vereins für Mittelbaden

80. Jahresband 2000



Redaktion
Dr. Martin Ruch

OFFENBURG/BADEN
VERLAG DES HISTORISCHEN VEREINS FÜR MITTELBADEN

ISSN 0342-1503

Für den Druck dieses Jahrbuches haben das Regierungspräsidium Freiburg und der Ortenaukreis Zuschüsse gewährt.

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem, umweltfreundlichem Papier.

Redaktionsschluß 1. April

Verlag Historischer Verein für Mittelbaden

Gesamtherstellung: Konkordia GmbH, 77815 Bühl

Nachdruck und photomechanische Wiedergabe nur mit Genehmigung des Vereins und der Verfasser

Inhaltsverzeichnis

Jahresversammlung 2000	2
Grußwort der Stadt Oberkirch zur Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden	9
Dieter Kauß 90 Jahre Historischer Verein für Mittelbaden	10
Bernhard Uttenweiler Nachruf auf Hubert Kewitz	13
Nachruf auf Bernd Sulzmann	15
Manfred Hildenbrand Nachruf auf Maria Schaettgen	19
Dieter Kauß / Martin Ruch Die Ortenau 2000	21
Manfred Hildenbrand Jahresbericht des Historischen Vereins für Mittelbaden 1999/2000 ...	23
Berichte der Mitgliedsgruppen	27
Berichte der Fachgruppen	61
 Aufsätze	
Landrat Günter Fehringer Der Ortenaukreis – Rückblick 1999	93
Suso Gartner Ruedelin daz ist ein veltname. Ein Ortenauer Güterverzeichnis der Abtei St. Stephan in Straßburg aus der Zeit um 1300–1350	119
Gabriel Andres Erwin von Steinbach: vom Steinhauer zum Mythos	133
Bernhard Uttenweiler Heinrich Knoblochtzer – ein aus Ettenheim stammender Frühdrucker des 15. Jahrhunderts	149
Louis Schlaefli Vier Pfarrbibliotheken des 16. Jahrhunderts aus Offenburg und der Ortenau	171

Walter Ernst Schäfer Die Friedenspredigt in Peterstal 1650 (Zum dreihundertfünfzigjährigen Jubiläum)	177
Eugen Hillenbrand Der Gengenbacher Stadtbrunnen und sein Ritter	191
Gernot Kreutz Flurnamen und andere Namen im Offenburger Stadtteil Hildboltsweier	205
Ernst Schneider Zum Flurnamen ‚Mur‘	214
Wolfgang Neuß Die Hornberg-Reichenbacher Bauernhöfe – Zusammengestellt aus den Lagerbüchern von 1441, 1491, 1517 und 1590	217
Günter Boll Die ersten Generationen der jüdischen Familie Wertheimer von Nonnenweier	229
Gerd Hirschberg Von Rheinau über Gurs nach Auschwitz. Stationen der Vernichtung der jüdischen Gemeinden Neufreistett und Rheinbischofsheim	237
Karl Hanß „Ihre Seele sei eingebunden im Bündel des Lebens“: Verzeichnis der aus der Ortenau 1940 deportierten Juden, die im Internierungslager Gurs (Südfrankreich) verstorben und auf dem dortigen Friedhof bestattet sind	251
Martin Ruch Bilder und Eindrücke von der Deportation der Ortenauer Juden vor 60 Jahren (Oktober 1940)	253
Martin Ruch Der letzte Offenburger Rabbi. In memoriam Bernhard Gries (1917–1938)	261
Ernst Gutmann 550 Jahre St. Erhardus in Stollhofen	269
Michael Rudloff Eine katholische Kirche in evangelischen Landen. Aus der Entstehungs- und Baugeschichte der katholischen Kirche in Rheinbischofsheim	281

Michael Rudloff „Das herabgekommenste Pfarrhaus im ganzen Bistum“. Aus der Geschichte des Honauer Pfarrhauses	305
Juliana Bauer „. . . in den Krypten unter den Altären des seligen Jakobus . . .“ Neue Erkenntnisse zur Bau- und Kunstgeschichte der Jakobus- und der Hl. Grabkapelle auf dem <i>Bergle</i> zu Gengenbach	315
Kurt Klein Wann wurde das St. Sixt-Kirchlein erbaut? Weitere Einzelheiten aus der Vergangenheit des Hausacher Klösterleins	331
Ludwig Uibel Amtliche Sittenaufsicht im 18. Jahrhundert im Kirchspiel Lichtenau (1740–1821)	335
Hartmut Stüwe Festung, Stadt und Dorf Kehl 1771 bis 1815: Aufstieg, Blütezeit und Untergang	359
Gerhard Lötsch Zur Geschichte der Familie Peter in Achern	391
Gerhard Lötsch Gottlieb Bernhard Fecht (1771–1851)	403
Gerhard Finkbeiner Der Seelbacher Wahlskandal von 1842. Bestechung von Urwählern bei der Seelbacher Wahlmänner-Wahl im März 1842 durch die Lahrer Parteien, die „Blauen“ und die „Gelben“	411
Johannes Werner Was Johann Armbruster, Schiffer in Wolfach, von 1807 bis 1853 in sein Notizbuch schrieb	433
Renate Tebbel „Lebt wohl, wir kehren siegreich wieder“. Offenburg vom Ersten Weltkrieg bis zum Aufstieg des Nationalsozialismus	455
Ulrich Spitzmüller „Die Schwarzen sind da, der Krieg ist aus!“ Anfang und Ende des Dritten Reiches in Zell am Harmersbach	471
Martin Ruch Der Höllhof bei Gengenbach 1947–1950: „Demokratisches Erziehungsheim“	493

Cornelius Gorka und Dieter Kauß Das neue Archiv des Ortenaukreises	509
Cornelius Gorka 50 Jahre Weinbauversuchsgut „Schloß Ortenberg“	527
Renate Findeklee 100 Jahre „Schlüsselbad“ in Bad Peterstal-Griesbach	555
Franz Hahn Über hundert Jahre ununterbrochener Bergbau in der Grube Clara, Oberwolfach	577
Kurt Klein Wie Hausach zur Schulstadt des Kinzigtales wurde	589
Berichtigung	594

Junge Autoren

Mit dieser neuen Rubrik will die Redaktion der „Ortenau“ gezielt Schülerinnen und Schüler ansprechen. Viele von ihnen haben großes Interesse an der Geschichte ihrer Umgebung und schreiben selbst: für Heimatpreis, für Wettbewerbe in den Schulen oder einfach aus Freude. „Die Ortenau“ bietet die Möglichkeit, ausgewählte Arbeiten dieser jungen Autoren zu veröffentlichen. Vorschläge oder Hinweise auf empfehlenswerte Arbeiten bitte bei der Redaktion einreichen.

Ellen Armbruster Der Martinshof früher und heute	595
---	-----

Mitteilungen

Die Malerin Grete Grasreiner im Schuttertal; Älteste Kartendarstellung der Ortenau;
Eine Gedenkstätte der Sühne und des Dankes; Die Grauelsbaumer Rheinfähre zu
Napoleons Zeiten; Streit zwischen Goldwäschern bei Grauelsbaum (1856);
Stollhofen: Ausgrabungen zwischen Schanzstraße und Herrenstraße, September 1999;
Moscherosch-Jahr 2001 in Willstätt: Vorschau;
Kenzinger Künstler der Barockzeit in der Ortenau

Quellenedition

Gedächtnisrede auf Robert Blum's Tod, gehalten in Hornberg, den 19. November 1848,

Rezensionen	642
-------------------	-----

Autorenverzeichnis	659
--------------------------	-----

Der historische Verein für Mittelbaden e.V.	660
--	-----

Grußwort der Stadt Oberkirch zur Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden

Herzlich willkommen in Oberkirch!

Sehr treffend formuliert Arno Borst: „Seine eigene Geschichte kennt nur, wer mit den Vorgangenen redet und den Nachkommenden rechnet!“ Ganz in diesem Sinne leisten der Historische Verein Mittelbaden und seine Mitgliedergruppen aus Liebe zur Heimat wertvolle Arbeit. Die rührigen historischen Vereine tragen wesentlich dazu bei, das Geschichts- und Heimatbewußtsein der Bevölkerung lebendig zu halten. Der Historische Verein hat sich immer schon zum Ziel gesetzt, mit dem Erforschen und Kennenlernen der Vergangenheit die Gegenwart zu verstehen und die Zukunft mutig zu gestalten.



Ich danke dem Historischen Verein Mittelbaden für die wichtige Arbeit, die jahrein und jahraus geleistet wird. Gleichzeitig freue ich mich, daß diese Jahreshauptversammlung aus Anlaß des 80. Geburtstags der Mitgliedergruppe Oberkirch in unserer Stadt abgehalten wird. Unserem aktiven Verein will ich bei dieser Gelegenheit ebenfalls herzlich danken für die wichtige Arbeit gerade in unseren Tagen. Das abwechslungsreiche Programm des historischen Vereins Oberkirch ist ein bedeutender und unverzichtbarer Beitrag im kulturellen Leben unserer Stadt.

Im Namen der Stadt Oberkirch begrüße ich die Delegierten und Gäste der Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. am 15. Oktober 2000 sehr herzlich. Mit Oberkirch haben Sie einen Tagungsort gewählt, der für historisch Interessierte viel zu bieten hat. Ich will dabei auch an den berühmtesten Dichter des 17. Jahrhunderts, Johann Jakob Christoph von Grimmelshausen, erinnern, der nahezu 20 Jahre in Oberkirch lebte und wirkte. Wandeln Sie auf seinen Spuren und besuchen Sie die Ruine Schauenburg, Gaisbach mit Schloß, St. Georgskapelle und die Grimmelshausengaststätte „Silberner Stern“. Unbedingt sollten Sie unser Heimat- und Grimmelshausenmuseum im alten Rathaus besuchen, das viele Schätze besitzt, die an diesen bekannten Mann erinnern.

Der Tagung wünsche ich einen guten Verlauf und dem Historischen Verein Mittelbaden und seinen Mitgliedergruppen auch in der Zukunft erfolgreiches Schaffen.

Matthias Braun

Matthias Braun

Bürgermeister der Stadt Oberkirch

90 Jahre Historischer Verein für Mittelbaden

Dieter Kaufß

Der Historische Verein für Mittelbaden wurde im Jahre 1910 in mehreren Etappen ins Leben gerufen. Er mußte zunächst zwei Weltkriege und dazwischen und danach zwei Aufbau- und Umbruchphasen erleben und überstehen.

Die Sorgen und Anliegen, die zu seiner Gründung führten, sind heute noch präsent: Das Bekenntnis und das Verständnis zu und von Heimat, die Erforschung der Heimatgeschichte, die Sorge um die Erhaltung von Kunst- und Kulturdenkmälern, der Schutz der heimatlichen Natur und Kultur vor übertriebener Industrialisierung sowie die Bewältigung von Verstädterung und Kommerz.

Im vereinigten Europa der Regionen und der Landschaften hat die Heimat des Vereins, das mittelbadische Gebiet, der Bereich des Ortenaukreises und darüber hinaus einen durchaus eigenen Charakter, den es heute mehr denn je zu erhalten und zu vermitteln gilt, auch in seinen geschichtlichen Wurzeln und Dimensionen.

So war es folgerichtig, daß der Historische Verein seinen Aufbruch in ein neues Jahrhundert und Jahrtausend mit dem Motto „In den Spuren der Geschichte in das dritte Jahrtausend“ begann.

Doch wie geht der Historische Verein für Mittelbaden diesen Aufbruch und die Bewältigung seiner Fragen und Sorgen an?

Zunächst schuf er sich einen Kreis von Mitgliedergruppen, die mittlerweile die Zahl 33 mit etwa 3600 Mitgliedern erreicht hat. Diese Gruppen sind Vorort-Vereine unter anderen. Sie sind nicht mehr elitäre Gruppen, sondern Keimzellen historischen Denkens, Handelns und Vermittelns für jedermann in einer Gemeinde oder in einer Region.

Der Gesamtverein versucht nun, seine Mitgliedergruppen und Mitglieder, damit aber auch die Öffentlichkeit auf historische Daten, Fakten und Fragen aufmerksam zu machen und etwaige Lösungen in Forschung und Vermittlung anzubieten.

Dies geschieht in erster Linie durch die Zeitschrift des Historischen Vereins für Mittelbaden: „Die Ortenau“. Von ihr wird in diesem Jahr die 80. Ausgabe angeboten. Dies ist eine große Leistung des Vereins und seiner bisher sieben Redakteure. Diesen Personen gilt an dieser Stelle ein besonderer Dank. Drei dieser Zeitschriftenbände sind Sonderthemen gewidmet, wichtig und gleichermaßen bis heute gefragt: Burgen und Schlösser in Mittelbaden (1934 und 1984), die Klöster der Ortenau (1978) sowie die Badische Revolution in der Ortenau (1998). Die wissenschaftliche und infor-

melle Nutzung der Zeitschrift bis zum Jahre 1990 wird durch zwei Registerbände (1983 und 1992) ermöglicht und erleichtert. Ein dritter Registerband ist in Vorbereitung.

Seit 25 Jahren bemüht sich der Historische Verein für Mittelbaden, seinen engagierten Mitgliedern und Gästen außerdem Zugang zu bestimmten Fachgruppen zu ermöglichen. Aktive Mitarbeit ist gefragt und gefordert. Die jeweiligen Namen dieser Fachgruppen sind zugleich deren Programme und Inhalte: Archäologie, Bergwesen, Flurnamen und Mundart, Grenzstein-Dokumentation, grenzüberschreitende Zusammenarbeit, Jüdische Geschichte und Kulturgeschichte in der Ortenau, Museen, Neuere- und Zeitgeschichte sowie Ortsgeschichte und Denkmalpflege.

Die Beiräte, ein ausgewähltes Gremium, helfen mit, wichtige Fragen zu erörtern und dem Vorstand Hilfen zu Entscheidungen an die Hand zu geben. Dies verspürte man bei der Diskussion um die junge Generation im Verein und über das Motto zur Jahrtausendwende sehr positiv.

Ein weiteres Instrument des Gesamtvereins sind die Frühjahrs- und die Jahreshauptversammlungen. Erstere sind ein inhaltliches Gremium für die Vereinsarbeit. Sie finden in den letzten Jahren jeweils im März in Kehl-Kork statt. Die Hauptversammlungen dienen den Vereinspräliminarien und der Vermittlung von Heimatforschung, Heimatpflege, Kunst und Kultur vorort. Die letzten zehn Versammlungsorte waren: Schiltach (1991), Achern (1992), Hornberg (1993), Bühl (1994), Ettenheim (1995), Oppenau (1996), Offenburg (1997), Bad Rippoldsau-Schapbach (1998), Gengenbach (1999) und Oberkirch (2000).

Von Anfang an trat der Historische Verein für Mittelbaden in Tauschkontakt mit anderen historischen und landesgeschichtlichen Vereinen, die „Die Ortenau“ erhielten und ihre entsprechende Zeitschrift dafür tauschten. Aus diesen Beständen bildete sich eine Vereinsbibliothek, die allen Interessierten offen steht. Sie befindet sich seit dem Frühjahr 1996 in der alten Essigfabrik/Handwerksmuseum in Kehl-Kork. An jedem Samstag, von 10 bis 16 Uhr, ist die Vereinsbibliothek geöffnet, eine Dienstleistung und ein Instrument für das historische Arbeiten.

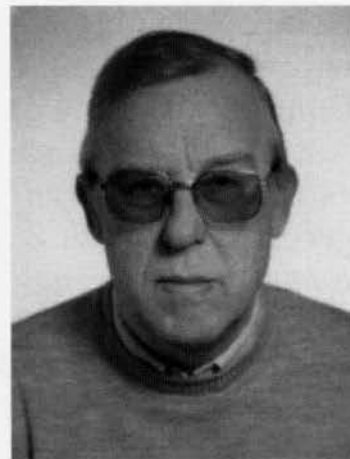
Mit diesen Leistungen kann der Historische Verein für Mittelbaden auch Anerkennung verbuchen. So wurde ihm im Jahre 1983 der erste Heimatpreis des Ortenaukreises verliehen. Außerdem unterstützt der Ortenaukreis die Arbeit des Vereins auch finanziell über das Maß des Üblichen hinaus.

Andererseits verleiht der Historische Verein für Mittelbaden für herausragende fachliche und organisatorische Qualifikationen die Ehrenmitgliedschaft. Die so Ausgezeichneten sind dann ihrerseits auch „Aushängeschilder“ für den Verein. Seit 1990 sind folgende Ehrenmitglieder ernannt worden: Eugene Kurtz (1990), Theo Schaufler (1992), Bernhard Uttenweiler und Helmut Schneider (1995), Carl Steckner und Dieter Kauß (1996) sowie Karl Maier (1999).

Weitere Daten und Fakten wären sicherlich noch anzumerken. Der Verein selbst ist Gegenstand einer Promotionsarbeit von Karl-Heinz Debacher (1996) geworden. Gerade diese Arbeit machte deutlich, wie sehr der Historische Verein zeitlichen Läufen und Bedingungen ausgesetzt war. Sie ist aber auch ein Auftrag und ein Ansporn für die Zukunft, in der es gilt, einen lebendigen, von jung und alt getragenen Verein zu realisieren. Dies halte ich für eine durchaus lohnende Aufgabe.

Hubert Kewitz – Zum Gedenken an einen bedeutenden Heimatforscher

Für den Historischen Verein Ettenheim und für alle an der Geschichte der südlichen Ortenau Interessierten bedeutet der völlig unerwartete Tod des Historikers und Germanisten Hubert Kewitz, der am 31. Dezember 1999 in Ringsheim verstarb, ein unersetzlicher Verlust. Er war als Autor heimatgeschichtlicher Abhandlungen und fachkundiger Ratgeber hoch geschätzt. Nur wenige Tage bevor er seinen 70. Geburtstag hätte feiern können, ist er von uns gegangen.



Mit Hubert Kewitz, am 11. Januar 1930 in Bad Salzuflen geboren, haben wir einen lebenswürdigen und jederzeit hilfsbereiten Menschen und einen außergewöhnlich begabten und engagierten Wissenschaftler verloren, der durch ein abgeschlossenes Studium der Geschichte und der Germanistik über ein umfassendes Fachwissen verfügte, das er voll und ganz zur Erforschung der Geschichte der südlichen Ortenau einbrachte.

Rund dreißig Jahre lang widmete er sich der Geschichte der südlichen Ortenau. Die ersten Arbeiten galten seinem Wohnort Ringsheim, wo seine Frau bis zu ihrem frühen Tod als Lehrerin und Rektorin tätig war. Er selbst hatte in dieser Zeit beim Verlag Herder in Freiburg eine Anstellung als Lektor gefunden. Schon 1968 wandte er sich mit einer Arbeit über Ringsheimer Namen um 1330 der Geschichte seiner Wahlheimat zu, 1969 beschäftigte er sich mit dem Bau der dortigen Pfarrkirche und 1970 kam eine kleine Geschichte Ringsheims heraus.

Nicht alle 125 in der „Bibliographie zur Geschichte Ettenheims und seiner Umgebung“ von Emil Schwendemann aufgeführten Publikationen können hier erwähnt werden. Doch die Weite seines Interessensgebietes und seines Schaffens sollte doch durch einige Stichworte verdeutlicht werden. Mit dem aus dem Mittelhochdeutschen übertragenen Dörlinbacher Weistums zu den Rechten der Klosterorte näherte sich der geschulte Germanist der Geschichte Ettenheimmünsters und Ettenheims. Seine Lateinkenntnisse ermöglichten ihm die Übersetzung des 1226 für Ettenheimmünster ausgestellten Schutzbriefes von Papst Honorius III. und sein Geschichtsstudium versetzte ihn in die Lage, die korrekte Datierung dieser Urkunde aus dem Pfarrarchiv von Ettenheimmünster zu ermitteln. In der Grenzbeschreibung von „926“ streifte er die Ettenheimer Frühgeschichte. Mehrere kritische Arbeiten beschäftigten sich, teilweise kontrovers zu gängigen Vorstellungen, mit dem hl. Landelin. Ein wichtiges Thema für ihn war unter ande-

rem die Erforschung der mittelalterlichen Geschichte Ettenheims. Ebenso befaßte er sich mit der Geschichte der Juden in Ettenheim und in der Ortenau. Auch den Kirchen in Rust, in Altdorf und vor allem in Ettenheim wandte er sich mit großem Interesse zu.

Immer deutlicher und spezieller konzentrierte er sich im Verlaufe seiner historischen Arbeit auf die Erforschung der Geschichte der Stadt Ettenheim. Es sind jetzt etwa zwanzig Jahre her, daß er in dem grundlegenden Aufsatz über „Ettenheim vor und nach der Stadtwerdung“ feststellte, daß es keinen Mangel an Arbeiten zu Einzelfragen der Geschichte Ettenheims gebe, aber bis jetzt *keine aus den Quellen gearbeitete Geschichte der Stadt Ettenheim* veröffentlicht worden sei. Zwar habe Ettenheim in Johann Baptist von Weiß (1820–1899) einen namhaften Historiker hervorgebracht, aber noch kein Historiker eine gute Geschichte Ettenheims.

Diese Lücke zu schließen, war schließlich sein großes Ziel, und so machte er die Darstellung der Geschichte des einst zur Diözese Straßburg gehörenden Städtchens zu seinem ganz persönlichen Anliegen, dem er sich liebevoll und mit großer Hingabe widmete.

Um dies zu erreichen, durchforschte er nahezu dreißig Jahre lang intensiv Pfarr- und Stadtarchive, legte für die weitere Forschung äußerst wertvolle Inventarverzeichnisse an, spürte unermüdlich und mit Akribie im Generallandesarchiv in Karlsruhe unzählige Ettenheim betreffende Dokumente auf und machte die Erkenntnisse seines Quellenstudiums in der „Ortenau“, im „Geroldsecker Land“ oder in der Tagespresse der interessierten Öffentlichkeit und der Nachwelt zugänglich.

Viele seiner veröffentlichten Aufsätze waren als Vorarbeiten für die geplante „Geschichte der Stadt Ettenheim von den Anfängen bis zur Säkularisation“ gedacht, deren Fertigstellung ihm von der Stadt offiziell übertragen worden war. Nun hat ihn der Tod daran gehindert, sein großes Lebenswerk zu vollenden.

Dem unermüdlichen Forschergeist dieses außergewöhnlichen Historikers kann nunmehr nur dadurch gerecht werden, daß wenigstens die wichtigsten seiner bisherigen Publikationen in einem Sammelband zusammengefaßt werden.

Als Vorsitzender des Historischen Vereins Ettenheim schulde ich Hubert Kewitz für seine aktive Mitarbeit bei vielen Ausstellungen und Publikationen besonderen Dank. Großzügig und selbstlos stand er mir seit nahezu zwei Jahrzehnten beratend und unterstützend zur Seite.

So stelle ich voll Hochachtung fest, daß sich Hubert Kewitz, dieser außergewöhnliche Heimatforscher, um die Geschichtsschreibung der Stadt Ettenheim, der Gemeinde Ringsheim und vieler anderer Orte in der südlichen Ortenau verdient gemacht hat. In unserer Erinnerung wird er durch sein erhalten gebliebenes großartiges Werk weiterleben.

Bernhard Uttenweiler

In memoriam Bernd Sulzmann

Ehrenamtlicher Orgelsachverständiger des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg und Lehrbeauftragter für Orgelbau an der Musikhochschule Freiburg

Am 23. Dezember 1999 verstarb in Ettenheim, noch nicht einmal sechzig Jahre alt, der bei Orgelfreunden und in Fachkreisen für Orgelbau weithin bekannte und geschätzte Orgelsachverständige Bernd Sulzmann. Bis zu seiner Erkrankung im Jahre 1991 war er über 25 Jahre lang für das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg mit ungewöhnlich großem Einsatz ehrenamtlich tätig. Ihm verdanken wir wesentliche Aufsätze zu vielen historischen Orgeln in ganz Baden, die er in der *Instrumentenbau-Zeitschrift* und in den von der Gesellschaft der Orgelfreunde herausgegebenen Periodica *Ars Organi* und *Acta Organologica*, aber auch in zahlreichen Festschriften, Kirchenführern und in Buchveröffentlichungen aufgrund seines fundierten Wissens und seiner großen praktischen Erfahrung äußerst beeindruckend vorgestellt hatte.



Bernd Sulzmann, am 25. Juni 1940 in Karlsruhe geboren, hatte schon als Schüler Ettenheim kennengelernt, wo er von 1951 bis zur Reifeprüfung im Jahre 1960 das Städt. Gymnasium und das damalige Schülerheim der Stadt im Palais Rohan besuchte. Nach dem Studium an der Pädagogischen Hochschule in Freiburg und nach Ablegen des Lehrerexamens im Jahre 1962 trat er in den Schuldienst ein. 1966 wurde er der Grund- und Hauptschule Ettenheim als Lehrer zugewiesen. Von 1988 bis 1991 war er Rektor der Grundschule Altdorf.

Seit 1965 stellte er sein Sachwissen und seine Arbeitskraft dem Landesdenkmalamt in Freiburg und seit 1966 auch dem Amt in Karlsruhe zur Verfügung. Seine vor Ort gewonnenen Detailkenntnisse der oberrheinischen Orgeln, die Ergebnisse seiner exakten Quellenforschung und seine vielfältigen und zuverlässigen Publikationen brachten ihm den Ruf eines Orgel-Experten ein, so daß ihm 1975 durchaus folgerichtig an der Musikhochschule Freiburg ein Lehrauftrag für Orgelbau übertragen wurde.

Die Summe seines Forschens stellte er in dem mit ausgezeichnetem Bildmaterial ausgestatteten Buch „Historische Orgeln in Baden“ vor, das 1980 beim Verlag Schnell & Steiner herauskam. Aus dem Bereich der Ortenau und den angrenzender Gebieten hat er in diesem schönen Werk rund zwanzig Orgeln unter anderem von Silbermann, Stieffell und Schaxel be-

schrieben und dank hervorragender Photos auch optisch bestens präsentiert. Der sehr ansprechenden und mit viel Liebe zum Detail gestalteten Veröffentlichung fügte er eine Entwicklungsgeschichte des Orgelbaus in Baden und ein nützliches und informatives Verzeichnis mit Kurzbiographien der Orgelbauer bei.

Aus den sicherlich über 50 Veröffentlichungen seines Spezialgebietes sollen wenigstens einige hervorgehoben werden, die sich mit Orgeln aus der näheren Umgebung von Ettenheim befassen. An erster Stelle sind natürlich Sulzmanns Beiträge zur Silbermann-Organ im Kirchenführer von Ettenheimmünster und in dem Bildband „Barocke Landschaft“ des Historischen Vereins Ettenheim zu nennen. Dann die Monographie über die Stieffell-Organ in Ettenheim, sowie die den ganzen Ettenheimer Raum umfassende Organbaugeschichte im 17., 18. und 19. Jahrhundert in dem 1982 von Dieter Weis herausgegebenen Buch „St. Bartholomäus Ettenheim“. 1975 erschien sein hervorragendes und anspruchsvolles Werk über die aus Ettenheimmünster stammende Organbauerfamilie Martin und deren Orgeln in Schweighausen, Münchweier, Altdorf und Schmieheim, um nur diese aufzuführen. Verlegt wurde diese Forschungsarbeit vom Verlag Breitkopf & Härtel in Wiesbaden. Zuletzt veröffentlichte die katholische Pfarrgemeinde Wagenstadt in einer im September 1991 erschienenen Festschrift seine letzte, kurz vor seiner Erkrankung fertiggestellte Arbeit über die Orgeln der Pfarrkirche St. Mauritius.

Bernd Sulzmann hat sich, so Professor Hermann Brommer aus Merdingen, der viele Jahre mit ihm zusammengearbeitet hat, für die Pflege und Erhaltung der historischen Orgeln in ganz Baden förmlich verzehrt und war ohne Zweifel der beste Experte und Kenner der badischen Orgeln.

Mit seinem denkmalpflegerischen Wirken, der Auswertung unzähliger Archivalien, dem Aufbau seines privaten für die Wissenschaft äußerst wertvollen Organarchivs und den sachkundigen und quellenkritischen Veröffentlichungen hat sich Bernd Sulzmann, der auch Mitglied im Historischen Verein für Mittelbaden war, um die Darstellung der oberrheinischen Orgeln große Verdienste erworben.

Bernhard Uttenweiler

Eine Auswahl aus den Veröffentlichungen von Bernd Sulzmann über historische Orgeln in der Ortenau und im Breisgau

Altdorf: Die Mathias-Martin-Organ zu Altdorf. In: *Ars organi* 62 (1980).

Baden: Historische Orgeln in Baden. 1690–1890. 73. Veröffentlichung der Gesellschaft der Orgelfreunde. München-Zürich: Schnell & Steiner, 1980, 296 S.

Endingen (Stieffell): Die Stieffell-Organ der Pfarrkirche St. Peter zu Endingen. In: *Stadt Endingen (Hrsg.): Endingen am Kaiserstuhl. Die Geschichte der Stadt. Endingen 1988, S. 589–598.*

- Endingen (Stieffell)*: Bernd Sulzmann und Friedrich Wilhelm Fischer: Die Orgel der katholischen Pfarrkirche St. Peter zu Endingen am Kaiserstuhl. Ein Beitrag zur Frage der Erweiterung historischer Orgeln. *Acta organologica* 22 (1991), Merseburger 1991, S. 325–338.
- Ettenheim (Stieffell)*: Die Orgel der Katholischen Stadtpfarrkirche St. Bartholomäus zu Ettenheim. Festschrift zur Einweihung der neuen Orgel. Hrsg.: Kath. Pfarramt Ettenheim. Ettenheim: F.X. Stückle, 1973. 47 S.
- Ettenheim (Stieffell)*: Die Stieffell-Orgel in der St. Bartholomäuskirche zu Ettenheim/Baden. In: *Instrumentenbau-Zeitschrift* 21 (1967), Heft 11 und 12. S. 558 ff.
- Ettenheim*: Die Orgel der Evangelischen Kirche zu Ettenheim. In: Evangelische Kirchengemeinde Ettenheim (Hrsg.): 100 Jahre Evangelische Kirchengemeinde Ettenheim. 1883–1983. Ettenheim 1983. S. 28–30.
- Ettenheimer Umland*: Quellenbelege zur Orgelbaugeschichte des Ettenheimer Umlandes im 17., 18. und 19. Jahrhundert. In: Dieter Weis (Hrsg.): St. Bartholomäus Ettenheim. Beiträge zur 200. Wiederkehr der Weihe der Ettenheimer Stadtpfarrkirche St. Bartholomäus und Martin Ettenheim. Verlag Schnell & Steiner München 1982, S. 290–327.
- Ettenheimmünster (Silbermann)*: Die Orgel Johann Andreas Silbermanns in Ettenheimmünster. In: Ettenheimmünster (Gemeinde) Hrsg.: Wallfahrtskirche St. Landelin Ettenheimmünster. Ein Beitrag zur 300. Jahrfeier 1987. Lahr 1987. S. 32–48.
- Ettenheimmünster (Silbermann)*: Die Orgeln in Ettenheimmünster und in Ettenheim. In: Ettenheim, Stadt (Hrsg.): Ettenheim, Geschichte einer Stadt in ihrer Landschaft. Zusammengestellt vom Ausschuß Kulturhistorische Woche 1978. Ettenheim 1978, S. 81–82.
- Ettenheimmünster etc.*: Barocke Orgeln in unserer Landschaft. In: Historischer Verein Ettenheim (Hrsg.): Barocke Landschaft. Ettenheim 1981. S. 127–131. (Ettenheim, Ettenheimmünster, Altdorf, Schmieheim, Grafenhausen)
- Freiamt*: Aus der Geschichte der Kirchenorgeln zu Freiamt. Freiamt – Reichenbach, 1967.
- Freiburger Raum*: Freiburger Orgelmacher des 17., 18. und 19. Jahrhunderts. In: *Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“* 98 (1979).
- Freistett*: Die Orgel der Evangelischen Kirche zu Freistett. Freistett 1967.
- Grafenhausen (Schaxel)*: Die Orgel- und Klavierbauerfamilie Schaxel in Herbolzheim und ihr Werk zu Grafenhausen. In: *Instrumentenbau-Zeitschrift* 20 (1966), Heft 6, S. 293–298.
- Heimbach*: Orgeln und Orgelmacher an St. Gallus in Heimbach. In: Festschrift Heimbach. München: Schnell & Steiner, 1978.
- Ichenheim und Köndringen (Stieffell)*: Die Orgeln der Gebrüder Stieffell in Köndringen und Ichenheim. In: *Nachrichtenblatt der Denkmalpflege in Baden-Württemberg*, 1968, Heft 1, S. 19–26.
- Ihringen (Schaefer)*: Die Schaefer-Orgel (1877) in Ihringen a.K.. In: *Ars organi* (59) 1979.
- Köndringen*: Die Orgeln der Evangelischen Pfarrkirche zu Köndringen. In: Kirchenrenovierung 1984 evang. Kirche Köndringen. Köndringen 1984.
- Oberrhein*: Der Orgelbau am Oberrhein im 18. und 19. Jahrhundert. In: *Acta organologica* 2 (1968). Berlin: Merseburger, 1968, S. 54–81.
- Orgelbauer Martin*: Die Orgelbauerfamilie Martin in Waldkirch im Breisgau. Wiesbaden: Breitkopf & Härtel, 1975. 235 S. (Altdorf, Ettenheim, Ettenheimmünster, Kippenheim, Mahlberg, Münchweier, Ringsheim, Schmieheim, Schweighausen, Seelbach und Wallburg)
- Orgelbauer Merklin*: Zur Genealogie der Orgelbauerfamilie Merklin. In: *Ars organi* 57 (1978). Kassel 1978. (Firma Merklin aus Oberhausen und Freiburg)

- Orgelbauer Stieffell*: Die Orgelbauerfamilie Stieffell und ihre Schöpfungen im 18. und 19. Jahrhundert. In: Acta organologica 7 (1973), Kassel: Merseburger, 1973.
- Orgelbauer Stieffell*: Zwei Werkzeichnungen der Orgelbauer Stieffell. In: Acta organologica 8 (1974).
- Orgelmacher, schwäbische*: Mitteilungen über das Wirken schwäbischer Orgelmacher in badischen Landen vom 16. bis 19. Jahrhundert. In: Mundus organorum – Festschrift zum 70. Geburtstag W. Supper. Merseburger, 1978.
- Ortenau (Silbermann)*: Silbermannorgeln in der Ortenau. In: Badische Heimat. Mein Heimatland 48 (1968), Heft 1, S. 196–208.
- Schweighausen*: Die Mathias-Martin-Orgel der St. Romanus Kirche zu Schweighausen/Baden. In: Instrumentenbau-Zeitschrift 19 (1965), Heft 12, S. 506–511.
- Wagenstadt (Schaxel und Stieffell)*: Die Orgeln der Pfarrkirche St. Mauritius zu Wagenstadt. In: Kirche unterwegs. Pfarrkirche St. Mauritius in Wagenstadt 1841–1991. Hrsg.: Katholische Pfarrgemeinde Wagenstadt-Tutschfelden, Redaktion Richard J. Obert. September 1991, S. 51–64.

Maria Schaettgen

Im Alter von 99 Jahren verstarb am 2. Juli 2000 Maria Schaettgen, die ehemalige Leiterin des Hansjakob-Museums und Hansjakob-Archivs und Nestorin der Hansjakob-Forschung. Sie dürfte das älteste Mitglied des Historischen Vereins für Mittelbaden gewesen sein; denn bereits vor 80 Jahren, im Jahre 1920, trat sie unserem Verein bei.

Bis zu ihrem Tode war Maria Schaettgen unermüdlich schriftstellerisch tätig. 1997 veröffentlichte sie ihr letztes Buch „Hansjakob – Das Mosaik ist vollendet“, in dem sie noch einmal Heinrich Hansjakobs umfangreiches Lebenswerk analysierte. Ihr geplantes Buch über das Weihnachtsbrauchtum im Schwarzwald konnte sie nicht mehr vollenden.

Maria Schaettgen war bis kurz vor ihrem Tode von einer geistigen Beweglichkeit und Aufgeschlossenheit, die bewundernswert war. Immer war sie zu einem interessanten Gespräch über kulturelle und religiöse Fragen bereit, stets gab sie freundlich und umfassend Auskunft über die Geschichte und das Brauchtum Haslachs und vor allem über Heinrich Hansjakob, dessen Erbe zu verwalten ihre Lebensaufgabe war.

Die Verstorbene wurde als Tochter des Haslacher Fabrikanten Heinrich August Schaettgen am 25. April 1901 geboren. Sie besuchte das Realgymnasium in Schopfheim und Offenburg, legte 1917 das Abitur ab und wurde danach zur Lehrerin ausgebildet. Schon früh beschäftigte sie sich mit der Geschichte und dem Brauchtum Haslachs, sowie mit dem Werk Heinrich Hansjakobs. Was hat Maria Schaettgen in ihrem langen Leben nicht alles erforscht und publiziert – eine Fülle von kleineren und größeren Beiträgen zur Heimat- und Brauchtumsgeschichte! Grundlegend wurden vor allem ihre Bücher „Heinrich Hansjakob – seine Bedeutung für unsere Zeit“, die von ihr gesammelten „Hansjakob-Anekdoten“ sowie „Hansjakob und das Schwarzwälder Brauchtum“.

1961 gründete Maria Schaettgen das Hansjakob-Archiv, das seit 1964 im „Freihof“, dem Alterssitz Hansjakobs, untergebracht ist. Auch das Hansjakob-Museum richtete sie zusammen mit Franz Schmider ein. Bis 1984 war sie Leiterin des Hansjakob-Museums und Hansjakob-Archivs. Sie war Mitbegründerin der Haslacher Brauchtumsrunde und war bis zu ihrem Tode engagiertes aktives Mitglied dieses Gremiums. Maria Schaettgen war auch Mitinitiatorin der Neubelebung der Haslacher Bürgerinnentracht im Jahre 1987. Sie war Ehrenmitglied des Trachtengaus



*Maria Schaettgen
am 25. April 2000,
an ihrem 99. Geburtstag
Foto:
Manfred Hildenbrand*

Schwarzwald. Zu ihrem 80. Geburtstag im Jahre 1981 wurde sie ebenfalls Ehrenmitglied der Mitgliedergruppe Haslach des Historischen Vereins für Mittelbaden. Bereits 1976 war sie zum Ehrenmitglied der Heinrich-Hansjakob-Gesellschaft (Freiburg) ernannt worden.

Die Stadt Haslach hat Maria Schaettgen in vielfältiger Weise geehrt. Sie bekam den Ehrenteller der Stadt Haslach verliehen sowie die große goldene Hansjakob-Medaille. Das Land Baden-Württemberg zeichnete sie 1986 mit der Verleihung der „Medaille für Verdienste für die Heimat“ aus. Zu ihrem 90. Geburtstag trug sie sich ins Goldene Buch der Stadt Haslach ein. Heinrich Hansjakob, den Maria Schaettgen in ihrer Jugend noch persönlich gut gekannt hatte, sagte 1915 zu der damals 14jährigen Maria Schaettgen: „Maidle, du hesch a klug's Köpfl. Ich glaub, uf dich kann ich mich verlass!“ Daß Heinrich Hansjakob recht hatte, das hat Maria Schaettgen in ihrem lebenslangen Bemühen um sein Erbe bewiesen.

Manfred Hildenbrand

Die Ortenau 2000

Dank an Karl Maier

Die Redaktion der Ortenau geht mit diesem Jahr von Karl Maier an Martin Ruch über. Für zehn Jahre ehrenamtliche Tätigkeit als Schriftführer und für seine langjährige Treue zum Verein hat der Historische Verein 1999 Karl Maier die Ehrenmitgliedschaft verliehen.

Sorgfältig und immer kompetent, hilfsbereit und freundlich hat er die Ortenau betreut, hat er die Autoren beraten und ermuntert. Die Ortenau hat unter seiner Regie weiter an inhaltlichem Gewicht gewonnen und ist noch deutlicher und profilierter zur Instanz in Sachen Geschichte geworden, als sie es ohnehin schon weitgehend war. Hinzu kommen viele Beiträge und Rezensionen, Mitteilungen und Anmerkungen, die von Karl Maier selbst stammen, der ja besonders die Geschichte um Appenweiler erforscht hat und kennt wie kein zweiter.

Präsident, Vorstand und der neue Redakteur danken Karl Maier an dieser Stelle nochmals herzlich und freuen sich jetzt schon auf weitere Beiträge aus seiner Feder!

Fresken in der Ortenau

„Es dürfte kaum eine mittelalterliche Kirche gegeben haben, die diesen Schmuck (der Wandmalerei, Ruch), der gleichzeitig Belehrungs- und Anregungsmittel war, nicht gehabt hätte. Durch den Verlust fast aller Gotteshäuser dieser Zeit und durch die häufige Verputzerneuerung in den noch etwa stehenden ist der Bestand an Wandmalereien des Mittelalters auf einen verschwindend kleinen Rest zusammengeschrumpft. Immerhin weist auch das mittelbadische Gebiet noch einige Beispiele auf; das eine oder andere dürfte noch unter der Tünche erhalten sein“, meinte Joseph Sauer in der Ortenau (Heft 50, 1960, 362 f.). Eine Dokumentation der Bestände, die Sauer damit anregen wollte, blieb aber aus vielen Gründen aus. Doch heute, im Jahr 2000, sollte da der Historische Verein jene Anregung nicht wieder aufgreifen und einen „Atlas der Wandmalereien in der Ortenau“ in Angriff nehmen? Die Voraussetzungen sind besser geworden als damals: vieles ist seither „unter der Tünche“ wiederentdeckt und freigelegt worden. Kostbarkeiten hohen Grades sind darunter, große Gemäldezyklen ebenso wie kleine skizzenhafte Zeichnungen irgendwo im Kircheninnern. Sauer zählte damals auf: Burgheim, Kuhbach, Oberschopfheim, Reichenbach, Bühlweg, Nußbach, Zimmern, Oberachern, Gamshurst, Kappelrodeck, Hausgereut, Ottersweier. Aber Leutesheim beispielsweise oder Haslach (St. Mauritius) und andere sind mittlerweile dazugekommen. Und auch

kulturell interessierte Sponsoren gibt es in Mittelbaden inzwischen mehr als damals, das Geld sollte also nicht das Problem sein. An die Unternehmer der Region: auch Fresken sind Standortfaktoren!

Jeder Atlas setzt einen Katalog voraus. Diese Dokumentationsarbeiten könnten, so unser Vorschlag, die Mitglieder und Mitgliedsgruppen des Vereins für ihre Umgebung erstellen. Das Dokumentationsblatt für jede Kirche oder Kapelle sollte alles enthalten, was bis dato zu den betreffenden Fresken bekannt und zu erfahren ist: Literatur, Maße der Bilder, Technik, eventuell Alter oder das dargestellte Thema. Sinnvoll wäre auch der Hinweis auf einen besonders mit den jeweiligen Bildern vertrauten Kundigen. Dokumentationsfotos, Angaben zu Restaurierungen, Skizzen – das Material sollte zunächst im Archiv der Redaktion zusammengetragen werden, wo dann daraus eine Publikation der „Ortenau“ entstehen wird. Vorstand und Redaktion rufen daher alle Mitglieder des Historischen Vereins herzlich zur Mitarbeit auf!

Dr. Dieter Kauß
Präsident

Dr. Martin Ruch
Redakteur

Jahresbericht des Historischen Vereins für Mittelbaden 1999/2000

Manfred Hildenbrand

„In den Spuren der Geschichte zum dritten Jahrtausend“, so heißt das Motto des Historischen Vereins für Mittelbaden für die Jahrtausendwende. Dies bekräftigte Präsident Dr. Dieter Kauß am 17. Oktober 1999 bei der Jahresversammlung der 33 Mitgliedergruppen des Vereins in Gengenbach. Er konnte zahlreiche Gäste begrüßen, unter ihnen Professor Dr. Marcel Thomann von der Universität Straßburg und Jean Marie Holderbach von der Vorstandschaft der elsässischen Geschichtsvereine.

Der Vorsitzende der Gengenbacher Mitgliedergruppe, Eugen Lang, begrüßte die Gäste und Vertreter der Mitgliedergruppen. Präsident Dr. Kauß führte in seinem Rechenschaftsbericht eine Fülle von Aktivitäten der Mitgliedergruppen und Fachgruppen auf, die zeigten, daß sich der Historische Verein um die Erforschung und Präsentation der Lokal- und Regionalgeschichte in Mittelbaden sehr bemüht.

Der Bericht des Geschäftsführers Theo Schaufler bewies, daß die Finanzen des Vereins bei ihm in guten Händen sind. Die beiden Revisoren Dr. Fritz Ebner und Werner Scheurer bescheinigten ihm eine einwandfreie Kassenführung. Leider, so Theo Schaufler, sei die Mitgliederzahl des Vereins altersbedingt rückläufig. Mit 3579 Mitgliedern betrage sie 65 Mitglieder weniger als im Vorjahr. Die gestiegenen Kosten für das Jahrbuch „Die Ortenau“ machten es unumgänglich, daß der Beitrag nach elf Jahren von 30 auf 35 Mark erhöht werde, was die Mitgliederversammlung auch beschloß. Der Mitgliedsbeitrag für juristische Personen bleibt unverändert bei 50 Mark.

Der Redakteur der „Ortenau“, Karl Maier, stellte sein Amt zur Verfügung und blickte in seinem Rechenschaftsbericht auf seine zehnjährige Tätigkeit als Redakteur zurück. Für seine großen Verdienste als Redakteur und Autor der „Ortenau“ wurde Karl Maier zum Ehrenmitglied ernannt. Zum neuen Redakteur wurde Dr. Martin Ruch (Offenburg) gewählt. Die weiteren Mitglieder des Vorstandes wurden in ihren Ämtern bestätigt, so daß der Vorstand sich wie folgt zusammensetzt: Präsident Dr. Dieter Kauß (Offenburg), erster stellvertretender Präsident Kurt Klein (Hausach), zweiter stellvertretender Präsident Manfred Hildenbrand (Hofstetten), Kassen- und Geschäftsführer Theo Schaufler (Offenburg), Kassenprüfer Dr. Fritz Ebner (Offenburg) und Werner Scheurer (Offenburg). Dr. Kauß kündigte an, daß er nur noch drei Jahre als Präsident zur Verfügung stehe, da er im Jahr 2002 als Kreisarchivar in Pension gehe.



Präsident Dr. Dieter Kauß ernannte den scheidenden Redakteur Karl Maier (von links) zum Ehrenmitglied des Historischen Vereins für Mittelbaden.

Foto: Karl-August Lehmann

Nach 25jähriger Leitung der Fachgruppe „Archäologie“ stellte Josef Naudascher (Mahlberg) sein Amt zur Verfügung. Zu seinem Nachfolger wurde Professor Dr. Rolf Pfefferle (Wolfach) gewählt. Der Geschäftsführer des Bühler Konkordia-Verlags, in dem „Die Ortenau“ gedruckt wird, Helmut Adam, betonte in Gengenbach die gute Zusammenarbeit mit dem Historischen Verein für Mittelbaden.

Beim Empfang der Stadt Gengenbach stellte Bürgermeister Michael Roschach die Stadt vor. In seinem Vortrag bei der Festsitzung über das Thema „Der Gengenbacher Stadtbrunnen und sein Ritter“ beleuchtete Dr. Eugen Hillenbrand von der Universität Freiburg die politischen und kirchlichen Verflechtungen der Reichsstadt Gengenbach und des Klosters Gengenbach im späten Mittelalter und der beginnenden Neuzeit. Die Festsitzung wurde musikalisch von den Ortenauer „Pfyffer und Paucker“ mit spätmittelalterlichen Melodien umrahmt. Das Nachmittagsprogramm der Jahresversammlung sah Führungen durch die Gengenbacher Altstadt, die Pfarrkirche St. Marien und das Flößermuseum vor.

Zur Frühjahrstagung trafen sich die Vertreter der 33 Mitgliedergruppen und der Fachgruppen am 11. März 2000 in Kehl-Kork. Kritik übte Präsident Dr. Dieter Kauß bei dieser Gelegenheit an der Ausstellung „Vorderösterreich“ im Freiburger Augustinermuseum, da über die vorderöster-



Die Vorstandschaft des Historischen Vereins für Mittelbaden wurde am 17. Oktober 1999 in Gengenbach für drei Jahre neu gewählt: Präsident Dr. Dieter Kauß, der neue Redakteur des Jahrbuchs „Die Ortenau“, Dr. Martin Ruch, Geschäftsführer Theo Schaufler, zweiter stellvertretender Präsident Manfred Hildenbrand, erster stellvertretender Präsident Kurt Klein (von links).

Foto: Karl-August Lehmann

reichischen Gebiete in der Ortenau in ihr nichts zu finden sei. Außerdem zeige diese Ausstellung viel zu viel Herrschaftsgeschichte, das tägliche Leben werde nicht dargestellt.

Der Historische Verein für Mittelbaden, so Dr. Kauß, werde Kontakte aufnehmen mit den beiden anderen Geschichtsvereinen im südlichen Oberrheingebiet, dem Breisgau-Geschichtsverein und dem Markgräfler Land, um einige gemeinsame Vorhaben zu realisieren. Auf Antrag von Dr. Kauß billigten die Vertreter der Mitgliedergruppen die Erweiterung der Fachgruppe „Denkmalpflege“ um den Bereich „Ortsgeschichte“. Nach den Worten von Dr. Kauß umfaßte die Vereinsbibliothek in Kehl-Kork über 1500 Bände und zahlreiche historische Zeitschriften.

Die verschiedenen Fachgruppen des Vereins berichteten über ihre Arbeit. Eine enge Zusammenarbeit zwischen der Fachgruppe „Archäologie“ und den elsässischen Archäologen, so Josef Naudascher, bestehe seit vielen Jahren. In letzter Zeit habe man an verschiedenen Stellen in der

Ortenau frühgeschichtliche und römische Funde gemacht. Nach den Worten von Helmut Decker von der Fachgruppe „Bergwesen“ habe man zahlreiche Bergwerksstollen bei Oppenau, im Bühlertal und auf der Moos entdeckt. Die Fachgruppe „Denkmalpflege und Ortsgeschichte“ will eine Inventarisierung aller Fresken im Ortensaugebiet erarbeiten, so ihr Leiter Dr. Dieter Kauß. Das neueste Projekt der Fachgruppe „Flurnamen und Mundart“, so ihr Leiter Dr. Ewald Hall, ist die Erfassung der Flurnamen in Rheinau. Auch ein Flurnamenatlas des Kinzigtals sei in Vorbereitung.

Eine große Gefährdung der alten Mark- und Grenzsteine durch die Aufräumarbeiten in den Wäldern nach dem Orkan „Lothar“ sieht der Leiter der Fachgruppe „Grenzstein-Dokumentation“ Dr. Gernot Kreutz. Die Mitgliedergruppen sollten mit den Forstämtern Kontakt aufnehmen, damit für Sicherheit der Grenzsteine gesorgt werde. Die Fachgruppe „Jüdische Geschichte“ wird im Oktober 2000 in Zusammenarbeit mit einer Historikergruppe in Diersburg eine Geschichte der Diersburger Juden publizieren. Das gab ihr Leiter Jürgen Stude bekannt. Anlässlich des 60. Jahrestages der Deportation der badischen Juden ins KZ Gurs am 22. Oktober 2000 werde in der Synagoge in Kippenheim eine Ausstellung stattfinden.

Die Fachgruppe „Museen“ beschäftigte sich, so ihr Leiter, Horst Brombacher, mit dem Thema „Sonderausstellungen“. Die Fachgruppe „Zeitgeschichte“, so berichtete Dr. Wolfgang Reinbold, will sich mit dem Projekt „Städtebauliche Entwicklung nach 1945“ befassen und anschließend darüber eine Ausstellung erarbeiten.

Berichte der Mitgliedsgruppen

Achern

Vortragsveranstaltungen zu unterschiedlichen Fachgebieten in Verbindung mit Exkursionen in die engere und weitere Heimat prägten auch 1999 wieder das Jahresgeschehen in der Mitgliedergruppe Achern im Historischen Verein für Mittelbaden.

„Revolution 1848: Friedrich Hecker und Achern“, so hatte Pfarrer i. R. Gerhard Lötsch sein vielbeachtetes Referat überschrieben, mit dem die Jahresarbeit am 21. Januar 1999 aufgenommen wurde. Im Mittelpunkt der Ausführungen standen die vielfältigen Beziehungen Heckers zu Persönlichkeiten aus Achern, die wesentlichen Einfluß auf die Revolution genommen hatten.

Am 30. März 1999 führte Siegfried Stinus, Achern, Mitglieder des Historischen Vereins durch die von ihm initiierte Ausstellung „Schnabelschuh und Stelzsandale“ im Sensen- und Heimatmuseum. Er gab dabei einen Überblick über „Der Fuß und seine Bekleidung“ in mythologischer und kulturhistorischer Sicht.

Eine Halbtagesexkursion am 24. April 1999 hatte die Schloßruine Hohenbaden zum Ziel. Ursula Schäfer, Stadtführerin von Baden-Baden, ging als Leiterin bei dem über zweistündigen Rundgang nicht nur auf die unterschiedlichen Bauphasen ein, sondern sie stellte zugleich auch die Lebensgeschichte der betreffenden Markgrafen vor.

Wie schon 1998 führte Studiendirektor i. R. Hugo Huber, Achern, auch 1999 eine große Gruppe Interessierter durch den Illenauer Waldfriedhof. Bei der Begehung am 22. Mai standen dieses Mal die zahlreichen botanischen Besonderheiten im Mittelpunkt des Rundganges.

Die traditionelle Tagesexkursion der Mitgliedergruppe führte 1999 einmal mehr ins benachbarte Elsaß. Unter dem Motto: „Kirchen an der romanischen Straße“ besichtigte eine größere Gruppe Kunstinteressierter am Samstag, den 26. Juni die Gotteshäuser von Avolsheim, Rosheim, Andlau und die St. Margarethenkapelle in Epfig.

Im Rahmen der Jahreshauptversammlung der Ortsgruppe, die am 14. September 1999 stattfand, hielt der erste Vorsitzende, Horst Brombacher, ein Referat zu dem Thema: „Aus der Vor- und Frühgeschichte unserer Heimat“. Er stellte darin umfassend die zeitgeschichtlichen Hintergründe und Zusammenhänge dieser Epochen dar.

Am 18. September 1999 nahmen dann zahlreiche Geschichtsfreunde anlässlich einer Halbtagesexkursion nach Haguenau/Elsaß die Gelegenheit wahr, bei einem Besuch des dortigen Historischen Museums die Ausgrabungs- und Fundgegenstände, auf die im vorausgegangenen Referat hingewiesen worden war, direkt und unmittelbar in Augenschein zu nehmen.

„Lieber St. Veit, weck mich bei Zeit“ stand als Überschrift über einem Vortrag, den Dr. Hansjörg Schneble, Kork, am 11. November vor Mitgliedern und Gästen darbot. Er stellte darin nicht nur christliche Heilige und ihre Krankheitspatronate vor, sondern vermittelte durch seine interessanten Dias gleichzeitig aufschlußreiche Einblicke in die Kirchengeschichte.

Elmar Gschwind

Appenweier

15. Juni: In Zusammenarbeit mit der Gemeinde: Gedenkfeier an den Ausmarsch des 1. Aufgebotes der Wehrmannschaft am 15. Juni 1849 (Bürgermeister Götz, Gabriele Huber, Helmut Kern, Franz Martin, Karl Maier, Abordnung der Trachtenkapelle).

6. Oktober: In Zusammenarbeit mit der Volksbank Offenburg. Ausstellung „Mythos Geld“ – Zahlungsmittel und Wirtschaftsleben in Appenweier während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts – in der Filiale Appenweier.

In Zusammenarbeit mit der Gemeinde und dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg: Teilsanierung einer barocken Kreuzigungsgruppe auf dem Friedhof in Appenweier.

Karl Maier

Bad Peterstal-Griesbach

Die traditionelle Acht-Tage-Fahrt war im Jahresprogramm 1999 die einzige Aktivität der Mitgliedergruppe. Ziel der Fahrt war wieder einmal Südtirol. Allerdings wurden nicht die großen und bekannten Routen gewählt.

Von St. Lorenzen aus, im Pustertal gelegen, wurden täglich mit dem Bus Exkursionen unternommen. Der Auftakt bildete ein Besuch der spätgotischen Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt in Niederlana mit dem größten gotischen Schnitzaltar des gesamten Alpenraumes, geschaffen von dem Meraner Meister Hans Schnatterpeck. Eine Führung durch die moderne Pfarrkirche von Algund nannte und erklärte die Ideen, die in diesem Bauwerk verwirklicht wurden.

Eindrucksvolle Ziele in der Nähe von St. Lorenzen waren die Sonnenburg (ehemaliges Benediktinerinnenstift), die Ehrenburg, St. Sigmund mit

dem ältesten erhaltenen Flügelaltar Südtirols in der Pfarrkirche sowie einem mächtigen Christophorusfresko an der äußeren Turmwand.

Einen Rundgang durch Bozen schloß sich ein Abstecher nach Gries an, wo sich in der Pfarrkirche ein geschnitzter gotischer Altar von Michael Pacher befindet.

Auf der Fahrt zum kleinen Wallfahrtsort Maria Saal auf dem Ritten mit dem originellen Fresko der Madonna mit dem Regenschirm zeigten sich auch die berühmten Erdpyramiden.

Auch St. Lorenzen besitzt in seiner Pfarrkirche eine schöne Madonna, die Pustertaler Muttergottes, von Michael Pacher. In der Egerer Kapelle stehen mannshohe Passionsfiguren, an den Wänden sind Fresken sichtbar.

Bruneck, der Hauptort des Pustertals und Geburtsstadt Michael Pachers, weist eine Vielzahl von Bauten aus dem 15. und 16. Jahrhundert auf.

Der bedeutendste romanische Sakralbau Südtirols ist die Stiftskirche von Innichen, inmitten eines kleinen Friedhofes mit schmiedeeisernen Grabkreuzen. Über dem Portal befindet sich ein Fresko von Michael Pacher, unter dem Altarraum eine dreischiffige Krypta.

In Sterzing wirkte der Ulmer Meister Hans Multscher (Tafelbild und Schreinfiguren im Museum). Die Heiliggeistkirche bewahrt kostbare Fresken von Hans von Bruneck. Im Ratssaal des gotischen Rathauses in der Neustadt hängt der originelle Kronleuchter, das Sterzinger Lüsterweibchen, von Jörg Kölderer.

In Brixen, der drittgrößten Stadt Südtirols, war der berühmte Humanist Nikolaus von Kues im 15. Jahrhundert Bischof. Der barocke Dom Mariä Himmelfahrt besitzt im Innern u.a. ein riesiges Fresko von Paul Troger, der auch die Deckengemälde geschaffen hat. Die Gewölbefresken des Kreuzganges stammen aus verschiedenen Zeitabschnitten der Gotik.

Auf der Heimfahrt wurde noch ein Abstecher zur Benediktinerabtei Marienberg gemacht.

Die Südtirolfahrt der Mitgliedergruppe vom 24. bis 31. August wurde in einer vorausgegangenen Zusammenkunft den Fahrtteilnehmern vorgestellt.

Siegfried Spinner

Bühl

Das Veranstaltungsprogramm der Mitgliedsgruppe Bühl umfaßte neben den üblichen Stammtischen zwei gut besuchte Vorträge und mehrere Exkursionen in die nähere Umgebung und ins benachbarte Elsaß.

Am 2. März referierte Klaus Kaufmann über „Scharfrichter und Abdecker (Wasenmeister) – unehrliche Berufe im 17. und 18. Jahrhundert, ein Leben am Rande der Gesellschaft“. Ein Erlebnis für Naturliebhaber bildete die Führung von Hugo Huber über den Illenauer Friedhof in Achern am

29. Mai. Zusammen mit dem Schwarzwaldverein Bühl ging es am 25. Juli durchs Rebland bei Neuweier und Steinbach. Herr Velten (Neuweier und Yburg) und Frau Schäfer (Stadtrundgang in Steinbach mit Museumsbesuch) gaben dazu nähere historische Erläuterungen. Unser Mitglied im Bühler Vorstandsteam R. Güssregen organisierte die interessante Exkursion am 1. August ins Elsaß nach Saverne, die Wanderung zu den Burgen Greifenstein, Ochsenstein, Klein- und Großgeroldseck und Hohbarr u.a. Am 17. September waren wir Gast auf dem Aspichhof/Hub. Gutsverwalter Paul Güde und sein Team sorgten für das leibliche Wohl, erläuterten den Gutsbetrieb und unterhielten uns mit Geschichten und Liedern. Ein bislang unbekanntes Kapitel der Bühler Stadtgeschichte schlug Günther Mohr in seinem Vortrag am 12. Oktober im Stadtgeschichtlichen Institut über die jüdische Schule in Bühl auf.



*Burg Alt-Windeck/Bühl. Topografische Bestandsaufnahme 1 : 500. März 1999.
R. Buchholz*

Eine kleine Gruppe von Burgenfreunden und Mitgliedern des Historischen Vereins Bühl half im Frühjahr mit bei einer neuen Vermessung von Burg Altwindeck unter Leitung von R. Buchholz

Suso Gartner

Ettenheim

Aus Anlaß des 100. Todestages von Johann Baptist von Weiß (17. Juli 1820 Ettenheim – 8. März 1899 Graz) fand am 7. März 1999 im Bürger-saal in Ettenheim eine Feierstunde statt, zu der Bürgermeister Bruno Metz den amerikanischen Enkel des Historikers, John Frederick von Weiss, und dessen Ettenheimer Verwandten eingeladen hatte. Bernhard Uttenweiler würdigte in einem Vortrag Leben und Werk des berühmtesten Sohnes der Stadt. Der Vortrag wurde in der *Ortenau* 1999 und eine farbige Reproduktion des Adelswappens von J. B. von Weiß im *Geroldsecker Land* 42 (2000) veröffentlicht.

Im Oktober 1999 führte der *Arbeitskreis Kultur* der Stadt Ettenheim erneut den *Ettenheimer Kulturherbst* durch, der sich dieses Mal mit dem Dreißigjährigen Krieg in der südlichen Ortenau und im nördlichen Breisgau befaßte und im Wesentlichen von Mitgliedern des Historischen Vereins gestaltet wurde.

Den Mittelpunkt dieser Veranstaltungen bildete eine beeindruckende Ausstellung (8.–22. 10. 1999), in der ausgehend vom mittelalterlichen Ettenheim über den Krieg und die völlige Zerstörung der Stadt im Jahre 1637 bis zum Aufbau des barocken Städtchens nach dem Westfälischen Frieden ein weiter Bogen geschlagen wurde. Die Themen waren nicht nur die Not und das Elend der Bevölkerung, was an Hand von Kupferstichen von Jacques Callot und erschütternden Dokumenten aus lokalen Archiven aufgezeigt wurde, sondern auch die barocke Dichtung Grimmelshausens und Moscheroschs und die Vergänglichkeitssymbolik in Kunst und Literatur des 17. Jahrhunderts.

Unterstützung und zahlreiche interessante Exponate erhielten wir von Museen und privaten Sammlern, die Rüstungen, Schwerter, Hellebarden, Musketen, Kugeln, eine Kanone und vieles andere für die Ausstellung zur Verfügung stellten. Dafür Dank an folgende Leihgeber: Wehrgeschichtliches Museum Rastatt, Jürgen H. Koch (Kenzingen), Grimmelshausen-Museum Oberkirch, Heimatmuseum Zell a.H., Zinnfigurenkabinett Freiburg, Erich Graf (Oberkirch), Gerhard Fleming (Hecklingen), Klaus Bosch (Ringsheim), Dr. Helmut Eisenlohr, Dr. Reinhard Jäger, Arnold Beha, Helmut Ridder, Dr. Werner Krieger, Anno Sieberts (Ettenheim), F. Zeller (Wittenweiler), Josef Naudascher (Mahlberg) und Jochen Kern (Seelbach). Außerdem fertigte Kunstmaler Kurt Bildstein eigens für diese Ausstellung Reproduktionszeichnungen der mittelalterlichen Stadt vor und nach der Zerstörung an.

Am Aufbau der Ausstellung hatten maßgeblich Anteil: Ilse Kern, Dr. Karl-Heinz Debacher, Thomas Dees, Dr. Helmut Eisenlohr, Christoph Heizmann, Franz-Josef Henninger, Dr. Reinhard Jäger, Karl-Heinz Kuhner, Helmut Ridder, Ulrich Rospleszcz, Wolfgang Schwab, Dieter Weis, Karl

Stiegeler, ferner Martin Bildstein, Dr. Hans Bölle, Karl Dees, Franz Gruninger, Franz-Josef Helle, Ursula Schaub und Sigmar Schuler. Die Gesamtplanung lag in den Händen von Bernhard Uttenweiler.

Die Ausstellung wurde von Bürgermeister Bruno Metz in Anwesenheit von Herrn Dr. Kauß, dem Präsidenten des Historischen Vereins für Mittelbaden eröffnet, dabei wirkten der Fanfarenclub Rust und die Böllergruppe Altdorf mit ihren Vorderladern mit.

Ergänzend zur Ausstellung gab der Historische Verein einen Nachdruck der beiden Aufsätze „Die Schlacht bei Ettenheim 1637 und die Vernichtung der Stadt“ und „Dr. Johannes Gremper aus Ettenheim – Ein engagierter Hexenverfolger im Bistum Konstanz“ von Hubert Kewitz heraus. Mit einem wiederum gelungenen Entwurf für den Umschlag dieser Broschüre stellte Fernand Louzy erneut sein graphisches Können und seine Bereitschaft zu ehrenamtlicher Mitarbeit unter Beweis.

Zahlreiche Veranstaltungen ergänzten die Ausstellung: Ein Zeitbild zur „Not und Elend im 17. Jahrhundert“ spielten die Musikgruppe „Vetterliswirtschaft“ und Dr. Karl-Heinz Debacher, Thomas Dees und Christoph Heizmann. Einen Vortrag mit Bildern unter dem Titel „Der Dreißigjährige Krieg und die Schlacht bei Wittenweier“ hielt Rektor Jürgen H. Schmitt, Ichenheim, im vollbesetzten Bürgersaal. Die *kleine bühne ettenheim* unter der Leitung von Wilfried Holzmann gestaltete einen Rezitationsabend mit Texten von Grimmelshausen (Simplicissimus), Moscherosch (Unter Räubern) und Gryphius (Lyrik). In einem ökumenischen Abendgottesdienst mit geistlicher Musik des frühen 17. Jahrhunderts sollte des Dreißigjährigen und jedes Krieges gedacht werden. Gestaltet wurde der Gottesdienst von den beiden Pfarrern Dr. Martin Mautner und Gebhard Ebner und den Ettenheimer Kirchen- und Schulchören. Den Abschluß der Veranstaltungen bildete eine Exkursion zur Burg Lichtneck bei Hecklingen, die im Dreißigjährigen Krieg und auch im Simplicissimus von Grimmelshausen eine Rolle spielte.

Weitere historisch interessante Veranstaltungen im Laufe des Jahres, die von anderen Organisationen durchgeführt wurden, sollen hier ebenfalls erwähnt werden.

Am 28. März 1999 wurde auf Betreiben von Dr. Karl-Heinz Debacher, Mitautor des Buches über das Schicksal der jüdischen Gemeinden, von Bürgermeister Günter Gorecky im Namen der Gemeinde Rust unter Verwendung der drei erhaltenen Torbogen der ehemaligen Synagoge eine würdige Gedenkstätte eingerichtet.

Am 4. Mai 1999 wurde in Kippenheim von Bürgermeister Willi Mathis das zweibändige „Memor-Buch – Der jüdische Friedhof in Schmieheim“ von Naftali Bar-Giora Bamberger der Öffentlichkeit übergeben. Es enthält auf insgesamt 1078 Seiten die textliche und fotografische Dokumentation dieses großen Verbandsfriedhofes. An der fotografischen Dokumentation der

etwa 2500 Grabsteine waren auch Bernhard Uttenweiler vom Historischen Verein Ettenheim mit Schülern der Heimschule St. Landolin und insbesondere Thomas Wernstedt vom Deutsch-Israelischen Arbeitskreis beteiligt.

Am 11. Juli 1999 konnte in einem Festgottesdienst mit Altarweihe der Abschluß der Innenrenovation der Wallfahrtskirche St. Landelin in Ettenheimmünster gefeiert werden.

Ebenfalls im Juli stellte der Reiff-Verlag Offenburg in Ettenheimmünster das Buch „Klosterkirche Ettenheimmünster – Zur Ausstattung der Kirche und dem Verbleib der Kircheneinrichtung“ von Dieter Weis vor.

Am 12. November fand die Gründungsversammlung des „Förderkreises Museum im Palais Rohan e.V.“ statt, zu der Bürgermeister Bruno Metz und Thomas Dees eingeladen hatten. Der Vorstand des neuen Vereins setzt sich weitgehend aus Mitgliedern des Historischen Vereins zusammen (Thomas Dees, Dr. Helmut Eisenlohr, Helmut Ridder, Petra Albert).

Die Stadt Ettenheim und die Volkshochschule unter der Leitung von Klaus Schade veranstalteten 1999 ein Stadtführer-Seminar, das sehr gut frequentiert wurde.

Der *Förderverein Ehemalige Synagoge Kippenheim* organisierte im Oktober 1999 unter dem Thema „Spuren jüdischen Lebens in Kippenheim“ eine Ausstellung in der Synagoge.

In der ehemaligen Synagoge in Altdorf, in der sich jetzt das Atelier des Künstlerehepaars Isolde Wawrin und Yoshiyuki Kakedo befindet, wurden Teile der ursprünglichen Bemalung entdeckt und freigelegt. In diesen Räumlichkeiten fand auch im November 1999 eine Feierstunde aus Anlaß des 25jährigen Bestehens des Deutsch-Israelischen Arbeitskreises statt.

Vom 28. 10. bis 03. 12. 1999 fand im Staatsarchiv Freiburg eine Ausstellung von Archivalien zum Thema „Die Freiherren Boecklin von Boecklinsau – 700 Jahre Herrschafts- und Familiengeschichte“ statt. Bei der Eröffnung hielt Dietrich Freiherr von Boecklin einen Vortrag zur Boecklinschen Familiengeschichte.

Auch 1999 sind wieder erfreulich viele und bedeutsame heimatgeschichtliche Veröffentlichungen erschienen: Dazu zählen insbesondere das Buch von Dieter Weis über die Klosterkirche Ettenheimmünster (Reiff-Verlag Offenburg) und seine Aufsätze im Ettenheimer Stadtanzeiger „Zur Geschichte der Ettenheimer Belzmühle“ (Juni/Juli 1999) und „Über die Ettenheimer Fronleichnamsprozession vom Jahre 1853 (im Stadtanzeiger vom 12. 06. 1998). Im Geroldsecker Land 42 (2000) veröffentlichte Günter Boll die neuesten Erkenntnisse zur erstmaligen Bestattung auf dem jüdischen Friedhof in Schmieheim, Jürgen Stude schrieb über die Gedenktafel in der Synagoge in Kippenheim, Uwe Schellinger stellte Albert Weill aus Kippenheim, den Vater von Kurt Weil, vor, Karl-Heinz Debacher berichtete über die ehemalige Synagoge in Rust und die neue Gedenkstätte. Dietrich Frhr. von Boecklin befaßte sich unter dem Titel „Kaiserliche Abend-

sonne über Rust“ mit dem dortigen Marktrecht und Bernhard Uttenweiler mit Johann Baptist von Weiß. In der Zeitschrift „Schau-ins-Land“ 118 (1999) stellte Ursula Huggle die Revolutionswirren in Kippenheim dar. Uwe Schellinger schließlich brachte im Haigerlocher Verlag Medien und Dialog einen kleinen Führer zum jüdischen Kippenheim heraus. Das oben erwähnte „Memor-Buch – Der jüdische Friedhof in Schmieheim“ von Naftali Bar-Giora Bamberger ist über die Gemeindeverwaltung Kippenheim zu beziehen.

Bernhard Uttenweiler

Gengenbach

Das erste Ereignis im Jahresprogramm war der Besuch der Ausstellung „Die frühen Alemannen im Bellenwald“ im Rathaus von Berghaupten, in der die Funde und Ergebnisse der archäologischen Ausgrabungen, die 1994/95 stattfanden, zu sehen waren.

Es scheint jetzt gesichert zu sein, daß es sich bei der Höhensiedlung auf dem Gaißkopf aus dem 4./5. Jh. eher um ein selbstversorgendes Militärlager als um einen Herren- oder Fürstensitz, wie etwa den Zähringer Burgberg, handelt. Die über tausend Fundstücke belegen das: Fragmente von Waffen und Kriegsausrüstungen sowie Waffengürtel, Gürtelbeschläge und Werkzeuge. Dagegen wurden kein Frauenschmuck, keine Glas- oder Keramikscherben gefunden. Da das Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Freiburg bisher nur 3% der vermuteten Siedlungsfläche erforscht hat, darf man auf weitere Ergebnisse gespannt sein, sofern Mittel für weitere Grabungen zur Verfügung stehen.

Der Gaißkopf liegt an strategisch wichtiger Position – Ausgang des Kinzigtals, Verbindung nach Osten – wie auch der nördlich gegenüberliegende Kügeleskopf, auf dem im Herbst eine archäologische Führung stattfand. Nach der 1996 erfolgten Vermessung dieses Geländes auf Ohlsbacher/Ortenberger Gemarkung läßt sich eine kleine, befestigte Wohnsiedlung mit drei umlaufenden Schutzwällen und drei noch gut sichtbaren Siedlungsterrassen auch aus dem 4./5. Jh. nachweisen. Eine Grabung ist hier nicht beabsichtigt. Es ist zu vermuten, daß beide Höhensiedlungen in enger Verbindung standen.

Im Juni ging die Gengenbacher Gruppe unter dem Thema „Die Römerstraße im Abschnitt Offenburg–Rottweil“ auf Exkursion. Die Spurensuche begann beim römischen Meilenstein in Offenburg, führte entlang der 73/74 unter Vespasian gebauten Straße, deren genauer Verlauf im Kinzigtal, – mal rechts, mal links des Flusses, meist auf leicht überhöhtem Gelände, aber auch über Bergvorsprünge – nicht genau gesichert ist, schwenkte ab Schenkenzell aus dem Tal nach Südosten und führte zunächst bis hinter

Rötenberg. Hier, am Brandsteig, überwandt die Verbindungsstraße den Schwarzwald in 670 m Höhe. Eine Relaisstation auf diesem höchsten Punkt ermöglichte Umspannen und Pferdewechsel. Neben gut erhaltenen Säulen – einige stehen neben der Kirche – wurden Hermes- und Tierfiguren sowie ein Weihstein für die gallorömische Göttin des Schwarzwaldes, Abnoba, gefunden; sie sind – zum Teil in Nachbildung – noch zu sehen. Die Römerstraße führte dann von Rötenberg auf noch heute vorhandener Trasse schnurgerade auf das Kastell und Kohortenlager Waldmössingen zu, das dem Schutz an diesem strategischen Punkt diente. Von dort weiter nach Rottweil, Knotenpunkt der römischen Straßenverbindungen: nach Tuttlingen zur oberen Donau; nach Sulz und Rottenburg zum mittleren Neckar; über Hüfingen und Windisch/Aaare in den Aargau. Rottweil erreichte unter Kaiser Domitian den Status einer römischen Stadt (Municipium Arae Flaviae), wurde Zentrum der besetzten rechtsrheinischen Gebiete und gilt deshalb als älteste Stadt in BW. Führung um das Römerbad auf dem Nikolausfeld, durch das Dominikanermuseum, zum Sol- und Orpheusmosaik, länger verweilend im römischen Teil, eiliger durch die Sammlung Dusch, eine bedeutende Sammlung oberschwäbischer Holzskulpturen von 1300 bis 1500. Zu mehr reichte die Zeit nicht – aber wir werden wieder hinfahren.

Im Juli fand in der Gengenbacher Sparkasse eine Ausstellung „Historische Bausubstanz – Stadtspiegel Gengenbach – Obernai“, zusammengestellt von R. Schuppler, Restaurator im Handwerk und Dozent an der Bad. Maler- und Lackiererfachschole, statt. Die umfangreiche Bilderschau mit erläuternden Texten zeigte die bauhistorischen Parallelen zwischen Gengenbach und Obernai anhand der alten, restaurierten Substanz, d.h. der denkmalgeschützten Marktplätze, Türme, Brunnen, Rathäuser, Gassen usw., mitunter auch in Kontrast zu modernen Ideen und Bauwerken. Gleichzeitig demonstrierte die Ausstellung eindrucksvoll Leistung und Können heimischer Handwerker, auch an Exponaten des Mutterhauses der Franziskanerinnen. Was nützen die Intentionen der Kunsthistoriker, wenn sie niemand in die Praxis umzusetzen vermag. In diesem Zusammenhang wurde die Restaurierung und der Umbau des 1743 von Abt Rischer erbauten Klosterhofes auf dem Abtsberg als jüngstes Beispiel besonders hervorgehoben.

Der Prälatenturm in der Stadtmauer ist seit langem ein Sorgenkind der Gengenbacher. Ursprünglich als Wehrturm zusammen mit der Mauer um 1384 gebaut, wurde er von Abt Rischer Mitte des 18. Jh. als Gartenhaus ausgebaut. Die Innenräume, zur Andacht und zu astrologischen Beobachtungen bestimmt, stellen etwas Besonderes dar: Das Erdgeschoß mit der Flußsteingrotte und dem Auge Gottes an der Decke, die beiden hellen Obergeschosse mit Bildern und Fresken geschmückt, die allerdings zum Teil nicht mehr zu retten sind, der dekorative Balkon mit dem schönen Geländer und dem Monogramm des Abtes. Seit 1994 laufen die Bemühun-

gen, verknüpft mit den Namen Julius Roschach und Stadtpfarrer Udo Hildenbrand, den Turm zu sanieren. Heute sind zwar 200 000 DM verbaut, es fehlen aber noch 150 000 DM. Dank des Beharrungsvermögens der Bürgerlichen Fördergemeinschaft und der Pfarrgemeinde St. Marien, die den Historischen Verein und viele andere in das Projekt einbanden, konnte der Turm im August 99 zum großen Sommerfest im Pfarrgarten geöffnet werden. Weitere Besucherscharen kamen am „Tag des offenen Denkmals“ und anlässlich der Jahresversammlung des Hist. Vereins am 17. Oktober. Neben dem Turm war es auch die restaurierte nördliche Stadtmauer, die das Interesse anzog. Über hundert Jahre altes, astdickes Efeu hatte die Mauer durchdrungen und große Teile abgesprengt. Wie durch ein Korsett wurden die äußeren Steinschichten durch den Bewuchs noch zusammengehalten. Jetzt präsentiert sich auch die Stadtmauer wehrhaft und wuchtig, aber auch ein wenig nackt und bloß.

Anlässlich des 600. Todestages von Lambert von Brunn traf sich die Gengenbacher Gruppe zu einem kleinen Kolloquium, auf dem kirchenhistorisch versierte Mitglieder über Leben und Wirken dieses herausragenden Kirchenmannes des ausgehenden Mittelalters referierten. Geboren zwischen 1325 und 1328 in Niederbronn im Elsaß, wirkte er von 1356–1374 in Gengenbach als der wohl bedeutendste Abt des Klosters, bevor er für kurze Zeit Bischof in Speyer und Straßburg wurde. Seine große Karriere begann 1374, als er vom Kaiser zum Bischof von Bamberg ernannt wurde; dieses Amt übte er 25 Jahre aus und starb 1399 „inmitten eines irrsinnigen Vermögens“ (so ein Zeitzeuge) auf seinem Residenzschloß in Forchheim. Lambert von Brunn gilt als Kirchnerneuerer, vor allem aber als bedeutender Politiker, geschickter Diplomat, erfahrener Verwaltungs- und Finanzmann; er war ein enger Vertrauter und Berater Kaiser Karls IV am Prager Hof, für kurze Zeit (1384) sogar Reichskanzler unter König Wenzel. Er blieb Gengenbach verbunden, da der Bischof von Bamberg seit 1007 Lehnsherr des Klosters war.

Über 500 Jahre Gengenbacher Fasend schrieb Hertha Schlegel einen historischen Beitrag.

Der mit 300 Arten bestückte Kräuter-, Rosen- und Irisgarten auf dem Klostergelände war am „Tag der offenen Gartentür“ wieder Ziel vieler Blumenfreunde, die auch Gelegenheit hatten, mit Eugen Lang über historische Klostersgärten und alte Rosensorten zu fachsimpeln.

Der Orkan am 2. Weihnachtstag hat den Löwenbergschen Park schwer getroffen; hundertjährige Bäume stürzten um. Wie durch ein Wunder blieben die Pavillons und Rokokofiguren verschont. Auch einige Solitäre im Stadtbild haben der Naturgewalt nicht standhalten können, darunter die herrliche Nordmannstanne vor dem Barockportal des Spitals in der Leutkirchstraße.

Hans-Jochen Schuck

Haslach i. K.

18. 10. 1999: Lichtbildervortrag von Klaus Kaufmann (Haslach) über „Scharfrichter und Abdecker – Unehrlliche Berufe. – Ein Leben am Rande der Gesellschaft“
22. 11. 1999: Lichtbildervortrag von Manfred Hildenbrand (Hofstetten) über „80 Jahre danach – Die Revolution 1918/19 in Haslach i. K.“
24. 01. 2000: Lichtbildervortrag von Prof. Dr. Rolf Pfefferle (Wolfach) über „Spuren der römischen Kinzigstraße“
27. 03. 2000: Hauptversammlung der Mitgliedergruppe Haslach mit Lichtbildervortrag von Manfred Hildenbrand über „Juden in Haslach – Vom Mittelalter bis zur NS-Gewaltherrschaft“

Manfred Hildenbrand

Hausach

Am Abend des Neujahrstages wünschte der Historische Verein traditionsgemäß mit einer Neujahrsserenade allen Hausacher Bürgern Glück und Gottes Segen.

Der Rundgang durch die Gassen der Altstadt bei Fackelschein erfreute sich großer Beliebtheit bei der Bevölkerung, zumal die farbenfrohen Trachten der Burgfrauen und der Burgwache der Serenade den würdigen äußeren Rahmen verleihen. Mit der Geste der gemeinsamen Feier erinnerte der Vereinsvorsitzende Bernd Schmid thematisch daran, daß Zukunft ohne das Bewußtsein um die gemeinsame Herkunft nicht denkbar ist.

Zur Sonnwendfeier entzündeten die Mitglieder der Vereinigung nach altem Volksbrauch das Johannisfeuer, das die Rentnerriege nach gemeinsamer „Waldputzede“ unter Anleitung von Heinrich Ecker aufgebaut hatte.

An drei Wochenenden beteiligten sich über hundert Helfer unter der Gesamtorganisation des Historischen Vereins und des Schwarzwaldvereins an der großen Schloßbergaktion. Erneuert wurde der nördliche Zugang zum Schloßberg. Die schweren Steinstufen wurden aber auch im Ost- und Nordbereich der Burganlage neu gesetzt.

Westlich der Burg wurde ein Festgelände nivelliert und eine Quelle erschlossen, die nun den gemeinsam gestifteten Brunnen ganzjährig mit Trinkwasser versorgt.

Bei der Einweihung der Anlage wurde vor allem dem Künstler Dimitri Petrow gedankt. Ohne die spontane Hilfe beim Transport der tonnenschweren Steine durch das Ehepaar Kienzler wäre das Projekt in schwierigem Gelände an der Technik gescheitert.

Ziel der Aktion war auch das Einbinden der Zugangsbeschilderung in ein Gesamtkonzept mit dem neuen städtischen Logo. Dieses Vorhaben wird nach Abstimmung mit den städtischen Gremien noch ergänzt werden.

Nach vielen Jahren ist nun auch der Schloßbergturm immer am ersten Sonntag der Monate Mai bis Oktober geöffnet. Der stellvertretende Vorsitzende des Vereins Klaus Lehmann bietet an diesen Wochenenden hoch über der Stadt auf dem Schloßturm seinen mit viel Humor gewürzten Vortrag zur Geschichte der Stadtentwicklung.

Die Satzung der Mitgliedergruppe Hausach wurde am 21. Juni 1999 in das Vereinsregister unter der Bezeichnung VR 529 eingetragen. Somit hat die seit 1965 von seinem langjährigen bisherigen Vorsitzenden Kurt Klein geführte Ortsgruppe nun auch ihre amtliche Spur hinterlassen. Möge die in ihrer Struktur deutlich alternde Mitgliedergruppe nun auch wieder mit frischem, vor allem jungen, ortsgeschichtlich aufgeschlossenem Blut erneuert werden.

Zwei Vorträge zur Historie der Raumschaft und zur Ortsgeschichte bereicherten das Vereinsjahr:

Der Vorsitzende unseres benachbarten Vereins Manfred Hildenbrand begeisterte mit seinem Lichtbildervortrag zur Badischen Revolution in Hausach und im Kinzigtal eine überraschend zahlreiche Zuhörerschaft.

Über 50 Hausacher folgten auch der Einladung zum Vortrag von Klaus Kaufmann über das Gerichtswesen im ausgehenden Mittelalter und der beginnenden Neuzeit.

Er skizzierte mit interessantem Bildmaterial und Dokumenten das Leben der Scharfrichter, das sich immer am Rande der jeweiligen Gesellschaft abspielte. So berichtete er, der selbst Nachkomme der Großfamilie auch der Hausacher Linie der Scharfrichter ist, besonders detailliert über das Scharfrichtergeschlecht der Familie Seidel.

Gekonnt und wohl einzigartig stellte Helmut Spinner eine weitere Sonderausstellung im Ortsmuseum zusammen. Unter dem Motto „Hundert Jahre vor der Jahrtausendwende“ stellte der Vorsitzende des Museumskreises alte Katasterpläne zur Ausdehnung und Entwicklung der Stadt vor. Besonders thematisiert wurden die politischen Strukturen zur Jahrhundertwende, die Entwicklung der Eisenbahn, der Schulen, des Gewerbes und der Landwirtschaft.

Schließlich organisierten der Historische- und der Schwarzwaldverein eine gemeinsame Reise nach Speyer. Schwerpunkte der Besichtigung waren der Dom und das Judenbad. Über beide Bauwerke wurde vor Ort fachkundig referiert.

Bernhard Schmid

Hohberg

Das Jahr 1999 war überschattet durch den Tod unseres Ehrenmitglieds, Geistlicher Rat Dr. Josef Bayer. Durch viele Vorträge und Veröffentlichungen über Themen unserer nächsten Umgebung und Geschichte wird er uns in steter Erinnerung sein. Dr. Kauß hat ihm in der „Ortenau 1999“ einen ausführlichen Nachruf gewidmet.

Viele Aktivitäten zeichnen dieses Berichtsjahr wieder aus.

Mehrere Zusammenkünfte der Arbeitsgruppe zum geplanten Buch „Die Diersburger Juden“ waren notwendig. Umfangreiche Recherchen verzögerten den geplanten Erscheinungstermin. Dieser wurde nun verbindlich auf den Oktober 2000 (Vertreibung der Juden nach Gurs) festgelegt.

In zwei sehr gut besuchten Vorträgen wurden Themen aus diesem Buch behandelt.

Die Arbeitsgruppe Museum hat in Eigenarbeit das Dachgeschoß des Hohberger Heimatmuseums ausgebaut und dadurch die Möglichkeit einer Ausweitung der Ausstellungen geschaffen.

An sechs Sonntagen hatten wir von 14.00 bis 18.00 Uhr das Museum geöffnet. Besucht wurde es auch von einigen Schulklassen.

Der Verein beteiligte sich auch in diesem Berichtsjahr an dem „Hohberger Ferienprogramm“. Wir hoffen und würden uns wünschen, daß wir vielleicht hierdurch bei einigen Jugendlichen das Interesse an ihrer Heimat wecken können.

Januar: Die Beteiligung an unserer Jahreshauptversammlung, zu welcher wir auch wieder unseren Präsidenten Dr. Dieter Kauß begrüßen durften, war wieder sehr rege. Sie fand nun schon traditionsgemäß in der Probierstube des Weingutes Roeder von Diersburg statt.

Februar: Vortrag: Die Diersburger Juden; Referent: Jürgen Stude

März: Vortrag: Der jüdische Friedhof Diersburg; Referentin: Gisela Stoffel

April: Dia-Vortrag: Thüringen (Eine Vorschau auf die geplanten vier Tagesfahrten). Referenten: Helmut Dorgathen / Siegfried Stähle

Mai: Studienreise Thüringen:

Wir besuchten die Stadt Eisenach mit Stadtführung und Besichtigung der Wartburg, Gotha mit Schloß Friedenstein, Schmalkalden mit Schloß Wilhelmsburg, Erfurt, Weimar, Paulinzella, Coburg.

Oktober: Eine sehr interessante Tagesfahrt mit Helmut Schneider, Kehl/Kork. Besuch des Heimatmuseums Kehl/Kork und ausführlicher Besichtigung von Stadt und Münster Straßburg.

November: Besichtigung Schloß Ortenberg unter Führung von Herrn Friedrich Stigler.

Helmut Dorgathen

Hornberg-Triberg

Auf ein an Veranstaltungen reiches Jahr 1999 dürfen sowohl der Historische Verein Hornberg e.V. als auch der Förderverein Stadtmuseum Hornberg/Verein für Heimatgeschichte e.V. zurückblicken.

Die Reihe der Veranstaltungen des Historischen Vereins begann mit dem Besuch des Neujahrsempfangs der Landesregierung in Stuttgart am 8. Januar, als eine Abordnung des Vereins Ministerpräsident Erwin Teufel ihre Aufwartung machte, wobei die mitgebrachte Kanone auf ihre Weise die ausgesprochenen Glückwünsche lautstark bekräftigte.

Auch beim Empfang der Landesvertretung von Baden-Württemberg in Bonn am 15. Juni waren die Hornberger durch Bürgermeister Thomas Schwertel und Nachtwächter Lauble vom „Hornberger Schießen“, alias Thomas Kempf, würdig repräsentiert.

Ein volles Programm, das alle Kräfte der Aktiven in Anspruch nahm, absolvierten die verschiedenen Theatergruppen des Vereins auf der Freilichtbühne im Storenwald:

7mal wurde Erwin Leisingers Heimatspiel „Das Hornberger Schießen“ gezeigt; rund 2200 Theaterfreunde gelangten in den Genuß dieser Ausführungen.

9mal war das Märchenspiel „Aufstand im Gemüsebeet“ von David Wood ein Augen- und Ohrenschauspiel für die 4400 meist jugendlichen Zuschauer, und

5mal hielten die Akteure des Kriminalstücks „Die Mausefalle“ von Agatha Christie die 1500 Besucher bis zur letzten Minute in Spannung.

Die Verantwortlichen des Vereins um den rührigen Vorsitzenden Wilhelm Brüstle konnten deshalb mit den Erfolgen des abgelaufenen Spieljahres vollauf zufrieden sein.

Überschattet wurde das Vereinsleben allerdings vom plötzlichen Tod des langjährigen Ehrenvorsitzenden Walter Aberle, der am 13. Juni im Alter von 78 Jahren verstorben war.

Seine Liebe zum Theaterspiel brachte ihn schon im Gründungsjahr 1955 zum Historischen Verein, in dem er sich im Laufe der Jahre große Verdienste erwarb. Er verkörperte 35 Jahre lang ohne Unterbrechung den Nachtwächter im historischen Heimatspiel; er gründete die Trachtengruppe und verhalf dadurch der Hornberger Tracht zu neuem Leben. Er bestritt in „seiner“ Zeit weit mehr als 500 Auftritte auf der Theaterbühne und bei Heimatabenden. Walter Aberle führte den Verein 34 Jahre lang, zunächst als Zweiter, dann als Erster Vorsitzender. 1993 wurde er auf Grund seiner überragenden Verdienste zum Ehrenvorsitzenden ernannt. Sein nimmermüder Einsatz brachte ihm auch zahlreiche überörtliche Ehrungen ein:

- durch den Verband der Freilichtbühnen Deutschlands,
- durch den Bund „Heimat und Volksleben“,



*Der im Sommer vergangenen Jahres verstorbene
Ehrenvorsitzende des Historischen
Vereins Hornberg, Bäckermeister Walter Aberle
Aufnahme: privat*

- durch das Land Baden-Württemberg und
- durch den Bundespräsidenten.

Der Mitgliedergruppe Hornberg-Triberg des Historischen Vereins für Mittelbaden hielt er von ihrer Gründung im Jahre 1974 an bis zuletzt die ungebrochene Treue.

Über eine Fülle von Aktivitäten kann auch der Förderverein Stadtmuseum Hornberg/Verein für Heimatgeschichte e.V. unter seinem unermüdlchen Vorsitzenden Wolfgang Neuß berichten.

Obwohl der Besuch des Stadtmuseums zu wünschen übrig ließ, waren die Verantwortlichen doch stets bemüht, für noch mehr Attraktivität dieser Einrichtung zu sorgen. Sie versprechen sich für die Zukunft einen merklichen „Schub nach vorn“ durch die Angliederung weiterer Räume im laufenden Jahr.

Die Hauptarbeit des Vereins bestand auch im Jahr 1999 in der Betreuung des Museums. Hinzu kamen in kurzweiligem Wechsel die monatlichen Heimattreffs, die vor allem dem zwanglosen Austausch heimatgeschichtlicher Erkenntnisse und der Geselligkeit dienen.

In gleicher Weise galt die Mitwirkung in verschiedenen Fachgruppen des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. als bestimmendes Merkmal der Jahresarbeit.

26. März: Bei der Jahresversammlung zeigte Peter Reeb Dias von den Partnerschaftsfeierlichkeiten der Städte Hornberg und Bischwiller/Elsaß; hier hatte sich der Verein maßgeblich beteiligt.

14. Mai: Eröffnung einer Ausstellung mit Bildern aus Hornbergs jüngster Vergangenheit im Foyer des Rathauses anlässlich der Feierlichkeiten zum 50jährigen Jubiläum der Wiederverleihung der Stadtrechte.

19. Juli: Carsten Kohlman hielt einen Dia-Vortrag im „Adler“ zum Thema „Das württembergische Amt Hornberg“ mit besonderer Berücksichtigung des Dreißigjährigen Krieges.

24. Juli: Gerhard Aberle führte eine Gruppe von Heimatfreunden auf die Spuren der Megalith-Kultur im Karlstein-Gebeit.

Juli: Der Verein beteiligte sich mit einer Auswahl von Hornberger Steingutgeschirr an der Ausstellung „Keramik aus dem Schwarzwald“ in Rheinzabern.

August: Erscheinungstermin von Alfons Stadtlers Geschichtswerk „Hornberg im 19. und 20. Jahrhundert.“

19. Sept.: Höhepunkt des Vereinsjahres war zweifellos der Jahresausflug zum Europäischen Kulturpark Bliesbruck und Rheinheim im saarländisch-lothringischen Grenzgebiet.

Was da an geschichtlichen Zeugnissen aus der Kelten- und Römerzeit „geboten“ wurde, übertraf bei weitem die Erwartungen der Besucher: angefangen beim reich ausgestatteten Grab einer keltischen Fürstin aus der Zeit um 400 v. Chr., über den „Vicus“ einer gallo-römischen Stadt mit ihren Reihenhäusern, Werkstätten und Feuerstellen, bis zu den gut erhaltenen römischen Badeanlagen, den Thermen.

Im elsässischen Brumath konnten die Fahrteilnehmer einen Waldgrenzstein aus dem Jahre 1613 besichtigen, als Philipp von Hornberg dort Amtmann gewesen war. Ein weiterer Besuch galt dem Renaissance-Schloß, dessen Saal heute als Kirchenraum dient.

Schließlich führte die Reise in das benachbarte Bischwiller, Hornbergs Partnerstadt, wo die Besucher aus dem Schwarzwald außerordentlich herzlich von Bürgermeister Jean-Luc Hirtler, Professor Charles Weick und Museumsdirektor Christian Gunther empfangen wurden. Dort war auch Gelegenheit geboten, die alte evangelische Kirche zu besichtigen, französische Kompositionen auf der Silbermann-Orgel zu hören und den Tag bei einheimischen Spezialitäten in froher Geselligkeit ausklingen zu lassen.

Adolf Heß

Kehl

Zum Zeitpunkt der satzungsgemäß durchgeführten Jahresversammlung der Mitgliedergruppe Kehl-Hanauerland am 10. März 1999 betrug die Mitgliederzahl einschließlich korporativer Mitglieder 385 – gegenüber dem Vorjahr ein Zuwachs von mehr als 7%.

Die Vortragsreihe aus dem Themenkreis „Straßburger Münster“ wurde mit folgenden Referaten fortgesetzt:

- am 21. 1. 1999 von Professor Dr. Marc Lienhard, Strasbourg, über „Die erste Pfarrfrau am Münster: Katharina Zell (1497–1562)“,

- am 3. 3. 1999 von Frau Sabine Bengel, Kehl und Berlin, über „Das Straßburger Münster der Romanik“,
- am 10. 3. 1999 von Studienrat Hans Jörg Mußler, Ortenberg, über „Die Geburt der Gotik – Abt Suger in St. Denis, Paris“,
- am 14. 4. 1999 von H. B. van der Bossche, Lüttich, über „Der Skulpturenschmuck der Westfassade des Straßburger Münsters – ein Vergleich“,
- am 9. 6. 1999 von H. Wolfdietrich Elbert, Europarat Straßburg, über „Echt oder kopiert? Zur Botschaft des Straßburger Münsters als Denkmal“,
- am 23. 6. 1999 von H. M. Gabriel Andres, Strasbourg, über „Erwin von Steinbach – Entstehung und Wirkung eines Mythos über den Dombaumeister zu Straßburg“,
- am 18. 11. 1999 von M. Jean-Richard Haeusser, Dombaumeister zu Strasbourg, über „Die Fundamente des Straßburger Münsters“.

Des weiteren wurde über folgende Themen referiert:

- am 16. 9. 1999 von Prof. Raymond Matzen, Strasbourg, über „Goethes Freundeskreis in Straßburg“ und
- am 13. 10. 1999 von Studienrat H. J. Mußler, Ortenberg, über „Goethe als Naturforscher – Die Aktualität seiner Farbenlehre“, beide Referate im Hinblick auf das Goethe-Gedenkjahr
- am 30. 12. 1999 von Prof. Dr. Rolf Kruse über „Das Reich vor tausend Jahren – Adelheid – Kaiserin und Heilige“, anlässlich der 1000jährigen Wiederkehr ihres Todes Dezember 999 im benachbarten elsässischen Kloster Seltz.

In Zusammenarbeit mit dem Städtischen Kulturamt Kehl wurde am 24. 9. 1999 im Rahmen einer festlichen Veranstaltung der Verleihung der Stadtrechte an Kehl vor 225 Jahren mit folgenden Referaten gedacht:

- Prof. Dr. R. Kruse, Kehl: „Kleine Geschichte der Kehler Stadtwappen“,
- Dr. Johannes Guth, Karlsruhe: „Die Oberrheinlande im 18. Jahrhundert“,
- Herr Hartmut Strüwe, Karlsruhe: „Festung, Stadt und Dorf Kehl 1771 bis 1815 – Aufstieg, Blütezeit und Untergang“,
- Oberbürgermeister Dr. Günther Petry: „Kehl – Junge Stadt mit Zukunft“.

Folgende Studienfahrten wurde unternommen:

- am 13. 3. 1999 in die Kunsthalle nach Tübingen zur Ausstellung „Der blaue Reiter und seine Künstler“ und nach Rottenburg ins Diözesan-Museum,
- am 24. 4. 1999 nach Rastatt zu Stätten der badischen Revolution und ins „Freiheitsmuseum“,

- am 23.–29. 5. 1999 ging die Studienfahrt Ile de France mit Paris und nach Reims,
- vom 8.–11. 7. 1999 nach Antwerpen,
- nach Straßburg am 7. 10. 1999 in das Europaparlament und den Europarat und
- am 6. 11. 1999 zur Astronomischen Münsteruhr und in den Uhrensaal des Rohan-Schloß-Museums,
- vom 22.–24. 10. 1999 nach Lothringen mit Nancy und Luneville,
- am 4. 12. 1999 nach Freiburg zur Landesausstellung „Vorderösterreich“ und nach Krozingen ins Schloßmuseum für Historische Tasteninstrumente mit Konzert.

Rolf Kruse

Lahr-Friesenheim

Aktive Denkmalpflege wurde von der Mitgliedergruppe geleistet. Der Rebmesserstein, ein historischer Grenzstein auf der Gemarkungsgrenze Friesenheim-Gengenbach, war verschwunden und wurde erneuert. Seit dem 20. Mai 1999 ziert der neue Grenzstein, der künstlerisch gestaltet wurde und ein Gewicht von 1,5 t hat, seinen Standort. Die Überraschung bei der Aufstellung war groß, der gestohlen geglaubte Grenzstein wurde bei den Vermessungsarbeiten wiederentdeckt. Der Rebmesserstein war durch Erosionen zugedeckt und kam bei den Setzarbeiten durch das Vermessungsamt zum Vorschein. Der Originalgrenzstein ist heute unter der Erde vorhanden, der neue Grenzstein ziert und markiert als Beistein den Standort des Rebmessersteines.

Beim Tag des offenen Denkmals am 12. September 1999 konnte die Leutkirche im Friesenheimer Ortsteil Oberschopfheim besichtigt werden. Die kleine Feldkirche aus dem 12. Jahrhundert war das Ziel vieler hundert Besucher. Bestaunt wurden die mittelalterlichen Fresken im Chor, mit den 12 Abbildungen der 12 Apostel und der klugen und törichten Jungfrauen.

Die Mitgliedergruppe Lahr-Friesenheim zählt derzeit 108 Mitglieder.

Ekkehard Klem

Meißenheim

Jahresbericht 1999

Februar: Theaterabend. Besuch der Alemannischen Bühne Freiburg. Aufgeführt wurde die Kriminalkomödie „d 'Mathilde un de Kommisar“. Mai: Halbtagesfahrt. Frühlingsfahrt durch den Schwarzwald. Besuch des Tierparks in Waldkirch. Abschluß in Seelbach. Juni: Volksschauspiele Ötigheim. Geboten wurde „My Fair Lady“. Abschluß in Bühl-Rittersbach. Sep-

tember: Halbtagesfahrt. Elsaß im Herbst. Le plus ancien pèlerinage en Alsace: Notre Dame du Chêne a Plobsheim. – Metz, Jesuitenkirche in Molsheim – Wasserschloß in Osthause. Abschluß in Obenheim.

Karl Schmid

Neuried

Tätigkeitsbericht Altenheim

Seit März 1999 ist im Museum eine Sonderausstellung zu historischen Postkarten unter dem Titel „Richt aus die besten Grüss von mir“ zu sehen. Zusammengetragen wurde diese Sammlung von Mitgliedern des Arbeitskreises und dem Ehrenvorstand Herrn Werner Kopf. Zu sehen sind historische Postkarten aus Altenheim und der näheren und weiteren Umgebung. Weiter sind alte Poesiealben mit Rosenbildchen, Postkartenalben und alte Kameras zu bewundern.

Der Arbeitskreis Altenheim beteiligte sich am 21. März mit einer historischen Ecke an der Gewerbeschau des Handwerkervereins Altenheim in der Mehrzweckhalle. Gezeigt wurden die alte Truhe der Handwerkerzunft, die Zunfttafel, verschiedene alte Handwerksgeräte, Meisterstücke und alte Zeugnisse. Daneben half man dem Verein bei der Organisation von schriftlichen Dokumenten aus dem Generallandesarchiv in Karlsruhe.

Am 8. Mai führte die Mitgliedergruppe Neuried eine Halbtagesexkursion in die ehemalige Freie Reichsstadt Gengenbach durch. Als erstes wurde die Paramentenstickerei des Klosters Gengenbach besichtigt. Die fachkundigen Klosterfrauen stellten neben ihren handgefertigten kostbaren liturgischen Gewändern auch die zeitintensiven Arbeitsweisen vor.

Der zweite Teil der Exkursion wurde durch einen historischen Stadtrundgang bestimmt. Die Besonderheiten des mittelalterlichen Stadtkerns erklärte Herr Bodem, ein Fachmann, vom Heimatverein.

Den Nachmittag ließ man im Martinsteinhüsli in Reichenbach ausklingen.

Am 18. Juli beteiligte sich die Trachtengruppe am Festumzug des Musikvereins Altenheim, anlässlich dessen 75jährigem Vereinsjubiläums.

Der Arbeitskreis stellte für dieses Fest Bilddokumente und einen Bericht von Albert Adam über die Musikgruppe der Musikfreunde zur Verfügung.

Die Trachtengruppe nahm am 25. Juli am Kreistrachtenfest in Haslach teil. Im Anschluß daran traf sich die Gruppe im Arbeitsraum des Museums zu einem Vesper.

Mitwirkung der Trachtengruppe beim Zuckerfest in Erstein (Elsaß) am 29. Juli

Am 19. September fuhr die Trachtengruppe zum Winzerfest nach Auggen, um dort am traditionellen Umzug teilzunehmen.

Am 26. September wurde die Fahne der Trachtengruppe in einem Gottesdienst geweiht. An der Fahnenweihe nahmen verschiedene örtliche Vereine teil, sowie benachbarte und befreundete Trachtengruppen. Anschließend wurde der neu renovierte Arbeitsraum, der ehemalige Farrenstall der Gemeinde Altenheim, eingeweiht. Nach den offiziellen Ansprachen wurde den Gästen ein kleiner Imbiß geboten. Die musikalische Umrahmung übernahmen der Musikverein, der Gesangverein und Kirchenchor Altenheims.

Am 1. November fand das traditionelle Kameradschaftstreffen des Arbeitskreises „Museum“ statt.

Am 27. November beteiligte sich der Arbeitskreis Altenheim am Weihnachtsmarkt der Altenheimer Vereine. Die Vorbereitungen, wie Basteleien, liefen bereits im Spätsommer an.

Arbeitskreis Ichenheim

Am 6. März besuchten Mitglieder des Arbeitskreises Ichenheim die Versammlung der Fachgruppe Archäologie in Kork.

Teilnahme an der Frühjahrsversammlung des Historischen Vereins für Mittelbaden.

Die alljährliche Ausstellung in den Räumen der Volksbank Lahr, Zweigstelle Ichenheim, wurde am 16. April eröffnet. Das Thema lautete: „Die Post in Ichenheim“. Den einführenden Vortrag hielt Herr Jakob aus Freiburg. Der Sing- und Spielkreis Ichenheim umrahmte das Programm. Die Ausstellung war vom 19. April bis zum 7. Mai zu sehen. Gezeigt wurden Uniformen, altes Handwerkszeug, Dokumente und die Entwicklung der Briefmarken.

Am 13. Mai unternahm der Arbeitskreis Ichenheim eine Exkursion zur Burgruine Windstein und eine kleine Wanderung auf den Winterberg im Elsaß.

Das 10jährige Bestehen des Arbeitskreises Ichenheim wurde am 10. und 11. Juli gefeiert. Das Ereignis wurde am Samstag, 10. Juli, im Rahmen einer Abendveranstaltung im Schwanensaal in Ichenheim begangen. Nach Begrüßung und Ansprachen hielt Herr Jürgen Schmitt einen fesselnden Vortrag zum Thema „Großherzogin Stephanie – Napoleon und Baden“. Den zweiten Teil des Abends gestaltete der Sing- und Spielkreis. Er rief in fröhlicher und unterhaltsamer Form Erinnerungen aus 10 Jahren historischer Arbeitskreis Ichenheim wach. Das Programm wurde aus dem Querflöten-Trio Angelika Walter, Beate Weber und Marlene Biegert mit Werken von Mozart, James Hook und Nicolo Dôtel umrahmt.

Sonntags wurde zum Tag der offenen Tür in den Arbeitsräumen im alten katholischen Kindergarten eingeladen. Es konnten Ausschnitte aus den bisherigen Ausstellungen besichtigt werden. Für das leibliche Wohl der Besucher wurde gesorgt.

Am 29. August leitete Adolf Hermann eine „historische Radtour“ durch die Ichenheimer Gemarkung.

Eine Exkursion nach Wörth im Elsaß wurde am 18. Oktober durchgeführt. Der Arbeitskreis umwanderte die Schlachtfelder des 70er Krieges und besichtigte die Gefallenendenkmale. Nachmittags besichtigte die Gruppe das örtliche Museum. *Elvira Dilger, Michaela Karl*

Oberharmersbach 1999

Zum 19. Mal gab der Historische Verein Oberharmersbach den „Jahresrückblick“ heraus, der jeweils in der Jahreshauptversammlung im Januar jeden Jahres vorgestellt wird. Die Dokumentation mit einer Auflage von 400 Exemplaren erinnert auf 40 Seiten in Text und Bild an die wichtigen Ereignisse im Gemeinde- und Vereinsleben.

Zusammen mit dem Verlag Geisel Rach aus Simmersfeld wurde ein Kalender mit Bildern der vergangenen 50 Jahre für das Jahr 2000 herausgegeben. Rund 400 Exemplare wurden verkauft.

Zu Vereinsjubiläen (25 Jahre Tennisclub Oberharmersbach, 50 Jahre CDU, 100 Jahre Spar- und Unterstützungsverein) erarbeitete der Historische Verein jeweils eine Festschrift. Zusammen mit dem Vorsitzenden Franz Breig der Nachbarstadt Zell a.H. werden derzeit die rund 400 Grenzsteine der Gemarkung Oberharmersbach erfaßt und beschrieben.

Als künftige Projekte sind ebenfalls Vereinschroniken für den Schwarzwaldverein (75 Jahre im Jahre 2000) sowie für die Miliz- und Trachtenkapelle (150 Jahre im Jahre 2002) in Bearbeitung.

Für das 25jährige Jubiläum des Historischen Vereins im Jahre 2002 ist ein Bildband geplant, der die beiden Bände der Ortsgeschichte ergänzen bzw. abschließen soll. *Karl-August Lehmann*

Oberkirch

23. Januar Winterfahrt nach Heitersheim.
Frau Dr. Seitz, Uni Freiburg, führte uns durch die Ausgrabungsstätte einer schloßartigen „villa urbana“, deren Anfänge ins erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurückgehen. Nachmittags, nach einer kurzen Besichtigung der Klosterkirche Oberried bei Freiburg, hatten wir eine Führung im Museum für Stadtgeschichte in Freiburg.

17. Februar Aschermittwoch-Rätselfahrt.
Entlang der Badischen Weinstraße nach Sinzheim zur Kaffeepause. Von dort zum Rätselziel, die St. Nikolaus-Kapelle in Hausgereut. Besichtigung der Wandmalereien aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Auslosung des Gewinners im Gasthaus Hirsch in Kork.
14. März Besuch einer Aufführung des „Wiener Operetten-Theaters“ mit der Operette „Die Fledermaus“ im Rokokotheater des Schwetzingen Schlosses.
20. März Herr André Bechtold von der Uni Freiburg berichtete uns mit Lichtbildern über die Ausgrabung der ehemaligen Bergwerkstadt Münster im Münstertal in der Nähe des Klosters St. Trudpert.
7. April Besichtigung der Dental-Labors Bregler in Offenburg.
24. April Tagesfahrt nach Ottmarsheim.
Geführte Besichtigung der nach dem Brand renovierten Abteikirche. Nachmittags Stadtführung in Thann sowie Besichtigung des gotischen Theobaldus-Münsters.
5. Juni Besichtigung der Kartause Ittingen bei Frauenfeld.
Nachmittags Führung im ehemaligen Kloster Allerheiligen in Schaffhausen.
24. Juli Tagesfahrt nach Metz. Führung in der Kathedrale St. Etienne, nachmittags Stadtführung.
- 13.–18. Sept. 6-Tagesfahrt nach Brandenburg, Potsdam und Berlin.
13. 09. Anfahrt, nachmittags geführte Besichtigung des Domes in Naumburg. Weiterfahrt zum Standquartier in Falkenrehde.
14. 09. Stadtrundgang bzw. -fahrt mit Führung in Potsdam.
Nachmittags Führung in den Filmstudios Babelsberg.
15. 09. Führung im Schloß Charlottenburg, anschließend Stadtrundfahrt in Berlin.
Nachmittags vom Standort des Busses an der Museumsinsel Zeit zur freien Verfügung.
16. 09. Geführter Gang durch den Neuen Garten in Potsdam, Besichtigung des Schlosses Cecilienhof sowie des Marmor-Palais.
Gemeinsames Essen im Schloßhotel Cecilienhof. Nachmittags Besuch des Schlosses Klein Glienicke mit großem Park.
17. 09. Führung im Park von Sanssouci, Besichtigung des Schlosses Neue Kammern sowie des Schlosses Sanssouci.
Nachmittags Schlösserfahrt mit der „Weißen Flotte“ ab Potsdam auf dem Tiefen bzw. Jungfern See.
18. 09. Rückfahrt mit Aufenthalt in Magdeburg, Führung im Dom.

25. September Herr H. Kreißler führte uns in einem Videofilm nach Nordindien.
16. Oktober Tagesfahrt nach Senones an der Grenze Elsaß/Lothringen. Senones war die Residenz der Fürsten von Salm-Salm sowie der Ort einer im Jahre 640 gegründeten Benediktinerabtei, welche im 18. Jahrhundert ihre Glanzzeit hatte. Das Fürstentum Salm-Salm wurde erst 1793 an Frankreich angeschlossen.
Nachmittags Stadtführung in Rosheim mit Besichtigung der Kirche St. Peter und Paul aus dem 12. Jahrhundert.
20. November Videofilm über die Gewinnung und Verarbeitung von Bernstein. Welche Wege nahm das Bernsteinzimmer und welche Schwierigkeiten bereitete seine momentan noch laufende Rekonstruktion?
Videofilm über die Herstellung von Holzintarsien.
11. Dezember Jahresabschluß im Hotel Pflug.
Es wurden Dias und ein Videofilm über die 6-Tagesfahrt gezeigt. Sodann wurde das Programm für das Jahr 2000 vorgestellt.

Horst Schneider

Oberkirch-Gaisbach

01. 02. 1999 146. Grimmelshausen-Gesprächsrunde. Johannes Mühlau, Sasbach: „Nürnberg, der Druckort des Simplicissimus“
01. 03. 1999 147. Grimmelshausen-Gesprächsrunde:
Prof. Dr. Dieter Breuer, Aachen:
„Der erste Beernhäuter“
24. 03. 1999 35 Lehrerinnen und Lehrer aus 5 Ländern der Staatlichen Akademie für Lehrerfortbildung Calw besichtigten unter dem Thema „Kulturlandschaft Schwarzwald“ das Grimmelshausen-Museum in Oberkirch
03. 05. 1999 148. Grimmelshausen-Gesprächsrunde:
Udo Behle, Butschbach: „Das erste Oberkircher Holzbildhauer-Symposium – Grimmelshausen als Wirt und Weinliebhaber“.
07. 06. 1999 149. Grimmelshausen-Gesprächsrunde:
Götz Bubenhofer, Achern: „Grimmelshausens erstes Buch: Der satyrische Pilgram“.
19. 06. 1999 Universität Marburg – Leitung: Prof. Dr. Jochen Berns, Marburg:
Besuch des Grimmelshausen-Museums in Oberkirch, ungefähr 20 Studenten der Universität Marburg.

05. 07. 1999 150. Grimmelshausen-Gesprächsrunde (s'freche hus)
Prof. Dr. Rolf Tarot, Zürich:
„Simplicius lernt lesen“
(Mit Glückwünschen von Ministerpräsident Teufel –
Staatssekretär Stächele – Bürgermeister Braun).
02. 08. 1999 151. Grimmelshausen-Gesprächsrunde:
Prof. Dr. Barbara Molinelli-Stein, Mailand: „Der deutsche
Michel“.
04. 10. 1999 152. Grimmelshausen-Gesprächsrunde:
Prof. Dr. Siegfried Streller, Berlin: „Die Symplicianischen
Schriften als Zyklus“.
29. 10. 1999 153. Grimmelshausen-Gesprächsrunde:
(Im Rahmen des „Grimmelshausen-Forums“ in Oberkirch
im s'freche hus)
Prof. Dr. Jörg Berns, Marburg
„Zeitungen und Propaganda im Dreißigjährigen Krieg –
wie Grimmelshausen diese Medien nutzte“.
06. 12. 1999 154. Grimmelshausen-Gesprächsrunde:
Johannes Mühlan, Sasbach: „Drei Schlösser auf einem
Berg – Burgen und Schlösser im Elsaß“.

Grimmelshausen-Forum:

03. 07. 1999 Uraufführung der Badischen Landesbühne Bruchsal in
Gaisbach das Schauspiel: „Simplicius Simplicissimus“
31. 07. 1999 Musikalisches Schauspiel der „Freiburger Spielleyt“ (im
s'freche hus): „Lebensgier und Totentanz – der Mensch im
Schatten der Zeitenwende“.
30. 09. 1999 Prof. Dr. Italo Michele Battafarano, Trento (Vortrag im
s'freche hus)
„Hexen bei Grimmelshausen und Friedrich von Spee“.
29. 10. 1999 Vortrag Prof. Dr. Jörg Berns, Marburg – siehe auch 153.
Grimmelshausen-Gesprächsrunde (im s'freche hus)
„Wie Grimmelshausen die Medien im 30jährigen Krieg
nutzte“.

Offenburg

Die Mitgliedergruppe Offenburg konnte 1999 sieben neue Mitglieder begrüßen. Die Veranstaltungen stießen auf eine erfreulich gute Resonanz. Überwältigenden Zulauf fand die Sommer-Exkursion zum Thema „Jüdisches Leben in Straßburg“ mit Prof. Raphael und Dr. Haarscher. Innerhalb weniger Tage war die Fahrt hoffnungslos ausgebucht. Selbst bei

der zweiten Fahrt konnten nicht alle Anmeldungen berücksichtigt werden. Auf großes Interesse stieß die Fortsetzung der Reihe „Geschichten aus Alt Offenburg“, die in Zusammenarbeit mit dem Kulturkreis 50plus des Seniorenbüros Offenburg veranstaltet wird. Zum vierteljährlichen Stammtisch treffen sich weiterhin zwischen zehn und zwanzig Mitglieder. Höhepunkt war eine Führung auf dem Ortenberger Schloß mit Franz Stigler.

Vorstand und Beirat trafen sich zu zwei Arbeitssitzungen, um die Arbeit der Mitgliedergruppe kritisch zu hinterfragen und organisatorische und inhaltliche Ziele neu zu formulieren. Die Diskussion soll im Jahr 2000 fortgesetzt werden.

Wolfgang M. Gall

Oppenau

- Januar Mitgliederversammlung mit Rückblick auf die Aktivitäten im vergangenen Jahr. Vorstellung des Programms 1999.
Dia-Vortrag von Herrn Bentrupp: „Geschichtsträchtiges Renchtal“.
- März Freiheitskämpfe 1848/49 – Was geschah in Oppenau?
Vortrag von Heinz G. Huber im Josefshaus: „Der Verlust der historischen Erinnerung einer ganzen Gemeinde“.
- April Studienfahrt nach Rottenburg am Neckar zur Landesausstellung „Vorderösterreich – Die Habsburger im deutschen Südwesten“. Besichtigung der Stuppacher Madonna im Diözesanen Museum. Aufstieg zur Wurmlinger Kapelle mit Besichtigung.
- Juni Tagesfahrt mit Redakteur Willi Keller und Musikant Klaus Leopold unter dem Motto: „Sagenhafte Geschichten aus dem Elsaß“. Zielorte waren: Haguenau, die Burg Lichtenberg und Wissembourg.
- Juli Studienfahrt nach Villingen. Führung durch die Altstadt und Besuch der Ausstellung im ehemaligen Franziskaner-Kloster „Menschen, Mächte, Märkte“ anlässlich der 1000-Jahrfeier der Stadt. Auf der Rückfahrt Besuch des Friedhofs der Herrnhuter Gemeinde in Königsfeld.
- August/
September: Studienfahrt in den Kraichgau. In Sinzheim Besichtigung des Technikmuseums. In der Fachwerkstadt Eppingen Führung durch die Altstadt und das Museum in der „Alten Universität“. In der Melanchtonstadt Bretten Spaziergang durch die Altstadt und Besuch des dortigen Weinfestes.

- Oktober Studienfahrt nach Schwäbisch Hall. Führung durch die Altstadt und die Kirche St. Michael. Am Nachmittag Beichtigung der Klosteranlage Groß-Comburg.
- November Vortrag über Leben und Werk des württembergischen Stadtbaumeisters Heinrich Schickhardt anlässlich der Einrichtung der Schickhardt-Straße.

Rainer Fettig

Rheinmünster

- Januar Stammtisch am 29. 1. 99
- Februar Stammtisch am 26. 2. 99
- März 5. 3. 99: Vortrag in Iffezheim, Rathaus vor dem Heimatverein Iffezheim. Thema: Stadt- und Amtsgeschichte Stollhofen und die Verbindung zum Stollhofener Amtsdorf Iffezheim. Vortrag vor ca. 30 Personen. Vortrag von Ernst Gutmann.
28. 3. 99: Wanderung zur Vauban-Festung Fort Louis von der Staustufe Iffezheim in Zusammenarbeit mit dem Schwarzwaldverein Kehl. Die Wanderung dauerte 4 Stunden, 12 Teilnehmer trotz dem schlechten Wetter. Führung und Erklärung der Festung von Franz Bechtold und Ernst Gutmann.
- Mai 7. 5. 99: Stammtisch
14. 5. 99: Diavortrag im Florianstüble von Franz Bechtold, Wanderung im Berner Oberland, 20 Teilnehmer.
15. 5. 99: Wanderung auf den Spuren der Stollhofener Linie, in Zusammenarbeit mit VHS. Gehzeit betrug 4 Stunden, Erläuterung und Führung Franz Bechtold und Ernst Gutmann. Teilnehmerzahl 10.
- Juni 18. 6. 99: Stammtisch
26. 6. 99: Führung durch die ehemalige Stadt Stollhofen mit der 4. Grundschulklasse von Stollhofen von Ernst Gutmann.
26. 7. 99: Vorschläge zur Neugestaltung des Kirchenplatzes und der Ortsdurchfahrt (Rondell) an die Gemeinde Rheinmünster.
- Juli 11. 7. 99: Teilnahme am Umzug „1200 Jahre Wintersdorf“. Unser Beitrag, – „der Vogt von Stollhofen kommt“, wurde von 49 Gruppen als einer der besten Beiträge begeistert beklatscht. Teilnehmer waren: „Franz Bechtold als Verbrecher, Manfred Huber als Henker, Thomas Koch als Soldat, Franz Koch als Mönch, Jasmin und Christiane Gutmann als „Damen des Vogtes in der Kutsche und Ernst Gutmann als Vogt.

August	Dorffest Stollhofen am 14. und 15. 8. 99: Ausstellung des Stadtmodells Stollhofen in der Festhalle.	
Oktober	Stammtisch am 8. 10. 99	
November	Stammtisch am 26. 11. 99	<i>Ernst Gutmann</i>

Rheinau

Vorträge:

26. Januar 1999:

„Muttersprache und Heimattracht“,

18. März 1999: „Der Odilienberg in Legende und Geschichte“ von Real-
schuldirektor Helmut Mink,

28. April 1999:

„Burg Lichtenberg – Festung“ von Herrn Rudrauf aus Lichtenberg,

25. November 1999:

„Die Geschichte der Stadt Lichtenau“ von Herrn Ludwig Uibel, Freiburg.

Studienfahrten:

27. April 1999 zum Reiss-Museum in Mannheim, „Von Babylon bis Jeru-
salem – Die Welt der altorientalischen Königsstädte“.

12. Juni 1999:

Besuch des Freilichtmuseums in Gutach mit Führung durch Herrn
Dr. Kauß.

3.–5. September 1999:

Fahrt nach Nördlingen, Weißenburg/Franken (Römersiedlung) und
Deutschordensschloß Ellingen mit Ostpreußen-Ausstellung.

10. Oktober 1999:

Fahrt nach Hanau/Main – Sterbeort des letzten Grafen von Hanau-Lichten-
berg – Reinhard III.

20. November 1999:

Straßburg mit Führung im Frauenhaus-Museum.

Im November 1999 fünf Abende Auffrischkurs „Deutsche Schrift
lesen“.

Es sind zwei Broschüren „Aus der Stadt Rheinau“ erschienen, eine über
den Freistetter Pfarrerssohn Karl Ludwig Schulmeister, die andere über
Fischfang am Rhein und Eintragungen im ältesten Kirchenbuch von Frei-
stett.

Renate Demuth

Seelbach-Schuttertal

Veranstaltungen und Vorträge:

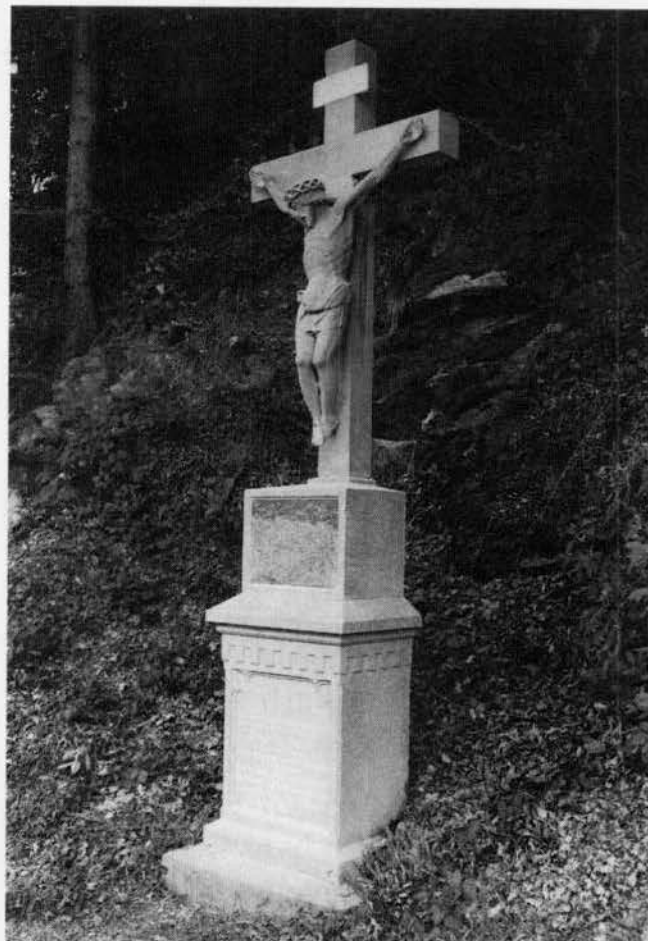
Mitarbeit in der Kommission „Seelbacher Bahnhöfle“. Erarbeitung einer zukünftigen Nutzungskonzeption für das Denkmalobjekt „Bahnhöfle“. Zielsetzung der HV Ortsgruppe Seelbach-Schuttertal: Ein kulturhistorisch vorzeigbares, dorf- und regionalgeschichtlich interessantes, schüler- und jugendorientiertes, identifikationsstiftendes Geroldsecker-Museum und dies auch unter dem Gesichtspunkt „Digitale Bewahrung von kulturellem Erbe“.

Vorträge, gehalten von Gerhard Finkbeiner, anlässlich der Feier der Gemeindereform im Jahr 1974

- a) in der Gemeinde Schuttertal (Dia-Vortrag: 25 Jahre Einheitsgemeinde Schuttertal – eine illustrierte Leistungsbilanz.)
- b) in der Gemeinde Seelbach (Festvortrag: Die erstmalige urkundlich Erwähnung des Ortsnamens „Schönberg“ vor 555 Jahren.)

Realisierte Denkmalpflege:

Mit einem Kostenaufwand von 6500 DM hat der Historische Verein das Hochwasser-Gedenkkreuz in Schweighausen-Steig restaurieren lassen.



Das Gedenkkreuz beim „Steffishof“ erinnert an das schreckliche Unwetter vom 6. Juni 1895. Bei diesem Unwetter wurden der Landwirt Landolin Bauer mit seinem Pferdefuhrwerk von gewaltigen Wassermassen mit in das Tal hinuntergerissen. Der Bauer und die beiden Pferde ertranken bei dem Unglück (s. Foto).

Bergen und Wiederverwendung der Bau- und Gestaltungselemente der einstigen „Schutterfabrik“ in Seelbach in der Parkanlage von „St. Hildegard-Seniorenheim“.

Begehrtmachung des einstigen Turbinen-Gewölbekanals auf dem ehemaligen Gelände der „Schutterfabrik“.

Veröffentlichungen in Groldeckerland Nr. 42/2000

Gerhard Finkbeiner: Verfassungsfeier auf der Schlossruine Hohengeroldseck
Gerhard Finkbeiner: Der März-Aufstand der Schuttertälener Bauern im Jahr 1848

Gerhard Finkbeiner

Schapbach

Zwei markante Gedenkjahre wurden untersucht. So publizierte Bürgermeister Ralf Bernd Herden in der Kommunalzeitschrift des Gemeindetages Baden-Württemberg im Rückblick auf „775 Jahre Schapbach“ einen Aufsatz „Entwicklung und Geschichte eines Schwarzwalddorfes“.

Die badische Revolution im Hinblick auf das obere Wolfstal behandelte Herr Adolf Schmid in seinem Vortrag zur Mitgliederversammlung 1998 in Bad Rippoldsau-Schapbach. In: Die Ortenau in der „Ortenau“. 79 (1999, 341–370, sind die Vorgänge ausführlicher dargestellt).

Tiefer die historischen Zusammenhänge zu erforschen, wird eine kleine Ortsgruppe den Profis überlassen müssen. So war unser Bemühen, laufende Veränderungen im Brauchtum und im Ortsbild festzuhalten (Abbruch von Häusern, Ortsdurchfahrt, Hochwasserschutz, Übergang von der Postfiliale zur Postagentur in Bad Rippoldsau u.a.).

Insbesondere zu Vereinsjubiläen wurden Beiträge und Bildmaterial gesucht. Es erschienen von Felix Weller die Festschrift „25 Jahre Otmarhütte des Schwarzwaldvereins Schapbach“, und von Adolf Schmid die Monographie „Der Kniebis und seine katholische Kirche St. Josef 1899–1999 (Schillinger-Verlag, Freiburg.) Die Schrift von R. B. Herden: „Großbrände: Anmerkungen zum Feuerlösch- und Rettungswesen“ konnte schon nach einem Jahr in doppeltem Umfang in zweiter Auflage im Verlag des Badischen Gemeinde-Versicherungsverbandes aufgelegt werden.

In Zusammenarbeit mit dem Schwarzwaldverein Schapbach führte Herr Bertold Waidele im August eine auch im Hinblick auf die Besiedlungs-

und Wirtschaftsgeschichte höchst interessante Wanderung über den Roßberg und durch die riesigen Waldungen des einstigen Schmidberger Hofes.

Den Sammlungen wurden von der Gemeinde Gerätschaften des Hebammenendienstes und der Fleischbeschau zugeführt. Aber auch private Spender fanden sich wieder, wie z. B. Frau Hedwig Weller. Darüber hinaus wurden auch erfreuliche Initiativen von Nichtmitgliedern zur Kenntnis genommen. Ich erwähne hier beispielhaft Herrn Franz Hotz.

Zum Jahreswechsel erschien in der Konzeption von WA Geisel-Rach/Simmersfeld ein großformatiger Kalender mit historischem Bildmaterial aus dem Bereich der Gemeinde Bad Rippoldsau-Schapbach und einem Grußwort von Herrn Bürgermeister R. B. Herden.

Allen Mitarbeitern herzlichen Dank!

Johannes Furtwängler

Schutterwald

Januar: Vortragsabend über „Venedig, die Stadt der Kanäle, Brücken und Paläste“, mit Dia-Schau über „Carneval in Venedig“

April: 8-tägige Studienfahrt nach Oberitalien – Standort Abano Terme – Besuch der Städte: Venedig, Padua, Mantua und Euganeisches Hügelland

Mai: Sonntagsfahrt nach Mahlberg (Besuch des Tabak-Museums) und an-schl. Besuch der Rohan-Stadt Ettenheim mit 2stündiger Führung

Oktober: Sonntägliche Herbstfahrt ins Donautal (Donaueschingen mit Barockkirche St. Johann) und Besuch der Benediktiner-Abteikirche in Beuron, Weiterfahrt nach Sigmaringen und Besuch des Fürstlich-Hohenzollerischen Schlosses mit umfangreichem Museum.

November: Die alljährlich im November stattfindende Mitglieder-Versammlung wurde wegen 20jährigem Vereinsjubiläum auf Januar 2000 verlegt.

Artur Hohn

Steinach

Veranstaltungen

- a) Diavortrag in der Georg-Schöner-Schule in Steinach zum Thema „Die Steinzeit in Mittelbaden: Megalithkultur im Schwarzwald“. Referent: Herr Josef Naudascher
- b) Einladung an die Museumsdienstmitarbeiter zu einem geselligen Abend im Gasthaus „Flasche“ in Steinach als Dank für ihren ehrenamtlichen Dienst im Heimat- und Kleinbrennermuseum
- c) Gemeinschaftswanderung „Auf historischen Pfaden“ in langjähriger Kooperation mit dem Verschönerungsverein Steinach zur 3. Etappen-

wanderung „Rund um Steinach“, entlang der südwestlichen Gemarkungsgrenze, bei der auch die geschichtlich informativen Erläuterungen nicht zu kurz kamen. Die gewohnt gute Resonanz dieser gemeinschaftlichen Aktion wird für die Veranstalter Anlaß genug sein, eine weitere, die 4. Etappenwanderung 2000 durchzuführen.

- d) Beim Ferienprogramm „Spiel und Spaß, für jeden was“ war die Mitgliedergruppe Steinach mit dem Beitrag „Geschichtsdetektive unterwegs – Mit dem Fahrrad auf Spurensuche in Steinach“ vertreten. Die „Junghistoriker“ wurden auf interessante und historische Spuren u.a. die Hochwassermarken in Steinach, die Kinzig und ihre Begradigung sowie das Rückhaltebecken und seine Bedeutung, geführt. Viele Fragen der Teilnehmer belegten das große Interesse an dieser Veranstaltung.

Heimat- und Kleinbrennereimuseum Steinach

- a) Sauberhaltung des Gebäudes, Reparaturen und Konservierungsarbeiten an verschiedenen Utensilien, Integration neu erhaltener Exponate, Durchführung der dringend notwendigen Holzschutzbehandlung im Heißluftverfahren an der Bausubstanz und an den vielen ausgestellten Exponaten, – Ende April/Anfang Mai – und den damit verbundenen Aus-, Um- und Einräumungsarbeiten, Herstellung von drei Kurzvideos der alten örtlichen Bräuche: Die „Steinacher Klausenbigger“, die „Drei Weisen mit König Herodes“ und das „Palmstangenbinden“, die künftig dem Museumsbesucher auf Wunsch gezeigt werden.
- b) Aufbau der saisonal wechselnden Sonderausstellung zum Thema: „Schiffsmodelle“.
- c) zusätzliche Sonderausstellung in der Advents- und Weihnachtszeit „Weihnachtliche Volkskunst aus Steinach im Schwarzwald und Seiffen im Erzgebirge“.
- d) Museumsdienst (Sonntag/Mittwoch/Freitag/Sonderführungen)

Brauchtum

Planung, Vorbereitung und Durchführung von:

- a) „Die Drei Weisen mit König Herodes“: Altes Krippenspiel, Aufführung in der Hl. Kreuz-Kirche in Steinach am 6. Januar (vor dem Hauptgottesdienst).
- b) Mitwirkung bei der Herstellung kunstvoll gestalteter, großer „Palmstangen“ – einem alten, christlichen Brauch – aufgestellt am Palmsonntag in der Hl. Kreuz-Kirche in Steinach.
- c) „Klausenbigger“: Umgang vom 3. bis 5. Dezember in Steinach mit zwei Gruppen
Altes und urwüchsiges Brauchtum in Steinach

Bernd Obert

Wolfach/Oberwolfach e.V.

16. 04. 99 Lichtbildervortrag von Prof. Dr.-Ing. Rolf Pfefferle: „Der Silberschatz von Wolfach, Fundbericht und Auswertung“, anschließend Mitgliederversammlung. Fertigstellung und Ausgabe des Bulletins Nr. 2 [1999]: „Der Silberschatz von Wolfach“.
- April bis
Juni '99: Ausstellung zur Fertigstellung der Vorstadtstraße: „Die Vorstadt gestern und heute“. Sachbearbeiter: Ernst Bächle.
16. 05. 99 Exkursion nach Rottweil: Stadtführung und Führung durch das Dominikanermuseum.
05. 06. 99 Fachgruppe Stadtarchäologie: Grabung in einer datierbaren Brandschicht des Hauses H. Kiefer, Kirchstraße.
21. 11. 99 Exkursion nach Rastatt: Führung im Freiheitsmuseum und in den Prunkgemächern des Türkenlouis.
15. 12. 99 Vorstandssitzung der Mitgliedergruppe
06. 02. 00 Exkursion nach Freiburg: Stadtführung und Führung durch die Ausstellung „Vorderösterreich“.

Das Heimat- und Flößermuseum im Schloß Wolfach wurde während der Öffnungszeiten von der Mitgliedergruppe betreut. Zur Einlagerung von nichtausgestellten Museumsstücken wurden die sogenannten Harnischkammern über der Kapelle des Schlosses hergerichtet.

Rolf Pfefferle

Yburg e.V.

Wir trauern um Herrn Rudi Liebich, Ehrenvorstand und Gründungsmitglied unseres Vereines.

Wir verlieren mit Herrn Liebich ein profiliertes und engagiertes Mitglied, einen großen Menschen. Der geborene Steinbacher setzte seine Liebe, sein großes Wissen und Können für die Geschichte seiner Heimat ein; er stand mit seiner ganzen Persönlichkeit hinter unserer Arbeit. Seit Gründung des Vereines, arbeitete er im Vorstand mit, er war Mitbegründer unseres Heimatmuseums, er half jedem, der ihn um Rat bat.

Eine wesentliche Arbeit war sein Forschen in alten Urkunden. Sein Wissen über das, was gewesen, hat er in Vorträgen, in der Publikation über Steinbach und dem Buch „Das Baden-Badener Rebland“ veröffentlicht. Dazu zeichnete er mit wenigen, unverwechselbaren Federstrichen Bilder seiner Heimat.

Seine Führungen zu historischen Stätten bleiben unvergessen. Wir ehren Herrn Liebich in Dankbarkeit.

Ursula Schäfer

Zell am Harmersbach

Nachdem der Historische Verein Zell am Harmersbach in den vergangenen Jahren an der von ihm initiierten Erweiterung des Heimatmuseums im Storchenturm maßgeblich beteiligt war und durch seinen Arbeitseinsatz die Museumserweiterung überhaupt erst ermöglicht hat (insgesamt wurden rund 2500 ehrenamtliche Arbeitsstunden geleistet!), wurde auf Initiative des Vereins 1999 der Förderverein „Rundofen“ gegründet. Damit wird ein weiteres Großobjekt in Angriff genommen, dessen Ziel es ist, den dreistöckigen Zeller Porzellanbrennofen, einer der letzten dieser Art in ganz Deutschland, zu erhalten und in Zusammenarbeit mit der Stadt Zell längerfristig einer neuen Nutzung, beispielsweise als Keramikmuseum, zuzuführen.

Beim „Tag des offenen Denkmals“ im September 1999 wurde der Rundofen erstmals der Öffentlichkeit zugänglich gemacht und war, ebenso wie bei einer weiteren Öffnung im November, ein Publikumsmagnet. In vielen Arbeitsstunden während der Sommermonate hatten sowohl Mitglieder des Historischen Vereins als auch des Fördervereins das Ofengebäude hergerichtet. Eine kleine Ausstellung sowie Führungen boten an den Öffnungstagen dem Publikum die Möglichkeit, sich näher mit dem einzigartigen Industriedenkmal vertraut zu machen. Ein weiterer Schwerpunkt des Jahres 1999 war die vom Vorsitzenden des Vereins, Franz Breig, durchgeführte Erfassung und Dokumentation der Grenzsteine in der näheren Umgebung. Außerdem wurden von ihm und weiteren Helfern die Sandsteinbogenbrücken der Region erfaßt und dokumentiert.

Seit jüngerer Zeit ist der Zeller Historische Verein auch „Grundstückseigentümer“, da der Verein von Mairi Harter ein Bildstöckchen samt 4 qm Fläche an der Oberentersbacher Straße übereignet bekam. Der Historische Verein hat sich im Gegenzug verpflichtet, das Bildstöckchen zu pflegen und zu erhalten. Weiterhin wurden vom Historischen Verein 1999 die Themen „150 Jahre Revolution in Baden“ und „50 Jahre Kriegsende“ aufgegriffen. Dabei wurden in der Schule verschiedene Aktionen wie zum Beispiel Theaterspiel, Bild- und Textdokumentationen sowie Vortrag von historischen Liedern durchgeführt. Damit wurde versucht, die Ereignisse der Jahre 1847 bis 1849 wieder ins Bewußtsein der Bevölkerung zu heben – wengleich Zell am Harmersbach seinerzeit keine „Hochburg“ der Revolution gewesen war. Bei den Bürgern fand das Fest am Bildungszentrum Ritter-von-Buß viel Anklang.

Auch 1999 bot der Historische Verein wieder Exkursionen und Führungen ins Elsaß unter Leitung von Bertram Sandfuchs an, ein Angebot, von dem gerne Gebrauch gemacht wurde. Und natürlich begleiteten die Brauchtumspfleger des Historischen Vereins auch 1999 das traditionelle Peterlistag-Springen der Kinder in Zell und leisteten damit einen Beitrag dafür, daß der alte Brauch auch künftig weiter bestehen wird.

Für seine vielfältigen Verdienste um die Zeller Geschichte und Brauchtumpflege wurde Ortshistoriker Günter Haiss 1999 zum Ehrenmitglied des Historischen Vereins Zell am Harmersbach ernannt.

Als Aktivitäten für die kommende Zeit sind das Fertigstellen und Beschriften von Hinweistafeln für das „Haus Volk“ (Erweiterung Storchenturm-Museum), der Stadtmauer am „Bären“, dem „Meyerhof“ und weiteren historisch bedeutsamen Punkten geplant. Außerdem sollen die ehemaligen Galgensteine auf dem Galgenfeld im Steinenfeld aufgestellt werden. Und im Herbst wird eine große „Ernst-Peter-Huber-Feier“ zusammen mit der Familie Huber organisiert werden.

Hansjörg Wörner

Fachgruppe Bergwesen

In diesem Jahr konnten verstärkt Urkunden, den Bergbau unseres Gebiets betreffend, bearbeitet werden.¹

Obwohl in großer Zahl vorhanden, decken sie nur einen geringen Bruchteil des tatsächlich vorhandenen Bergbaus und seiner Spuren ab.

Die meisten dieser Urkunden beziehen sich auf jüngeren Bergbau. Ältere Schriften, etwa vor dem 30jährigen Krieg und früher, finden sich selten.

Auch sind Hinweise über die dem Bergbau zuarbeitenden Gewerbe wie Schmelzhütten, Poch, Plauel oder Erzmühlen mit dazugehörigen Wäscher, Schmiede, Köhler und Waldarbeiter aufmerksam zu registrieren.

So ist die 1372 in Oberachern genannte Steinplauel sicher eine Erzmühle gewesen.²

Bei Oberachern und in der Umgebung befinden sich erhebliche Bergbauspuren, so daß es nicht zuweit gedacht ist, auch dort eine Schmelzanlage zu vermuten.

Lauf

Die vorliegenden Urkunden in Lauf weisen vor allem in das 18. und 19. Jahrhundert. So berichtet eine Schrift aus dem Jahre 1809, daß dem Bergwesenunternehmen Schwartz & Compagnie aus Straßburg ein Schurfschein für Bergunternehmungen in Lauf ausgestellt wurde. Es sollten alte verfallene Bergwerke beim Alsenhof und Mathenhof aufgewältigt werden.

Beim Mathen Stein sollen zwei verfallene Stollen bekannt sein, welche die Fachgruppe bei Begehungen lokalisieren will. Abgebaut wurden dort Kupfererze und Bleiglanz. Inwieweit der Abbau erfolgreich war, kann wegen fehlender Unterlagen noch nicht nachvollzogen werden.

Auch Privatleute wie Benedikt Daul, Antony Drab und Michael Mertz, suchten 1807 um Schürfgenehmigungen in alten Stollen nach. Man hoffte sogar, Gold zu finden.

Als bergbaulich genutzte Gebiete werden auch das Alsental, Silberloch und Aspich genannt, während das in den Gruben im Lochhof gefundene Erz in der Eisenhütte im Bühlertal geschmolzen wurde.

Von den Erzgruben oberhalb Lauf bis zur Unterstmatt stehen bis jetzt noch keine Urkunden zur Verfügung.

Auch kann in Lauf Verhüttung vermutet werden.

Während die bis jetzt bearbeiteten Urkunden auf jüngere oder wieder aufgewältigte Baue hinweisen, zeigen sich bei Geländebegehungen Funde, die man sehr aufmerksam betrachten muß.

Hermann Zink von Lauf hat bei intensiven Geländebetrachtungen am Lautenbächle, mundartlich Luttenbächle³ viel gerollte Keramik sowie

Schmiede- und Schmelzschlacke entdeckt, so daß man dort die Existenz eines Schmelzplatzes annehmen kann.

Ein weiterer interessanter Hinweis von Hermann Zink bezieht sich auf einen Tagebau bei der Burg Neuwindeck.

Betrachtet man den Verlauf dieses Verhaues, läßt sich genau erkennen, daß er als Halsgraben genutzt wurde. Das setzt voraus, daß der Verhau schon vor der Erbauung der Burg vorhanden war. Auch weist die Tatsache, daß große Quarzbrocken im unteren Teil des Turmes eingemauert sind, auf diese Theorie hin, denn solche Brocken Quarz, der ja ein Erzträger ist, zeigen sich oft als Überreste bergmännischen Tagebaus. Man nahm das herumliegende, gebrochene Gestein als Fundament oder Mauerwerk und hatte durch den Tagebauverhau schon den fast fertigen Halsgraben.

Man könnte natürlich einwenden, daß der Burggraben kein Verhau ist, sondern beim Bau der Burg aufgeworfen wurde und dabei gleichzeitig als Materiallieferant gebraucht wurde. Auch diese Theorie hätte etwas für sich, wenn nicht dieser Verhau sich bis zum Fuße des Burgberges fortsetzen würde, wo er burgenbaulich und militärisch keinen Sinn hätte. Vom Bergmännischen her gesehen, zeigt sich dort eindeutig der Beginn des Tagebaus ab.

Somit spricht viel für die erste Theorie.

Bühlertal

Im Bühlertal zeigen sich Tagebaus Spuren. So zieht sich im Obertal ein riesiger Verhau auf mehreren 100 Metern hin. Auch andere Bergbaus Spuren sind deutlich sichtbar.

Was die Urkundenlage über das Berggewerbe im Bühlertal zu sagen hat, ist nicht sehr viel. Die Urkundenbearbeitung der Fachgruppe ist noch nicht weit fortgeschritten. Auch hier wären noch Mitarbeiter zu gebrauchen.

Über die Eisenverhüttung in Bühlertal hat R. Metz⁴ geschrieben. Es ist möglich, daß die Schmelzöfen in Bühlertal die Nachfolge derer im Affental sind.⁵

Auch existiert ein interessantes Urkundenkonvolut, in dem ein Streit mit dem Freiherrn von Plittersdorf in Offenburg mit Markgraf Carl Friedrich von Baden behandelt wird, der auf den Besitzungen des Barons von Plittersdorf in Durbach, im Gewann Hespengrund, neue Eisengruben eröffnen ließ, deren Erz im Bühlertal verhüttet wurde.

Diese Stollen sind noch heute vorhanden und werden von dem jetzigen Grundstückseigentümer als Brunnenstuben genutzt.⁶

Diese Urkunden geben auch Hinweise auf alte Baue am Plaelrain, St. Anton und weitere Gruben in Durbach, wie auch aus der Bühler Gegend.⁷

Ottenhöfen-Seebach

Zwischen Ottenhöfen und Seebach liegt entlang der Acher eine ca. 200 m lange und bis zu 50 m breite Verebnung, welche Kohlstatt genannt wird. Man nahm bisher an, dort seien früher Kohlen gebrannt worden. Holzkohlefundstücke, die bei landwirtschaftlichen Arbeiten in großer Anzahl zu Tage treten, scheinen diese These zu untermauern.

Aber der Schein trügt wohl.

Sicher besteht die Möglichkeit, daß dort dann und wann gekohlt wurde, aber einen Dauerbetrieb darf man wohl verneinen. Die Holzkohle wurde im Wald hergestellt und als relativ leichtes Produkt zum Bestimmungsort gebracht.

Was war aber dann auf dieser Ebene, und woher die vielen Holzkohlereste? In den umgebenden Bergen finden sich in überwältigender Zahl Spuren bergmännischer Tätigkeit. Es war früher üblich, die gewonnenen Erze in der Nähe der Bergwerksanlagen zu verarbeiten, um Transportkosten zu sparen. Damals wie heute galt auch das Gebot der Wirtschaftlichkeit.

Was lag also näher, als diese Ebene, die durch ihre Lage geradezu als Verhüttungsplatz ideal war, eben zu diesem Zwecke zu nutzen.

Inmitten des Bergbaugebiets, direkt an der Acher gelegen, waren dort alle Möglichkeiten der für die Verarbeitungsanlage dringend benötigten Wasserkraft⁹ gegeben.

Oberkirch-Lautenbach

Die Berichte über die Erzschnmelzen von Oberkirch und Lautenbach werden nachgereicht, sobald die Schlackenanalyse vorliegt.

Oppenau

Sehr aufschlußreich ist eine Urkunde¹⁰, die von Bischof Wilhelm II. zu Straßburg am 1. Juni 1529 ausgestellt wurde. Über diese Schrift ist schon einiges publiziert worden.¹¹

Entgegen der Vermutung von Dr. Pillin¹² bezieht sich diese Urkunde allein auf den Abbau von Silber, von Eisen ist keine Rede.

Da dies Bergwerk auch schon mit Namen bedacht war („am Bechtadis Bach genannt zu den Sanct Michels fründgruben. Dess gleichen neben der steyge zu Mappenaue bey dem weg zu dem Antogaß zu den heyiligen drey König genant gelegen, erscheinen lassen hatt“) läßt dies den Schluß zu, daß es sich um alte wiederaufgewältigte Bergwerke handelte.

Man muß sich dort sehr große und begründete Hoffnungen auf reichhaltige Silberfunde gemacht haben.

Den vier Gewerken (Bergwerksunternehmen) „Casparn Oberlin, Cornelius Spieß, Conradten Hoffacker und Paulußen wehe, sambt Iren mitgewerckern daselbst angehoben zu bauen“ wurden sehr reichhaltige Zugeständnisse gemacht, was eigentlich nur bei großen Erwartungen üblich war.

So wurde unter anderem von Seiten des Straßburger Bischofs versprochen: Auf sechs Jahre „frei Kohl- und Brennholz“¹³, die Straßen und Wege in Ordnung zu halten, unbedingte Bewegungsfreiheit und Schutz der Bergleute; niemand außer dem Bischof als Landesherr und dem Bergmeister hatte sich in die Angelegenheiten der Bergleute einzumischen, alle Streitigkeiten bis auf „Malefizsachen“ sollten vor dem Berggericht verhandelt werden.

Des weiteren „Unnd sollen auch das den Berckleüthen, wasser, weyd wege und Stege, gemein und frey sein soll, ungehindert meniglichs. Alß dan uff Berckhwercken gewohnheitt und Recht ist. Wir befreyen auch den Berckleüth, alß das Ir nottdurfft, und was Zu Berckhwerckh gehört, Zugett, daß Inen daß alles In unsern Stift und landen frey sein soll, uff wasser und lande und who einherley Vergess(en) und hierin nit gemelt oder begriffen where, daß zu fürdernüß und nottdurfft dem Berckhwerckh, noch bedacht würde. So soll doch dasselbig mit anders dan nach Berckhleiffiger weyss und Recht gehalten werden, Bevelhen und gepiethen daruff auch allen und Jeden unsern Amptleuthen, Schaffnern, Schultheissen, underthanen unnd verwanden, bey Iren Pflichten und bey vermeydung unserer schweren straff, Solche unsere gegebne Begnadigung und freyheitt vestiglich zuhandthaben darwieder nie zu handhaben.“

Dies waren ganz erhebliche Freiheiten, die man den Bergleuten zugestanden hat, was sicher nicht geschehen wäre, hätte es sich nicht um große Vorkommen gehandelt.¹⁴

Die vorgenannten Bergwerksanlagen wurden inzwischen von der Fachgruppe lokalisiert. Dem ersten Anschein nach waren diese doch so umfangreich, daß man auf eine sich über viele Jahrhunderte und Abschnitte erstreckende Abbautätigkeit schließen kann.

In Maisach weist der Name¹⁵ auf Bergwerksarbeit hin. Unter anderem sind die großen Halden von im Tagebau abgeschlagenem Gestein zu untersuchen.

Auf der Moos wurde ein riesiger Tagebau entdeckt. Dieser erstreckt sich weit über einen Kilometer. Ob dort Erze oder Sand für die Glashütte auf der Moos abgebaut wurden, wird durch weitere Begehungen geklärt werden. Die Moos dürfte auch im Sinne bergbaulicher Tätigkeit sehr interessant werden.



Oberes Ende des Tagebaues an der Moos, Stadt Oppenau

Zell am Harmersbach

Aus dieser Gegend berichten Urkunden über alten Bergbau. Diese sind etwas jüngeren Datums (von 1731–1788) und berichten über Aufwältigungen¹⁶ von Bergwerken in Oberharmersbach im Mihrenbach. Am Brandenberg sollen sich auch Blei- und Silberbergwerke befinden. Auch hier sind Begehungen geplant, um die dort befindlichen Bergwerke zu lokalisieren.

Im Spätjahr 1999 fand die ganztägige Exkursion der Fachgruppe Bergwesen statt. Unter der altbewährten Führung des Fachgruppenmitglieds G. Knausenberger ging es wieder in das Kinzigtal.

Erster Anlaufpunkt war die Grube „Anton“ im Heubach, in der eine seismologische Station untergebracht ist. Bei der sachkundigen Führung des dortigen Angestellten Dr. Empter wurde allen Teilnehmern bewußt, was für Erkenntnisse und Möglichkeiten solch eine Anlage bietet.

Der Höhepunkt des Tages war aber die Besichtigung der wiederaufgewältigten Grube „Gottes Segen“ in Schnellingen. Von außen unscheinbar, zeigt sich erst bei der Besichtigung, in welchen Ausmaßen hier Bergbau betrieben wurde.

Bis zu drei Stockwerke tief erstrecken sich die großen Baue in den Berg. Sogar ursprünglich genutzte Leitern und Schachtabdeckungen sind noch vorhanden.

Eindrucksvoll war die Führung des dortigen Betriebsleiters, Georg Allgaier, der die Fachgruppe sachkundig und anschaulich unterrichtete.

Das Engagement und die große Arbeit, mit der Georg Allgaier dieses Bergwerk wieder der Öffentlichkeit zugänglich machte, kann nicht hoch genug gelobt werden.

Helmut Decker

- 1 Mit den Herrn Ludwig Käshammer, Ottenhöfen/Unterwasser und Max Dugrillon aus Mösbach, sind zwei sehr kompetente Transkribenten zur Fachgruppe gestoßen. Des weiteren waren Herr Baron Dr. Karl von Schowingen, Oppenau, und Frau Dr. Monika Porsche, Freiburg, in dieser Sache für die Fachgruppe tätig, wofür wir Dank schulden
- 2 Aus der Oberacherer Dorfgeschichte, Ausgabe Nr. 3, Schrift des Heimat- und Verschönerungsvereins Oberachern
- 3 Luttebach (hochdeutsch: Lautenbach) kommt mit Sicherheit nicht von dem Begriff „der laute Bach“, sondern aus dem Bergbau. Das bergmännische Wort Lutte bedeutet nichts weiter als aus Holz gefertigte Leitungen, in denen man das Wasser aus dem Berge oder die frische Luft in den Berg leitete. Auch in den Berg geschlagene Kanäle wurden Lutte genannt. Aus: Veith: Deutsches Bergwörterbuch. 1871
- 4 Metz, Rudolf: Mineralogisch – landeskundliche Wanderungen im Nordschwarzwald. 1977
- 5 Diese Nachricht verdanken wir Dr. Hansjosef Maus, Direktor i.R. am Geologischen Landesamt Freiburg. Dr. Maus teilte mit, daß Prof. Kirchheimer, ehemaliger Präsident des Geologischen Landesamtes, sich mit Flurnamen, die aus dem Bergwerk her rühren, beschäftigt hat. So erwähnte er, daß das Wort Affental eigentlich von Offental herrührt, weil dort eine größere Schmelzanlage vorhanden gewesen ist. Die Veröffentlichung dieser Arbeit unterblieb. Tatsächlich existiert unter den noch nicht zugeordneten alten Ortsnamen der Ort Offental
- 6 Nach Auskunft des jetzigen Grundstückseigentümers, A. Männle/Hespengrund, sollen diese Stollen bis in das Bottenauer Tal reichen
- 7 Es ist geplant, zu einem späteren Zeitpunkt nicht nur auf diese, sondern auf alle erwähnten Urkunden einzugehen
- 8 So befindet sich u.a. die als Besucherbergwerk aufgewältigte Stollenanlage Silbergründle ca. 500–600 m Luftlinie entfernt
- 9 So berichtet die dort wohnende, bejahrte Frau Anna Gaiser, ihre alte Tante hätte ihr mitgeteilt, daß früher durch diese Ebene ein Bach (Kanal) geflossen sei. Wasserkraft wurde gebraucht, um Erzmühlen oder Steinplauel, Erzschlemmen, Schmiedehämmer, Blasebälge, etc. anzutreiben
- 10 So in der „Geschichte des Oppenauer Tales“ von Josef Börsig, S. 48 und Hans-Martin Pillin in „Oberkirch“, Band 1, 215
- 11 GLA Urk.-Abt. 33/50
- 12 siehe Anmerkung 10
- 13 Ebenda: J. Börsig berichtet nicht ganz korrekt. Es stimmt, daß die fürstbischöfliche Verwaltung das Silber dieser Bergwerke aufkaufte und zeichnete, aber Zentner ist ein Lesefehler, es heißt dort korrekt: „Unser Zehennder“, also der Zehnteinnehmer. Auch wenn er schreibt „Sie sollen von einer Mark einen Dicken Pfennig (= 2 Gulden)“ irrt er sich. Ein Dickpfennig zu dieser Zeit war ein Drittel Gulden oder ca. 21 Kreuzer

- 14 Auch hier irrt Börsig, wenn er vermutet, die Spuren der Anlagen, sprich Abbauhalden, wären zu gering, um auf größeren Bergbau zu schließen. J. Börsig hatte nicht bedacht, daß zur gleichen und auch in späteren Zeiten solche Abraumhalden als willkommenes Schottergut zum Straßen- und Wegebau verwendet wurden
- 15 Aufwältigen ist das Wiedereröffnen alter Bergwerke
- 16 In dem Wort Maisach ist das althochdeutsche Verbum meizahn, mhd. Meizen enthalten. Meizen bedeutet schlagen, also Schlägel und Eisenarbeit. Daraus entstanden die Wörter wie Meißel, Steinmetz, usw. Bei den meisten Orts- oder Flurnamen, in denen Mais, Meis, Metzen oder Etzensilben enthalten sind, ist Bergbau nachweisbar. Nach Dr. Gustav Albiez in „Bergbau – Flurnamen im Schwarzwald“. In: „Anschnitt“, Nr. 5, Jahrg. 18

Fachgruppe Flurnamen und Mundart

Im Jahre 1999 lag der Arbeitsschwerpunkt des Fachgruppenleiters auf der Erarbeitung des Flurnamenbuches der Stadt Rheinau in Zusammenarbeit mit der Ortsgruppe Rheinau des Historischen Vereins für Mittelbaden. Die Gemarkung der seit 75 Jahren bestehenden Stadt setzt sich aus den ehemaligen Ortschaften Diersheim, Freistett mit Neufreistett, Hausgereut, Helmlingen, Holzhausen, Honau, Linx, Membrechtshofen und Rheinbischofsheim zusammen. Bis auf den Stadtteil Diersheim und einen Teil von Linx wurden alte Flurnamen bereits erfaßt und in ihrer mundartlichen Aussprache festgehalten. Die Organisation dieser Erhebungskampagne lag in den Händen von Frau Demuth und von Herrn Kiefer. Die Veröffentlichung des Flurnamenbuches ist für Oktober/November 2000 geplant. Das Buch wird eine kleine Grenzsteindokumentation der oben genannten Gemarkungen enthalten.

Im Jahr 2001 sollen die Arbeiten am Flurnamenatlas Kinzigtal verstärkt vorangetrieben werden. Inzwischen liegen die Flurnamenlisten von fast allen Kinzigtalgemeinden vor. Eine gemeinsame Zusammenkunft der Mitarbeiter an der Fachgruppe ist für November 2000 geplant.

Der in den letzten beiden Jahren vom Fachgruppenleiter erarbeitete Mundartbeitrag zur Landkreisbeschreibung Emmendingen konnte mit Erscheinen des ersten Bandes dieser Kreisbeschreibung im Oktober 1999 abgeschlossen werden. Der bereits veröffentlichte Beitrag zur Mundart in der Landkreisbeschreibung Lörrach und derjenige in der Kreisbeschreibung Emmendingen sind als eine sich fortsetzende Studie der alemannischen Mundarten am südlichen und mittleren Oberrhein konzipiert und konzeptionell aufeinander abgestimmt.

Ewald Hall

Fachgruppe Geschichte und Kulturgeschichte der Ortenauer Juden

Die Aktivitäten der Fachgruppe Geschichte und Kulturgeschichte der Ortenauer Juden waren auch 1999 bestimmt durch die Arbeit an der Dokumentation zur Geschichte der Diersburger Juden. Die hierfür 1997 ins Leben gerufene Arbeitsgruppe setzt sich aus Mitgliedern der Fachgruppe und der Mitgliedergruppe Hohberg zusammen. Diese Kooperation hat sich bislang sehr gut bewährt und könnte als Modell für ähnliche Vorhaben dienen.

Der ursprünglich anvisierte Erscheinungstermin November 1999 konnte nicht eingehalten werden, zu zeitaufwendig gestaltete sich die Recherche. Die Dokumentation soll nun am 29. Oktober 2000 der Öffentlichkeit vorgestellt werden. Der Erscheinungstermin liegt nahe am 22. Oktober, dem 60. Jahrestag der Deportation der badischen Juden in das südfranzösische KZ Gurs. Dieser „badische Gedenktag“ fällt 2000 auf einen jüdischen Feiertag, weshalb auf den 29. Oktober ausgewichen werden muß.

Der Band ist auf ca. 150 Seiten angelegt. Er wird sehr viel Fotomaterial enthalten, welches der Arbeitsgruppe von Zeitzeugen und Nachfahren Diersburger Juden übergeben wurde. Bei der Buchübergabe soll auch eine kleine Ausstellung zur jüdischen Geschichte Diersburgs gezeigt werden.

Da die Diersburger Dokumentation die Kräfte der Fachgruppe weitgehend bindet, war es 1999 nur einmal möglich, zu einer Fachgruppensitzung einzuladen. Dieses Treffen beschäftigte sich ebenfalls mit dem 60. Jahrestag der Deportation der badischen Juden.

Jürgen Stude

Fachgruppe Neuere und Zeitgeschichte

Die Fachgruppe will sich in den kommenden Jahren mit folgenden thematischen Schwerpunkten befassen:

1. Städtebauliche Entwicklung 1945–1980 in der Ortenau
2. Ortenauer Biographien aus der Zeitgeschichte
3. Literatur in der Ortenau
4. 200 Jahre Gründung Badens
5. Das Dritte Reich und der Zweite Weltkrieg in der Ortenau.

Favorisiert wurde das Thema „städtebauliche Entwicklung“. Ziel könnte eine gemeinsame Ausstellung im Jahr 2001 in Lahr sein. Grundlage könnten Fotos und Pläne von ausgewählten Ortenauer Gemeinden sein. Sie sol-

len städtebauliche Veränderungen in der Ortenau exemplarisch aufzeigen. Dabei könnte (1) die Stadtbildentwicklung der Gemeinde, (2) die Entwicklung der jeweiligen Hauptstraße, (3) die Geschichte der Altbauviertel und der (4) in einigen Gemeinden aufkommende Widerstand der Bevölkerung gegen städtebauliche Vorhaben behandelt werden.

Wolfgang M. Gall

Fachgruppe Grenzstein-Dokumentation

Gefährdung – Notwendigkeit systematischer Erfassung – Erhaltung als Kulturdenkmale – Fehlende Lobby – Zerstörung durch Verschlimmderung – Widerrechtliche Entfernungen – Kulturdenkmale als öffentliche Sache sind keine Objekte der persönlichen Eitelkeit. Dies sind die Schlagworte, die nun seit Jahren das Thema Grenzstein-Dokumentation bestimmen – für diejenigen, die es erstmals lesen zur Anregung, sich darüber zu informieren, für die anderen zur Erinnerung im Sinne einer gebetsmühlenartigen Forderung.

Leider gibt es immer wieder neuen Anlaß, auf Fälle falscher Aktivitäten hinzuweisen, wenn Kleindenkmale selbstherrlich von ihrem angestammten Platz entfernt und an ihnen Veränderungen vorgenommen werden, die dem geschichtlichen Denkmalwert abträglich sind oder das Objekt gar wertlos machen. In einen historischen Wappenstein zusätzlich das Jahr der persönlichen Entwendung einzumeißeln ist ja wohl weit mehr als nur eine schlichte Geschmacklosigkeit.

Positiv soll vermerkt werden, daß im Verwaltungsraum Zell a.H. mit seinen acht ehemaligen Gemeinden die Dokumentationsarbeiten zu einem baldigen Abschluß kommen werden. Von Rheinau mit seinen neun Stadtteilen wird berichtet, daß die Erfassung der Grenzmarken abgeschlossen werden konnte. Weitere Erhebungen wurden im Bereich der Waldgenossenschaft im alten Steinbacher Kirchspiel fortgeführt und zahlreiche Marksteine mit Wappen und Symbolen dokumentiert.

An einigen Orten wurden Grenzstein-Wanderungen durchgeführt, die hoffentlich positives Interesse an der sachgerechten Erhaltung dieser Kulturdenkmale bewirkt haben mögen.

Eine besondere Gefährdung der historischen Marksteine liegt durch die Orkanshäden vom Dezember 1999 vor. Bei den anfallenden Aufräumarbeiten in den Wäldern sollten die Forstämter über die Gemeinden um Mithilfe für die Erhaltung dieser Kulturdenkmale gebeten werden.

Gernot Kreutz

Fachgruppe Denkmalpflege

Auch im Jahre 1999 fand leider keine Zusammenkunft statt. Von außen kam keine Anregung, keine nennenswerte Problemstellung.

Der Fachgruppenleiter stellte intensive Überlegungen an, wie diese Fachgruppe Denkmalpflege sinnvoll erweitert werden könne, ohne daß das Anliegen der Denkmalpflege verloren gehe.

In der Sitzung des engeren Vorstands am 16. Februar 2000 schlug er daher eine Erweiterung der Fachgruppe auf „Ortsgeschichte/Denkmalpflege“ vor, um dem veränderten Aufgabenbereich gerecht zu werden. Die Frühjahrstagung am 11. März 2000 wird darüber zu beschließen haben. In der zweiten Jahreshälfte 2000 erfolgt dann der Neueinstieg.

Dieter Kaufß

Fachgruppe Museen

Die Frühjahrsveranstaltung der Fachgruppe führte die Teilnehmer am 10. April 1999 nach Hohberg in das Bienenmuseum im Diersburger Rathaus. Der Leiter Paul Zimmermann führte durch die Ausstellung und erläuterte die Geschichte der Bienenzucht und der Museumssammlung. Dabei demonstrierte er die Honiggewinnung ebenso wie er mit Exponaten, Bildern und Texten Wissenswertes zum Thema „Biene“ vermittelte.

Bei der anschließenden fachlichen Sitzung zum Thema „Sonderausstellungen“ ergab die lebhaftige Diskussion der zahlreichen Teilnehmer, daß die Weitergabe temporärer Ausstellungen nicht möglich ist. Jedoch erklärten sich die Museumsleiter gerne bereit, an andere Museen Exponate zur Ergänzung von Ausstellungen auszuleihen. Dies wurde auch in der Vergangenheit schon so gehandhabt. In diesem Zusammenhang stellten verschiedene Museen laufende oder projektierte Sonderausstellungen vor.

Die Anregung, künftig im Herbst eines jeden Jahres ein Verzeichnis der geplanten Aktivitäten der einzelnen Museen zu erstellen und an alle Museen in der Ortenau zu versenden, wurde aufgegriffen, wobei sich Herr Eisenbeis von Friesenheim-Oberweier bereit erklärte, die verantwortliche Schaltstelle zu sein.

Ein weiteres Thema war der Stichpunkt „Beschriftung“, wobei mehrsprachige und laminierte Objektbeschreibungen gezeigt wurden. Über den inhaltlichen Umfang und die Gestaltung der Objektbeschriftung soll in einer weiteren Tagung ausführlicher gesprochen werden.

Der Vorsitzende der Fachgruppe Horst Brombacher dankte abschließend dem Leiter des Bienenmuseums für die Vorbereitung und Durchführung des Nachmittags.

Horst Brombacher

Fachgruppe Archäologie

Veranstaltungen und Öffentlichkeitsarbeit

Wie jedes Jahr nahm die Fachgruppe an der Tagung der Société d'Histoire des Quatre Cantons Benfeld, Erstein, Geispolsheim, Illkirch-Graffenstaden teil. Sie fand am 23. Januar 1999 in Blaesheim/Elsass statt. Dabei referierten Madame M. Philipp und Monsieur R. Oury, Vorsitzender der Mitgliedergruppe Geispolsheim über das Thema: Justiz im Frieden am Anfang des 19. Jahrhunderts im Kanton Geispolsheim.

Die Fachgruppe Archäologie hielt am 6. März 1999 ihre Jahreshauptversammlung im Handwerkermuseum in Kork ab. Neben zahlreichen Freunden der Archäologie aus dem Ortenaukreis, konnten wieder Gäste aus dem Elsaß begrüßt werden. Die Versammlung stand im Zeichen des 25jährigen Bestehens der Fachgruppe.

Der Leiter der Gruppe betonte, daß die Fachgruppe von dem heutigen Präsidenten Dr. Kauß ins Leben gerufen wurde. Er habe damals dazu die sich häufenden Entdeckungen von römischen Siedlungsresten in der Ortenau zum Anlaß genommen. In den folgenden Jahren habe sich das Bild der römischen Zeit in der Ortenau, Dank der Entdeckungen der Fachgruppe, immer mehr vervollständigt.

Neben den üblichen Begehungen habe die Gruppe etwa auch Notgrabungen durchgeführt, wo in Mahlberg eines der am reichsten ausgestatteten Frauengräber aus der Zeit um 500 v. Chr. zum Vorschein kam. Hinzu seien auch zahlreiche weitere Notgrabungen, so in der frühmittelalterlichen Wüstung Altenmahlberg und dem prähistorisch-römischen Fundareal bei Schmieheim, von der Fachgruppe durchgeführt worden.

Römische Reste wurden auf dem Fiat-Gelände von Kippenheim, auf der Bannstude bei Friesenheim, auf dem Steinackerfeld bei Niederschopfheim, im Gewann auf der Mauer bei Zunsweier, am Ziegelwaldsee bei Gengenbach und bei Heiligenzell ausgegraben und restauriert. Außerdem ist es durch den Hinweis der Fachgruppe gelungen, bei Ichenheim mehrere Vorratskeller – sogenannte Trichtergruben – der Urnenfelderkultur (um 1000 v. Chr.) zu identifizieren und auszugraben.

Bei unzähligen Begehungen habe man weiter viele Entdeckungen von römischen Resten machen können. So zum Beispiel bei Sasbach, nördlich von Rammersweier, nördlich von Altenheim, südwestlich von Niederschopfheim, nordöstlich von Oberweier, westlich von Lahr-Dinglingen, östlich von Ottenheim, östlich von Wittenweier, nordöstlich von Kappel, südwestlich von Münchweier und schließlich südöstlich von Mahlberg.

Schließlich habe man sich bei zahlreichen Begehungen im Schwarzwald neben keltischen Refugien auch um steinzeitliche Relikte und megalithi-

sche Anlagen gekümmert und mit Erfolg registrieren können. Daher, so der Leiter der Fachgruppe, würden sich im Schwarzwald wie früher bei den römischen Siedlungen in der Ebene, neue Erkenntnisse zur Besiedlung abzeichnen.

Der Vortrag im Anschluß stand unter dem Motto: „Die Heidenmauer auf dem Odilienberg im Elsass.“ Dafür stand wohl einer, der am engsten mit diesem Berg verbunden ist, der Straßburger Oberschulrat Auguste Schmitt, bereit. Monsieur Schmitt ist am Odilienberg aufgewachsen, er kennt sich dort nicht nur gut aus, sondern er hat seit seiner Jugend danach geforscht, die literarischen Quellen erfaßt und die Ausgrabungen dort beobachtet. Das konnte er in einem sehr interessanten Lichtbildervortrag vorstellen und überzeugend interpretieren.

Neben den steinzeitlichen Relikten, die auf dem mysteriösen Berg gefunden wurden, zeigte der Referent auch eine Dokumentation zu den jüngeren Ausgrabungen. Für viele, so der Referent, reiche die Anlage bis in die Steinzeit zurück. Für andere sei sie aus der Römerzeit oder gar erst aus der folgenden Epoche. Vor allem seien es die sogenannten „Schwalbenschwänze“ in den Steinquadern der Mauer, die immer wieder für die Datierung herangezogen würden. Doch die ursprünglich in die Schwalbenschwänze eingelegten Holz-, Bronze- oder Eisenkeile fehlen. Daher sei aus dieser Sicht eine Datierung nicht so leicht möglich.

Am 29. Juni 1999 nahm eine Abordnung der Fachgruppe beim 8. Landesdenkmaltag Baden-Württemberg, in Bad Säckingen teil. Dort wurde zu den Themen „Denkmalpflege und Tourismus“, „Denkmalpflege als Auftraggeber“ und zur „Denkmalpflege als Anreger technischer Innovationen“ referiert,

Am 11. Juli 1999 traf sich die Fachgruppe zu einer Exkursion der römischen Badruinen von Badenweiler. Dort erwartete ein sachkundiger Führer, Herr Gfell die Teilnehmer. Er zeigte nicht nur die überdachte Ruine, sondern führte die Gruppe auch in die Wasserkanäle der einstigen Römeranlage.

Bei der Jahresversammlung des Historischen Vereins am 17. Oktober 1999 gedachte der Präsident des Vereins auch der Gründung der ersten Fachgruppe Archäologie, und würdigte ihre archäologische Arbeit der vergangenen 25 Jahre. Er gab auch bekannt, daß der bisherige Leiter der Fachgruppe nach nun 25 Jahren die Leitung abgegeben und nicht mehr kandidieren wolle. Naudascher werde aber weiterhin das Amt des ehrenamtlichen Beauftragten vom Landesdenkmalamt begleiten. An seine Stelle wurde der langjährige Mitarbeiter und Beauftragte des Landesdenkmalamtes, Professor Dr. Ing. Pfefferle, nominiert und anschließend mehrheitlich zum Leiter der Fachgruppe Archäologie gewählt.

Steinzeit

Renchen. Am nördlichen Abhang (~ 160 m ü.d.M.) des Schlossbergs von Renchen wurde ein steinzeitlicher Schaber gefunden. Das Fundstück ist 2,5 cm breit und 4,7 cm lang. Sein Rand ist fast durchweg retuschiert. Das Artefakt ist aus Jaspis, der vor allem am Isteiner Klotz bei Kleinkems vorkommt. Von seiner Größe und Gestalt her gehört das gut bearbeitete Stück dem Mesolithikum an (Abb. 1).¹

Mahlberg. Auf dem zum Rheintal abfallenden Lössrücken (192 m ü.d.M.) Neuenstein, südöstlich von Mahlberg, wurden zehn steinzeitliche Relikte gefunden.² Dabei handelt es sich um zwei Restkörper, drei Stein splitter, einen Pfriem, einen Schaber, eine Klinge, eine gebrochene Klinge und einen Stichel. Der Pfriem mißt von der Basis bis zu seiner ausgesprochen feinen Spitze 2,1 cm (Abb. 2). Der Schaber ist 2,9 cm lang und 1,9 cm breit (Abb. 3). Die Klinge ist 2,5 cm lang und 0,8 cm breit (Abb. 4). Alle Relikte sind aus milchigem Ölquarz, der im Sandstein der dahinter liegenden Schwarzwaldrücken vorkommt. Vom Fundplatz aus ist das Rheintal im Süden bis zum Kaiserstuhl, im Westen bis zu den Vogesen frei zu überblicken. Im Osten versperrt die Schwarzwaldkette den Weitblick, und im Norden erheben sich in angemessener Ferne weitere Lößberge.

Im Gewann Langengrund (225 m ü.d.M.), einem weiter nach Osten liegenden Lößrücken, wurde eine Knochennadel gefunden. Das Artefakt ist aus einem dünnen Röhrenknochen mit 0,5 cm Durchmesser, ist 3,3 cm lang, und angespitzt. Das an der Spitze auslaufende Röhrenchen hat durch seine Bearbeitung ähnliche Struktur wie ein kleiner Spiralbohrer. Mit diesem Werkzeug konnten besonders feine Stiche in Stoff und Häute gestochen werden (Abb. 5).³

Bei der Wüstung Altenmahlberg, die im Rheintal vor den Lößhügeln liegt, wurden zwei steinzeitliche Abfallgruben der Wauwiler Kultur gefunden. Sie konnten durch eine dort vorgefundene Scherbe (Abb. 6) eindeutig bestimmt werden, und gehören der mittleren Jungsteinzeit (um 2600 v. Chr.) an.⁴ Auf dem gleichen Areal wurde ein Restkörper aus Karneol, ein Karneol splitter, eine mikrolithische Pfeilspitze aus Jaspis (Abb. 7), ein Jaspissplitter, ein Silex splitter und eine gebrochene Silexklinge gefunden. Das Fundareal ist eine Lößdüne, die sich von Süden nach Norden entlang dem „Inneren Hochgestade“ der Rheinniederung erstreckt. Wegen ihrer vor Hochwasser gesicherten Lage, war sie ein günstiges Altsiedelland.

Mühlenbruch. Auf dem bereits von früheren Funden bekannten Areal Flachenberg (500 m ü.d.M.) östlich der Heidburg, wurden erneut zahlreiche Silexmikrolithe verschiedener Herkunft gefunden.⁵ Dabei befinden sich auch mehrere Abschlagsplitter. Drei dieser Splitter stammen ihrer weiß-grau gebänderten Struktur und ihrer hellen angewitterten Rinde nach, von Jaspisknollen.⁶

Aus dem Jaspis bestehen auch fünf mikrolithische Werkzeuge. Dabei handelt es sich um eine sattelförmige 2,8 cm lange, bis 0,8 cm breite, an beiden Enden spitze, und nach innen gebogene scharfe Klinge (Abb. 8); um eine ebenfalls sattelförmige 2,8 cm lange, und von 1 auf 0,5 cm verjüngte Klinge mit Gebrauchsspuren (Abb. 9); und um eine weitere sattelförmige 2 cm lange, von 0,8 auf 0,5 cm verjüngte Klinge (Abb. 10). Das vierte Werkzeug ist ein flacher Schaber in Gestalt eines Segelschiffs, das an seiner Basis 1,5 cm breit und 2 cm lang ist. Die beiden fiktiven Segelschenkel messen 1,5 bzw. 1,2 cm. Auch dieses Werkzeug zeigt zwei deutliche Gebrauchsspuren (Abb. 11).⁷ Das weitere Werkzeug ist ein Schaber aus Jaspis, der einer gerundeten Fingerspitze gleicht. Er ist 2,2 cm lang und 1,5 cm breit. Seine beiden Flächen sind auf einer Seite durch stehen gebliebene Rinde abgeschlossen. Seine gerundete Spitze ist fein retuschiert, und seine beiden Seiten sind messerscharf (Abb. 12).⁸ Weiter wurde auf dem selben Platz ein grau-schwarz gemaserter Steinsplitter, mit braun-weiß gepunkteter Rinde gefunden.⁹

Sämtliche Werkzeuge aus Jaspis dürften vom Isteiner Klotz stammen. Dort steht bei Kleinkems Weißjura an, bei dem nachweislich steinzeitlicher Bergbau betrieben wurde. Der dabei abgebaute Jaspis ist zu Werkzeugen verarbeitet oder als Rohmaterial in den Handel gebracht worden.¹⁰ Dagegen dürfte der grau-schwarze Splitter von sogenanntem Bohnerzjaspis stammen, der im Markgräfler Land in vielfacher Struktur und Farbe zu finden ist.¹¹

Als weiteres steinzeitliches Artefakt ist ein sehr stumpfes, gebrochenes Werkstück zu nennen. Es ist noch 2 cm lang und 1,5 cm breit, sattelförmig, an einem Ende gradlinig gebrochen, und am anderen Ende prismenförmig gewalmt. Seine Grundfläche besteht aus dünnwandigem rotbraunem Carneol. Der übrige Körper ist jedoch aus milchigem Ölquarz, der von feinemarmorierten rotbraunen Carneoladern durchzogen ist. Sein Vorkommen ist weitgestreut und kommt besonders in den Gneisen vor, die nicht allzufern von der Fundstelle anstehen (Ab. 13).¹²

Vom gleichen Fundplatz stammt ein rundlicher, vielgezackter Schaber. Er hat einen Durchmesser von 2,1 cm, ist sehr dünn, und hat zwei muschelartige ovale Bruchflächen. Eine der Flächen ist nach außen, die andere nach innen gewölbt. Das Relikt ist transparent wachsglänzend, und hat auf seinem radialen Rand ein etwa 1,5 cm schmalen kalkweißen Streifen, der in das Material gebettet ist. Auch hier zeigt der schmale scharfe Rand Gebrauchsspuren. Dieser Silex oder Hornstein kommt gewöhnlich im Kalk vor, wie er in der unweiten Vorbergzone des Schwarzwalds häufig anzutreffen ist (Abb. 14).¹³

Das bisher größte Artefakt, das auf dem steinzeitlichen Fundplatz des 500 m hohen Flächenberg gefunden wurde, ist ein Nasenkratzer. Er ist 3,5 cm lang und 1,8 cm breit. Seine beiden handlichen Flächen sind muschelartig

gebrochen, und seine beiden Schmalseiten sind grob retuschiert. Das Werkzeug ist gut der Fingerhaltung angepaßt. Es ist aber auf den sonst scharf retuschierten Seiten durch Gebrauch stumpf (Abb. 15). Das Rohmaterial für diesen wachsigen und graumilchigen Feuerstein kommt allgemein in den Formationen der Kreide vor. Da die nächsten Vorkommen jedoch vor allem im Pariser Becken und in Belgien zu suchen sind, dürfte dieses Artefakt den bisher längsten Handelsweg bis zum Flachenberg hinter sich gebracht haben.¹⁴

Wittenweier. Nordöstlich der Linde an der Straßenkreuzung Wittenweier – Wald und Kappel – Nonnenweier, wurden an einem Wiesenbach (157,8 m ü.d.M.) drei rundliche, steinzeitliche Scherben gefunden.¹⁵ Die größte der Scherben hat einen Durchmesser von ~ 7 cm. Sie ist durch und durch tief schwarz, und hat einen blätterigen Kern. Die Unterseite ist plan und relativ glatt. Sie hat braune bis rotbraune Sinterflecken. Dagegen ist ihre Oberseite sehr rauh und zeigt unebene Handspuren. Die zweite Scherbe hat einen Durchmesser ~ 4 cm. Sie ist innen leicht gewölbt und außen fast flach. Sowohl ihre Außen- als auch die Innenseite ist braun gefärbt. Ihr Kern ist dunkelgrau und blätterig. Die Scherbe ist insgesamt stark gemagert, d. h. mit bis zu 4 mm großen milchigen Quarzkörnern gespickt. Die dritte Scherbe ist 4 cm lang und 3 cm breit. Sowohl ihre graue Außen- als auch ihre dunkelgraue Innenfläche ist leicht gewölbt und uneben. Ihr unregelmäßig gebrochener Kern umschließt ein Kalkblättchen von 0,8 mm Länge (Abb. 16).

Alle drei Scherben sind ihrer Struktur nach noch nicht auf einer Töpferscheibe, sondern frei mit den Händen geformt worden. Außerdem zeigen die drei Scherben an, daß sie von drei verschiedenen, sehr großen Vorratsgefäßen stammen. Durch ihre Struktur und Farbe läßt sich weiter schließen, daß sie bei schwacher Hitze reduziert gebrannt wurden, und der Jungsteinzeit zugeordnet werden können.¹⁶

Prähistorische Zeit

Hohengeroldseck. Im Vorhof der Burg (523,9 m ü.d.M.) wurde eine kleine Bronzenadel gefunden. Das nicht gerade häufige vorkommende Artefakt gehört der späten Hallstatt- oder der frühen Latènezeit (um 600–500 v. Chr.) an. Da solche Nadeln besonders in Frauengräbern im Bereich des Kopfes vorkommen, „dienten sie offensichtlich zur Befestigung von Bändern oder Hauben an der Frisur“ (Abb. 17).¹⁷

Im Bereich der Hohengeroldseck wurden schon früher römische Münzen gefunden. Daher ist eine antike Benutzung des Platzes nicht mehr auszuschließen.¹⁸

Wittenweier. Beim Gewann Wäldele an einem von Nord nach Süd verlaufenden Wiesenbach, wurden in einem Wasserloch drei prähistorische

bis zu 0,8 mm starke Scherben gefunden. Die größte Scherbe mißt $4,5 \times 6,5$ cm, hat eine leicht gewölbte braune Außenfläche, und eine dunkelgraue abgeblätterte Innenfläche. Der Kern der Scherbe ist blätterig und ebenfalls dunkelgrau. Auf der abgeblätterten Innenfläche sind feine Sandkörner, bis hin zu einem kleinen milchigen Quarzsplinter zu erkennen. Die zweite Scherbe ist $4,5 \times 5$ cm groß und ist sowohl auf ihrer Innen-, als auch auf der Außenfläche leicht gewölbt. Beide Flächen sind mit feinem dunklem Quarzsand gemagert. Auf der Außenwand ist ein großer schwarzer Fleck eingebrannt. Dabei handelt es sich wahrscheinlich um Gebrauchsspuren auf offenem Feuer. Die dritte hellgraue Scherbe ist $3,5 \times 4,5$ cm groß. Sie ist beidseitig mit milchigem Quarzsand fein gemagert, und zeigt auf ihrer Innenseite breite radiale Riefen. Alle drei Relikte haben gegenüber ihrer Außen- und Innenwand einen etwas dunkleren Kern.¹⁹

Die radialen Riefen der Gefäßscherben rühren von der Drehbewegung einer Töpferscheibe her. Die dunklen Kerne der relativ harten Scherben deuten an, daß der Töpferofen schon stärker erhitzt werden konnte. Das war mit dem Einsatz eines Balgs möglich. Doch die schwarzen Kerne lassen noch auf die traditionelle reduzierte Brenntechnik schließen. Beides sind Symptome der nachsteinzeitlichen, prähistorischen Zeit.²⁰

Römerzeit

Mahlberg. In und um Mahlberg wurden in den vergangenen 150 Jahren zunehmend römische Reste gefunden. Neben 71 römischen Münzen sind es u.a. immer wieder Mauer-, Scherben- und Ziegelreste, die durch Grabarbeiten und Pflügen an die Oberfläche gebracht werden. Oft sind es auch nur in der Römerzeit verloren gegangene Relikte. Der Hauptfundplatz ist das Burgareal, das wegen seiner dominanten Lage in allen Zeitepochen die Menschen angezogen hat. Gerade darum ist dieser, wahrscheinlich seit prähistorischer Zeit bebaute und befestigte Platz, auch der Ort für Auseinandersetzungen gewesen. Aus diesem Grund mußten die Bau- und Kulturreste immer wieder neuen Bebauungen weichen. In Anbetracht der Unkenntnisse früherer Jahrhunderte, wurden sie mit Ausnahme von römischen Münzen einfach weggebracht. Erstmals beim letzten größeren Umbau im Jahr 1911 hat man auch römische Scherben und Gefäße gesammelt, und in einer privaten Sammlung untergebracht.²¹ Davon ist noch ein kleines römisches Töpfchen und ein langhalsiges Tonfläschchen vorhanden (Abb. 18).²²

Vieles spricht dafür, daß die Burg auf dem Mahlberg aus einer römischen Befestigung hervorgegangen ist. Möglicherweise sind ihre Ruinen schon im Frühmittelalter überbaut worden. Das darf um so mehr angenommen werden, weil von diesem einzigen in der Rheinebene hochragenden Vulkankegel die römische Heerstraße von Nord nach Süd,

sowie der von dort zum Rhein hinführende Weg, gut beobachtet werden konnte.²³

In diesem Zusammenhang sind auch römische Mauerreste, Leistenziegel, Sigillaten, irdene Scherben und eine römische Münze zu sehen, die an der ehemaligen römischen Heerstraße südlich von Mahlberg gefunden wurden. Sie sind von einem römischen Gebäude, zu dem zwei dabeiliegende Quellen gehörten. Das Fundareal mit der Ruine umfaßt etwa ein halbes Hektar Gelände (Abb. 19). Es liegt in einer Kurve vor dem Aufgang zum sogenannten Antonibuck.²⁴

Seine Einfriedung reichte vermutlich nach Westen über die Heerstraße hinweg. Damit weist der gewählte Platz eine ähnliche Situation auf, wie sie auf der anderen Seite am römischen Nordaufgang zum Antonibuck, auf dem Platz der Kippenheimer Kirche vorgefunden wurde. Auch dort mußten die Benutzer der Heerstraße das Areal eines römischen Gebäudes passieren. Ein Abweichen von dieser Straße war schlecht möglich. Denn im Westen war der Durchgang vor dem Burgberg, zusätzlich durch den Lauf der Unditz versperrt.²⁵ Dagegen erstrecken sich im Osten parallel zur Heerstraße die gegenläufig zerklüfteten Lößhügel, die dort den Durchgang ebenfalls behinderten.

Bei der Münze, die auf dem römischen Areal gefunden wurde, handelt es sich um einen Follis. Er ist aus der Regierungszeit des römischen Kaisers Constantin II. (337–361 n. Chr.), trägt die Umschrift IMP CONSTANTIUS und das Prägezeichen SMA (Sacra Moneta Antiochia). Der Prägeort Antiochia ist das heutige Antakya im südtürkischen Sandschak. Auf seiner Rückseite stehen zwei römische Legate mit ihren Feldzeichen. Constantius II. war der erste Sohn des bekannten römischen Kaisers Constantin des Großen.²⁶ Er regierte in Ostrom, bis er nach der Ermordung auch seines zweiten Bruders durch den Usurpator Magnentius zur Alleinherrschaft gelangte.

Die Münze wurde in einer der beiden gefaßten Quellen, unmittelbar neben dem römischen Gebäude, gefunden und ist sehr korrodiert.²⁷ Eine zweite römische Münze, die zusammen mit römischen Scherben im darüber liegenden Gewann „Neuenstein“ 1940 gefunden wurde, ist unbestimmt geblieben und verschwunden.²⁸

Bei Grabarbeiten brachte ein Bagger südlich vom ehemalige Kapuzinerkloster aus 2,60 m Tiefe mehrere Holzreste von Wurzeln, von Bohlenbruchstücken, den Rest von einem römischen Ziegel und einen sehr desolaten Bronzekessel an die Oberfläche. Der Fundplatz war dicht am ehemaligen Ostufer des früheren Unditzlaufs. Nur wenige Meter von der Fundstelle entfernt war auch die Einmündung des mit dem Mahlberger Riedbach vereinigten Schmiehbachs. Die ehemalige, etwa 10 m breite Unditz war noch bis vor Jahren zum sogenannten Brühlgraben reduziert, in ihrem Lauf zu erkennen (Abb. 20).²⁹

Bei dem Fund direkt am östlichen Ufer der Urunditz, dürfte es sich um den Rest einer römischen Wasserschöpfstelle handeln. Möglicherweise war sie durch eine mit Ziegeln belegte und mit Bohle eingefriedete Treppe zugänglich.

Unmittelbar westlich der Burg an der Flußbiegung der Unditz nach Westen, gibt es Mauerreste, die auf Grund ihrer Struktur ebenfalls aus der Römerzeit stammen dürften. In diesem Bereich wurde schließlich auch bei der Erweiterung eines Kellers in 1,60 m Tiefe, eine römische Münze gefunden. Sie zeigt das Münzbild des spätrömischen Heerführers MAGNUS DECENTIUS (351–353 n. Chr.), und läßt sich mühelos in das Münzspektrum von Mahlberg einordnen (Abb. 21).³⁰

Am westlichen Ausgang von Mahlberg wurden in einer Kellergrube, neben zahlreichen Hufeisen auch Sigillaten geborgen. Die Relikte lagen in einer Tiefe von 1,60 m in lockerem Brandschutt, der in Schwemmlöß eingebettet war. Bei der Fundstelle handelt es sich um das Bett der einstigen Unditz. Der ehemalige breite Fluß wurde am heutigen Westausgang von Mahlberg von einem wohl bedeutenden Weg gekreuzt.³²

An diesem Weg, der bis heute vom Burgberg in gerader Linie zum Rhein führt, liegen zahlreiche römische Trümmer mit Eisenschmelzen und Kohlenmeilern (Abb. 22). Sie beginnen dort, wo die Unditz entlang dem Inneren Rheinhochgestade nach Norden abbiegt, und ziehen in einem beachtlich breiten Geländestreifen gegen Norden und Süden. Weiter westlich berührt der Weg die keltischen Fürstengräber bei Kappel, und zieht durch eine Wüstung mit dem keltisch klingenden Namen Trisloch. Er endet schließlich auf dem Rheinhochgestade im Gewann „Fahräcker“, gegenüber einer ehemaligen Rheininsel dem sogenannten „Fahrkopf“. Sowohl das ehemalige Ufer am Hochgestade, als auch die beiden „Fahrnamen“ in Verbindung mit der Wüstung Trisloch und den keltischen Fürstengräbern, weisen dort auf einen alten Rheinübergang hin. Er hat den Mahlberg in antiker Zeit mit der linken Rheinseite verbunden.³³

Eine der Eisenschmelzen, die nur etwa 100 Meter von drei Kohlenmeilern entfernt lag, konnte an Hand der dort gefundenen Relikte näher bestimmt werden. Dabei befanden sich neben Sandsteinen mehrere römische Leistenziegel, römische Scherben, ein römisches Weiden- oder Baummesser (Abb. 23),³⁴ Eisenschlacke und schließlich mehrere Erzplatten vom Erzlager Ringsheim. Etwa 80 Meter nördlich vom Fundplatz lag eine weitere Eisenschmelze. In gleicher Entfernung westlich davon wurde schließlich noch ein römischer Dupondius gefunden. Er zeigt das Münzbild der LUCILLA (165–169 n. Chr.), der Gattin des römischen Kaisers LUCIUS VERUS, der von 161–169 n. Chr. regierte (Abb. 24).

Damit ist das kontinuierliche, römische Münzspektrum von Mahlberg auf 71 Münzen angestiegen. Von ihm ist die früheste Münze noch aus der Zeit der Republik um 80 v. Chr. und die späteste Münze von VALENS um

370 n. Chr., also kurz vor dem Untergang des weströmischen Reiches. Sie streuen fast gleichmäßig vier Jahrhunderte, und gehen weit über den Alamanneneinfall von 260/261 n. Chr. hinaus. Davon stammen allein 41 Münzen aus der Zeit nach diesem kriegerischen Ereignis. Die meisten davon, nämlich 20 Stück, gehören noch der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts an. Zwei weitere stammen sogar noch aus der zweiten Hälfte jenes Jahrhunderts. Sie sind damit ein Hinweis darauf, daß die Römerzeit in Mahlberg mit dem großen Alamanneneinfall längst nicht beendet war.

Aber auch ~ 300 m nordöstlich von diesen Fundplätzen, am Rand einer auffällig rechteckigen Erhebung, mitten in den Auen, konnten römische Siggillata-Scherben geborgen werden. Auf einer fiktiven Linie von diesem Fundplatz gegen Süden, wurden in angemessenem Abstand von jeweils 200 bis 300 Meter mehrere Schmelzplätze beobachtet. Bei einem konnte der Bodenstein von einer Handmühle gesichert werden, wie er auch von der einheimischen Bevölkerung in der Römerzeit benutzt wurde (Abb. 25).³⁵ Südlich davon brachte der Pflug auch eine keltische Scherbe an die Oberfläche.³⁶

Die westlich von Mahlberg aufgeführten Funde lassen den Schluß zu, daß Ringsheimer Eisenerz in römischer Zeit bis Mahlberg verhüttet worden ist. Es stand schließlich am Ringsheimer Rötelberg bis zur Oberfläche an, und konnte von den Römern darum nicht übersehen werden. Möglicherweise geht der Ringsheimer Erzabbau sogar auf vorrömische Zeit zurück.³⁷

Wittenweier. Anlässlich von Geländebegehungen auf dem römischen Areal östlich von Wittenweier, konnte nun erstmals auch eine römische Münze geborgen werden. Bei ihr handelt es sich um einen Antoninian des Kaisers TETRICUS II. Flavius (273–274 n. Chr.). Er wurde, als sein Vater 270 n. Chr. die Herrschaft übernahm, sofort zum CAESAR und damit zum Mitregenten ernannt. Nach Abdankung seines Vaters legte auch sein Sohn das Staatsamt nieder und zog sich ins Privatleben zurück (Abb. 26).

Der Fund läßt wieder einmal mehr vermuten, daß auch die römischen Siedlungen nach dem großen Alamanneneinfall von 260/261 n. Chr. entlang der römischen Rheinstraße, noch nicht restlos aufgegeben worden sind.³⁸

Steinach. In der Nähe des Bahnhofs wurde kurz vor dem 2. Weltkrieg eine römische Münze gefunden, deren Existenz erst vor zwei Jahrzehnten bekannt wurde, aber wieder in Vergessenheit geraten ist. Der Grund ist ihr schlechter Erhaltungszustand. Sie ist auf ihrer Oberfläche durch die Korrosion so stark verändert, daß sich ihr Münzbild nicht mehr eindeutig bestimmen läßt. Von der Struktur der Münze her dürfte sie jedoch der frühen bis mittleren Römerzeit im Kinzigtal angehören.

Wenn es auch nicht mehr möglich ist, die Münze in eine bestimmte römische Zeit einzuordnen, so hat sie doch einen weiteren Hinweis erbracht,

daß neben der römischen Heerstraße auf der rechten Kinzigseite die Römer auch auf der linken Seite anwesend waren.³⁹

Unbestimmte Zeit

Mahlberg. Am westlichen Ausgang von Mahlberg wurde in etwa 0,40 m Tiefe ein ~ 250 m breiter und ein mit faustgroßen Basaltsteinen belegter Weg angegraben. Durch einen Grabungsschnitt im Abstand von etwa 250 m war zu erkennen, daß der befestigte Weg aus nord-nordwestlicher in süd-südöstlicher Richtung verlief. Er führte im Norden zu einem etwa 60 × 80 m großen Rechteck unbekannter Herkunft und Zeit. Das unbekannte Objekt konnte durch eine Luftaufnahme ermittelt werden. Neben Sandsteinresten wurden dort auch Scherben der Lahr-Dinglinger römischen Irdenware gefunden.⁴⁰ Dagegen konnte nur etwa 10 m von diesem „Geisterweg“ entfernt ein Brückenlager freigelegt werden, das auf einem eichenen Balkengerüst errichtet war. Die einstig dazugehörige Brücke führte über die ehemalige Unditz und hatte den direkten Weg zur Wüstung Trisloch und zum Rhein mit dem Mahlberg verbunden (Abb. 27).⁴¹

Beim Pflügen eines Ackers im Gewann Speckenfeld nördlich von Mahlberg, wurde eine Tonkugel gefunden. Sie ist auf der Oberseite etwas angeschlagen, hat einen Durchmesser ~ 10 cm, sowie eine durchgehende Bohrung von ~ 1 cm. Sie ist hart gebrannt, mit feinem Quarzsand gemagert. Sie ist auf einer Seite braun gebrannt, auf der anderen Seite dagegen schwarz geschmaucht. Auf ihrer Unterseite am Ausgang der Bohrung sind kleine Schleifkerben zu erkennen. Die Kugel hat noch ein Gewicht von ~ 1 kg (Abb. 28).⁴²

Bei dem Gegenstand handelt es sich um das Webgewicht von einem Litzenstabwebstuhl. Solche Webstühle gehen bis in die prähistorische Zeit zurück, und sind bis ins hohe Mittelalter belegbar. Sie waren meist um die zwei Meter breit, wozu bis zu 30 solcher Gewichte benötigt wurden.

Josef Naudascher

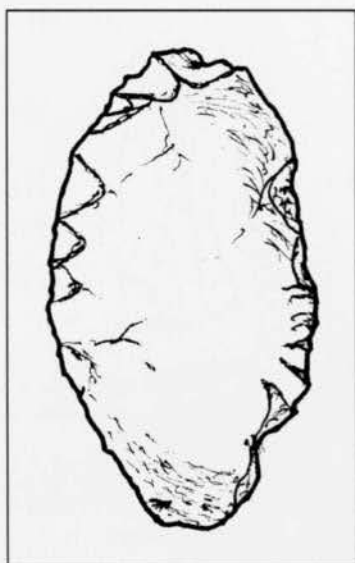


Abb. 1: Maßstab 1 : 1
Schaber aus hellem
Jaspis vom Schloßberg
(~ 160 m ü.d.M.) bei
Renchen.

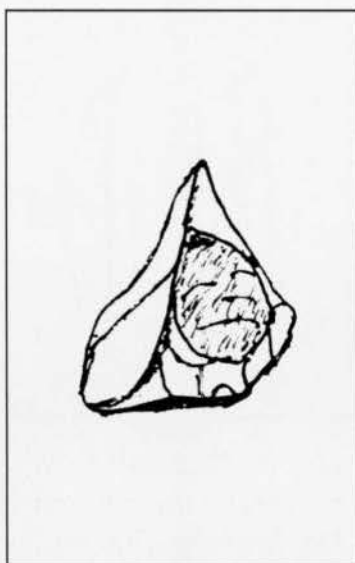


Abb. 2: Maßstab 1 : 1
Pfriem aus milchigem
Ölquarz vom Lößbrücken
Neuenstein (192 m
ü.d.M.) bei Mahlberg.



Abb. 3: Maßstab 1 : 1
Schaber aus milchigem
Ölquarz vom Lößbrücken
Neuenstein (192 m
ü.d.M.) bei Mahlberg.

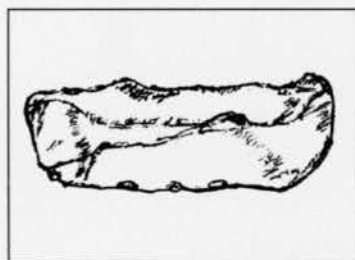


Abb. 4: Maßstab 1 : 1
Klinge aus milchigem
Ölquarz vom Lößbrücken
Neuenstein (192 m
ü.d.M.) bei Mahlberg.



Abb. 5: Maßstab 1 : 1
Knochennadel vom
Lößbrücken Langengrund
(225 m ü.d.M.) bei
Mahlberg.



Abb. 6: Scherbe aus den Abfallgruben der Wauwiler
Kultur (um 2600 v. Chr.) von der Wüstung
Altenmahlberg.

Foto Landesdenkmalamt Freiburg

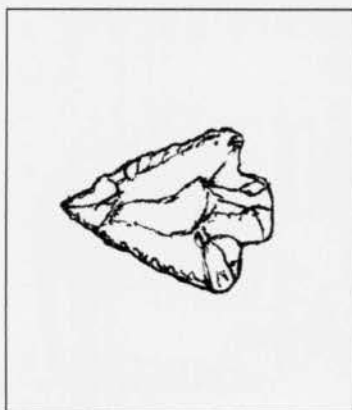


Abb. 7: Maßstab 1 : 1
Pfeilspitze aus Jaspis,
gefunden bei den Abfall-
gruben der Wauwiler
Kultur in der Wüstung
Altenmahlberg.

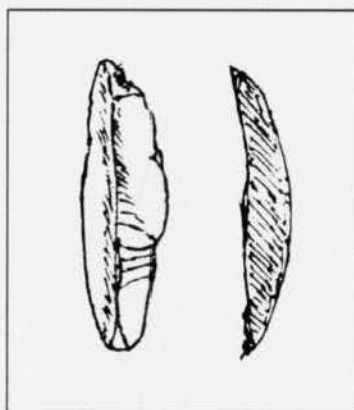


Abb. 8: Maßstab 1 : 1
Klinge aus Jaspis vom
Flachenberg (500 m
ü.d.M.) bei Mühlenbach.



Abb. 9: Maßstab 1 : 1
Klinge aus Jaspis vom
Flachenberg (500 m
ü.d.M.) bei Mühlenbach.



Abb. 10: Maßstab 1 : 1
Klinge aus Jaspis vom
Flachenberg (500 m
ü.d.M.) bei Mühlenbach.

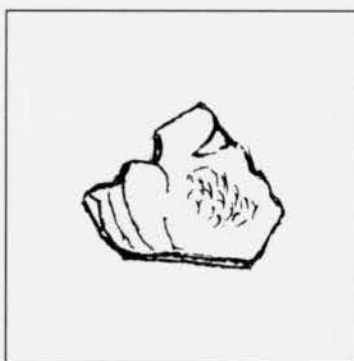


Abb. 11: Maßstab 1 : 1
Schaber aus Jaspis vom
Flachenberg (500 m
ü.d.M.) bei Mühlenbach.

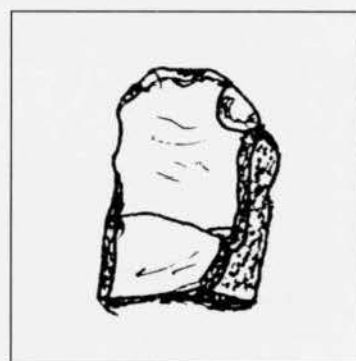


Abb. 12: Maßstab 1 : 1
Schaber aus Jaspis mit
Rindenrest vom Fla-
chenberg (500 m ü.d.M.)
bei Mühlenbach.

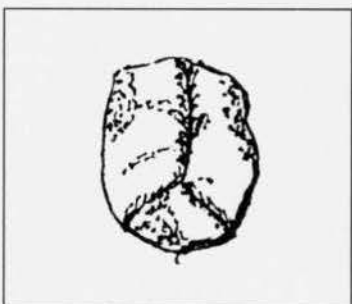


Abb. 13: Maßstab 1 : 1
Abgebrochene Klinge
aus milchigem Ölquarz
vom Flachenberg
(500 m ü.d.M.)
bei Mühlenbach.

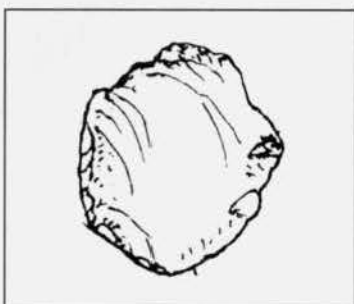


Abb. 14: Maßstab 1 : 1
Schaber aus wachs-
farbigen Hornstein vom
Flachenberg (500 m
ü.d.M.) bei Mühlenbach.

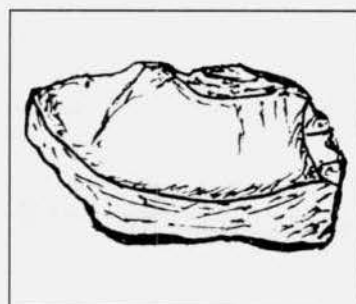


Abb. 15: Maßstab 1 : 1
Nasenkratzer aus grau-
milchigem Feuerstein
vom Flachenberg
(500 m ü.d.M.)
bei Mühlenbach.

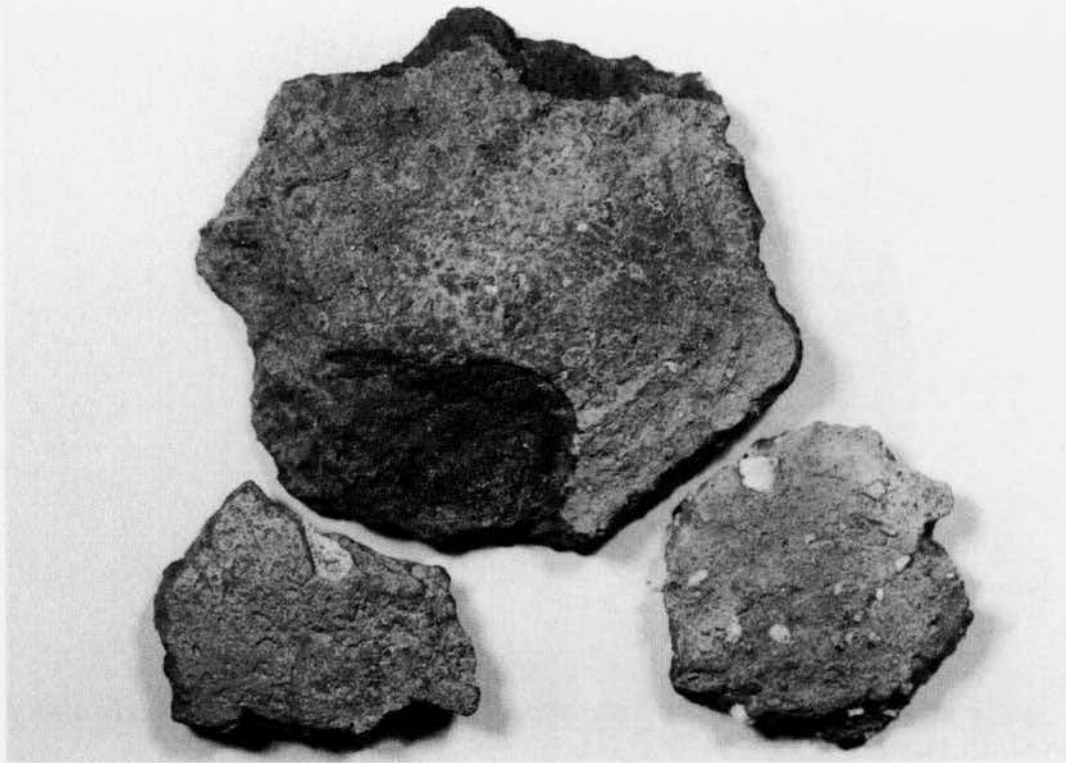


Abb. 16: Steinzeitliche Scherben, gefunden östlich von Wittenweiler an einem Wiesenbach.

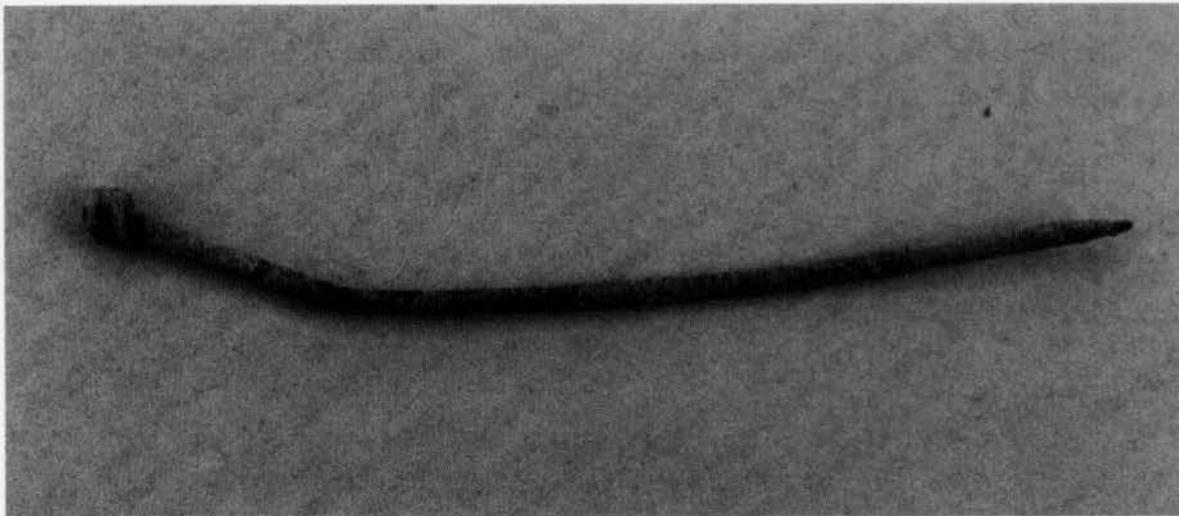


Abb. 17: Bronzenadel aus der späten Hallstadt- oder frühen Latènezeit. Sie wurde im Vorhof der Burg Hohengeroldseck (523,9 m ü.d.M.) gefunden.

Foto Brigitte Eisenlohr



Abb. 18: Zwei noch vollständig erhaltene Gefäße, von einem Scherbenfund auf dem Schloß Mahlberg.

Foto Brigitte Eisenlohr



Abb. 19: Strukturen von Mauern, Steinen und Scherben von einem römischen Gebäude, an der römischen Heerstraße im Gewinn Schleife bei Mahlberg.

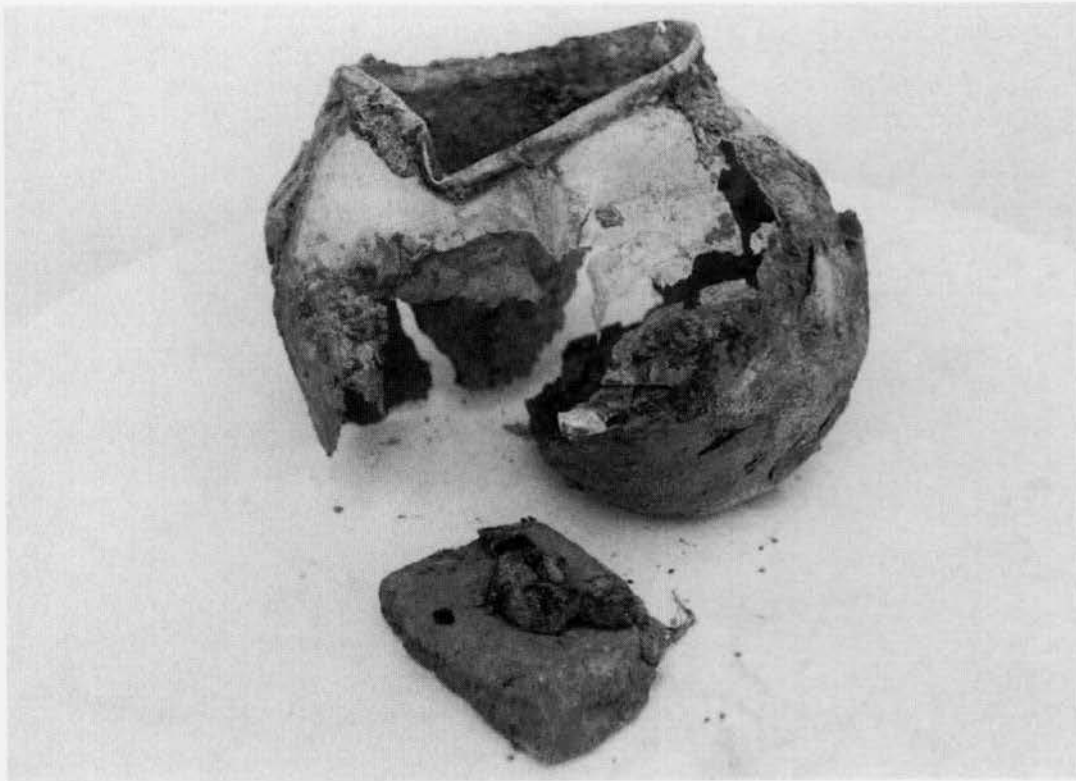


Abb. 20: Bronzekessel, der zusammen mit einem römischen Ziegelrest bei Mahlberg gefunden wurde.



Abb. 21: Römische Münze des spätrömischen Heerführers MAGNUS DECENTIUS (351–353 n.Chr.). Sie wurde in Mahlberg an der zum Rhein hinführenden Straße gefunden.

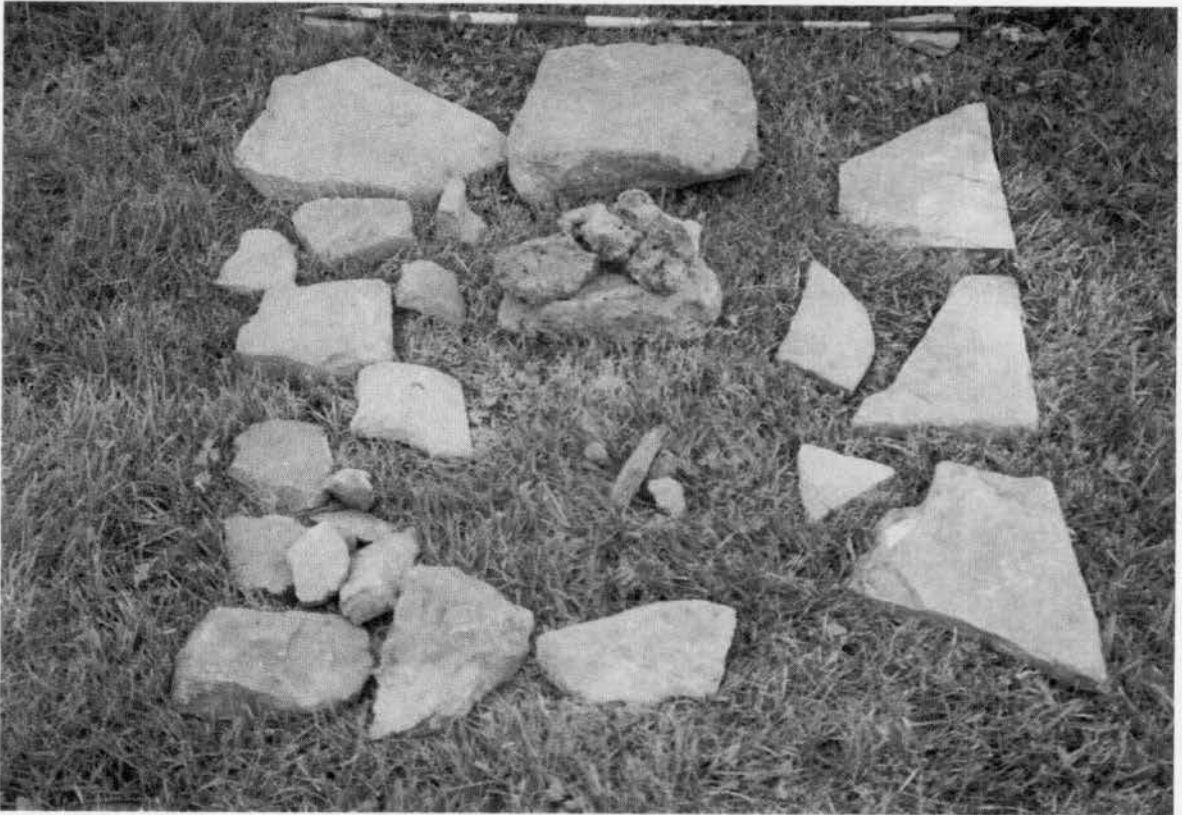


Abb. 22: Römische Reste, die bei einer Eisenschmelze des Ringsheimer Doggererzes westlich von Mahlberg gefunden wurden. Der Fundplatz liegt an dem alten Weg von der Burg zum Rhein.

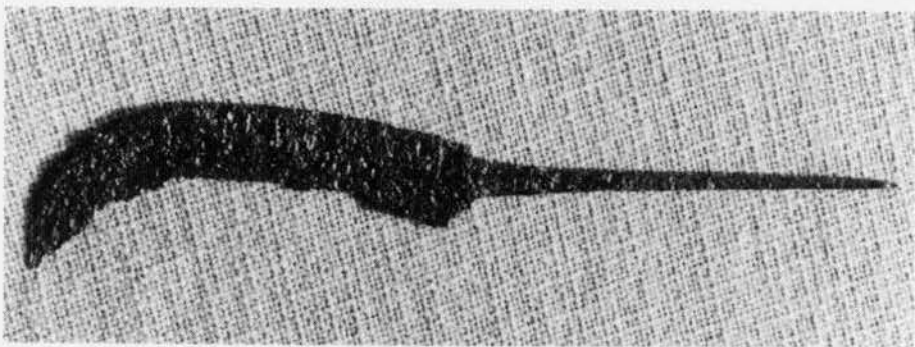


Abb. 23: Römisches Weiden- oder Baummesser, das bei der römischen Eisenschmelze westlich von Mahlberg gefunden wurde.



Abb. 24: Römische Münze mit dem Münzbild von LUCILLA (165–169 n. Chr.), der Gattin des Kaisers LUCIUS VERUS (161–169 n. Chr.). Die Münze wurde nahe der römischen Eisenschmelze westlich von Mahlberg, am Weg zum Rhein, gefunden.



Abb. 25: Bodenstein von einer römischen Handmühle, der westlich von Mahlberg, unweit einer römischen Eisenschmelze gefunden wurde.

*Abb. 26: Römische Münze des Kaisers TETRICUS Filius (273–274 n. Chr.). Sie wurde auf dem römischen Areal an der Rheinstraße östlich von Wittenweier gefunden.
Foto Brigitte Eisenlohr*



Abb. 27: Balkenrost vom Lager einer ehemaligen Unditzbrücke. Über sie führte der Weg von der Burg Mahlberg zu den Fahrackern bei der Wüstung Trisloch am Rhein.





Abb. 28: Webegewicht von einem Litzenwebstuhl, wie er seit prähistorischer Zeit bis ins hohe Mittelalter in Gebrauch war.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 7414 Oberkirch. Das steinzeitliche Werkzeug wurde von Egon Lorenz aus Renchen gefunden. Fundschau 1949–1951: Jungsteinzeit, Kleinkems (Lörrach), 125. In: Badische Fundberichte 1951 und Fundschau 1952–1953: Jüngere Steinzeit, Kleinkems (Lörrach) „Kachelfluh“, 184 ff.
- 2 Vgl. Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 7712 Ettenheim. Die Artefakte wurden von Josef Naudascher gefunden
- 3 Vgl. Deutsche Grundkarte 1 : 5000, Bl. Altdorf und Fundmeldung (FM) an das Landesdenkmalamt Freiburg, 1975
- 4 Die Scherbe wurde von Dr. Rolf Dehn vom Landesdenkmalamt Freiburg identifiziert. Vgl. hierzu auch B. Dieckmann, Neue neolithische Funde bei Oberbergen im Kaiserstuhl. In: Archäologische Nachrichten aus Baden, Heft 21, 13: „Für die Wauwiler Gruppe war ein Nordschweizer Moorgebiet, das Wauwiler Moos, namensgebend. Dort kamen erstmals vollständige Gefäße jener Epoche zutage.“
- 5 Vgl. Naudascher, Josef: Tätigkeitsbericht der Fachgruppe. In: Die Ortenau 1999, 79 und Anmerkung 50 und 51. Der Fundplatz wurde von Alois Schneider aus Haslach entdeckt
- 6 Die drei Jaspissplitter wurden von Alois Schneider aus Haslach gefunden. Vgl. Anmerkung 1
- 7 Die drei Klingen und der Schaber wurden von Alois Schneider aus Haslach gefunden

- 8 Der Schaber wurde von Dr. rer. nat. Helmut Eisenlohr aus Ettenheim gefunden
- 9 Der Splitter wurde ebenfalls von Alois Schneider aus Haslach gefunden
- 11 Vgl. hierzu Anm. 1
- 11 Vgl. hierzu Unser, Stefan: Die Feuerstein-Technologie der Steinzeit, 1983, 13. Der Bohnerzsplinter wurde von Alois Schneider aus Haslach gefunden
- 12 Vgl. Unser, S. 15 und Woolley, Bishop, Hamilton: Der Kosmos-Steinführer, Mineralien, Gesteine, Fossilien, 1975, 130, Carneol. Vgl. F. Weidenbach, A. Vollrath, Geologische Übersichtskarte von Südwestdeutschland, 1954
- 13 Vgl. Woolley, Bishop, Hamilton: 130, „Der Name Silex oder Hornstein wird gebraucht, um lagig aussehendes Material zu beschreiben, der Name Feuerstein oder Flint wird für die schwarze, knollige Varität benützt, die man gewöhnlich in Kalken findet. Feuerstein und Flint können entweder durch Ausfällung von Kieselsäure auf dem Meeresboden entstehen oder durch Verdrängen von Gesteinen, vor allem Kalken, durch die Kieselsäure zirkulierender Wässer.“ Vgl. auch F. Weidenbach, A. Vollrath. Der Schaber wurde von Alois Schneider aus Haslach gefunden.
- 14 Vgl. Woolley, Bishop, Hamilton: 198, Kreide und Unser, 15. Der Nasenkratzer wurde von Alois Schneider aus Haslach gefunden
- 15 Vgl. Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 7612 Lahr-West Die Scherben wurden von Dr. rer. nat. Helmut Eisenlohr gefunden
- 16 Die Brenntechnik erfolgte in der Frühzeit in sogenannten Reduktionsöfen. Das waren oft Öfen in der Form und Größe eines Bienenkorbs. Sie standen auf einem durchlöcherten Lehmrost über dem das Brenngut aufgefüllt war. Der sonst zugemauerte Ofen hatte oben eine Öffnung als Rauchabzug. Unter dem Ofen war eine Heizgrube, in der ein Feuer entzündet und durch Luftzufuhr mittels eines Balgs unterhalten wurde. Nachdem der Ofen seine vorgesehene Hitze erreicht hatte, wurden alle Öffnungen zugemauert. Die Hitze recuzierte sich nur allmählich und gab den Wandungen des Brennguts eine bestimmte Festigkeit. Der weniger erhitzte Kern blieb daher weicher und unterschied sich durch seine dunkle Färbung
- 17 Vgl. Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 7613 Lahr. Die Bronzenadel wurde von Dr. Helmut Eisenlohr gefunden. Das Artefakt wurde laut Brief v. 07. 07. 1999 von Dr. Rolf Dehn vom Denkmalamt bestimmt und zeitlich zugeordnet
- 18 Vgl. hierzu Wagner, Dr. Ernst: Fundstätten und Funde im Großherzogtum Baden, 1908, 238, Nr. 399, Hohengeroldseck. Römerzeit: Zwei römische Münzen von Domitian (81–96 n. Chr.). Siehe K. Bissinger, Funde römischer Münzen im Großherzogtum Baden, 1889, Heft I, 113
- 19 Die Scherben wurden von Dr. rer. nat. Helmut Eisenlohr aus Ettenheim gefunden
- 20 Vgl. Anmerkung 15
- 21 Der genaue Fundplatz im Burgareal ist nicht mehr bekannt. Es dürfte jedoch im Innenhof oder im Keller der Burg zu suchen sein. Denn an Stelle des im Spätmittelalter erbauten Schlosses ragte in der Römerzeit noch der sehr harte Basaltpfropf vom Vulkan empor. Er dürfte erst nach der Erfindung des Schießpulvers durch den Freiburger Franziskanermönch Berthold Schwarz (um 1300) endgültig beseitigt worden sein
- 22 Diese noch erhaltenen römischen Artefakte hat Herr Dr. rer. nat. Helmut Eisenlohr aus Ettenheim von seinem Onkel Hans-Hermann Freiherr von Böhl erhalten. Vor dem 2. Weltkrieg waren noch mehr Relikte aus römischer Zeit vom Umbau aus dem Jahr 1911 vorhanden. Sie sind aber im Laufe des Kriegs verschwunden
- 23 Vgl. hierzu Naudascher, Josef: Frühgeschichte der Oberen Ortenau. In: Die Ortenau, 1976, 114 ff. und Josef Naudascher, Frühgeschichte der Oberen Ortenau, 1977, 67 ff. Von der Burg Mahlberg führt bis heute in gerader Linie ein Weg nach dem Rhein. An

- ihm lag die Wüstung Trisloch mit ihren keltischen Fürstengräbern. Der Weg endet auf dem Äußeren Rheinhochgestade im Gewann Fahrackern. Die Fahrackern liegen in der Nähe eines ehemaligen Rheinübergangs, der bis zum 30jährigen Krieg bestanden hat und befestigt war. Sie zeigen an, daß schon vor jener über Altrheine führenden Brücken eine Fährverbindung nach der linken Rheinseite bestanden hat, wo ebenfalls keltische Gräber liegen
- 24 Möglicherweise geht die Bezeichnung Antoni-Buck auf römische Relikte zurück, die dort gefunden wurden. Vgl. hierzu Josef Naudascher, Die mittelalterliche Wasserversorgung. In: Archivnachrichten, Geschichte von Mahlberg und Umgebung, 1998, Nr. 1 und Nr. 3
 - 25 Die Unditz, deren Name keltischen Ursprungs ist, kam ursprünglich aus dem Münster-tal. Sie hatte in römischer Zeit noch ihren Lauf an Mahlberg vorbei. Dort war sie sehr wasserreich, da sie sich kurz vor Mahlberg mit dem Schmie- und Darsbach vereinigt hatte
 - 26 Vgl. Hirmer, Max : Römische Kaiserporträts im Münzbild, 1961, 25 und Abb. 50. Vgl. auch Otto Paul Wenger, Römische Kaisermünzen, 66 und Abb. 82.
 - 27 Vgl. Naudascher, Josef: Fundmeldung an das Landesdenkmalamt Freiburg (FM), Juli/Okttober 1976. Die Münze von Constantius II. wurde von dem Schüler Erdogân Zünirüt gefunden. Römische Münzfunde in Brunnen und Quellen sind nicht ungewöhnlich. Sie sind auf die religiösen Vorstellungen der Römer zurückzuführen. Dort mußten sie ihren Quell-, Fluß- und Meergott Neptun, den die Griechen Poseidon nennen, durch das Opfer einer Münze bezähmen. Andernfalls erginge es ihnen wie dem König Laomedon, der dem Gott bei der Erbauung der Stadtmauer von Troja seinen Lohn schuldig blieb. Dafür schickte Neptun ein Seeungeheuer, das neben seiner Tochter auch die Menschen im Feld wegraubte und fraß. Vg. hierzu Illustriertes Lexikon der Mythologie, 1874, Lizenzausgabe MECO Verlag GmbH, Dreieich, 1993, 346, Neptun und 307, Laomedon
 - 28 Vgl. Topogr. Karte 1 : 25 000, Bl. 7712 Ettenheim. Die nicht bestimmte römische Münze wurde von Josef Naudascher gefunden und ist während des Kriegs von einem einquartierten Soldaten mitgenommen worden. Die Scherben wurden durch Dr. Gerhard Fingerlin vom Landesdenkmalamt bestimmt, und am 09. 02. 1970 schriftlich bestätigt. Vgl. hierzu Naudascher FM, 1978. Vgl. auch Naudascher, FM, Frühjahr 1987. Die römische Ruine wurde von Josef Naudascher gefunden.
 - 29 Vgl. Naudascher, FM, 23. 9. 1986. Die Relikte wurden von Arbeiten der Firma Watter Straßenbau in Lahr gefunden, und vom Wassermeister Bernhard Fäßler gemeldet.
 - 30 Vgl. Naudascher FM, 01. 05. 1989. Die Münze wurde von Anna Herzog im Schmiedeweg 2 gefunden. Sie wurde freundlicherweise von Hedwig Kiesel, der Besitzerin der Münze, zur Bestimmung vorgelegt.
 - 31 Vgl. Matt, Leonard von und Kühner, Hans: Die Cäsaren, 1964, 152, sowie Hirmer, 25
 - 32 Die Relikte wurden bei Grabarbeiten im Keller und auf dem Grundstück Schmiedeweg 23 von Josef Naudascher gefunden
 - 33 Vgl. Deutsche Grundkarte 1 : 5000, Bl. Ellenbogen. Vgl. Dr. Ernst Wagner, Fundstätte und Funde im Großherzogtum Baden, 1908, 209. Vgl. Naudascher, FM, 09. 05. 1976, Im Kreuzwegfeld bei Kappel wurden zwei weitere Fürstengräber von Josef Naudascher gefunden. Eines davon wurde inzwischen ausgegraben.
 - 34 Vgl. Blümlein, Carl: Römer und Germanen, 1926, 88, Abb. 275. Vgl. auch Karl-Wilhelm Weeber, Panem et circenses, 1994, S. 167, Abb. 247
 - 35 Vgl. hierzu Blümlein: 1926, 80. Dort ist u.a. die Rekonstruktion von einer römischen Handmühle – nach Jacobi – auf der Saalburg abgebildet

- 36 Vgl. Naudascher, FM, 25. 08. 1972
- 37 Vgl. Naudascher, Josef: Tätigkeitsbereich der Fachgruppen, Fachgruppe Archäologie. In: Die Ortenau 1997, 72, Verschiedenes, Schmieheim
- 38 Die römische Münze des TETRICUS II. wurde von Dr. rer. nat. Helmut Eisenlohr aus Ettenheim gefunden. Die aus Kupfer bestehende Münze ist an ihrer Oberfläche stark korrodiert und mit einer fleckig-grünlichen Patina überzogen. Auf der Vorderseite derselben ist das Porträt des Kaisers mit Strahlenkrone nach rechts abgebildet. Auf der Rückseite ist eine undeutliche, nach links gehende Figur eingeprägt
- 39 Die Münze wurde von dem Steinacher Heimatforscher Peter Schwörer 1980 in einem sogenannten Heimatbrief ausführlich behandelt. Sie ist aus Bronze, hat einen Durchmesser von ~ 3,16 cm, und ein Gewicht von ~ 21,14 g. Herr Schwörer weist darauf hin, daß wegen des Fundorts ein früher Römerweg durch das Tal von Welschensteinach in das Schutter- und Elztal mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen werden darf.
- 40 Der Hinweis auf dieses Rechteck und die Luftbildaufnahme ist von Herrn Dr. Schmidt-Thomé vom Landesdenkmalamt Freiburg
- 41 Bei Trisloch liegen auch die keltischen Fürstengräber. Vgl. hierzu Anmerkung 33
- 42 Vgl. Naudascher, FM, April 2000. Das Relikt wurde von dem Bauer Hans Kiesel aus Mahlberg gefunden. Vgl. hierzu Klaus Tidow, Webgeräte und Webstühle. In: Archäologie in Deutschland, Heft 1/1998, 32 ff.

Der Ortenaukreis – Rückblick 1999

Landrat Günter Fehringer

Das wichtigste kreispolitische Ereignis im Jahr 1999 war die Wahl zum neuen Kreistag, dem von den Bürgerinnen und Bürgern alle fünf Jahre gewählten politischen Gremium des Ortenaukreises. Die Kommunalwahl fand am 24. Oktober 1999 gemeinsam mit den Gemeinderatswahlen und Ortschaftsratswahlen statt. Für die Wahl zum Kreistag stellten sich in den 13 Wahlkreisen zwischen Sasbach und Hornberg 477 Kandidaten zur Wahl. 74 Sitze waren in den Wahlkreisen direkt, maximal 20 weitere Prozent über Ausgleichsmandate zu vergeben. Die Wahlbeteiligung der rund 300.000 wahlberechtigten Ortenauer Bürgerinnen und Bürger lag bei rund 54 Prozent. Aufgrund von 13 Ausgleichsmandaten wurden 87 Kreisräte gewählt. Davon erhielten die CDU 39 (43,7%), die SPD 21 (24,5%), die FWV 18 (19,1%), die Grünen 5 (6,2%) und die FDP 4 (4,7%) Sitze.

Bei der konstituierenden Sitzung des Kreistages am 21. Dezember 1999 wurden die neuen Kreisräte auf ihr Ehrenamt verpflichtet. Ich bin sicher, daß auch in den kommenden Jahren die sachorientierte und auf Konsens bedachte politische Auseinandersetzung zum Wohle der Bürgerinnen und Bürger die Kreispolitik bestimmen wird. Besonderen Dank und Anerkennung spreche ich all jenen Kreistagsmitgliedern aus, die dem neuen Gremium nicht mehr angehören, das Geschehen im Ortenaukreis aber sicher weiter mit Interesse und Aufmerksamkeit verfolgen werden.

Bei den Wahlen zu den Gemeinde- und Ortschaftsräten waren rund 940 Sitze zu vergeben. Entsprechend den Bestimmungen der Gemeindeordnung hatten die Wähler hier die Möglichkeit des „Panaschierens« und des „Kumulierens«. Eine weitere Besonderheit des Kommunalwahlrechts in Baden-Württemberg ist die sogenannte „Unechte Teilortswahl«. Damit wird gewährleistet, daß jeder Ortsteil mindestens so viele Mandate erhält, wie es dem Bevölkerungsanteil jeweils entspricht. Dieses Wahlsystem erlaubt es, im Rahmen der Verhältniswahl Persönlichkeiten gezielt aus den Wahlvorschlägen herauszuwählen.

Trotz des komplizierten Wahlsystems mußten nur 4 Prozent der Stimmzettel für ungültig erklärt werden. Von den 940 Sitzen in den Gemeinde- und Ortschaftsräten erhielten die CDU 413 Sitze (44%), die Wählervereinigungen 342 Sitze (36%), die SPD 158 Sitze (17%), die Grünen 14 Sitze (2%) und die FDP/DVP 13 Sitze (1%).

Eckpunkte der Kreistagsarbeit 1994 bis 1999

Mit der Wahl eines neuen Kreistags ging auch die Arbeit des bisherigen Gremiums zu Ende. Lassen Sie mich die wichtigsten Entscheidungen und Entwicklungen der vergangenen Wahlperiode – soweit ich nicht später im einzelnen darauf eingehe – noch einmal zusammenfassen.

- Seine vielfältigen Aufgaben hatte der Ortenaukreis in den vergangenen 5 Jahren unter denkbar schlechten finanziellen Voraussetzungen zu bewältigen. Ausgabendisziplin und Sparsamkeit haben in allen Bereichen der Verwaltung oberste Priorität. Nur so konnten alle Pflichtaufgaben erfüllt werden. Erfreulich ist, daß sich eine finanzielle Entspannung der Kreisfinanzen abzeichnet. Der Kreistag hat die Reformschritte der Verwaltung im Rahmen des Neuen Steuerungsmodells aktiv unterstützt und mitgetragen. Ein wichtiger Schritt in Richtung unternehmerischer Führung war die Bildung von 13 Eigenbetrieben zum 1. Januar 1996. Ein weiteres Element ist die Budgetierung, die heute nicht mehr wegzudenken ist. Das Leitbild des Landratsamtes dokumentiert unser Selbstverständnis und unseren Anspruch an das eigene Handeln. Im Reformprozeß des Landratsamtes ist das Leitbild Motor für die Weiterentwicklung zu einem modernen Dienstleistungsunternehmen.
- Um mittelfristig eine Qualitätsverbesserung in der stationären Altenpflege zu erreichen, wurde ein Kreispflegeplan erstellt. In den Kliniken und Krankenhäusern des Ortenaukreises konnten Investitionsbeschlüsse von rund 80 Mio. DM umgesetzt werden. Für Einrichtung, Ausstattung und medizinische Geräte betrug das Investitionsvolumen rund 42 Mio. DM. Die Schließung des Kreiskrankenhauses Zell a. H. konnte leider nicht verhindert werden. Die Weiterentwicklung des Pflege- und Betreuungsheimes Ortenau in Größe und Struktur war Schwerpunkt der vergangenen Jahre. Insgesamt konnten Investitionen im Umfang von 20 Mio. DM realisiert werden.
- Der Kreistag hat sich wiederholt mit strukturpolitischen Fragen der Ortenau befaßt. Er hat die Bedeutung des Flugplatzes Lahr für die Region mehrmals deutlich unterstrichen und sein Engagement eingebracht. Auch bei der schwierigen Behandlung der Altlastenproblematik spielt der Kreis eine wichtige Rolle.
- Große Anstrengungen hat der Ortenaukreis in den vergangenen Jahren beim öffentlichen Personennahverkehr unternommen. So wurde die Tarifgemeinschaft Ortenau in eine GmbH (TGO Tarifverbund und Ortenau GmbH) umgewandelt. Zum 1. Januar 1998 konnte der grenzüberschreitende Tarifverbund Strasbourg/Ortenau geschaffen werden. Im Juli 1998 beschloß der Kreistag den Nahverkehrsplan. Er stellt eine wichtige Grundlage für die Entwicklung des ÖPNV in den kommenden 5 Jahren dar.

- Trotz geringer Fördermittel und fehlender Eigenmittel konnten in den Erhalt und Ausbau der Kreisstraßen 35 Mio. DM investiert werden.
- Mit der Einrichtung eines Naturschutzfonds im Oktober 1995 hat der Ortenaukreis bei der Erfüllung seiner Aufgaben im Natur- und Umweltschutz einen neuen Weg beschritten. Spendengelder ermöglichen die Realisierung dringender Projekte im Bereich der Biotoppflege und des Artenschutzes. Ein herausragendes Ereignis für den Naturschutz war die Einrichtung des Naturschutzzentrums „Ruhstein im Schwarzwald“, das für die Besucher interessante Informationen und ein umfangreiches Veranstaltungsprogramm bereithält.
- Als Träger der beruflichen Schulen und Sonderschulen steht der Ortenaukreis immer wieder vor großen Herausforderungen: Investitionen in Neubauten und Sanierungen sowie die Einführung neuer Technologien und neuer Ausbildungsberufe standen auf dem Aufgabenkatalog der vergangenen 5 Jahre. Als Beitrag zur Integration von jugendlichen Aussiedlern wurden an den beruflichen Schulen sogenannte „Brückenlehrer« eingesetzt.
- Durch zwei weitreichende Entscheidungen des Kreistags konnte der Ortenaukreis Dienststellen in Offenburg und in Lahr zusammenführen. Sowohl die Entscheidung zum Erweiterungsbau des Offenburger Landratsamtes in Verbindung mit der Feuerwache der Stadt Offenburg und der Integrierten Leitstelle als auch der Kauf und die Sanierung der Gebäude auf dem Lahrer Kasernenareal fielen einmütig.

25 Jahre Gemeindereform

Mit dem Inkrafttreten des Dritten Gesetzes zur Verwaltungsreform und dem Gesetz zum Abschluß der Neuordnung der Gemeinden zum 1. Januar 1975 veränderte sich der Ortenaukreis: vor der Reform bestanden 161 Gemeinden. Heute sind es 51. Die Gemeindereform hat die Entwicklung der Gemeinden gefördert und vor allem für die Bürgerinnen und Bürger Vorteile gebracht. Der Zusammenschluß der ehemaligen Gemeinden, so kann man heute feststellen, hat zu den gewünschten Synergie-Effekten geführt. Allein hätten die ehemals selbständigen Gemeinden das in dieser Zeit erwirtschaftete Investitionsvolumen kaum aufgebracht und so die heute realisierten Maßnahmen, etwa im Schul- oder Kindergartenbau, im Straßenbau oder dem Ausbau der Wasserversorgung, nicht erreicht.

Die Gemeinden mußten sich vor 25 Jahren nicht nur in ihre neue Rolle als Gesamtgemeinde einfinden, sondern sich auch in einen größeren Landkreis integrieren. Denn zum 1. Januar 1973 entstand im Rahmen der Reform der Landkreise der Ortenaukreis, der 1998 sein 25jähriges Jubiläum begehen konnte. Auch dies ist heute gelungen. In der Bilanz der vergange-



Außenstellen-Gebäude in Lahr, Langemarckstraße 11

nen 25 Jahre können die Gemeinden wie der Ortenaukreis mit Stolz und Genugtuung auf das Geleistete zurückblicken.

Tag der offenen Tür: Aufgaben- und Leistungsvielfalt vermittelt

In einem schriftlich verfaßten Jahresrückblick kann jeweils nur ein kleiner Ausschnitt über die Arbeit der Kreisverwaltung im vergangenen Jahr gegeben werden. Die Kreisverwaltung ist jedoch stets bemüht, durch eine aktive Öffentlichkeitsarbeit die Bürgerinnen und Bürger aktuell und umfassend über die Arbeit der Verwaltung und der Gremien sowie das Kreisgeschehen zu informieren. Eine Möglichkeit der besonderen Informationsvermittlung hat der Ortenaukreis im vergangenen Jahr mit einem Tag der offenen Tür am 27. Juni 1999 im Landratsamt in Offenburg wahrgenommen und dabei den Bürgerinnen und Bürgern die Aufgabenvielfalt und das Leistungsspektrum des Ortenaukreises umfassend präsentiert. Bei Information, Unterhaltung und Spaß nahmen mehrere Tausend Besucher die Möglichkeit wahr, einen Einblick in die Arbeit der zahlreichen Fachämter der Landkreisverwaltung zu nehmen.

Lahrer Dienststellen bieten Leistungen zentral an

Ende November 1999 haben das Gesundheitsamt, das Sozialamt, das Jugendamt, die Sozialen Dienste und die Psychologische Beratungsstelle mit den Sozialpsychiatrischen Diensten in Lahr ein Gebäude des ehemaligen Kasernenareals an der Langemackstraße beziehen können. Lediglich die Straßenverkehrsbehörde verbleibt an ihrem gewohnten Sitz in der Raiffeisenstraße. Damit konnte der Ortenaukreis einen lang gehegten Wunsch realisieren und die vielfältigen Dienstleistungen der Kreisverwaltung in Lahr nun an einem zentralen Ort anbieten. Für den Erwerb, die Sanierung und den Umbau des Gebäudes investierte der Ortenaukreis 6 Mio. DM, die durch den Verkauf eines kreiseigenen bisherigen Dienstgebäudes in Lahr und die künftig entfallenden Mietzahlungen für weitere Dienstgebäude finanziert werden können.

Mit dem Umzug sind die Voraussetzungen geschaffen, daß die unter einem Dach zusammengefaßten Dienststellen für die Bürgerinnen und Bürger besser und einfacher auffindbar sind und dadurch auch mehr Bürgernähe erreicht wird. Die zum Teil räumlich beengte Unterbringung einiger Dienststellen war sowohl den Mitarbeitern als auch Besuchern nicht länger zuzumuten. Darüber hinaus spart der Ortenaukreis durch die entstehenden Synergieeffekte zusätzlich Kosten. Auch hier wird die Kreisverwaltung das vielfältige Aufgabenspektrum ihrer neuen Dienststellen in Lahr mit einem Tag der offenen Tür am 22. Juli 2000 den Bürgerinnen und Bürgern vorstellen.

Ortenau-Präsentation in der Bonner Landesvertretung

Rund 3 Wochen präsentierte sich der Ortenaukreis mit seiner wirtschaftlichen Leistungskraft, seinen touristischen und kulinarischen Angeboten sowie seiner kulturellen Vielfalt in der Landesvertretung Baden-Württemberg in Bonn. Zum Eröffnungsabend am 15. Juni 1999 konnte Staatssekretär Willi Stächele als Hausherr mehr als 700 Gäste aus Politik, Verwaltung und Medien begrüßen, darunter Prominente wie die ehemalige Bundestagspräsidentin Rita Süßmuth, Bundestagsvizepräsident Rudolf Seiters und den Bundestagsabgeordneten Dr. Wolfgang Schäuble, der seinem Heimatkreis ein Grußwort überbrachte. Darüber hinaus haben rund 20 Botschafter, Vertreter großer deutscher Unternehmen und internationaler Organisationen die Gelegenheit genutzt, den Ortenaukreis kennen zu lernen.

Im Mittelpunkt der Präsentation stand eine umfassende Darstellung des Ortenaukreises und seiner 51 Städte und Gemeinden. Auch namhafte Unternehmen aus der Ortenau nutzten die Chance und präsentierten ihr Leistungsspektrum in der Landesvertretung. Mit dabei waren die Firmen BurdaMedien, Duravit, Flugplatz Lahr, Herrenknecht, WeberHaus sowie die

Zeller Keramik. Darüber hinaus hat die Wirtschaftsregion Offenburg/Ortenau für den Wirtschaftsstandort Ortenau geworben. Als bedeutendste Bildungseinrichtung der Region war die Fachhochschule Offenburg vertreten. Die Beratungsstelle INFOBEST hat über die grenzüberschreitende Zusammenarbeit in der Region informiert. Aus den Bereichen Tourismus und Gastronomie beteiligten sich die Schwarzwald Tourismus GmbH, das Schwarzwälder Freilichtmuseum in Gutach, der Europa-Park sowie die Ortenauer Weinwirtschaft. Für das kulinarische Wohl der Gäste haben das Kur- und Sporthotel Dollenberg aus Bad Peterstal-Griesbach und Dieterle's Touristikbetriebe aus Gutach sowie das Kronen-Brauhaus Offenburg, der Verein der Landfrauen und die Konditoreninnung Ortenau gesorgt. Das künstlerische Leben in der Ortenau wurde von Künstlern der „Oberkircher Künstlerkolonie“ dokumentiert. Den Gästen gefiel es; konnten sie doch dem Konditor über die Schulter schauen, der Keramikmalerin, der Schäppelmacherin und dem Korbflechter beim Handwerk zusehen, die Performance des Europa-Parks bestaunen, dem Nachtwächter aus dem „Hornberger Schießen“ begegnen und die Ortenauer und Breisgauer Weinprinzessinnen kennen lernen.

Mit der traditionellen „Stallwächterparty“ der Landesvertretung am 7. Juli 1999 hatte die Ortenau-Präsentation einen erfolgreichen Abschluß gefunden. Wieder waren hochkarätige Vertreter aus Politik, Verwaltung, Wirtschaft und Medien gekommen, um die letzte Bonner „Stallwächterparty“ gemeinsam mit dem Ortenaukreis zu feiern. Und auch hier sprang der Funke über: Bei froher Stimmung plauderten viele Gäste bis spät in den Abend, über alle Parteigrenzen hinweg.

Eine erfolgreiche Fortsetzung fand die Veranstaltung am 26. August 1999 in Brüssel im Informationsbüro des Landes Baden-Württemberg bei der Europäischen Union. Gemeinsam mit den Peterstaler Mineralquellen, dem Kronen-Brauhaus Offenburg, der Ortenauer Weinwebung, dem Europa-Park Rust und den Schwarzwald Suntime Hotels gestaltete die Schwarzwald Tourismus GmbH diesen Abend und warb für die Region.

Eine Gesellschaft zur Förderung des Tourismus

Zum 1. Januar 1999 haben der Ortenaukreis, der Schwarzwald-Baar-Kreis, der Landkreis Rottweil sowie acht privatwirtschaftliche Unternehmen gemeinsam die Schwarzwald Tourismus GmbH gegründet. Ziel ist es, die Förderung des Tourismus im Mittleren Schwarzwald auszubauen, um die Städte und Gemeinden sowie deren Beherbergungsbetriebe tatkräftig zu unterstützen und durch zusätzliche Maßnahmen neue Gäste zu gewinnen. Dazu wurde die Tourismusorganisation mit einer modernen, schlagkräftigen Struktur einer Gesellschaft ausgestattet, die in dieser Form bislang einmalig in Baden-Württemberg ist.

Der enge Schulterschuß mit der freien Wirtschaft ist für die Schwarzwald Tourismus GmbH besonders wichtig. Aus diesem Grund wurden acht hochkarätige private Gesellschafter von Anfang an mit ins Boot genommen: der Europa-Park, die Fürstenberg-Brauerei, Peterstaler Mineralquellen, Bad Dürrheimer Mineralbrunnen, der Hotel- und Gaststättenverband, Sauschwänzlebahn sowie die Sparkassen und Volksbanken. Anfang dieses Jahres wurden drei weitere neue Gesellschafter aufgenommen: Dieterle's Touristikbetriebe, die Dorotheenhütte Wolfach und die Ortenauer Weinwerbung.

Durch die Kooperation mit der freien Wirtschaft fließen wichtige Impulse und neue Ideen in die Tourismusarbeit der Kommunen ein. Es ergeben sich immer neue Möglichkeiten in der Vermarktung der Ferienregion. Darüber hinaus werden Synergieeffekte genutzt.

Der Tourismus konnte im Jahr 1999 eine positive Entwicklung verzeichnen. Der Mittlere Schwarzwald erreichte mit einem Plus von 7,5 Prozent bei den Gästezahlen die mit Abstand höchsten Zuwächse im gesamten Schwarzwald und liegt damit 3 Prozent über dem Durchschnitt in ganz Baden-Württemberg. Auch bei den Übernachtungen nehmen wir im Vergleich zum Nord- und Südschwarzwald mit einer Steigerung von 4,2 Prozent die Spitzenposition ein. Hierzu konnte die Schwarzwald Tourismus GmbH schon im ersten Jahr ihres Bestehens einen entscheidenden Beitrag leisten. Damit ist die Gesellschaft auf dem richtigen Weg und wird auch weiterhin eine starke Rolle im Tourismus in Baden-Württemberg einnehmen.

Regierungspräsident besucht den Ortenaukreis

Im Rahmen seines Antrittsbesuches im Ortenaukreis besichtigte Regierungspräsident Sven von Ungern-Sternberg am 24. März 1999 auch das Klinikum Lahr. Neben der Krankenhauspolitik des Ortenaukreises konnten dabei vor allem auch Fragen der künftigen Weiterentwicklung des Klinikums erörtert werden. Der Regierungspräsident zeigte sich beeindruckt von der Krankenhauspolitik des Ortenaukreises. Sie sei vorbildlich unter den Landkreisen in Baden-Württemberg. Die als Eigenbetriebe geführten Krankenhäuser seien keine Defizitbetriebe. In Ausstattung und Leistungsspektrum leisten sie einen wichtigen Beitrag zu Gesundheitsversorgung der Menschen im Ortenaukreis.

Offizieller Besuch von Staatssekretär Willi Stächele

Am 26. Juli 1999 stattete Staatssekretär Willi Stächele dem Ortenaukreis einen offiziellen Besuch ab. Er besuchte unter anderem im Auftrag des Ministerpräsidenten die Staatliche Gemeinschaftsunterkunft für ausländische Flüchtlinge in Lahr. Im Mittelpunkt stand eine Information über die Situa-

tion der Flüchtlinge im Ortenaukreis und die Belegung der einzelnen Flüchtlingsunterkünfte. Ein weiterer Programmpunkt war der Besuch der Carl-Sandhaas-Schule in Haslach i.K. Die Schule für Geistigbehinderte in der Trägerschaft des Ortenaukreises informierte über ihre Lernprogramme, den Schulalltag und stellte das Kooperations-Modell mit der Grundschule in Haslach i.K. vor.

Generalkonsul informiert sich über Arbeit der Leitstelle

Beeindruckt von der Arbeit der Integrierten Leitstelle zeigte sich Generalkonsul Klaus Aurisch. Der deutsche Generalkonsul in Strasbourg besuchte gemeinsam mit Staatssekretär Willi Stächele am 28. Januar 2000 die Einrichtung, die für das Land Baden-Württemberg ein Pilotprojekt darstellt. Ihre erste große Bewährungsprobe hat die Leitstelle bei der Koordination der Einsätze beim Orkan „Lothar“ bestanden. Der Generalkonsul zeigte sich erfreut über die reibungslose Zusammenarbeit mit den Rettungsdiensten im Elsaß.

Heimatpreis an Helmut Schneider und die Lesegesellschaft von 1821 Kork e.V.

Der Heimatpreis des Ortenaukreises 1999 wurde an Helmut Schneider und die Lesegesellschaft von 1821 Kork e.V. – Verein für Heimatpflege und Kultur – in Kehl-Kork verliehen. Der Kreistag des Ortenaukreises wählte den diesjährigen Preisträger einstimmig im Juli 1999. Helmut Schneider erhielt die Auszeichnung für den Aufbau, die Pflege und den Betrieb des Handwerksmuseums in der alten Essigfabrik in Kehl-Kork sowie das Einrichten des Epilepsie-Museums. Helmut Schneider und die Lesegesellschaft haben sich in herausragender Weise für die Vermittlung der Geschichte Kehls und des Hanauerlandes engagiert.

Der Kreistag fällt seine Entscheidung unter folgenden Prämissen: Als im Februar 1993 die Lesegesellschaft Kork – ihr Vorsitzender ist Helmut Schneider – mit dem Ausbau der Räume in der ehemaligen Essigfabrik begann, war noch nicht abzusehen, welche herausragende Entwicklung das Handwerksmuseum nehmen würde. Initiiert und ausgebaut wurde das Museum in Privatinitiative von der Lesegesellschaft Kork, einem gemeinnützigen Verein für Heimatpflege und Kultur. Schneider hat sich mit dem Museum das Ziel gesetzt, die Geschichte des Handwerks im Hanauerland aufzuzeigen sowie aussterbende Handwerkstechniken zu bewahren und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Heute dokumentiert das Museum nahezu 20 Berufe und Arbeitsschwerpunkte in einer lebensnahen und technisch anspruchsvollen Form. Diese Berufe wurden spezifisch im Hanauerland, aber auch in der gesamten Ortenau ausgeübt. Vor allem das in einem eige-

nen Raum untergebrachte Epilepsie-Museum rundet ein kulturelles Kleinod der Ortenau ab, das regional, aber auch in Straßburg und im Elsaß, immer mehr Beachtung und Anerkennung findet. Detaillierte Einsichten in die Entwicklungsgeschichte der Epilepsie-Diagnose und in Heilungsmethoden im Wandel der Jahrhunderte sollen zum Abbau von Vorurteilen und zur Integration Epilepsiekranker beitragen.

„Ortenauer Kunstforum“ 1999

Seit 20 Jahren organisiert der Ortenaukreis im Rahmen der Oberrheinmesse in Offenburg eine Kunstausstellung mit Ortenauer Künstlern. Für die 10. Jubiläumsausstellung 1999 wurde das Konzept grundlegend überarbeitet. Gemeinsam mit der KERAMIKA und der TERRA ART konnte das ORTENAUER KUNSTFORUM in der Halle 1B (Eislaufhalle) an exponierter Stelle durchgeführt werden. Mit Vertretern der Ortenauer Künstler und der Kunstvereine wurde eine Ausstellungsarchitektur erarbeitet, die speziell auf das Messepublikum zugeschnitten ist. Neben Ausstellungskojen gab es „Werkstätten“ und Aktionsräume, in denen der Besucher in das Geschehen miteinbezogen wurde. Darüber hinaus wurden Bereiche der Kommunikation sowie der Ruhe und Erholung eingeplant. Alle Künstlerinnen und Künstler haben sich mit ihren Werken und Projekten um die Teilnahme beworben. Aus den zahlreichen Bewerbungen wählte eine unabhängige Jury letztlich 24 Künstlerinnen und Künstler aus. Damit bot das ORTENAUER KUNSTFORUM 1999 den Besuchern ein breites Spektrum an qualitativ hochwertiger Kunst aus der Ortenau.

Im Offenburgener Landratsamt haben im März 1999 die Foto-Künstler Gisela Schlegel und Peter Link „Fotografische Bilder“ ausgestellt. Mit dem, was üblicherweise unter Fotografie verstanden wird, hatten die Werke wenig zu tun. Gisela Schlegels Naturaufnahmen wirken wie Gemälde. Das Spektrum von Peter Links Bildern reicht von der klassischen Schwarzweiß-Fotografie (Fine-Art-Prints) über Experimentelle Fotografie bis zur Photopaintings.

Ihre Abschiedsvorstellung in der Ortenau gab die bekannte Künstlerin Karin Michelis aus Rheinau im Dezember 1999 im Foyer des Landratsamtes in Offenburg. Die Ausstellung „Spurensuche im Sandstein“ zeigte Aquarelle und Mischtechniken aus vier Jahrzehnten ihres Schaffens.

Mehr Besucher im Schwarzwälder Freilichtmuseum

Eine positive Bilanz 1999 konnte das Schwarzwälder Freilichtmuseum ziehen. 293 770 Besucher, 10 774 mehr als 1998, zählte der Eigenbetrieb des Ortenaukreises in dieser Saison. Damit weist die Besucherkurve nach neun Jahren Stagnation oder Rückgang wieder nach oben. Der hohe Zuspruch



Falkenhof im Freilichtmuseum

bedeutet nicht nur ein deutliches Besucherplus von 3,8 Prozent im Vergleich zu 1998, sondern macht auch die herausragende Bedeutung des Schwarzwälder Freilichtmuseums für den Tourismus in der Region deutlich.

Zum Erfolg der zurückliegenden Saison trug besonders die Eröffnung des Falkenhofs bei, der die erste bauliche Erweiterung des Freilichtmuseums seit 18 Jahren ist. Für das Museum war dies das bedeutendste Ereignis der Saison, denn der Hof ist eine wichtige Ergänzung der Ausstellung. Durch ihn können nun die Lebens- und Wohnbedingungen der wohlhabenden Bauern des Zartener Beckens bei Freiburg dargestellt werden. Da der Falkenhof noch bis in die 70er Jahre hinein genutzt und deshalb mehrmals modernisiert wurde, läßt sich an ihm zudem die Weiterentwicklung der Landwirtschaft bis ins 20. Jahrhundert beispielhaft nachvollziehen.

Ein weiterer Erfolgsfaktor waren 1999 die Führungen. Insgesamt begleiteten die Mitarbeiter in der vergangenen Saison 1081 Gruppen durchs Museum, fast ein Drittel mehr als 1998. Um seinen Besuchern ein tieferes

Verständnis für die Kulturgeschichte der Region zu vermitteln, organisierte das Freilichtmuseum ein Programm, das viele begeisterte. Ob beim Brotbacken, Mosten oder bei Handwerksvorführungen, überall bildeten sich Menschentrauben, wo etwas vorgeführt oder erklärt wurde oder wo eigenes Mitmachen angeboten war. Höhepunkte der Saison waren das Museumsfest anlässlich des 400. Geburtstages des Hippenseppenhofs, der Nordraicher Trachtenhochzeitszug, das Mostwochenende und der Schlachttag.

Kreisarchiv Ortenaukreis

Mit der Einrichtung der Archivbibliothek Ende März 1999 konnte der Umzug des Kreisarchivs in den neuen Bau B des Landratsamtes in Offenburg endgültig abgeschlossen werden. Neben den Mitarbeiterbüros verfügt das Kreisarchiv dort über zwei Magazinräume und einen Bibliotheksraum mit zwei Benutzerarbeitsplätzen. Das Kreisarchiv erhielt damit die erforderlichen Räumlichkeiten, um seine Aktenbestände und Sammlungen fachgerecht unterzubringen und eine Benutzung der Archivalien zu ermöglichen.

Bei einem Treffen des Arbeitskreises Mittelbadischer Archive am 31. März 1999 konnte sich das Kreisarchiv erstmals einem größeren Kreis von Fachkollegen präsentieren. Das Kreisarchiv unterstützte außerdem die historische Forschung durch die Beteiligung an Veröffentlichungen zur Ortsgeschichte in Oberwolfach, Gutach, Oberkirch-Ödsbach, Haslach, Diersburg). Es war darüber hinaus federführend bei der Koordinierung der Werbemaßnahmen des Ortenaukreises zur Vorderösterreich-Ausstellung in Freiburg.

Das Kreisarchiv widmete sich verstärkt seinen Hauptaufgaben: Aktenaussonderung, Bestandserschließung und Benutzerbetreuung. Seit dem Bezug des Neubaus werden in der Registratur vermehrt ältere Akten ausgesondert, die auf ihren weiteren Aussagewert überprüft werden müssen. Die Altakten des Ortenaukreises und seiner Vorgängerlandkreise werden seit Anfang 1999 über EDV erfaßt und verzeichnet. Damit wird das Kreisarchiv später leichter und schneller über seine Archivbestände informieren können. Die Benutzerbetreuung und -beratung hat 1999 stark zugenommen. Besonders erfreulich ist, daß sich sowohl die Zahl der Benutzer vor Ort, als auch die Zahl der mündlichen Anfragen gegenüber 1998 verdoppelt hat. Die Benutzung erfolgt sowohl aus amtlichen als auch aus wissenschaftlichen Gründen. Die bestehenden Sammlungen wurden zielstrebig ergänzt und ein Fotoarchiv aufgebaut. Das Kreisarchiv bemüht sich auch weiterhin um den Erwerb von Nachlässen und weiteren interessanten Informationsträgern zur Kreisgeschichte, mit denen es seine Archivbestände ergänzen will.

Leider konnte die personelle Situation trotz wachsender Arbeitsbelastung der Mitarbeiter nur geringfügig verbessert werden. Im Sachgebiet

„Kreisarchiv“ sind sämtliche Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen teilzeitbeschäftigt.

Neue Organisationsstruktur für die drei Kreisvolkshochschulen

Dem Wandel in der Weiterbildungsarbeit ist auch der Ortenaukreis als Träger von drei Kreisvolkshochschulen verpflichtet. Bedingt durch die neuen Markt- und Wettbewerbsverhältnisse sowie die eingeschränkte finanzielle Situation potentieller Teilnehmer kommt es in vielen Bereichen der VHS zu Teilnehmerrückgängen. Die „goldenen Zeiten“ der permanenten Steigerungsraten und der übervollen Kurse sind vorbei.

Die VHS haben angesichts dieser veränderten Bedingungen keine andere Chance, als sich neu zu orientieren. Sie müssen sich von ihrem traditionellen Image lösen und den gesellschaftlichen Forderungen sowie den individuellen Wünschen der Kunden stellen. Dabei müssen sie vor allem auf Qualität setzen und ihren Ruf als attraktive, lebendige Kommunikationsstätte erhalten. Deshalb hat die Verwaltung mit den Trägern der kommunalen Volkshochschulen und den Städten und Gemeinden eine neue Konzeption zur künftigen Struktur der Volkshochschulen im Ortenaukreis aufgestellt.

Ziel ist es, durch eine Neustrukturierung das Leistungsangebot und damit die Wettbewerbssituation auf dem Weiterbildungsmarkt zu verbessern, sowie durch eine neue Organisationsform Effizienzsteigerungen zu erreichen.

Neben den Volkshochschulen der Städte Lahr und Offenburg wird es ab dem 1. Juli 2000 eine Kreisvolkshochschule geben, die ein qualifiziertes, flächendeckendes Angebot im ganzen Landkreis anbieten. Durch den Einsatz von pädagogischen Mitarbeitern erhalten die Angebote neue inhaltliche Strukturen. Dadurch kann auch das Angebot für die berufliche Weiterbildung erweitert werden. Die Kreisvolkshochschule wird Geschäftsstellen in Achern, Kehl und Wolfach unterhalten. Darüber hinaus werden in Haslach i.K., Gengenbach und Oberkirch Servicestellen eingerichtet.

Einsatz des „Jugendberufshelfers« an den beruflichen Schulen

1996 haben an den Gewerblichen Schulen in Kehl, Lahr und Offenburg sowie an den Hauswirtschaftlichen Schulen in Lahr vier sogenannte Brückenlehrer ihre Arbeit aufgenommen. Das Modell ist als Beitrag zur Integration von rund 150 jugendlichen Aussiedlern zu sehen, welche die Kreisschulen im Berufsvorbereitungsjahr (BVJ) besuchen. Die „Brückenlehrer“ oder „Sozialbetreuer“ helfen zu integrieren und werden schwerpunktmäßig bei außerschulischen Maßnahmen begleitend und betreuend eingesetzt, etwa bei Deutschkursen, der Hausaufgabenhilfe, bei Problemen

im Elternhaus oder am Praktikumsplatz, bei der Freizeitgestaltung und beim Übergang von der Schule in den Beruf.

Das Projekt wird aber – trotz der überaus positiven Erfahrungen – in der bisherigen Form nach dem 30. April 2000 nicht fortgeführt werden, da der Anteil der Aussiedler im BVJ zurückgeht und die Zahl der Klassen mit Schülern ohne ausreichende Deutschkenntnisse reduziert werden konnte. Darüber hinaus läuft die Förderung für die bisherigen „Brückenlehrer“ durch die Arbeitsverwaltung aus.

Aufbauend auf den hervorragenden Erfahrungen mit der Tätigkeit der „Brückenlehrer“ waren sich die Schulleiter der beruflichen Schulen mit der Arbeits- und Landkreisverwaltung grundsätzlich einig, ein ähnliches Projekt im BVJ fortzuführen, um jugendliche Aussiedler, ausländische Jugendliche, aber auch verhaltensauffällige Jugendliche mit Lern- und Leistungsproblemen schulisch zu betreuen; eine Aufgabe, die von den Lehrkräften nicht mehr zu bewältigen ist.

Im Rahmen des Landesprogramms „Jugendberufshelfer“ hat der Ortenaukreis die Förderung von drei Jugendberufshelfern an den kreiseigenen Brennpunktschulen beantragt. Das Ministerium für Kultus, Jugend und Sport Baden-Württemberg hat in Aussicht gestellt, daß der Projektantrag ab dem 1. Juli 2000 in die Förderung einbezogen werden kann.

Der Kultur- und Bildungsausschuß sowie der Jugendhilfeausschuß haben inzwischen beschlossen, ab dem neuen Schuljahr 2000/2001 an den gewerblichen und hauswirtschaftlichen Schulen in Achern, Kehl, Lahr, Offenburg und Wolfach Jugendberufshelfer einzusetzen.

30 Jahre Technisches Gymnasium Offenburg

Mit einer Sonderausstellung feierte das Technische Gymnasium Offenburg im November 1999 sein 30jähriges Jubiläum. Was vor 30 Jahren als Modell eingerichtet wurde, ist mittlerweile zum festen Bestandteil von Südbadens größter Gewerbeschule geworden. Das Technische Gymnasium hat sich im schulischen Angebot in der Ortenau als Brücke zur Wirtschaft und zur Technik bewährt und zu einer qualifizierten, innovativen und zukunftsfähigen Ausbildungsstätte entwickelt. Junge Menschen mit technischen oder praktischen Begabungen finden hier eine solide Startbasis für den Einstieg in den Beruf oder in das Studium.

75 Jahre Kaufmännische Schulen in Kehl

Ihr 75jähriges Bestehen konnten die Kaufmännischen Schulen in Kehl am 10. Dezember 1999 mit einem Festakt feiern. Die Schule hat sich mittlerweile zum Zentrum für den Ausbildungszweig „Logistikmanagement“ am Südlichen Oberrhein etabliert, einem speziellen Ausbildungsgang mit Mo-

dellcharakter, der 1995 mit Unterstützung der Ausbildungsbetriebe, der Kreisgremien, der IHK und des Oberschulamtes an der Kehler Kreisschule am Schnittpunkt der Verkehrswege im europäischen Warenverkehr eingerichtet wurde.

Die Kliniken des Ortenaukreises

Für seine Kliniken und Krankenhäuser konnte der Ortenaukreis 1999 mehrere zum Teil seit vielen Jahren erhoffte Sanierungs- und Neubaumaßnahmen in Angriff nehmen. Am Kreiskrankenhaus Achern konnte die Umbaumaßnahme 3. aseptischer Operationssaal mit gleichzeitiger Verlegung der Zentralsterilisation im Frühjahr 1999 abgeschlossen werden. Die Kosten betragen 1,9 Millionen Mark. Ein weiteres wichtiges Projekt wurde vom Krankenhausausschuß im Oktober 1999 beschlossen: Die Krankenpflegeschule in Achern erhält für 783.000 Mark ein neues Gebäude. Das Land zahlt hierfür Fördermittel von 650.000 Mark.

Die langersehnte Sanierung des Ettenheimer Krankenhauses konnte der Ortenaukreis 1999 beginnen. Gemeinsam mit dem Ettenheimer Bürgermeister Bruno Metz und dem stellvertretenden Ärztlichen Direktor Dr. Vetter konnte ich den ersten Spatenstich am 29. Juli 1999 vornehmen. Das Haus wird in östlicher Richtung einen Erweiterungsbau erhalten, in dem 18 Betten untergebracht werden. Ein weiterer Anbau für Funktionsräume entsteht am OP-Flügel. Durch den räumlichen Zugewinn kann der Altbestand des Krankenhauses so umgebaut und saniert werden, daß die fehlenden Aufenthaltsräume, Pflegearbeits- und Sanitärräume dort untergebracht und die räumlichen Mängel beseitigt werden können. Nach zahlreichen Gesprächen und Verhandlungen mit dem Sozialministerium konnte der Ortenaukreis erreichen, daß das Vorhaben in das Jahreskrankenhausprogramm 1999 aufgenommen wurde. Die Landesförderung wird 7 Mio. Mark zu den voraussichtlichen 12 Mio. DM Investitionskosten betragen.

Unsicher ist weiterhin das Schicksal der Geburtshilflichen/Gynäkologischen Belegabteilung. Gegen die Teilkündigung des Versorgungsvertrages hat der Ortenaukreis den Landesverbänden der Krankenkassen inzwischen seinen Widerspruch mit Begründung übermittelt. Die Krankenkassen haben den Widerspruch zurückgewiesen. Der Ortenaukreis hat gegen diese Entscheidung Klage eingereicht.

Für den geplanten Anbau am Ostflügel des Kreiskrankenhauses Kehl und die grundlegende Altbausanierung mit einem Investitionsvolumen von rund 22 Millionen Mark hat der Ortenaukreis die Planung soweit vorangebracht, daß nach Vorliegen der Baugenehmigung und der Bewilligung der Fördermittel im Mai 2000 mit den Bauarbeiten begonnen werden kann. Das Sozialministerium hat mitgeteilt, daß das Vorhaben ins Krankenhausbauprogramm 2000 aufgenommen wurde.

Im Frühjahr 1999 konnte das Kreiskrankenhaus Kehl einen Computertomographen in Betrieb nehmen. Dieses neue Diagnosegerät wird vom Kreiskrankenhaus Kehl in Kooperation mit dem niedergelassenen Radiologen Dr. Holger Seipp betrieben. 1999 fand ein Wechsel in der Leitung der gynäkologisch-geburtshilflichen Abteilung statt. Nach über 28jähriger Tätigkeit wurde Chefarzt Dr. Wolfgang Ruh in den Ruhestand verabschiedet. Sein Nachfolger wurde Dr. Raphael Kupietz. Der gebürtige Oberschlesier war zuletzt als Oberarzt an der Frauenklinik Bamberg tätig.

Im Lahrer Klinikum begann im Jahr 1999 eine Serie umfangreicher Baumaßnahmen: Der im Jahr 1952 errichtete Südbau, in dem die Abteilung Neurologie, Krankenstationen und die Dialyseabteilung untergebracht sind, erfuhr eine grundlegende Sanierung. Insbesondere die Sanitärräume entsprachen nicht mehr dem heutigen Standard. Das Gebäude erhielt deshalb durchgehend für jeweils zwei Patientenzimmer eine gemeinsame Naßzelle mit Dusche und WC. Um den dazu notwendigen Platz zu gewinnen, wurden an der Südseite Anbauten errichtet, die auch dazu beitragen, daß das Gebäude von außen architektonisch deutlich aufgewertet wird. Zu den rund 1,9 Millionen Mark Baukosten trug das Land eine Million Mark Fördermittel bei.

Weitere Beschlüsse zur baulichen Aufwertung des Lahrer Klinikums faßten die zuständigen Kreisgremien im Verlauf des Jahres: Die Personalcafeteria wird mit einem Aufwand von rund 900.000 Mark vergrößert werden. Dabei entsteht auch ein dringend notwendiges Besprechungszimmer. In ähnlicher Weise wie der Südbau soll der Hauptbau mit Naßzellen ausgerüstet werden. Um den hierfür notwendigen Platz zu erhalten, muß der südöstliche Gebäudeflügel um eine Etage für eine neue Bettenstation aufgetockt werden. Die Kosten sind mit 2,5 Millionen Mark veranschlagt.

Im Erdgeschoß des Funktionsbaus Süd entstanden durch Umbau und Anbau Praxisräume für einen niedergelassenen neurochirurgischen Facharzt und zusätzliche Räume für die neurologische Physiotherapie. Hierfür beträgt der Gesamtaufwand rund 800.000 Mark. Ferner stimmte der Krankenhausausschuß der Einrichtung einer Palliativeinheit zur Versorgung und Betreuung von schwerstkranken Patienten in Zusammenarbeit mit dem Hospizverein Lahr, der sich mit einem namhaften Geldbetrag an der Finanzierung beteiligt, zu. Bereits Anfang des Jahres 1999 wurde Diakon Hans Salm nach 27jähriger engagierter Tätigkeit als katholischer Seelsorger am Klinikum Lahr verabschiedet. Als sein Nachfolger übernahm Pastoralreferent Martin Abler das Amt des Krankenhauseelsorgers.

Entsprechend der Großgeräteplanung des Landes konnten seit 1994 am Klinikum Offenburg Nieren- und Gallensteine nur mit dem Einsatz eines mobilen Lithotripsiegerätes zertrümmert werden, das in 14tägigem Rhythmus zur Verfügung stand. Nach Aufhebung der Großgeräteplanung war es dem Ortenaukreis nun möglich, für das Klinikum Offenburg ein eigenes

Gerät zu beschaffen und dadurch eine Verbesserung der Patientenversorgung zu erreichen. Der Krankenhausausschuß billigte auch die Pläne und Finanzierung der baulichen Verbesserung und Umstrukturierung im Bereich chirurgische Ambulanzen/Notaufnahme/Ambulante Operationen/Neurologie.

Auch am Krankenhaus Wolfach war der erste Spatenstich am 29. Juni 1999 Auftakt zu umfangreichen Baumaßnahmen. Der Ortenaukreis errichtet einen 3-geschossigen Baukörper an der Westseite des Nordflügels, der neue Operationssäle sowie weitere Untersuchungs- und Behandlungsräume für Chirurgie und Innere Medizin aufnehmen wird. Zu den Baukosten von 10,3 Millionen Mark wird der Ortenaukreis einen Landeszuschuß von 9,2 Millionen Mark erhalten.

Pflege- und Betreuungsheim Ortenau feierte 125jähriges Bestehen

Ein Höhepunkt im Jahr 1999 war die Feier des 125jährigen Heimjubiläums. Ein eindrucksvoller Festakt fand äußerst positive Resonanz bei den Gästen und in der Presse. Dabei wurde auch 1999 die Entwicklung des Hauses zu einer modernen Einrichtung von hoher Qualität erneut deutlich. Am 6. Juni 1999 konnte der Umbau des ehemaligen Kreiskrankenhauses Zell als Außenstelle des Pflege- und Betreuungsheims Ortenau eingeweiht werden. Mit einem Aufwand von 3,8 Millionen Mark entstand dort eine gerontopsychiatrische Abteilung mit 30 Plätzen. Auch der Umbau des Hauses Sommerhalde konnte bereits in Angriff genommen werden. Dort werden 51 Plätze für die Betreuung von Behinderten im Rahmen der Eingliederungshilfe entstehen. Die Kosten dieses Projekts betragen 4,1 Millionen Mark.

Ortenau-Psychiatrie am Standort Offenburg nimmt Betrieb auf

Die „Klinik an der Lindenhöhe“ ist am 1. April 1999 als psychiatrisches Fachkrankenhaus in Betrieb gegangen. Sie verfügt über 120 Betten für Erwachsene (davon 20 teilstationär) und 35 Betten für Kinder und Jugendliche (davon 10 teilstationär). Damit ist die gemeindenahe psychiatrische Versorgung für einen Teilbereich des Ortenaukreises realisiert.

Der Ortenaukreis hat sich seit 1981 für die Einrichtung einer Psychiatrischen Abteilung in der Ortenau eingesetzt. Angesichts der angespannten Haushaltslage des Landes Baden-Württemberg war geplant, daß die gemeindenahe Psychiatrie von privaten Investoren ohne öffentliche Fördermittel eingerichtet wird. In einem aufwendigen Verfahren wurden mögliche Standorte, die möglichen Betreiber und vorgelegten Konzeptionen der Psychiatrischen Versorgung in den Kreisgremien vorgestellt und diskutiert. Am 7. Februar 1996 teilten die Landesverbände der Krankenkassen mit,

daß sie mit der Hurre Klinik GmbH einen Versorgungsvertrag abschließen und damit die gemeindenahe psychiatrische Versorgung im Ortenaukreis umsetzen. Mit den Bauarbeiten für die neue Klinik wurde im Mai 1997 begonnen.

Der Ortenaukreis ist im Beirat der „Klinik an der Lindenhöhe“ vertreten und hat damit die Möglichkeit, die Klinik in Themen grundsätzlicher und wichtiger Art der psychiatrischen Versorgung im Ortenaukreis zu beraten. Insbesondere bedurfte die Bestellung der Chefärzte und des betriebswirtschaftlichen Leiters der Klinik der Zustimmung des Beirats.

Bereits heute können wir feststellen, daß das Konzept der gemeindenahe Psychiatrie sich bewährt hat. Die Zusammenarbeit mit Angehörigen, niedergelassenen Ärzten, wohnortnahen Diensten und Einrichtungen und den Akutkliniken wird von allen Beteiligten positiv beurteilt.

Kunstaussstellung „Wenn die Seele spricht“ im Gesundheitsamt

Am 18. November 1999 konnte das Gesundheitsamt unter dem Titel „Wenn die Seele spricht“ eine besondere Kunstaussstellung eröffnen. Psychisch kranke Menschen im Ortenaukreis, die ihrer Krankheit durch künstlerische Tätigkeit begegnen, präsentierten 195 Bilder, Gedichte und Texte. Die Künstlerinnen und Künstler stellten sich während der Vernissage selbst vor und gaben Auskunft zu ihrer malerischen Tätigkeit und deren Auswirkung auf ihre Psyche. Die Künstler und Künstlerinnen, ihre Angehörigen, Freunde und die professionell Tätigen haben zum Ausdruck gebracht, daß die Bereitschaft des Landratsamtes, sich für diese Ausstellung zu öffnen, als besonders positiv und Hoffnung für gesellschaftliche Anerkennung und Förderung psychisch Kranker zu bewerten sei.

Die Künstlergruppe gründete sich 1993 und ist eine Betroffeneninitiative, trägerübergreifend im Rahmen des Tagesstättenprojekts des Reha-Vereins, des Caritasverbandes, der Arbeiterwohlfahrt und der Diakonie. Die Sozialarbeiterinnen dieser Einrichtungen unterstützen und ermutigen die Künstler bei ihrer künstlerischen Tätigkeit und helfen die Ausstellungen zu organisieren. Die Ausstellung wurde von vielen Gruppen, anderen sozialen Einrichtungen sowie interessierten Bürgerinnen und Bürgern aus dem Ortenaukreis mit großem Interesse besucht.

Aufnahme von Kriegsflüchtlingen aus dem Kosovo

Im April 1999 nahm die Bundesrepublik Deutschland im Rahmen internationaler Hilfsaktionen 15.000 Kosovoflüchtlinge aus den völlig überfüllten mazedonischen Flüchtlingslagern auf. 84 Flüchtlinge wurden an den Ortenaukreis zur Unterbringung, Betreuung und Versorgung weitergeleitet. Es handelte sich überwiegend um Familien mit Kindern sowie um ältere Men-



Verabschiedung der Kosovo-Flüchtlinge: Die Brüder Hamdi (l.) und Sejdi (r.) Sylejmani haben vor allem bei der Übersetzung geholfen und waren hilfsbereite Kontaktpersonen zu allen Kosovo-Flüchtlingen

schen. Das Jüngste der insgesamt 36 Kinder wurde noch auf der Flucht geboren; es war bei der Ankunft in Appenweier gerade 2 Wochen alt. Der älteste Flüchtling war eine Frau von beinahe 80 Jahren.

Alle Flüchtlinge konnten dank der schnellen und unbürokratischen Unterstützung der Gemeinde Appenweier im dortigen Aussiedlerwohnheim untergebracht werden. In den darauf folgenden Tagen und Wochen übertraf die Spendenbereitschaft der Bevölkerung alle Erwartungen. Durch die Vielzahl an Geld- und Sachspenden von Privatpersonen, Vereinen, Betrieben, sozialen, kirchlichen und kommunalen Institutionen aus dem gesamten mittelbadischen Raum war es in kürzester Zeit möglich, die materielle Not der Flüchtlinge zu beseitigen. Auch das benachbarte Elsaß nahm Anteil am Schicksal der Kosovaren. Durch eine Geldspende des Regionalparlamentes in Höhe von 50.000 Francs konnten unter anderem Sprachkurse durchgeführt und Beschaffungen von Hilfsgütern für einen Neuanfang im Heimatland mitfinanziert werden.

Die Flüchtlinge brachten während ihres Aufenthalts in Appenweier neben einer tief empfundenen Dankbarkeit für die erhaltenen Spenden immer

wieder die Hoffnung zum Ausdruck, baldmöglichst in ihre Heimat zurückkehren zu können. Bereits kurz nach der Befriedung des Kosovo durch die Vereinten Nationen kehrten Mitte Juli 1999 die ersten 5 Flüchtlinge nach Pristina zurück. Bis zum Jahresende waren bereits 82 der 84 Kriegsflüchtlinge wieder in ihr Heimatland zurückgekehrt. Der Ortenaukreis hat Ende Oktober 1999 zusammen mit dem Malteser-Hilfsdienst einen Hilfstransport nach Pristina durchgeführt, bei dem durch zwei vereinseigene Fahrzeuge 15 Tonnen Hilfsgüter und privates Gepäck zu den zurückgekehrten Flüchtlingen gebracht werden konnten. Über nach wie vor bestehende Kontakte zwischen der Appenweierer Heimleiterin und mehreren Flüchtlingsfamilien konnte der Ortenaukreis in Erfahrung bringen, daß den ehemaligen Flüchtlingen trotz vieler anfänglicher Schwierigkeiten ein Neuanfang im Heimatland gelungen ist.

Zahl der Sozialhilfeempfänger nimmt ab

Wie schon in den vergangenen Jahren entwickelte sich auch 1999 die Zahl der sozialhilfebedürftigen Bürgerinnen und Bürger im Ortenaukreis weiterhin leicht rückläufig. Deutlich zurückgegangen ist gegenüber den Vorjahren die Zahl der hilfebedürftigen Spätaussiedler. Diese erfreuliche Entwicklung ist nicht zuletzt auf die großen Anstrengungen des Ortenaukreises, der Städte und Gemeinden und der freien Verbände zurückzuführen, in enger Zusammenarbeit mit der heimischen Wirtschaft und dem Handwerk Qualifizierungsmaßnahmen durchzuführen und in feste Arbeitsverhältnisse vermitteln zu können.

Arbeitslosigkeit ist eine der Hauptursachen für den Bezug von Sozialhilfeleistungen. Deshalb vermittelt die Sozialverwaltung des Ortenaukreises Sozialhilfeempfänger/innen konsequent im Rahmen der Hilfe zur Arbeit in Beschäftigungsverhältnisse, um sie so unabhängig von der Sozialhilfe werden zu lassen.

Der Ortenaukreis nimmt seit 1991 an einem Projekt des Europäischen Sozialfonds (ESF) teil. Mit diesen Finanzierungsmitteln können Qualifizierungsmöglichkeiten für Personen angeboten werden, die bisher wegen mangelnder Qualifizierung keinen Berufsabschluß fanden. Der Ortenaukreis wird hierbei unterstützt durch das Bildungszentrum der IHK Südlicher Oberrhein und die Gewerbeakademien Offenburg und Lahr der Handwerkskammer Freiburg. Mit Hilfe dieser Qualifizierungsmaßnahmen in den Bereichen der kaufmännischen Verwaltung, Metalltechnik und Metallbau, Hotel- und Gaststättengewerbe, Elektrotechnik, Landschaftsbau, Haustechnik und Malen/Lackieren können die Teilnehmer so gestärkt werden, daß sie gleichrangig mit anderen Arbeitnehmern in den Arbeitsablauf eingegliedert werden können und damit bessere Berufschancen haben.

Schuldnerberatung

An die Schuldnerberatung wenden sich Menschen, die Sozialhilfe beziehen oder vom Sozialhilfebezug bedroht sind und die Probleme mit Schulden haben. Zu den Aufgaben der Schuldnerberatung gehören, neben der Suche nach individuellen Schuldenregulierungsmöglichkeiten, mit Sicherung von Wohnraum und Energielieferung bzw. sonstige Existenzsicherung, Sicherung des Kontos und Einleitung von Pfändungsschutzmaßnahmen. Insgesamt gab es 1999 über 750 Anfragen von Schuldnerhaushalten.

Mit der Einführung des Verbraucherinsolvenzverfahrens zum 1. Januar 1999 haben sich viele Betroffene über die Möglichkeiten des Verfahrens informiert. Für 53 Schuldner konnte das Verbraucherinsolvenzverfahren eingeleitet werden. Durch Initiative der Schuldnerberatung des Kreissozialamtes konnte im Januar 2000 ein Expertengespräch zu diesem Thema stattfinden.

Sozialhilfebedürftigkeit mit Hilfe einer Schuldenregulierung zu überwinden und die Ausrichtung der Aktivitäten in der Einzelfallhilfe, Gruppenarbeit, Prävention und struktureller Arbeit auf das Ziel der Überwindung von Sozialhilfebedürftigkeit, sind inhaltliche und konzeptionelle Hauptaufgaben für das kommende Jahr in der Schuldnerberatung.

Freizeitverkehrskonzept Schwarzwaldhochstraße

Im Rahmen der Umsetzung des Nahverkehrsplanes konnte der Ortenaukreis zum 1. Juli 1999 das „Freizeitverkehrskonzept Schwarzwaldhochstraße“ verwirklichen.

Das Konzept beinhaltet die räumliche Erschließung der Schwarzwaldhochstraße durch eine Busverbindung zwischen Achern und Oppenau über Sasbachwalden, Unterstmatt, Mummelsee und Ruhenstein. In Achern und Oppenau erfolgt die Verknüpfung mit dem Schienenverkehr, so daß das gesamte Kreisgebiet und auch über den Ortenaukreis hinausgehende Einzugsgebiete erschlossen werden können. Ergänzt wird dieses System durch einen Kleinbus von Ottenhöfen über Seebach zum Ruhenstein, wo dann ein Anschluß in Richtung Mummelsee und Unterstmatt besteht. Die Bedienung erfolgt am Wochenende und an Feiertagen mit vier Fahrten im 2-Stunden-Takt von Achern, Oppenau und Ottenhöfen.

Die erste Saison des „Freizeitverkehrskonzept Schwarzwaldhochstraße“ ist am 1. November 1999 zu Ende gegangen. Die recht erfreulichen Fahrgastzahlen von durchschnittlich über 190 Fahrgästen pro Tag mit steigender Tendenz zeigen, daß dieses Angebot von den Kunden sehr gut angenommen worden ist. Die Kreisverwaltung ist optimistisch, daß es im Jahr 2000 von noch mehr Fahrgästen genutzt wird, da für Werbemaßnahmen

ein größerer zeitlicher Vorlauf besteht und die Freizeitverbindung ab dem Fahrplanwechsel auch in den Fahrplanbüchern der TGO veröffentlicht wird.

Führerschein-Umtausch im Ortenaukreis ohne Wartezeiten

Mit der Änderung fahrerlaubnisrechtlicher Bestimmungen zum 1. Januar 1999 wurde auch ein neues Führerscheinemuster eingeführt, die Fahrerlaubnisklassen 1–5 wurden durch die international verwendeten Klassen A–E und die deutschen Klassen L, M und T ersetzt. Das neue Fahrerlaubnisrecht sieht einen freiwilligen Umtausch vor.

Der Ortenaukreis hat sich rechtzeitig seit dem Jahre 1998 auf die Umtauschverfahren vorbereitet. Dank einer Beteiligung der Wohnsitzgemeinden, welche bereit sind, die Umtauschanträge entgegenzunehmen und nach erfolgter Bearbeitung durch das Landratsamt und Fertigung bei der Bundesdruckerei in Berlin diese neuen Kartenführerscheine vor Ort auszuhändigen, konnte in zahlreichen Verfahren das mehrfache Vorsprechen der Antragsteller, verbunden mit einer Vielzahl von Fahrten, vermieden werden. Zudem hat das Landratsamt Ortenaukreis durch befristete Einstellung von zusätzlichem Personal dafür gesorgt, daß sich die Bearbeitungszeiten nach Überwindung eines Lieferengpasses bei der Bundesdruckerei auf einen erfreulich kurzen Zeitraum eingependelt haben.

Die Nachfrage nach den neuen Kartenführerscheinen ist dauerhaft hoch. So wurden im Jahre 1999 insgesamt 9 890 Führerscheine umgetauscht.

Biotopkartierung steht kurz vor dem Abschluß

Seit Anfang 1992 sind „besonders schützenswerte Biotope“ im neuen Naturschutzgesetz als neue Schutzkategorie eingeführt worden. Zur Bestandsaufnahme dieser Biotope mußten Karten und Listen erstellt werden. Im Ortenaukreis wurde im Frühjahr 1995 mit der Kartierung begonnen. Mittlerweile sind die Kartierarbeiten bis auf eine in allen Gemeinden beendet. Während in 34 oder 51 Gemeinden des Ortenaukreises die Biotopkartierung schon vollständig abgeschlossen ist, befindet sich in 16 Gemeinden in den unterschiedlichsten Verfahrensstadien zwischen Informationsveranstaltung für die Bürger, Offenlegung in der Gemeinde zur Eingabe von Anregungen und Bedenken, Prüfung der Bedenken und Einsatz einer Biotopschutzkommission zur Bereinigung von Streitfällen, sowie der Korrektur und Bekanntgabe der endgültigen Fassung in der Gemeinde.

Nach derzeitigem Sachstand kann die Biotopschutzkommission in der Vegetationsperiode 2000 alle strittigen Fälle der noch ausstehenden Gemeinden bearbeiten, so daß mit einem Abschluß der Biotopkartierung im Ortenaukreis zum Jahresende 2000 gerechnet werden kann.

Optimierung der dezentralen Abwasserbeseitigung

Die Wasserqualität der Flüsse und Bäche im Ortenaukreis hat sich in den vergangenen Jahren erheblich verbessert. Sieben von zehn Gewässern erreichen heute das Güteziel des Landes Baden-Württemberg. Sie sind als gering bis mäßig belastet einzustufen. Die Investitionen von Gemeinden und Abwasserzweckverbänden in den Ausbau kommunaler Kläranlagen und den Bau von Regenwasserbehandlungsanlagen haben sich sehr positiv auf die Gewässergüte ausgewirkt.

Dennoch gibt es weitere Verbesserungspotenziale. Die Gewässergüte kann durch den Anschluß privater Kleinkläranlagen an die kommunale Abwasserentsorgung erheblich erhöht werden. Vor allem in den Außenbereichen der Schwarzwaldtäler entsorgen rund 5.000 Haushalte aufgrund der schwierigen topografischen Lage ihr Abwasser über Kleinkläranlagen.

Eine aktuelle Bestandsaufnahme der Reinigungsleistung der Kleinkläranlagen im Ortenaukreis durch das Amt für Wasserwirtschaft und Bodenschutz des Landratsamtes zeigt, daß bei den Kohlenstoffverbindungen fast die Hälfte der Belastung aus dezentralen Kleinkläranlagen stammt. Die durchschnittliche Reinigungsleistung der privaten Kleinkläranlagen liegt derzeit bei rund 52 Prozent. Die kommunalen Kläranlagen im Ortenaukreis erreichen Wirkungsgrade von über 98 Prozent. Ein erhebliches Verbesserungspotenzial zur weiteren Verbesserung der Gewässergüte im Ortenaukreis liegt somit im Anschluß von bisher dezentral entsorgten Anwesen an kommunale Kläranlagen.

Nach den Vorgaben des Landes Baden-Württemberg sind die Gemeinden verpflichtet, in den kommenden Jahren vor allem für diese Außenbereiche sogenannte Abwasserbeseitigungskonzepte zu erstellen und umzusetzen. Nur in begründeten Ausnahmefällen sind künftig dezentrale private Kleinkläranlagen dauerhaft zulässig.

Je nach wasserrechtlichen und wasserwirtschaftlichen Prioritäten sollen die Konzepte in fünf bis zehn Jahren umgesetzt sein.

Das Land Baden-Württemberg fördert sowohl kommunale Kanalisationsmaßnahmen als auch private Teilnehmergeinschaften in Außenbereichen, die gemeinsam einen Privatkanal zu öffentlichen Abwasseranlagen errichten wollen, mit einem Fördersatz von 30 Prozent.

Das Landratsamt hat im Jahr 1999 alle Gemeinden mit den größten Verbesserungspotenzialen über die Erstellung und Umsetzung der Abwasserbeseitigungskonzepte informiert. Die Gemeinden können in den Außenbereichen die Bildung privater Teilnehmergeinschaften anregen und so eine Alternative zum kommunalen Kanal ermöglichen. Ziel ist es, daß bis Ende 2001 alle Gemeinden des Ortenaukreises über abgestimmte Abwasserbeseitigungskonzepte und verbindliche Stufenpläne zur Realisierung verfügen.

Abfallwirtschaft trifft Vorbereitungen auf Jahr 2005

Ab dem Jahr 2005 müssen Abfälle, bevor sie abgelagert werden dürfen, entsprechend vorbehandelt werden. Nach dem vom Kreistag des Ortenaukreises verabschiedeten Abfallwirtschaftskonzept soll die Behandlung der Restabfälle nach einem vom Zweckverband Abfallbehandlung Kahlenberg entwickelten mechanisch-biologischen Vorbehandlungsverfahren (ZAK-Verfahren) erfolgen. Durch mechanische Behandlungsschritte werden Wert- und Störstoffe aussortiert. In der biologischen Stufe wird Gas für das bereits auf dem Kahlenberg bestehende Blockheizkraftwerk gewonnen. Mit dem Bau einer Demonstrationsanlage – Baubeginn war Ende 1999 – soll versucht werden, die im Pilotprojekt erreichten guten Versuchsergebnisse entsprechend zu untermauern.

Integraler Bestandteil dieses mechanisch-biologischen Verfahrens ist auch die thermische Behandlung von dafür geeigneten Abfällen. Nach einer entsprechenden Vorberatung in den Kreisgremien hat die Versammlung des Zweckverbandes Abfallbehandlung Kahlenberg beschlossen, hinsichtlich der Mitverbrennung von Restabfällen an der europaweiten Ausschreibung der Gesellschaft Abfallwirtschaft Breisgau teilzunehmen. Ziel dieser Ausschreibung ist es, einen Betreiber für eine entsprechende Anlage im Gewerbepark Breisgau zu finden bzw. einen Auftragnehmer, der bereit ist, andernorts eine Anlage zu bauen oder freie Kontingente in bereits bestehenden Anlagen besitzt. Mit seinem Abfallwirtschaftskonzept kommt der Ortenaukreis der im Abfallwirtschaftsplan des Landes Baden-Württemberg aufgestellten Forderung nach Kooperationslösungen nach. Dort heißt es unter anderem, daß eine Kooperation mit dem Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald und der Stadt Freiburg zur thermischen Behandlung der Restabfälle aus der mechanisch-biologischen Anlage des Zweckverbandes Abfallbehandlung Kahlenberg anzustreben ist.

Sturmschäden in den Wäldern des Ortenaukreises auf Grund des Orkantiefs „Lothar“

Am 2. Weihnachtsfeiertag 1999 wurde der Ortenaukreis in besonderem Maße von einem schweren Unwetter heimgesucht. Orkanartige Böen des Sturmtiefs „Lothar“ verursachten erhebliche Schäden insbesondere bei den privaten und kommunalen Waldbesitzern. Nach einer Erhebung der Staatlichen Forstämter ergab sich ein Schadensvolumen in Höhe von 1,5 bis 2 Milliarden DM für Baden-Württemberg, wovon ca. ein Drittel auf den Regierungsbezirk Freiburg, also rund 500 bis 700 Millionen DM entfallen. Die Hälfte dieser Summe sind dem Ortenaukreis zuzuordnen. Neben den Schäden in den Wäldern waren auch Schäden an Straßen, Schienen, durch

beschädigte Fahrzeuge, Gebäude und Verkehrseinrichtungen zu beklagen. Zahlreiche Straßenverbindungen waren tagelang gesperrt und der Schienenverkehr, insbesondere auf den Strecken in den Schwarzwald, teilweise eingestellt. Erste Anlauf- und Alarmstelle am Schadenstag war für die stark betroffene Bevölkerung die Integrierte Leitstelle Ortenau. Sie wurde verstärkt durch Kräfte der Technischen Einsatzleitung, einer Führungseinrichtung des Ortenaukreises in Katastrophenfällen. Ein Krisenstab des Landratsamtes koordinierte darüber hinaus den Einsatz. So konnte sichergestellt werden, daß die Vielzahl der Alarmrufe schnell und sicher die helfenden Einsatzkräfte vor Ort erreichen konnten. Es war dem großen Engagement, der Einsatzkraft sowie dem verantwortungsvollen Handeln der Feuerwehren, des Technischen Hilfswerks, aller Polizeidienststellen und der Rettungsdienste zu verdanken, daß dem Geschehen noch am Schadenstag der erste Schrecken genommen werden konnte.

In den folgenden Tagen und Wochen koordinierte eine im Landratsamt Ortenaukreis eingerichtete Arbeitsgruppe die Hilfen für die geschädigten privaten und öffentlichen Waldbesitzer im Ortenaukreis. Eine wesentliche Hilfe war dabei das Angebot der Forstdirektion Freiburg, in anderen Bundesländern freigewordene Waldarbeiterrotten mit Maschinen und Führungskräften über die jeweiligen Forstämter den Waldbesitzern zur Verfügung zu stellen. Außerdem wurde durch die Arbeitsgruppe der Bedarf an ausländischen, insbesondere polnischen Waldarbeitern, bei den Städten und Gemeinden des Ortenaukreises erhoben und dieser geschätzte Bedarf dem Arbeitsamt Offenburg zugeleitet. Die privaten und öffentlichen Waldbesitzer konnten so über das Arbeitsamt Offenburg zum einen persönlich bekannte ausländische Waldarbeiter konkret anfordern und deren Beschäftigung genehmigen lassen; andererseits jedoch auch über das Arbeitsamt entsprechende Fachkräfte vermitteln lassen. Im Rahmen des Sturmtiefs „Lothar“ wurden von den betroffenen öffentlichen und privaten Waldbesitzern insgesamt 1057 polnische, 25 rumänische, drei tschechische, drei ungarische und sechs kroatische Waldarbeiter angefordert.

Das Land Baden-Württemberg stellte aus Anlaß der erheblichen großflächigen Schäden ein Soforthilfeprogramm von zunächst 100 Mio. DM bereit. Ein Einsatz der Bundeswehr wurde ebenfalls von der Arbeitsgruppe angefordert, führte bisher allerdings nur zu dem Ergebnis, daß die Söhne der betroffenen Waldbesitzer zunächst vom Wehrdienst freigestellt werden, damit sie bei der Schadensbeseitigung zur Verfügung stehen. Ob darüber hinaus Bundeswehreinheiten zur Unterstützung eingesetzt werden, ist vom Bundesverteidigungsministerium noch nicht entschieden. Auf Grund der begrenzten Absatzmöglichkeiten des in erheblicher Menge angefallenen Sturmholzes mußten für ca. 1,5 Mio. Festmeter Stammholz Zwischenlagerplätze mit Naßkonservierung gesucht und eingerichtet werden. Die Standortfindung wurde durch das für die Genehmigungsverfahren

zuständige Landratsamt Ortenaukreis, Amt für Wasserwirtschaft und Bodenschutz, dadurch unterstützt, daß eine rasche und unbürokratische Bearbeitung der Antragsverfahren erreicht wurde. Bis Montag, 20. März 2000, wurden so 115 potentielle Standorte für Naßholzlagerplätze im Ortenaukreis von den Bearbeitern des Amtes für Wasserwirtschaft und Bodenschutz bearbeitet und vor Ort begutachtet. Für 34 Standorte wurden unter der beschriebenen Koordination des Amtes für Wasserwirtschaft und Bodenschutz Anträge eingereicht. Hiervon sind 27 Naßlagerplätze genehmigt. Die größten darunter sind das Naßlager in Gengenbach für 200.000 Festmeter und das Naßlager Maiwald auf Gemarkung Achern für 100.000 Festmeter Stammholz. Insgesamt ist eine Naßholzlagerkapazität von 700.000 Festmetern Stammholz genehmigt. Dies entspricht ca. 50% des ursprünglich geschätzten erforderlichen Bedarfes. Weitere Anträge befinden sich in der Vorabstimmung. Ca. 25 Flächen sind aus verschiedenen Gründen ausgeschieden.

Gründung der Arbeitsgemeinschaft CENTRE

Im Juni 1999 hat sich in Straßburg die Arbeitsgemeinschaft CENTRE konstituiert. Ihr Anliegen ist es, die vielen bestehenden grenzüberschreitenden Aktivitäten zu bündeln und ihnen ein gemeinsames Forum zu geben. Dadurch soll auch die rheinübergreifende Zusammenarbeit intensiviert werden.

Die Arbeitsgemeinschaft CENTRE umfaßt im Elsaß die Arrondissements Strasbourg-Ville, Strasbourg-Compagne, Molsheim und Sélestat-Erstein, auf deutscher Seite den Ortenaukreis und den Landkreis Emmendingen. Die Zusammensetzung und Aufgaben der Arbeitsgemeinschaft CENTRE sind in einer Kooperationsvereinbarung geregelt. Unter den jeweils 13 französischen und deutschen Mitgliedern der Arbeitsgemeinschaft bringen auch Regionalräte der Region Alsace und Abgeordnete des Landtags ihr politisches Gewicht in die Arbeitsgemeinschaft ein.

Bei ihrer Sitzung im November 1999 beschloß die Arbeitsgemeinschaft die Einrichtung einer Ideen-Börse zum Thema Zweisprachigkeit. Gemeinsam mit INFOBEST Kehl/Strasbourg wollen wir eine Bestandsaufnahme der bisherigen Initiativen erarbeiten und daraus Vorschläge für eine weitere Intensivierung der Sprachförderung erarbeiten. Weiteres Ziel ist es, in einem Fünf-Jahresprogramm Austauschmöglichkeiten, Schülerbegegnungen und Projekte der grenzüberschreitenden Jugendarbeit zusammenzustellen. Darüber fordern wir, die Finanzierung für den Ausbau der Eisenbahnbrücke über den Rhein als Voraussetzung für die Anbindung des TGV-Est über Appenweier und Offenburg an das deutsche ICE-Netz sicher zu stellen.

Entwicklungskonzept Ortenaukreis

Wie muß eine integrierte, zukunftsfähige Gesamtentwicklung der Ortenau aussehen? Vor dieser Frage stehen wir heute. Das „Entwicklungskonzept Ortenaukreis“ soll darauf Antwort geben und vor allem Argumentationshilfe bieten, wenn es zu entscheiden gilt, ob in der Ortenau investiert, infrastrukturelle Maßnahmen gefördert oder Modellprojekte angesiedelt werden sollen.

Ausgangspunkt für die Erarbeitung des „Entwicklungskonzepts Ortenaukreis“ ist die Fortschreibung des Landesentwicklungsplans. Die neue landesplanerische Konstellation wird das Gewicht der Ortenau zwischen den Ballungsräumen Karlsruhe, Freiburg und Straßburg stärken und neue Entwicklungsperspektiven eröffnen.

Eine Arbeitsgruppe aus Vertretern der großen Kreisstädte und Mittelzentren des Landkreises, der IHK, der Handwerkskammer, des DGB und der Wirtschaftsregion Offenburg/Ortenau und des Landratsamtes hatte bereits 1998 in gemeinsamen Workshops Stärken-Schwächen-Profile zu einer Reihe von zentralen Themenfeldern erarbeitet. Mit dem Entwicklungskonzept wird für zentrale zukunftsrelevante Themenfelder eine Standortbestimmung für die Ortenau vorgenommen. Dabei werden Entwicklungspotentiale ausgelotet, Zielvorstellungen formuliert und unmittelbar daraus die entscheidenden Entwicklungsansätze und hierzu geeignete Projekte und Maßnahmen abgeleitet.

Die Ortenau hat gute Entwicklungschancen. Wir müssen ein eigenes Profil zwischen den Großräumen entwickeln und dies nach außen vertreten. Mit dem Entwicklungskonzept können wir eine zukunftsfähige Marschroute für die Ortenau festlegen.

Ruedelin daz ist ein veltname

Ein Ortenauer Güterverzeichnis der Abtei St. Stephan
in Straßburg aus der Zeit um 1300–1350

Suso Gartner

Im Jahre 1888 gelangte ein Pergamentrodel aus dem Straßburger Bezirksarchiv (Archives Départementales du Bas-Rhin) nach Karlsruhe ins dortige Generallandesarchiv. In ihm sind rechtsrheinische Güter und Einkünfte des Klosters St. Stephan zu Straßburg verzeichnet.¹ Einschnitte am Ende des 84 cm langen und 17 cm breiten Pergamentstreifens lassen erkennen, daß ursprünglich eine Fortsetzung angeheftet war.

Aufgrund der gotischen Kursive wird das Verzeichnis um 1300 bzw. 14. Jh. datiert.² Der Schreiber hat offenbar eine ältere Vorlage in Buchform (vgl. Z. 7 f., 44) benutzt und die damals aktuellen Veränderungen in den Besitz- und Abgabeverhältnissen aufgenommen. An manchen Stellen nennt er die ehemaligen Zinspflichtigen und erwähnt Verwandtschaftsverhältnisse, die für die jetzige Abgabesituation von Bedeutung sind. Einige Worte oder Zeilen sind gestrichen, was darauf hindeutet, daß der Rodel einige Zeit in Gebrauch war. An einer Stelle ist ihm aus Versehen eine Doppelschreibung unterlaufen (Z. 43). Heute sind einige Passagen nur noch mühsam oder gar nicht mehr zu entziffern. Der lateinische Eingang: *Hii sunt census ex alia parte Reni*, der Dorsualvermerk: *Item die zins vber Ryn* und die im Text enthaltenen Ortsnamen weisen auf die rechtsrheinische Lokalisierung der beschriebenen Einkünfte hin. Der Verfasser hat seinen Text durch Zwischentitel, die meist in der Mitte stehen³ und eingerahmt sind, gegliedert. Zuerst werden die Zinsen in Willstätt genannt, dann folgen Müllen (Z. 24), Unzhurst (Z. 28) und schließlich Kork (Z. 31). Die einzelnen Posten sind durch die insgesamt 20 Item-Eingänge voneinander unterschieden.

In der folgenden Transkription wurden Kürzel aufgelöst, Eigennamen groß geschrieben. Einige nicht entzifferte Stellen und Streichungen sowie Fragliches durch ... bzw. Anmerkungen und [?] gekennzeichnet.⁴ Übergeschriebene Buchstaben in Eigennamen wurden aus technischen Gründen dahinter plaziert. Rudolfus = Rūodolfus; Cvneman = Cvoneman etc.

1. Hii sunt census ex alia parte Reni in Willestette primo
*Dies sind die Zinsen auf der andern Seite des Rheins. Erstens in Will-
stätt*
2. Conradus dictus Boesche et dictus Melsag dabunt omni secunda feria
Konrad genannt Bösch⁵ und einer namens Mehlsack geben jeden Montag
3. unum denarium de dimidio dagewon matte vf der Bultriche [?]
1 Pfennig von einem halben Tagwan Wiese auf der Bultriche [?]
4. eine site vnd ander site nebens Reinbolte⁶ vnder den
einerseits und andererseits neben Reinbold genannt unter den
5. Cremen bi dem Crumben dagewon ibi dabit predictus Mel-
Kremen bei dem Krummen Tagwan; do t gibt der vorgenannte Mehl-
6. sag tres partes et dictus Boesche quarta partem de
sack drei Teile und der genannte Bösch den vierten Teile von
7. ix. solidarum xxvj. denariorum v. solidi et j. denarii⁷ continetur in princi-
pio
9 Schilling 26 Pfennig und 5 Schilling 1 Pfennig steht am Anfang
8. libri, et Melsag dedit quinto anno, sed⁸ Boesche remansit .ij.
des Buches und Mehlsack gab im fünften Jahr, aber Bösch blieb 2
9. vncias et dampnum, et solvit de hoc⁹ vnciam denariorum
*Unzen und den Zinseszins schuldig und muß deswegen eine Unze Pfen-
nig zahlen.*
10. Item dictus Wilde advocatus .ij. vncias de orto et curia ibidem
*Ebenso [zahlt] der Vogt namens Wilde 2 Unzen vom dortigen Garten
und Hof*
11. in villa, que fuit quondam Pauli, et datur pro dicto Engel-
im Dorf, was vordem dem Paul gehörte, und wird für einen namens Engel-
12. wart
wart gegeben.
13. Item Fridericus dictus Nusbach .iiii. vncias; illos dabit dictus Ruo-
Ebenso Friedrich genannt Nußbach 4 Unzen; diese gibt einer namens Rufe-
14. felinus procurator dominarum de sancto Marco
lin, Schaffner der Klosterfrauen von St. Marx [in Straßburg].
15. Item Engelwart dedit .xx. libras cere in candelis et
Ebenso gab Engelwart 20 Pfund Kerzenwachs und

16. plebanus sancti Stephani ponet annuatim .ij.¹⁰ candelas
der Leutprieester von St. Stephan stellt jährlich 2 Kerzen
17. super sepulcrum suum.
auf sein Grab.
18. Item idem dabit secundale de domo et area Pauli ibidem
Ebenso gibt derselbe zum zweiten Mal [?] von Haus und Hof des dortigen Paul
19. in principio marcii
zu Anfang März.
20. Item Heinricus dictus Schidus juvenis et Demuodis vxor eius
Ebenso müssen der junge Heinrich Schied und seine Frau Demut
21. de Willestette tenentur annuatim v. solidos denariorum et .ij. capones
von Willstätt jährlich 5 Schilling Pfennig und zwei Kapaune geben
22. pro Bertha dicta Petrin, et pro dicta Mererin tenetur
für Berta Peter und für eine namens Mehrer
23. .ij. pullos.
2 Hühner.
- 24. Mvlnheim**
Müllen
25. Item Conradus de Mvlnheim filius dicte Mvllerin .ij. solidos denariorum annuatim
Ebenso Konrad von Müllen, Sohn der Müllerin, 2 Schilling Pfennig jährlich
26. in festo Thome apostoli et datur pro dicta Elwinin, et eadem villa
am Fest des Apostels Thomas [21. Dez.] und dies wird für die Elwin gegeben und das Dorf
27. est sita apud Altheim
liegt bei Altenheim.
- 28. Ontztenhurst**
Unzhurst/Ottersweier
29. Item Ruodolfus de Ontztenhurst .1/2. libram cere in conceptione
Ebenso Rudolf von Unzhurst 1/2 Pfund Wachs an Mariä Empfängnis
30. beate Virginis, illam tenetur dare Heintzcelinus dictus Liebedung.
[8. März], dies muß der Heinzelin Liebedung geben.
- 31. Korg**
Kork

32. Item Johannes Svre .vj. denarios in die Stephani
Ebenso Johann Sauer 6 Pfennig an St. Stephan [Dez. 26].
33. Item filius Ottonis de Leicholtzhurst .iiij.or¹¹ denarios in die innocentum.¹²
Ebenso der Sohn des Otto von Legelshurst 4 Pfennig am Tag der Unschuldigen Kinder [Dez. 28].
34. Item Hedewigis filia dicti Roten habet bona vxoris
Ebenso hat Hedwig, Tochter des Rot, die Güter der Frau
35. Fridemanni, et illa habet maritum dicitur Luotfridus et tenetur
des Friedmann und jene hat einen Mann namens Leutfried und muß
36. annuatim, .j. vnciam denariorum de duobus agris dictis Gruonenuelt
jährlich 1 Unze Pfennig für 2 Äcker namens Grünfeld
37. zvo Lovben hus an dez Graven velde
an dem Laubenhaus am Grafenfeld zahlen.
38. Item filius dicti Kirne in Leicholtzhurst vnam vnciam denariorum vna
Ebenso der Sohn des Kern in Legelshurst 1 Unze Pfennig zu-
39. cum Cvonemanno dicto Zincken.
sammen mit dem Kuneman Zink.
40. Item Henricus dictus Strobeler filius Henrici dicti Kirnen dat
Ebenso gibt Heinrich Stroblor, Sohn des Heinrich Kern,
41. jam nisi duos capones de duobus agris et area in Brei-
einen oder zwei Kapaune von zwei Äckern und der Hofstatt in Breit-
42. tenhurst apud Conradum Zincken, et apud dictum Hvtenecke super
hurst bei Konrad Zink und einem namens Hüteneck von
43. bonis super bonis¹³ dicte Schutzin fuit olim domus et est
Gütern der Schützin; sie bestanden vormals aus einem Haus und es ist
44. iam fracta et stat in principio libri.
schon abgebrochen und dies steht am Anfang des Buchs.
45. Item .xxxij. denarios de annuo sacrificio Ruodolfi dicti Wasicher
Ebenso 32 Pfennig vom jährlichen Opfer des Rudolf Wasicher
46. hoc scit vxor sua, et alii Strovbeler de Wittenwiler, et
dies weiß seine Frau und die andern namens Stroblor von Wittenweiler und
47. dictus Loeselin piscator tenentur etiam vnum caponem vel .vj. denarios annuatim.¹⁴
der Fischer Löselin müssen es geben und einen Kapaun oder 6 Pfennig jährlich.

48. Item Johannes Phaffe de Sande .viiij. denarios annuatim pro Bur. [Burcardo ?] dicto
Ebenso Johann Pfaff von Sand 8 Pfennig jährlich für Burkhard [?]
49. Bruchen von einre ivche, ist me danne ein acker
Bruch von einer Jeuch, die größer als ein Acker ist
50. vnd lit bi Staffphematte in festo Martini.
und die bei der Stapfmatte liegt, an St. Martin [Nov. 11].
51. Item idem Wasicher tenetur vnciam denariorum de prato in Leicholtz-
Ebenso derselbe Wasicher muß eine Unze Pfennig geben von der Wiese in Legels-
52. hurst dicto Floedematte et hoc dabit iam Otto ibidem de
hurst, welche Floedmatte heißt, und dies gibt dort schon Otto von
53. curia in Breitenhurst et de duabus partibus agrorum, illas habet
dem Hof in Breithurst und von zwei Ackerstücken, welche
54. vxor Fridemanni in Sande, et filia Ruodolfi dicti Vrruest [?], et mater
die Frau des Friedmann von Sand hat, und die Tochter des Frust [?]
und seine Mutter
55. eius emit eosdem agros pro dicto Fridemanno Willekindis et
haben die Äcker gekauft für Friedmann. Willikind und
56. liberi sui emerunt olim domum in Breitenhurst pro Fridemanno
ihre Kinder kauften einst ein Haus in Breithurst für den vorgenannten
Friedmann,
57. predicto et abfregerunt eam et posuerunt eam in Sande et
brachen es ab und stellten es wieder in Sand auf und
58. filia Walter Wasicher vxor Johannis Artzot et sorror sua
die Tochter des Walter Wasicher, Frau des Johann Arzt, und ihre
Schwester
59. est apud eam et pater suus predicti .viiij. denarios.
ist bei ihr und ihr vorgenannter Vater 8 Pfennige.
60. Item filia dicti Vrrust credo .ij. vncias perpetuo pro sorrore
Ebenso die Tochter des Frust, wie ich glaube, 2 Unzen ewigen Zins für
die Schwester
61. dicti Wernheri Herzoge.
des Werner Herzog.
62. Item vxor predicti Ruodolfi, et Walter filius suus .xvj. denarios vide-
Ebenso die Frau des vorgenannten Rudolf und sein Sohn Walter 16
Pfennig,

63. licet solidos super bonis dicte Marcquartin zwisent dem Strang-
nämlich Schilling von Gütern der Markwart zwischen dem Strang-
64. wege vnd Honerhurst, illum solidum denariorum dabit Wilhemus
weg und Hohnhurst; jenen Schilling gibt Wilhelm
65. carnifex, et .ij. denarios dabit dictus Cvoneman Zincke de
Scharfrichter und 2 Pfennig gibt Kuneman Zink von
66. Leicholtzhurst in festo pentecoste vel redimet cum .ij. solidis denariorum.
Legelshurst am Pfingstfest oder zahlt dafür 2 Schilling Pfennig.
67. Item Henricus dictus de Etteningen tenetur dare lumen perpetuum
Ebenso muß Heinrich von Ettlingen ein ewiges Licht
68. pro Conrado filio Jacobi de Korg ociso de bonis suis
für den getöteten Konrad, Sohn des Jakob von Kork, geben von seinen Gü-
tern,
69. que habet in Honerhurste, scit dictus Oewenheim, et Ruodolfus
die er in Hohnhurst hat, Öwenheim weiß darüber Bescheid, und Rudolf,
70. frater suus sedet in Honerhurst pertinet in Korg
sein Bruder, wohnt in Hohnhurst und gehört nach Kork
71. et quam plures alii, et est pratum dicitur der Vnder-
und mehrere andere und ist eine Wiese, genannt der Unter-
72. wert vnde die stücke, die dar vf stoßent, vnd sint
wörth, und die Stücke, welche auf sie stoßen, und sind
73. zwene dagewan matte vnd in den Mvren ein dagewan
zwei Tagwan Matten und in den Muhren ein Tagwan
74. hinder den Ovbern garten, vnd ist Herichen matte zvo Huerst
hinter den Oberen Gärten und ist die Matte des Herich zu Hurst
75. zvo ende dem Ruedelin, daz ist ein velt name, vnd ist
am Ende des Rödleins, das ist ein Flurname, und ist
76. ovch ein dagewan matte, vnd ist zvo Wiphildebovme bi
auch ein Tagwan Matte und ist zu Wipfelbaum bei
77. drigen stucken vnd sint daz velt acker
dreien Stücken und das sind Feldäcker.
78. Item Albertus Textor de Bach omni secunda feria vnum
Ebenso Albert Weber von Bach jeden Montag einen
79. denarium ibi dat Agnes subdita mea gratiam partem scilicet
Pfennig, dort gibt meine Untergebene Agnes einen Gnadenteil [?]
nämlich

80. .xviii. denarios et Katherina filia illius de Bach residens
18 Pfennig und Katharina, die Tochter des von Bach, die
81. an dem Roßemerckete duas partes de agris in Buhele
am Roßmarkt [Straßburg] wohnt, zwei Teile von Äckern in Bühl,
82. in Achere, et in Gertenbach.
in Achern und in Gertelbach [Kappelwindeck?].
83. Item Johannes de Dvndenheim .iiii $\frac{1}{2}$. solidos in octava Gertrudis,
Ebenso Johann von Dundenheim 2 $\frac{1}{2}$ Schilling in der Oktav der hl. Gertrud [März 17]
84. det Fridericus Liller de Eichahe et vxor eius et pertinent
gibt Friedrich Liller von Eichech und seine Frau und gehört nach
85. in Sande et datur de domo, curia et oreo et de duobus
Sand und wird von Haus, Hof und Scheune und von zwei dort
86. agris ibidem contiguus, et tenetur omne .vj. anno in omni
aneinander liegenden Äckern gegeben und sie müssen alle 6 Jahre.
87. xij solidos denariorum sunt enim x solidi minus vi denarii et dampnum [?]
12 Schillinge Pfennig sind nämlich 10 Schilling weniger 6 Pfennig und den Zinseszins [?]
88. dedit ij solidos et ij solidos et Henricus de Etteningen
gab 2 Schilling und 2 Schilling und Heinrich von Ettlingen
89. habet literam de eodem testamento.
hat die Urkunde von diesem Vermächtnis.
90. Item Bertholdus Zvrne annuatim sacrificium stat Vodalrici ...
Ebenso Bertold Zorn jährlich zum Opfer steht Ullrich ...
91. ab antecessore.
vom Vorfahren.

Folgende Zeilen sind ganz oder teilweise gestrichen: 6 nach partem 8 vor sed; 8 nach boesche – 9 vor vnc.; 86 nach contiguus – 89.

Ortsnamen:

- Achern 82
- Altenheim 27
- Breithurst/Ottersweier 41f., 53, 56
- Bühl 81
- Dundenheim 83

Eichach (Ödung bei Sand?) 84
 Ettlingen 67, 88
 Gertenbach (Fln. bei Kappelwindeck?) 82
 Hohnhurst 64, 69 f.
 Kork 31, 68, 70
 Legelshurst 33, 38, 51 f., 66
 Müllen 24 f.
 Nußbach (PN) 13
 Oewenheim 69 s. PN
 Sand 48, 54, 57, 85
 Unzhurst 28 f.
 Willstatt 1, 21
 Wittenweier 46

Flurnamen (*s. auch unter Ortsnamen*):

Bach 78, 80
 Bultriche: de dimidio dagewan matte vf der b. 3
 Cremen: vnder den c. 4 f.
 Crumbe dagewon: bi dem crumben d. 5
 Floedematte: prato [...] dicto 51 f.
 Graven velde: an des g. 37
 Gertenbach 82
 Gruonenuelt: de duobis agris dictis g. 36
 Herichen matte: 74
 Huerst: zvo h. 74
 Lovbe: zvo Lovben hus 37
 Mvr: in den mvren ein dagewan [matte] 73
 Ovberre garten: hinder den o. 74
 Roßemerckete: residens an dem R. 81 (Straßburg)
 Ruedelin: zvo ende dem r. daz ist ein velt name 75
 Staffphematte: lit bi s. 50
 Strangweg: bonis [...] zwisent dem s. 63 f.
 Vnder wert: pratum dicitur der v. 71 f.
 Wiphildebovme: zvo w. 76

Personennamen:

Vornamen, siehe unter den Familiennamen

Agnes subdita mea 79
 Artzot, Johannes 58
 Bach, Albertus Textor de 78
 Bach, Katharina filia Alberti Textor de Bach 80

- Boesche, Conradus 2, 6, 8
Bruchen, Burcardo [?] 49
Conradus de Mvlnheim, filius dicte Mvllerin 25
Conradus filus Jacobi de Korg ociso 68
Demuodis, vxor (Heinricus dictus Schidus) 20
Elwinin 26
Engelwart 11 f., 15
Fridemann 35, 54 f., 56
Fridemanni in Sand, vxor 54
Henricus de Etteningen 67, 88
Herzog, Wernher 61
Hvtenecke 42
Jacobus de Korg 68
Johannes de Dvndenheim 83
Kirne (filius) 38, 40
Liebdung, Heintzcelinus 30
Liller, Fridericus de Eichaha 84
Loeselin, piscator 47
Luotfridus (maritus Hedewigis filia Roten) 35
Macquartin 63
Melsag 2, 5 f., 8
Mererin [?] 22
Mvllerin 25
Nusbach, Fridericus 13
Oewenheim 69
Otto 52
Ottonis (filius) de Leicholtzhurst 33
Paul 11, 18
Petrin, Bertha 22
Phaffe, Johannes de Sande 48
Reinbolt 4
Roten, Hedewigis (filia) 34
Ruofelinus procurator 13 f.
Ruodolfus de Ontztenhurst 29
Ruodolfus frater 69 f.
Schidus, Heinricus 20
Schutzin 43
Strobeler de Wittenwiler 46
Strobeler, Heinricus filius Henrici dicti Kirnen 40
Svre, Johannes 32
Vrruest ?, Ruodolfus 54, 60, 62
Walter, filius 62
Wasicher, Ruodolfus 45, 51

Wasicher, Walther filia, vxor Johannis Artzot 58
Wilde, advocatus 10
Wilhelmus, carnifex 64 f.
Willekindis 55
Zincke(n), Cuoneman(no) 39, 65
Zincke, Conradus 42
Zvrne, Bertholdus 90

Kirchliches:

plebanus Sancti Stephani 16
Sanct Marcus 14 (Frauenkloster St. Marx, Straßburg, vgl. Barth, Hand-
buch, Sp. 1384)

Daten:

annuatim öfters
in conceptione beate Virgine 29 f.
in die innocentum 33
in die Stephani 32
in festo Martini 50
in festo Pentecoste 66
in festo Thome apostoli 26
in octaua Gertrudis 83
in principio Marcii 19
quinto anno 8
secunda feria 2, 78

Feldmaße:

ager, velt acker 36, 41, 49, 53, 55, 77, 81, 86
dagewan matten 3, 5, 73, 76
ivche: 49 ist me danne ein acker
pratun, matte 51 f., 71, 74, 76

Häuser, Höfe etc.:

area 18
curia 10, 53, 85
domus (Haus) 18, 43, 85; s. auch 37
oreum 85
ortum 10

Geldzinsen:

3, 7, 8 f., 10, 13, 21, 25, 32, 33, 36, 45, 47, 48, 59,
60, 62, 65, 66, 78 f., 80, 83, 87, 88

Wachszinsen:

15: 20 lib. cere in candelis
29: 1/2 lib. cere
(16: 2 candelas)

Hühnerzinsen:

21, 41: 2, 47: 1 capones
23: 2 pullos

Der Rodel enthält eine Fülle von landeskundlichen, wirtschafts- und sprachgeschichtlichen Informationen. Einige vorläufige Hinweise seien hier gegeben.

Der in Z. 80 genannte Albert Textor (Weber) de Bach wird vermutlich seinen Namen dem ehemaligen Bachschlößchen bei Bühl/Kappelwindeck verdanken. Die kleine befestigte Wasserburg bestand, einem alten Allianz-wappen zufolge, schon um 1300.¹⁵ In einer Stammtafel der Herren von Bach wird ein Albrecht von Bach – ohne den Zusatz Textor – zwischen 1313–1319 erwähnt.¹⁶ Die Tochter des Albert Textor wohnte damals am Roßmarkt in Straßburg und hat Ackerstücke in Bühl, Achern und Gertenbach. Letzteres könnte vielleicht mit einem jetzt verschwundenen Flurnamen in Kappelwindeck identifiziert werden.¹⁷ Auch der Name Arzt kommt in Bühler Urkunden in dieser Zeit (1324 ein Albrecht Arzot) vor, wobei natürlich eine Identifizierung bei dem spärlichen Urkundenmaterial immer fraglich bleiben muß. Möglicherweise ist Berthold Zorn (Z. 90) dem Straßburger Patriziergeschlecht der Zorne zuzuordnen.¹⁸ Sicherlich werden der eine oder andere Name bei einer genaueren Durchsicht der Urkunden und Ortsgeschichten noch identifiziert werden können.

Der Schreiber, der wohl auch gleichzeitig Schaffner war, bemerkt in Z. 68, daß ein Conrad, Sohn eines Jacob von Kork, einen gewaltsamen Tod gefunden hat. Aus der Verpflichtung, ein ewiges Licht zu stellen, könnte man schließen, daß Heinrich von Ettlingen an seinem Tod schuld war. Auch von ab- und zusammengebrochenen Häusern berichtet der Text. In Breithurst/Ottersweier, einem kleinen in der Rheinebene gelegenen Weiler, haben die Kinder eines Friedmann ein Haus gekauft, es abgebrochen und es offenbar wieder in Sand aufgebaut (Z. 56 f.). Im übrigen taucht, wenn die Identifizierung mit der Häusergruppe bei Unzhurst stimmt,¹⁹ hier der Ortsname erstmals auf.

Von den Flurnamen konnten bislang folgende nachgewiesen werden:

Auf der Karte GLA H 1: 10000 Legelshurst (1862): Grauenfeld, Grünefeld und Muhr (2 mal). Sie finden sich auch im Flurnamenbuch der Gemeinde Willstätt von E. M. Hall.²⁰ Der Name *bi dem crumben dagewon* ist wohl der erste Beleg für den Flurnamen „Krummen Tagen“ in Sand.²¹ Ruedlin kehrt als Rittel wieder,²² doch sind Rod-Flurnamen relativ häufig.²³ Huerst ist wie Muhr mehrfach bezeugt: „Hörst, Hürstel“ in Legelshurst,²⁴ das gleiche gilt für Wert/Wörth in *Vnder wert* (Z. 71 f.).²⁵ Auch Strang (vgl. Strangweg, Z. 63 f.) kommt dort vor.²⁶ Auch für Laube (Z. 37) finden sich Entsprechungen: *vnnder der louben zu wilstet zu; zu korck vnder der louben.*²⁷ Andere wie Floedematte, Herichenmatte, Staffphematte, Wiphildebovme sind inzwischen wohl untergegangen.

Der Text enthält ganze Passagen in mittelhochdeutscher Sprache, besonders dann, wenn die genaue Lage der Flurstücke anzugeben ist. Gleich zu Anfang (Z. 3 f.) wird, nicht nur die Größe, ein Tagwan der Wiese (Matte) bezeichnet, die wohl an einem Ackergewann liegt, sondern auch der Anstößer Reinbolt genannt. Für erwähnenswert hält der Schreiber auch in Z. 49, daß die genannte Jeuch größer als ein Acker ist.

Eine lange Passage in deutscher Sprache findet sich in den Zeilen 71 bis 77. Hier erklärt der Verfasser sogar, daß die Bezeichnung Ruedelin (ein kleines, gerodetes Wiesen- oder Waldstück) ein Feldname sei. Wir würden dazu heute Flurnamen sagen, eine Bezeichnung und Wortschöpfung, die erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts aufkommt.²⁸ Vielleicht schien ihm dieser Hinweis angebracht, um eine Verwechslung mit Rotel-Pergamentrödel auszuschließen.

Erwähnt seien zum Schluß noch die zahlreichen Personennamen (u.a. Berufsnamen), wobei das im Entstehen begriffene System der Familiennamen ins Auge springt. Viele Personen werden nur mit einem Namen bzw. Vornamen wie Agnes (Dienerin, Untergebene, Z. 79) oder Conrad genannt. Bei einigen steht der Herkunftsort dahinter (z.B. von Ettligen). Andere bezeichnen ursprünglich Berufe (z.B. Arzt) oder Übernamen wie Mehlsack. Von *melsacks erben* ist noch zwei Jahrhunderte später in einem Berain die Rede.²⁹ Die lateinischen Berufsbezeichnungen hinter den Namen (*advocatus*, *carnifex*, *procurator*) deuten möglicherweise darauf hin, daß die jeweiligen Personen den Beruf auch ausüben und er noch nicht zum Familiennamen geworden ist.³⁰ Wertvoll, und in diesem Kontext noch zu untersuchen, bleibt der Text natürlich für die Wirtschafts- und Besitzgeschichte der uralten ehemaligen St. Stephansabtei in Straßburg.³¹

Anmerkungen

- 1 Jetzige Signatur: Schäfer, Rödel, Nr. 98. – Verzeichnet in: Schäfer, A.: Die ältesten Zinsrödel im Badischen Generallandesarchiv. In: ZGO 112 NF 73, 358
- 2 Schäfer, a.a.O. und Rückvermerke auf dem Original mit Bleistift
- 3 Mit Ausnahme von Kork Z. 31
- 4 Wertvolle Hinweise und Korrekturen verdanke ich Herrn Dr. John, GLA Karlsruhe
- 5 Die Umsetzung in heutige Entsprechungen sind natürlich nur Vermutungen
- 6 *d* durchgestrichen
- 7 *Sol* bis *d.* gestrichen
- 8 Gestrichen von *Melsag* bis *sed*
- 9 Zeile bis dahin gestrichen
- 10 Gestrichene Buchstaben
- 11 *or* über der Zeile
- 12 *centum* unter der Zeile nachgetragen
- 13 *Super bonis* gestrichen
- 14 *Annuatim* nachgetragen unter der Zeile
- 15 Gartner, S., Hall, E. M.: Kappelwindeck, 1994, 19 und 45
- 16 Fester, R.: Regesten der Markgrafen von Baden und Hachberg 1050–1515, Nr. 743; Fischer, R.: Die Herren von Bach. In: Bühler Heimatgeschichte 12 (1998) 88 und 93
- 17 Gartner, Hall: Kappelwindeck, 158 f.
- 18 Urkundenbuch der Stadt Strassburg, V, 1341 Nr. 105: Meister; vgl. auch Nr. 857
- 19 Gartner, S.: Kloster Schwarzach (Rheinmünster). Zu Geschichte und Sprachgeschichte der nördlichen Ortenau, Diss. Freiburg i. Br., Bühl 1979, 75 f. Vgl. auch A. Krieger, Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden, 2. Aufl. 1904, 281
- 20 Hall, E. M.: Flurnamenbuch der Gemeinde Willstätt mit den Ortsteilen Eckartsweier, Hesselhurst, Legelshurst, Sand, Willstätt 1995, 72, 80
- 21 Hall, a.a.O., 99
- 22 Hall, a.a.O., 101; vgl. auch Register
- 23 *Vff rodz gerüt* (Willstätt); GLA = Generallandesarchiv Karlsruhe 66/9730, 17v von 1482
- 24 Hall, a.a.O., 97
- 25 Hall, a.a.O., 87
- 26 Hall, a.a.O., 86
- 27 GLA 66/9728, 1r, 66/9729, 7v
- 28 Mitzka, W.: Wasserflurnamen. In: Beiträge zur Flurnamenforschung: Eugen Fehrle zum 60. Geburtstag dargebracht. Hrsg. H. Derwein, Karlsruhe 1940, 66 f.
- 29 GLA 66/9729, 1v ; 1480–1500
- 30 Siehe dazu K. Kunze, dtv-Atlas Namenkunde, Freiburg i. Br. 1997, 58 ff.
- 31 Barth, M.: Handbuch der elsässischen Kirchen im Mittelalter, Straßburg 1960, 1485 ff.

Erwin von Steinbach: vom Steinhauer zum Mythos

Gabriel Andres

„Man könnte behaupten, im Sinne einer Verallgemeinerung, ein Mythos sei eine Geschichte, eine symbolträchtige Fabel, einfach, treffend, in der eine Vielfalt von mehr oder minder vergleichbaren Situationen zusammengefasst wird . . . Ein Mythos hat keinen Urheber. Sein Ursprung muß dunkel sein und sein Sinn teilweise auch. Indessen bleibt das bedeutendste Merkmal des Mythos die Gewalt die er auf uns ausübt, meistens ohne daß wir uns dessen bewußt sind.“ Denis de Rougemont in „Amour et Occident“ – Liebe und Abendland, 1939

Ich möchte hinzufügen, daß ein Mythos, wenn schon sein Ursprung geheimnisvoll ist, auch kein Ende hat, kein Ende haben darf, wenn er als Mythos weiter bestehen soll.

Der Ursprung des Mythos Erwin von Steinbach ist recht deutlich in der Baugeschichte des Straßburger Münsters eingetragen. Erst nach Beginn der Tätigkeit Erwins am Riesenbau, verzweigt sich sein Baumeisterschicksal, verliert sich beinahe seine Baumeisterspur. Es werden ihm andere, neue Aufgaben gestellt, sein Wirken verschwindet im Dunkel der Jahrhunderte und wird allmählich durch den Mythos ersetzt. Ein Mythos, der zum Teil auch aus der Notwendigkeit entsprungen sein könnte, einen Menschen für die Errichtung des gewaltigen Kirchenbaues gewissermaßen verantwortlich zu machen.

Das versuchte, lange vor Goethe, unser elsässischer Humanist Jakob Wimpfeling, nicht ohne Erfolg und bereits zu Beginn des XVI. Jahrhunderts. Er gilt als der Urheber dieses Mythos und als solchen wollen auch wir ihn gelten lassen.

Das bestätigt auch der Archäologe und Historiker Louis Schneegans: „Auf dem Gebiet der bildenden Künste gibt es in Straßburg keinen stolzeren Namen als den des Meisters Erwin von Steinbach. Kein anderer war berühmter, keiner volkstümlicher, keiner ward mit größerer Achtung und Verehrung genannt. Sechs Jahrhunderte werden in Kurzem verflossen sein, seither Erwin den ersten Plan zum Portal des Münsters entwarf, es waren sechs Jahrhunderte unvergänglichen Ruhms dessen Glanz sich niemals vermindert hat.“

Das gleiche Lob spricht der große Münsterkenner Georg Dehio aus: „Erwin erweist sich als genauer Kenner der zu seiner Zeit vorhandenen oder in Bau begriffenen Fassaden im östlichen und nördlichen Frankreich. Ohne solche Kenntnis hätte man ihn schwerlich an die Spitze des Baues gestellt.“

Aus der Luft gegriffen ist also dieser Mythos keineswegs. Und da möchte ich mich auf die von D. de Rougemont erwähnten „vergleichbaren Situationen“ berufen.

Da steigt ein tatenlustiger Bischof, Konrad III. von Lichtenberg, auf den Straßburger Bischofsstuhl. Die Kathedrale, jetzt seine Cathedra, steht schon als mächtiges Gotteshaus im Herzen der Stadt, unvollendet gewiß, aber doch schon eindrucksvolles Zeugnis des christlichen Glaubens und der Spendefreudigkeit seiner Diözesaner. Innere Zwistigkeiten haben zwar die Macht des Bischofs zu Gunsten der Bürger geschwächt. Der Bischof ist nicht mehr alleiniger Bauherr, er muß der Meinung des Domkapitels Rechnung tragen.

Das kümmert den Bischof, zudem ein streitlustiger Herr, wenig, er betrachtet den Bau als seine persönliche Angelegenheit. Das Langhaus, beinahe vollendet, ist wiederholt von Bränden heimgesucht worden. So darf das nicht weiter gehen, es muß was geschehen, der Bau muß vollendet werden.

Der Bischof schaut sich um, er späht nach einem geeigneten Baumeister, sein Münster braucht einen Magister, einen Meister, keinen Gesellen. Er hat von diesem Erwin gehört, Gutes, sehr Gutes. Kurz entschlossen beruft er ihn nach Straßburg. Er ahnt nicht, er weiß noch nicht, daß er damit den Vogel abgeschossen hat, er weiß nicht, ob dieser junge Mann seine Erwartungen erfüllen wird, aber so sei es denn!

Und da ist andererseits dieser Erwin da, jung an Jahren, aber schon reich an Erfahrungen und erfüllt von einem unbändigen Schaffensfieber. Er folgt dem Ruf des Bischofs. Auch er weiß nicht, was ihn dort erwartet, er kennt den Kirchenfürsten nicht, er ahnt nicht, daß er in ihm einen unvergleichlichen Gönner und Helfer finden wird. Erwin packt seine sieben Sachen zusammen und eilt nach Straßburg.

So treffen zwei einmalige Temperamente zusammen, beide von einem Ideal besessen, wovon jedes auf ein gemeinsames Ziel ausgerichtet ist: den Bau der Kathedrale. Der Bischof will das begonnene Werk fortsetzen, vielleicht bis zur Vollendung, zu seinem und des Herrgotts Ruhm. Der Baumeister will nur das Werkzeug sein, der bescheidene Steinmetz und Maurer, der seiner inneren Vision des Gotteshauses steinerne Gestalt verleihen will, aber auch er ad majorem Dei gloriam, zur höchsten Ehre Gottes, ein Mystiker der Architektur.

Ein entscheidendes Zusammentreffen der Tatkraft des einen, der dem Bau diesen himmelwärts gerichteten Schwung verleihen wird und des anderen, der ihm unbedingte Rückendeckung gibt, dank der ganzen Überzeugungskraft seiner Würde.

Daß aus dieser Konjunktur ein Mythos entstand, soll uns nicht wundern. Aber darüber hinaus dürfte Erwin für sich den Anspruch erheben, was zu tun seine Bescheidenheit ihm verbot, dieses Münster, wie es sich heute vor

uns mächtig in die Wolken bohrt, in dieser endgültigen Gestalt entworfen zu haben. Wennschon es ihm nicht gegönnt war, das herrliche Werk zu vollenden. Er hatte den entscheidenden Impuls gegeben.

Es ist ja jenem anderen genialen Baumeister der Neuzeit, Gaudi, nicht besser ergangen, auch er durfte die Kirche der Sagrada Familia in Barcelona nicht vollenden. Solche riesigen Werke zu Ende zu führen, dazu genügt eben ein Menschenleben nicht. Kathedralenbauer wetzen sich an den aufgetürmten Felsen ab. Als der Turm, 1439, sich endlich in seiner ganzen Pracht den erstaunten Augen der Straßburger darbot, ruhte Meister Erwin schon seit über hundert Jahren unter den Steinen, die er hatte aufrichten helfen.

Vom Steinmetzen zum Baumeister

Daß Meister Erwin in Straßburg gelebt und gewirkt hat, daß er in dieser Stadt gestorben ist und begraben liegt, das ist erwiesen. Sein Name wurde vielleicht noch zu seinen Lebzeiten in den Stein gemeißelt: „Die 1682 abgebrochene Marienkapelle zwischen Kanzel und Lettner, hat die Inschrift getragen: 1316 aedificavit hoc opus magister Erwin. Der Hauptteil dieser Inschrift ist auf einem Stein in der Sammlung des Münsterbauamtes erhalten.“ (Hans Weigert)

1316 war zudem für Erwin ein schicksalschweres Jahr. In diesem Jahr nämlich verschied seine Gattin, die im Münster bestattet wurde. Ein weiteres Zeugnis lautet:

„Unter ihm (gemeint ist hier Bischof Konrad von Lichtenberg, AdR), wurde zwei Jahre nach vollständiger Beendigung des Langhauses, das große Werk eines neuen Façadenbaues begonnen, zu dem am 25. Mai 1277 feierlich der Grundstein gelegt ward.“ (A. Woltmann)

Grandidier, der elsässische Historiker, berichtet über diese Grundsteinlegung nichts besonders Erfreuliches. Der Bischof schritt dreimal um das große Gebäude, um das Grundstück zu weihen. Sodann hub er an der nordwestlichen Ecke, also gegenüber dem heutigen Kammerzellhaus, drei Schaufeln Erde aus und gab damit das Zeichen zum Beginn der Arbeit. Sofort entbrannte ein so heftiger Streit zwischen drei der anwesenden Meister, die sich darum balgten, wer die Ehre haben sollte, mit der Schaufel in der Hand die begonnene Aushebung durch den Bischof fortzusetzen, daß kurz nach Beginn des Streites einer der drei Meister tot zusammenbrach, er war mit der Schaufel zusammengeschlagen worden. Groß war die Bestürzung unter dem Volk. Der Bischof ließ sofort die Arbeit unterbrechen. Sie wurde erst nach 9 Tagen wieder aufgenommen.

„Eine Inschrift, die bis in das vorige Jahrhundert am Hauptportal stand, also zur Zeit bis etwa der Revolution in Frankreich besagte: Anno Domini mille duo centum septuaginta septem, in die beati Urbani hoc gloriosum

opus inchoavit magister Erwinus de Steinbach, das heißt, im Jahre des Herrn 1277 am Tage des seligen Urbanus ward dies glorreiche Werk begonnen durch Meister Erwin von Steinbach.“ (A. Woltmann)

Bezug nehmend auf diese Inschrift schreibt Hans Weigert:

„Gerade diese Worte aber, die Erwins Ruhm begründet haben, können nur aufgemalt gewesen sein und deshalb kaum aus der Erbauungszeit stammen. Deshalb darf auch der nur hier vorkommende Beiname von Steinbach nicht als gesichert gelten.“

Wer nun war dieser Erwin aus Steinbach?

Über seine Herkunft wissen wir nichts oder fast nichts. Er soll um 1240 in Steinbach geboren worden sein, wobei, auch was dieses Steinbach anbelangt, niemand weiß, um welchen der zahlreich so benannten Orte es sich handelt. Um jeder Kontroverse füglich zu begegnen, errichtete Steinbach in Baden dem Meister 1845 ein Denkmal, Werk des Bildhauers Friederich, so daß also auch in verhältnismäßig neuerer Zeit ein weiterer Stein dem nun festgefügten Bau des Mythos beigegeben wurde.

Es wurde natürlich viel um diesen Namen gerätselt. Man erwog die Möglichkeit, Erwin stamme aus einem elsässischen Adelsgeschlecht. Noch verwegener ist die Theorie eines gewissen Herrn Gérard, wonach dieser rätselhafte Erwin eigentlich ein Franzose gewesen wäre, Hervé de Pierrefont, der seinen Namen verdeutschte. Sich auf typisch französische Merkmale im Werke Erwin stützend, stellte Herr Gérard diese etwas abenteuerliche Theorie auf, die Goethe wahrscheinlich energisch zurückgewiesen hätte.

Auch über die Laufbahn unseres Helden, so darf ich ihn jetzt wohl nennen, liegt beinahe undurchdringliches Dunkel. Logischerweise dürfen wir vermuten, daß der junge Mann, aus einer Steinhauerfamilie stammend, den Beruf eines Steinmetzen erlernte, also von der Pike auf diente, wie das ja damals Sitte war.

Als solcher soll er fünf Jahre emsiger Arbeit an verschiedenen Kathedralen-Bauplätzen verbracht haben. Eine Lehrzeit, die er gewiß mit großem Eifer absolvierte. Ab 1259, er mochte zwanzig Jahre alt sein, stand also am Beginn seiner Laufbahn, ging er auf die Wanderschaft. Diese führte ihn auch oder vielleicht nach Frankreich, wo er die Neuerungen studierte, die von den französischen Baumeistern eingeführt wurden. Es bestand ja damals zwischen französischer und deutscher Baukunst kein wesentlicher Unterschied.

Hierzu die Ansicht von Georg Dehio:

„Nur unhistorisch denkende Köpfe können in den Begriffen „französisch“ und „deutsch“ sich ausschließende Gegensätze suchen. Dem Bewußtsein jener Zeit war es fremd. Der Gedankengehalt der Gotik, wenn auch am frühesten in Frankreich in eine Formel gebracht, war Gemeinbesitz der mitteleuropäischen Völker.“

Von 1264 bis 1268 leitete Erwin, der sich in kurzer Zeit zum Baumeister aufgeschwungen hatte, die Arbeiten am östlichen Teil der Stiftskirche zu Wimpfen im Tal. Dieses Wimpfen am Neckar, in hessischem Land, liegt eigentlich gar nicht so weit weg von Straßburg, und dieser frühgotische Bau ist durchaus beachtenswert. Dies ermöglicht uns auch, um Erwin einen Tätigkeitsbereich abzustecken und die geheimnisvolle Gestalt des Meisters etwas deutlicher aus dem Dunst des Mythos hervortreten zu lassen.

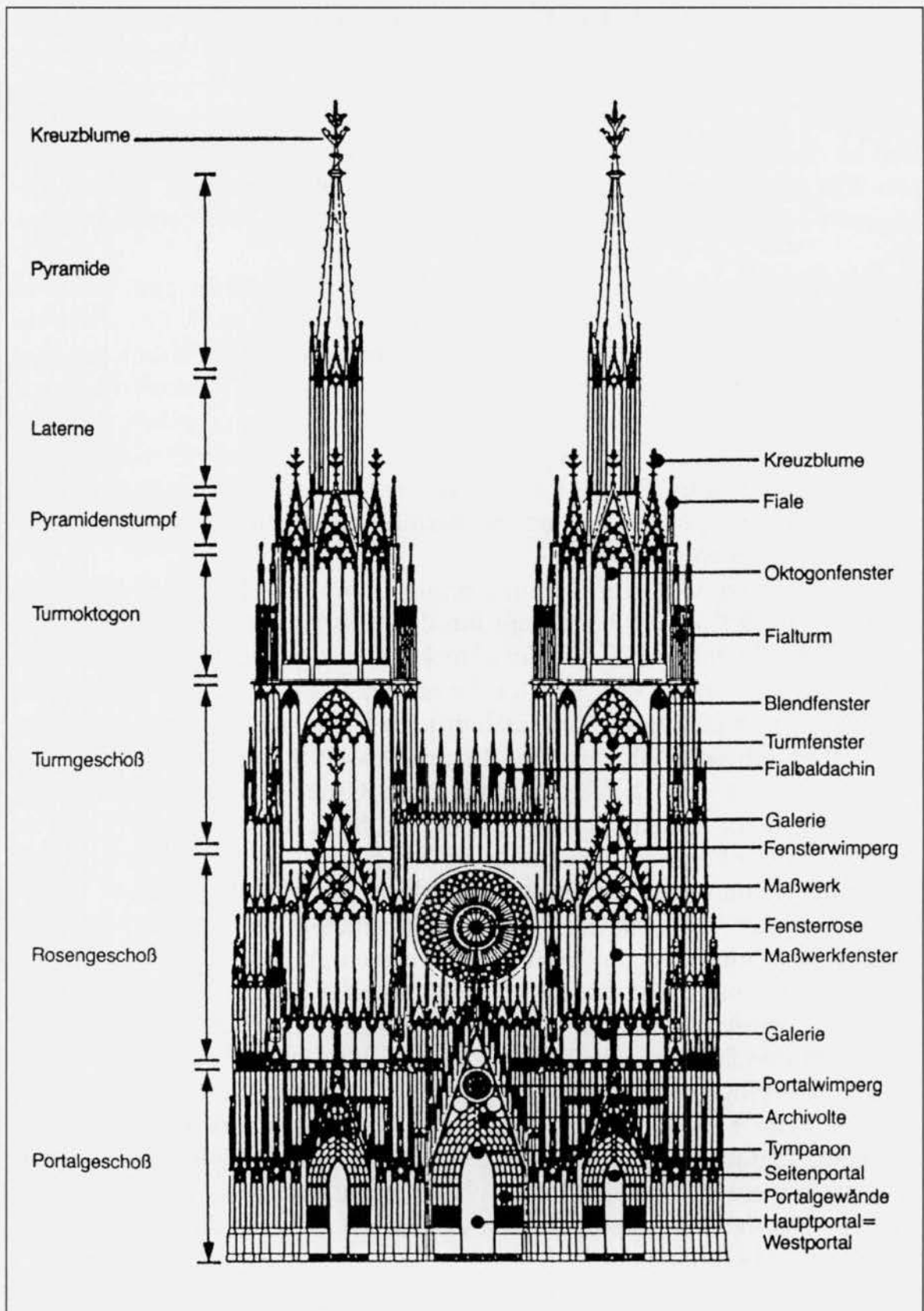
Von Wimpfen begibt sich Erwin nach Freiburg im Breisgau, wo er an der Vollendung des Turmes und der Fassade des dortigen Münsters arbeitet. Daß er gerade mit Turm und Fassade beschäftigt ist, mutet einen irgendwie seltsam und beinahe prophetisch an. In diesen Jahren ist also aus dem Steinmetzen, der wohl mit Meißel und Fäustel umzugehen verstand, ein kühner, genialer Architekt geworden, der weiß, um was es sich handelt, wenn gegensätzliche Druckkräfte ausgeglichen werden müssen, wenn ein haltbarer Mörtel gemischt oder ein harmonisches Zusammenspielen von Formen erreicht werden soll.

1273, schätzungsweise dreiunddreißig Jahre alt, läßt sich Erwin in Straßburg nieder. Zuerst beauftragt ihn der Bischof, wohl mit dem Einverständnis des Domkapitels, die Johanniskapelle zu errichten, an der Nord-Ostseite des Chors. Erwin arbeitet daran von 1273 bis 1275. Wahrscheinlich war er während dieser Zeit auch mit der Fertigstellung des Langhauses beschäftigt, ein Werk Meister Rudolfs und dessen Sohnes.

1277 erfolgt, wie bereits erwähnt, die Grundsteinlegung der neuen Westfassade. An diesem Auftrag, der den Ruhm Erwins begründet und der in dieser ersten Phase bis etwa über die Rose hinaus gedieh, eine Rose, die Erwin nicht von etwa hier ansetzte, da doch das Münster Unserer Lieben Frau gewidmet ist, die in der ihr verehrten Litanei unter anderem als Rosa mystica gerühmt wird, an diesem großartigen Auftrag durfte Erwin nur zwanzig Jahre ungestört arbeiten. Wie Kanonikus Dacheux in seinem Buch vermerkt, wurde die frühere Fassade abgetragen, um Platz zu schaffen für die neuen Fundamente. Doch waren diese 1280 noch nicht fertig. Danach ging es allerdings rasch voran und 1291, so berichten die beiden Straßburger Historiker Schad und Grandidier, von Dacheux zitiert, konnten bereits die Reiterstandbilder von Chlodwig, Dagobert und Rudolf von Habsburg aufgestellt werden. Obschon inzwischen ein starkes Erdbeben, am 24. September 1289 die bestehenden Pfeiler erschüttert hatte, so daß man sogar einen Einsturz befürchtete.

In einer Urkunde von 1284 wird Meister Erwin als Werkmeister erwähnt. Der Bau der Fassade war so weit vorangediehen, daß der Bischof, der kurz darauf das Zeitliche segnete, seiner Freude lebhaften Ausdruck geben konnte:

„Das Werk der Straßburger Kirche steigt wie die Blume des Mai in



Idealer Fassadenplan einer gotischen Westfassade von 1275 (Riß B), wie sie für Straßburg mit der Grundsteinlegung 1277 umgesetzt wurde – bis auf den zweiten Turm.

mannigfaltigem Schmuck in die Höhe, zieht die Augen des Beschauers mehr und mehr und erfüllt sie durch sein Spiel mit süßer Ergötzlichkeit.“

Leider sollte das Schicksal unbarmherzig dazwischenfahren als ein neuer Brand, 1298, das fertige Langhaus verwüstete. Dieser Brand fügte nicht nur dem Münsterbau schweren Schaden zu, er legte einen Teil des Stadtviertels westlich des Münsters in Schutt und Asche. Nicht weniger als 315 Häuser wurden eingeäschert. Dieser Brand war durch die Fahrlässigkeit eines Troßknechtes Kaiser Albrechts von Habsburg verschuldet worden. Als der Kaiser sich nach dreimonatigem Aufenthalt verabschiedete, ließ besagter Knecht eine brennende Kerze im Pferdestall stehen, die das herumliegende Stroh in Brand steckte. Das Feuer griff rasch um sich, übertrug sich auf die Aufzugsseile, von da auf das Gerüst und schließlich auf den Dachboden.

Es blieb dem Meister keine andere Wahl: schweren Herzens mußte er sich dem Wiederaufbau des Langhauses zuwenden, die Arbeiten an der Fassade wurden eingestellt.

Doch wurde diese neue, unvorhergesehene Arbeit für Erwin zur Gelegenheit, sein geniales Talent unter glänzenden Beweis zu stellen. Er nahm nämlich bei der Wiederherstellung des Langhauses kühne, wesentliche Veränderungen vor, die sich rasch als Verschönerungen im Sinne seiner in Frankreich erworbenen Kenntnisse erwiesen. Specklins Aufzeichnungen lassen in dieser Hinsicht keinen Zweifel offen. Sie wurden 1836 durch Prof. Schneegans und noch etwas später durch Adler bestätigt, dem wir eine Rekonstitution des Erwin-Planes der Westseite des Münsters mit den zwei von Erwin geplanten erträumten Türmen verdanken; danach schuf Erwin noch eine Marienkapelle, die leider verschwunden ist: „Das letzte was Erwin schuf, war endlich ein kleiner Einbau im Langhaus, die Stadtkapelle oder Marienkapelle welche neben der Kanzel in das Mittelschiff vorsprang und den frühgotischen Lettner zum Teil verdeckte . . . Sie war ein Kleinod an eleganter Durchführung und reicher Dekoration, wurde aber nach der Einnahme Straßburgs, im Jahre 1682 von dem Bischof Egon von Fürstenberg . . . samt dem frühgotischen Lettner abgebrochen.“ (A. Woltmann)

Nun ging es für den alternden Meister, der das fünfundsiebzigste Jahr bereits überschritten hatte, langsam dem Ende zu. Am 1. August 1316 hatte er seine Gattin Husa verloren, er überlebte sie nur um anderthalb Jahr. Er starb am 17. Januar 1318. Im Werkbuch der Münsterloge allerdings wurde dieser Tod erst am 19. eingetragen. Vor seinem Tode hatte Erwin dem Münsterbauamt sein Pferd, sein Lineal, seinen Kompaß sowie eine kleine Rente vermacht. In diesem Zusammenhang sei daran erinnert, daß Kaiser Rudolf I. von Habsburg der Maurerloge des Straßburger Münsters 1276 die volle Autonomie gewährt hatte. Damals wurde das Frauenhaus Sitz der Bauverwaltung und Wohnsitz des Baumeisters. Dieser verdiente

übrigens nicht mehr als seine Steinmetze, er hatte lediglich einiges mehr an Naturalien. Das Frauenhaus als autonomes Münsterbauamt bestand bis 1999. In diesem Jahr wurde es der Autorität der französischen Verwaltung der Historischen Baudenkmäler unterstellt.

Erwin hatte seine Schuldigkeit getan. Er nahm seinen steinernen Traum mit ins Grab, übergab aber das unfertige Werk seinem Sohne Johannes, der es vorerst weiterführte. Prof. Woltmann faßt die Tätigkeit Erwins am Straßburger Münster folgendermaßen zusammen:

„Die Zeit während deren Erwin an den Münsterbau geknüpft war, hat nachweislich 42 Jahre und wahrscheinlich noch ein paar Jahre mehr betragen. Seinem künstlerischen Charakter nach war er ein Meister, in dem sich das gediegenste Wissen und Können mit persönlichem Formensinn und Schönheitsgefühl verband. Er stand im vollen Besitz der Bildung, welche die Zeit damals einem Architekten darbot, er hatte die französische Schule gründlich durchgemacht und sich Alles was in dieser zu erlernen war, angeeignet, aber er wußte dabei seinem Werke den Stempel des Eigentümlichen aufzuprägen.“

Noch begeisterter schreibt Dehio über Erwin:

„Es gibt in der Welt geistiger Zeugungen nichts ohne historische Voraussetzung. Für Erwin war das Gegebene die französische Fassade . . . Er hat dafür gesorgt, daß sich den schiebenden Kräften des Langhauses, wie der senkrechten Last der Türme, eine feste Mauermaße entgegengestellt, vor diese aber, setzte er eine zweite, nur auf das Auge berechnete Fassade aus abwechselndem Stab- und Maßwerk. Ob Erwin selbst die Fassade nach dem Brande von 1298 noch fortgesetzt hat, wissen wir nicht. Wäre es der Fall, so hätte schon er sich darein fügen müssen, einiges Wasser in seinen Wein zu gießen.“

Über das Grab Erwins wissen wir, was der schon oft zitierte Kanonikus Dacheux schreibt, was schon Schneegans vermerkt hatte:

„Im Jahr 1816 hat ein Freund Goethes, der nachmals auch berühmt gewordene Sulpice Boisserée, der Geschichtsschreiber des Kölner Domes, für dessen Weiterbau er mit bekanntem Eifer und Erfolg eintrat, lange Zeit vergeblich nach dem Grabstein Erwins gesucht, zusammen mit unserem Landsmann Moritz Engelhard, dem Verfasser des bekannten Werkes über den „Hortus deliciarum“ der Herrad von Landsberg. Dank ihrer Ausdauer haben die beiden Freunde schließlich doch die Grabinschrift hinter Kohlenhaufen und abgelegtem Schutt gefunden. Sie sorgten dafür, daß die wertvollen Inschriften von der unwürdigen Umgebung befreit wurden, die sie allzu lange schon vor den Blicken der Verehrer des großen Meisters und seines herrlichen Werkes verborgen hielt. Von da ab ist die Schrift frei geblieben, seitdem ist sie der Kunst und der Wissenschaft wiedergegeben.“

Außer der Grabschrift Erwins befindet sich an der gleichen Stelle auch diejenige seiner Frau und eines ihrer Sprößlinge. Diese drei Inschriften be-

decken den unteren Teil des letzten Pfeilers der Kapelle Johannes des Täufers, in der Ecke zwischen Querhaus und Chor nach dem kleinen Hof zu, der früher den Namen „Lichhöfel“, eigentlich Leichhöfel, führte, ein Überrest des ehemaligen Friedhofs zu St. Michael, auf dem einstmals eine Kapelle gleichen Namens stand.“

Kanonikus Dacheux vermutet, daß diese Ecke des Münsters den Architekten des Münsters vorbehalten war, da wir an derselben Stelle auch den Namen des Hans Hültz finden, der bekanntlich das Werk Erwins vollendete.

Einer seiner Steinhauer widmete Erwin die Inschrift: „Im Jahre 1318 am 17. Jänner starb Meister Erwin, der Werkmeister des Münsters zu Straßburg.“

Erwins Söhne, Johannes und Erwin, arbeiteten zunächst streng im Geist des Vaters. Auch ein Enkel, Johannes mit Namen, war noch etwas später am Bau tätig. Danach waren es viele andere, die den ursprünglichen Plan des Meisters umändern mußten, zum Teil aus bautechnischen Gründen.

Das Werk

Über den Bauherrn, den Bischof, schreibt Prof. Woltmann:

„Dieser war eine der glänzendsten Persönlichkeiten unter der hohen Geistlichkeit seiner Zeit, in weltlichen Interessen aufgehend, ehrgeizig, prachtliebend, baulustig und auf den Münsterbau von großem Einfluß.“

Wir dürfen dennoch nicht außer Acht lassen, daß die zuvor große Macht des Bischofs, Herr der Stadt, durch die Schlacht bei Hausbergen, 8. März 1262, eine merkliche Einbuße erlitten hatte.

„Bis 1263 war der Bischof Bauherr gewesen. Das Domkapitel benutzte den Sieg der Stadtbürger über den bischöflichen Stadtherrn, um dem Bischof die Bauleitung zu entziehen und selbst zu übernehmen; die Kontrolle der Rechnungen wurde einem Münsterkleriker übertragen . . .“ (Prof. Luzian Pfleger)

Kanonikus Dacheux vermerkt, daß diese Kontrolle bald an die Stadt überging.

Da stand nun noch die Front- oder Westseite des Wernherbaues. Sie nahm sich zum prächtigen Langhausbau etwas schäbig aus. So beschloß das Domkapitel diese Front nieder zu reißen und durch eine des Langhauses würdige Fassade zu ersetzen. Der Bischof stimmte dem begeistert bei, und in der Person Erwins fanden alle Interessenten den idealen Werkmeister.

Wie das Hans Weigert treffend betont, verdankt das Münster zu Straßburg einen großen Teil seines Ruhmes der Erwinschen Fassade, die heute noch das Ziel begeisterter Kunstfreunde ist. Dieser Ruhm nun sollte sich gar rasch zum Mythos ausweiten. Im Sinne dieses Mythos schreibt Hans Weigert weiter:

„Nach Westen legt sich vor das Langhaus der kühnste und stolzeste, an Schicksalen reichste Teil des Baues, mit dem sich der Name des zu legendärer Größe erhobenen Meister Erwin verbindet, die Fassade. Ihr verdankte das Münster zu allen Zeiten das Besondere seines Ruhmes. Nach ihrer Beendigung wird die Straßburger von den west- und süddeutschen Steinmetzgesellschaften als das Haupt und ihr Meister als der „Ordnungen des Mauerwerkes oberster Richter“ anerkannt. 1481 und 1482 bittet der Herzog von Mailand den Rat von Straßburg, ihm einen Baumeister für die Kuppel seines Domes zu schicken, also beinahe zwei Jahrhunderte nach der Wirkungszeit Erwins am Straßburger Münster. Selbst die Verfechter klassischer Ideale während des Humanismus und der Renaissance, beugen sich der Pracht dieses Baues. Wimpfeling nennt ihn das achte Weltwunder und Aeneas Silvius Piccolomini, der nachmalige Papst Pius II., bewundert den Turm, der, wie er sagt, „das Haupt in den Wolken verbirgt.“

Dem jungen Goethe, endlich, der in der spielerischen Zierlichkeit des französischen Rokoko und in der Weichheit der Anakreontiker aufgewachsen ist, wird dieser Bau zur ersten Offenbarung titanischer Schöpferkraft. In seinem Schatten entstand die Dichtung des Sturm und Drangs. Seinem Meister Erwin galt Goethes Hymnus:

„Was brauchst's Dir Denkmal? Du hast Dir das Herrlichste errichtet; und kümmerst die Ameisen, die drum krabbeln, Dein Name nichts, hast gleiches Schicksal mit dem Baumeister der Berge auftürmte in die Wolken. Wenigen ward es gegeben einen Babelgedanken in der Seele zu zeugen, ganz groß und bis in den kleinsten Teil notwendig schön wie Bäume Gottes; wenigern, auf tausend bietende Hände zu treffen, Felsengrund zu graben, steile Höhen drauf zu zaubern und dann ihren Söhnen sterbend zu sagen: ich bleibe bei euch, in den Wolken meines Geistes, vollendet das begonnene in den Wolken.“

Ludwig Tieck läßt seinen Sternbald vor dem Münster ausrufen:

„Es ist der Geist des Menschen selbst, seine Mannigfaltigkeit zur sichtbaren Einheit verbunden, sein kühnes Riesenstreben nach dem Himmel, seine kolossale Dauer und Unbegreiflichkeit: den Geist Erwins selbst seh' ich in einer furchtbar sinnlichen Anschauung vor mir stehen. Es ist zum Entsetzen, daß der Mensch aus den Felsen und Abgründen sich einzeln die Steine hervorholt, und nicht rastet und ruht bis er diesen ungeheuren Springbrunnen von lauter Felsmassen hingestellt hat, der sich ewig und ewig ergießt, und wie mit der Stimme des Donners Anbetung vor Erwin, vor uns selbst in unsere sterblichen Gebeine hinein predigt.“

Tieck empfindet in romantischer Weise das Ganze als gewaltiges Symbol des Unendlichen. Goethe dringt über diesen ersten hinreißenden Eindruck hinaus zum Verstehen der Architektur als einer Darstellung des Unendlichen und Irrationellen mit endlichen und rationalen Mitteln. Dies erscheint ihm als das Höchste, „daß ich dieses Wunderwerk als ein Ungeheu-

res gewährte, das mich hätte erschrecken müssen wenn es mir nicht zugleich als ein Geregeltes fasslich und als ein Ausgearbeitetes sogar angenehm vorgekommen wäre“.

Nun muß doch auch daran erinnert werden, wie sehr Konrad von Lichtenberg ein vorsorglicher Bauherr war. 1294 beschloß er, anläßlich einer Synode, alle Kongregationen des Bistums zu Gunsten des Münsterbaues quasi zu besteuern. Alle willigten darin ein, ein Viertel ihrer Einkünfte während vier Jahren zur Bestreitung eines Teils der Kosten an die Baukasse abzutreten. Dazu muß noch erwähnt werden, daß alle Straßburger begeistert an der Deckung der Baukosten mithalfen: Bauern mit ihren Fuhren, Handwerker mit ihrer Arbeit, Damen aus dem Patriziat mit dem Verkauf ihres Geschmeides. Es flossen in die Baukasse auch Ablasspenden aus nah und fern gelegener Diözese, Mainz, Worms, Würzburg, Speyer, Tusculum in Sizilien, Bologna und später, noch um 1385, sogar aus Alençon in Frankreich.

So darf man wohl behaupten, das Straßburger Münster ist das Werk eines bedeutenden Teils des christlichen Abendlandes.

Es mag merkwürdig anmuten, daß nirgends mit Sicherheit die Gestalt Erwins selbst am Münsterbau bezeichnet werden kann. Victor Hugo, der große französische Schriftsteller der Romantik, schwärmte für die gotische Kunst. Er behauptete, ein Meßner habe ihm seinerzeit erzählt, das Männlein, das an einem Geländer gegenüber dem Engelspfeiler oder Gerichtspfeiler im südlichen Kreuzgewölbe des Querhauses nachdenklich diesen Pfeiler betrachtet, sei das Bildnis Erwins.

Diese Behauptung ist natürlich eine Fabel. Nach Prof. Woltmann stammt diese Figur aus dem XV. Jahrhundert. Und in einem kürzlich erschienenen Artikel von Prof. Roland Recht wird diese Figur als die Meister Hültz bezeichnet.

Glaubwürdiger, poetischer und zugleich mythischer klingt das, was die französische Schriftstellerin Camille Mayran über die Jahrhunderte überdauernde Anwesenheit Erwins im Münster schreibt. Doch zuvor sei noch darauf hingewiesen, daß Michel Zehnacker in seinem Buch „La Cathédrale de Strasbourg“ auf ein vermeintliches Bild Erwins hinweist: es könnte die große Mittelfigur auf der linken Seite des Hauptportals sein, mitten unter den Propheten.

Ein Titanenwerk

„Hier, bis zum Punkt, wo das Werk Erwins beginnt (gemeint ist natürlich die Westfassade, AdR) – bleibt der Stein immer noch Stein. Er ist von dunkler Färbung, von einem eisenfarbenen, fast rauhen Ton, er bewahrt immer noch seine volle Schwere. Die Macht jedoch, die diesen Stein in die

Höhe treibt, ist unvorstellbar. Es ist nicht etwa Zauberkunst, sondern Titanenwerk. Den Fundamenten der Hauptpfeiler entströmt die Gewalt von Naturblöcken, sie sehen so aus, als hätten sie sich immer hier befunden. Immer wieder wird man, bei ihrer Betrachtung, an eine Gebirgslandschaft gemahnt, Gebirgs- oder Höllenlandschaft! Die Apsis scheint geradezu in die Erde eingerammt zu sein.“ (Camille Mayran)

Über einen nächtlichen Besuch schreibt Mme Mayran:

„Dann traten wir zu dieser Ecke der Krämergasse wo plötzlich, unsymmetrisch, schweigsam, das fabelhafte Wesen uns überragte. Sich dem Emporjagen dieses Schattens zu überlassen, bedeutet wahrhaftig der Wirklichkeit entfliehen. Einsamer Riese, ohne Bezug oder ohne irgendein Verhältnis zu irgendetwas aus dem diese Stadt besteht, ragte er aus dem Nebel, die Turmspitze links, als sei er begierig den Himmel selbst einzusaugen. Die Lichter des Platzes drängten von ihm weg, um sich den Geschäften entlang einzureihen, damit sie ihn allein liessen mit dem Mond und den Wolken. So schwarz und unmittelbar entsprang er schon an der Basis, die Erde gleichsam zurückstoßend, mit dem Hinaufdrängen all seiner senkrechten Kräfte.“

In diesen Zeilen erscheint uns, im vollen Licht des wahren Erfassens, der geniale, der authentische, ich möchte sagen der prophetische Erwin, der wirkliche, nicht nur der mythische, sondern der echte Baumeister, wie er gewesen sein muß, der Baumeister, der ja auch den Turm entwarf, vielleicht die Türme, selbst wenn dieser sein Plan nicht zur Ausführung gelangen konnte. Darin aber tritt uns doch auch jener mythische Erwin entgegen, dieser Erwin, dem wir nachjagen, der aus seinem Münster, sobald er nur mit der Hand über den Stein strich, das Symbol zweier großer, verwandter, aber doch verschiedenartiger Kulturen hervorzauberte.

„In einer Kapelle, zu der man links vom nördlichen Kreuzgewölbe aus gelangt, befindet sich das Grab Konrads von Lichtenberg, Bischof von Straßburg zur Zeit als Erwin die Westfassade errichten ließ. Erwin selbst, wird versichert, erbaute das Grabmal. An dessen Basis und fast am Boden, unterbricht eine kleine Statue die Kante des Steinblocks. Ein gelehrter Kenner der Kathedrale zeigte sie mir eines Tages im Schein eines brennenden Streichholzes. Mich hinneigend, gewährte ich eine männliche Figurine, den Kopf emporhebend, den Arm zusammengelegt, die Wange nachdenklich auf der Hand ruhend. Ungewöhnliche Gegenwart, beinahe verstohlen, so verborgen, so klein, so unerwartet. In der Vielzahl der Figuren, die diese Kathedrale bevölkern, ist es die einzige, die sich nicht zu erkennen gibt. Kein Symbol erklärt ihre Anwesenheit, erhellt ihre Bedeutung. Ohne Machtzeichen ausgerüstet, ohne heilige Weihe, ohne Waffe oder Nimbus, ohne Flügel, stellt sie wohl den Menschen dar, wo er nur Mensch ist: zwei Füße zum Gehen, zwei Hände zum Werken und im Kopf diesen ungeheuren Traum.

Dieser Mensch, im beinahe unterirdischen Dunkel, zu Füßen seines verstorbenen Bischofs, gebiert die Kathedrale immer wieder aufs Neue.

Sehen sie, sagte mir der Gelehrte, man findet keine andere Erklärung; wir glauben, daß Erwin sich hat hier darstellen wollen.“ (Camille Mayran)

Nun verfolgt Camille Mayran den Mythos, drängt ihn bis zu den letzten Folgerungen:

„Dem Bischof nun das Grabmal, gleich einem Prunkbett in der Krypta aufgeschlagen; dem glücklichen Baumeister und damit sein Körper für immer in seiner Seele verborgen bleibe, gezieme es sich durch den Fels der Kathedrale selbst aufgenommen zu werden.“

So wechseln wir unmerklich vom Mythos, der den Meister umdichtet, zu seiner mystischen Berufung, durch die er, unaufhaltsam hingezogen, sein geheimnisvolles Schicksal erfüllte.

„Diese Apsis war damals schon über hundert Jahre alt und das Münster hat nie aufgehört zu wachsen. Die Menschen waren, um es zu bauen, so geduldig wie der Baum, der, um sich der Erde zu entwinden, Zelle um Zelle, in hundert Frühlingen, seine Gestalt formt, dunkles Ziel dessen Erkenntnis in Gott ruht.

Um 1180 waren die runden Pfeiler des Chors errichtet worden. Erwin starb 1318, sein Werk, die Westfassade, die große Symphonie der Senkrechten, in ihrer Mitte die erhabene Rose mit ihren bitteren Farben, hatte ihr Hinaufstreben noch nicht abgeschlossen. Der Turm bestand vorerst nur auf den Plänen, die wir auf der anderen Seite des Vorhofs im Museum Unserer Lieben Frau sehen können, noch ohne mehr Kraft als sein Zwillingbruder im Süden der nie geboren werden sollte. Diese Kathedrale, eine schwindelerregende, unwiderstehliche Erscheinung, ein Wasserstrahl, ein Schrei, hatte schon mehrere Menschenalter verschleißt, das Emporjagen bestand noch nicht, der letzte Schrei war noch nicht ausgestoßen!

O Gott, so betet der alte Baumeister, O Gott, möge sich dieser Schrei endlich lösen, möge er Dich erreichen, so betet der alte Baumeister, möge er vor Dir für die Menschen zeugen und für Dich vor den Menschen.

Doch das Alter lastet, die Kraft schwindet, das Werk muß übergeben werden. Wie du in die Gedankenwelt deiner Altvorderen eingetreten bist, spricht der Tod, wird ein jüngerer Mensch in deine Gedankenwelt eintreten.

Es war kein leeres Versprechen, es genügte die Augen zu schließen und zu akzeptieren, damit die so innig erträumte Vision an andere übergehe. Was ich nicht gesehen habe, wird mich aufnehmen, so sinniert der Sitzende. Und schon war das Fleisch seines Fleisches im Stein verankert.

Wir lesen auf der Inschrift, daß 1316, zwei Jahre vor Erwin, seine Gemahlin Husa hier begraben worden war. So offenbarte sich der alte Mann und schenkte er zuerst den Frieden und die Freude der irdischen Tage jener die sie mit ihm geteilt hatte, einer lieben, alten Frau mit einem grauen Zopf, einst die schönste Lilie des ganzen Frühlings. Bohrend ist der

Schmerz des Verwitweten als er zusieht wie der Stein sich über dem leblosen Körper der Gemahlin schließt.

Doch wie groß muß auch die Freude des Baumeisters gewesen sein, als er am Gipfel seiner Seelensehnsucht angelangt war! Denn ein Baumeister erstrebt die Einheit und dieser, mehr als jeder andere, hatte diesen Zusammenklang der Steine gewollt, gleich dem Zusammenklingen aller Fasern einer Kehle wenn sie zu einem reinen Gesang erklingen soll. Und siehe, am Abend seines Lebens schmiedete die Aufopferung von selbst diese herrliche Einheit zusammen, die Liebe, das Gebet und das Werk, ein einziges Weihgeschenk, zusammengegossen mit jenem einer Menge von Brüdern, ein einziger Lobgesang in dem er selbst bald aufgehen würde. . . . Ich mag es, daß Erwins Grabmal hier ist, nicht eingelassen in die Helle des Saphirs oder in dem feierlichen Dunkel, den seine Kunst hergezaubert hat, sondern verwachsen mit den Aussenmauern, so nah der Gasse und dem Getrampel der Lebenden. Denn, wahrlich, es handelt sich nicht darum, die Kirche Gottes zu sehen, es handelt sich noch nicht einmal darum sie zu erträumen, es handelt sich darum, darin unterzugehen. Und darin verfangen zu bleiben, wie dieser Tote.“ (Camille Mayran)

Prof. Woltmann drückt dasselbe aus, fachmännisch nüchtern:

„Die größte Veränderung aber, erfuhr der Oberbau welcher nun den französischen Stil in seiner reichsten Entfaltung darstellte und dessen Ideal die völlige Auflösung und Durchbrechung der Mauerflächen erreichte.“

Dazu nun doch noch des jungen Goethe kühle, aber doch enthusiastische Beschreibung der Fassade, eine Beschreibung, die er in „Dichtung und Wahrheit“ eingehend niedergelegt hat.

Hier seien nur die einleitenden Zeilen zitiert:

„Je mehr ich die Fassade desselben betrachtete, desto mehr bestärkte und entwickelte sich jener erste Eindruck, daß hier das Erhabene mit dem Gefälligen in Bund getreten sei. Soll das Ungeheuere, wenn es uns als Masse entgegentritt, nicht erschrecken, soll es nicht verwirren wenn wir sein Einzelnes zu erforschen suchen, so muß es eine unnatürliche, scheinbar unmögliche Verbindung eingehen, es muß sich das Angenehme zugesellen. Da uns nun aber allein möglich wird, den Eindruck des Münsters anzusprechen wenn wir uns jene beiden unverträglichen Eigenschaften vereinigt denken, so sehen wir schon hieraus in welchem hohen Wert wir dieses hohe Denkmal zu halten haben und beginnen mit Ernst an eine Darstellung zu denken, wie so widersprechende Elemente sich friedlich durchdringen und verbinden können.“ (Dichtung und Wahrheit – Zweiter Teil, Neuntes Buch.)

Ich überlasse es der Neugierde meiner Leser, diese ausführliche Beschreibung selbst nachzulesen, führe aber noch die Schlußzeilen an:

„Da ich nun an alter deutscher Stätte dieses Gebäude gegründet und in echter deutscher Zeit so weit gediehen fand, auch der Name des Meisters

auf dem bescheidenen Grabstein gleichfalls vaterländischen Klanges und Ursprungs war, so wagte ich die bisher verrufene Benennung „gotische Bauart“, aufgefördert durch den Wert dieses Kunstwerks, abzuändern und sie als „deutsche Baukunst“ unserer Nation zu vindizieren . . .“

Lassen wir auch Prof. Woltmann noch einmal zu Worte kommen:

„In der Erfindung der Façade zeigt Erwin eine großartige Beherrschung der in Frankreich ausgebildeten Formen, zugleich aber auch ein hohes persönliches Schönheitsgefühl.“

Die allerletzten Kommentare zu Erwins vermeintlichem oder tatsächlichem Werk dürfen hier auch angeführt werden. Sie erschienen kürzlich in einer Straßburger Zeitschrift und entstammen den Überlegungen und der Feder eines geschätzten Fachmannes, Herr Roger Lezni, Konservator der Historischen Denkmäler im Elsaß:

„Heute wird allgemein angenommen daß, wenschon Erwin zweifelsohne den Bau der Kathedrale während eines Drittel-Jahrhunderts geleitet hat, es kaum wahrscheinlich ist, daß er die Fassade begonnen hat.“

Sollte diese Behauptung stimmen, so wäre unserem Mythos ein tödlicher Schlag versetzt. Da aber Herr Lezni sich damit begnügt, die bereits bestehenden Ungewißheiten durch neue, „es wird allgemein angenommen“ und „es kaum wahrscheinlich ist“ zu ersetzen und keine schlagenden Beweise anführt, so wollen wir uns bis auf Weiteres mit dem zufrieden geben, was die Tradition aus dieser verhältnismäßig lang zurückliegenden Zeit auf die unsrige gebracht hat, also bis auf beweiskräftigen Abruf, Meister Erwin als den Schöpfer der Fassade gelten lassen.

Erwin, Symbol einer europäischen Kultur

Es mag bombastisch klingen, wenn wir nun, zum Abschluß, Erwin als den Propheten einer europäischen Kultur bezeichnen. Doch es spricht viel dafür.

Einem solch aufgeklärten, wirklich europäischen Geist wie Goethe hätte man soviel deutschnationalen Patriotismus nicht zugetraut, den er in seiner Schrift „Von deutscher Baukunst“ entwickelt. Ich darf wohl diese Einstellung etwas abmildern. Denn zu einer Zeit, als zwar die Landesgrenzen schon bestanden, zum Glück aber noch recht locker gehandhabt wurden, erscheint mir das Werk Erwins als von geradezu prophetischer Größe und Bedeutung.

Höchstwahrscheinlich war er Deutscher und hat er sein Werk in einer deutschen Stadt errichtet. Wie wir es aber gesehen haben und wie es Georg Dehio so triftig hervorhebt, stand er, in seiner Traumvision, unter dem starken weil berückenden und belebenden Einfluß der französischen Schule, den er mit freudiger Bereitwilligkeit auf sich einwirken ließ, den er aber gleichzeitig zum harmonischen Zusammenklang mit seinem deutschen

Wesen brachte. Damit konnte er auch dieses einmalige Steinbild, das unser Münster ist, zu höchster ästhetischer und ethischer Blüte gedeihen lassen.

Aus diesem Grunde ist das Münster zu Straßburg, jedenfalls für mich, mehr als nur ein Symbol. Es ist, im wahrsten Sinn des Wortes, wirklich ein Mythos, der Mythos nämlich einer leuchtenden Zukunft für Europa.

Sieben Jahrhunderte vor der noch immer etwas schwierig-holprigen Versöhnung zweier Völker, die so grundlegend zur Schaffung einer europäischen Kultur beigetragen haben, zweier Völker, durch deren brüderlichem Zusammenwirken Europa erst seine weltweite und ihm zweifelsohne zustehende Bedeutung wird antreten können, hat der geniale Erwin diese Versöhnung in seinem herrlichen Bau verwirklicht.

Darüber hinaus hat er uns auch plastisch vorgeführt und offenbart es Tag für Tag, zu welcher berückender Schönheit diese Versöhnung führen muß.

Lassen wir uns denn von diesem wundersamen Mythos beflügeln, tragen wir ihn in unseren Herzen weiter, als den Mythos der europäischen Gemeinschaft, die nicht nur, nach nordamerikanischem Muster, unter dem alleinigen Zeichen des Materialismus oder des Euros stehen darf, sondern viel eher unter dem der Kunst.

Denn Kunst allein ist die wahre, allgemeine Menschengesprache.

Literatur

Dacheux, Léon: Das Münster von Straßburg. 1900

Dehio, Georg: Das Straßburger Münster. München, 1922

Woltmann, Alfred: Geschichte der deutschen Baukunst im Elsaß. Leipzig, 1876

Weigert, Hans: Das Straßburger Münster. Marburg, 1927

Pfleger, Lucien: Kirchengeschichte der Stadt Straßburg im Mittelalter. Colmar, 1941

Mayran, Camille: Aspects de la cathédrale de Strasbourg. Paris, 1931

Zehnacker, Michel: La Cathédrale de Strasbourg. Colmar, 1997

Burg, Marcel: Histoire de l'église d'Alsace. Colmar, 1945

Goethe, J. W.: Dichtung und Wahrheit

Lehni, Roger: Le mythe d'Erwin von Steinbach avant Goethe. In: Bulletin des Amis de la Cathédrale. Strasbourg, 1997

Heinrich Knoblochtzer – ein aus Ettenheim stammender Frühdrucker des 15. Jahrhunderts

Bernhard Uttenweiler

Aus Anlaß des 600. Geburtstages von Johannes Gutenberg – es handelt sich dabei um einen symbolischen Geburtstag¹ – findet in diesem Jahr der geniale Erfinder des Buchdrucks in Presse, Rundfunk und Fernsehen in ganz besonderem Maße die ihm gebührende Aufmerksamkeit. Rechtzeitig für das Gutenberg-Jahr erschienen auch zahlreiche Publikationen, die sich mit seinem Leben und Werk und mit der Ausbreitung dieser epochemachenden Erfindung bis in unsere Tage hinein beschäftigen.

Dieses nicht nur Gutenberg, sondern insbesondere die Geschichte des Buchdrucks betreffende Jubiläum soll Anlaß sein für eine Abhandlung über den aus Ettenheim stammenden Frühdrucker Heinrich Knoblochtzer. Er gehörte zu jenen herausragenden Druckern aus dem letzten Viertel des 15. Jahrhunderts, die Gutenbergs Idee und Drucktechnik recht bald mutig und engagiert aufgegriffen und fortgesetzt haben. Zahlreiche Forschungsberichte über seine Tätigkeit als Drucker und Verleger von Inkunabeln² oder Frühdrucken wurden seit dem Ende des 19. Jahrhunderts veröffentlicht, die allerdings in den heimatgeschichtlichen Publikationen kaum Beachtung fanden³. Sinn und Zweck dieses Beitrages ist es nun, durch Zusammenfassung der umfangreichen Fachliteratur den Frühdrucker Heinrich Knoblochtzer als eine bedeutende Ettenheimer Persönlichkeit herauszustellen⁴.

Heinrich Knoblochtzer aus Ettenheim

Leider ist über das Leben von Heinrich Knoblochtzer nur sehr wenig bekannt. Doch wissen wir immerhin aus einem Eintrag in der Studentenmatrikel der Universität Heidelberg aus dem Jahr 1486 von seiner Herkunft aus Ettenheim. Daraus geht hervor, daß sich *Heynricus Knoblochzerr de ettenheim* aus der Straßburger Diözese am IX. April 1486 bei Jeronimus Flor, einem Magister der Jurisprudenz, in Heidelberg einschreiben ließ. Dieses handschriftliche Verzeichnis befindet sich im Archiv der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg⁵:

Heynricus Knoblochzerr de ettenheim argentinus sive de apud

In einem erst kürzlich entdeckten Hinweis auf eine Urkunde vom 16. September 1448 über eine Klage wegen der Waldnutzung auf Ettenheimer Bann vor dem Straßburger Notar findet man neben anderen Ettenheimer Namen auch einen *Ludwig Knoblotzer, Schulmeister zu Ettenheim*⁶. Zusammen mit dem Heidelberger Universitätseintrag von 1486 ist dies nun das zweite Dokument, in dem der Name Knoblochtzer in Verbindung mit Ettenheim erscheint, wenngleich in anderer Schreibweise. Da jedoch Heinrich Knoblochtzer in Drucken von 1478, 1482 und 1483 seinen Namen ebenfalls „Knoblotzer“, also ohne „ch“, schrieb⁷, wobei es noch weitere Varianten gibt, spricht manches dafür, daß er der Sohn des Ettenheimer Schulmeisters ist.

Das Geburtsjahr von Heinrich Knoblochtzer, das wir nicht kennen, wird in der *Neuen Deutschen Biographie* auf 1445 geschätzt⁸. Die Einrichtung einer kostspieligen Druckerwerkstatt im Jahr 1476 – in diesem Jahr erschien sein erster Druck – und die Herstellung sowie die Finanzierung der benötigten Lettern setzen neben Unternehmungsgeist und Wagemut auch ein entsprechendes Alter voraus. Es ist daher durchaus denkbar, daß sich Heinrich Knoblochtzer etwa im Alter von etwa 30 bis 31 Jahren an die Gründung seiner Werkstatt machen konnte. Folglich kann man von 1476 zurückrechnend sehr wohl 1445 als sein Geburtsjahr annehmen, und so wäre im Gutenberg-Jahr 2000 auch der 555. Geburtstag des aus Ettenheim stammenden Frühdruckers zu feiern.

Die Zahlenspielerei, die sich immerhin in einem zeitlich realistisch abgesteckten Rahmen bewegt, ist damit nicht beendet und geht mit der Ermittlung des Todesjahres weiter. Wiederum liefert uns die *Neue Deutsche Biographie* ein rekonstruiertes Datum und stellt fest, daß Knoblochtzer erst nach 1501 gestorben sein kann, da in diesem Jahr seine letzten in Heidelberg gedruckten Werke erschienen sind⁹.

Obwohl Knoblochtzer in Straßburg als Drucker tätig war, ist er dennoch nicht Bürger der Stadt geworden. Das Straßburger Bürgerbuch enthält seinen Namen nicht. Auch seine Frau dürfte keine Straßburgerin gewesen sein, sonst hätte er das Bürgerrecht durch Heirat erworben¹⁰. Auf jeden Fall wissen wir durch einen Eintrag im „Pflegerbuch“, das im Straßburger Stadtarchiv aufbewahrt wird, daß Knoblochtzer verheiratet war. Nach diesem Dokument war seine Frau Anna wegen Aussatzes im Gutleuthaus der Rothenkirche in Schiltigheim bei Straßburg untergebracht, wo sie allerdings wegen ihres zänkischen Wesens 1479 wieder entlassen wurde¹¹.

Im Laufe des Jahres 1483 hatte Heinrich Knoblochtzer offensichtlich mit finanziellen Problemen zu kämpfen. Am 29. November mußte er mit Michel Tischmacher aus Basel wegen seiner Schulden einen Vergleich schließen, wonach er 1484 „auf St. Martins Tag 5 ℔ basler Pfennige“ hätte zahlen sollen. Zuvor mußte er noch Sicherheiten geben, die im Wert um ein Drittel höher waren als seine Schuld¹².

Wohl wegen der Finanzprobleme, die durch den gerichtlichen Vergleich belegt sind, scheint für Knoblochtzer ein Verlassen Straßburgs notwendig geworden zu sein. Man weiß nicht, ob er am Martinstag 1484 seine Schulden in Basel begleichen konnte. Fest steht aber, daß 1484 mit der *Reise zum heiligen Grab* von Hans Tucher das letzte Buch seine Straßburger Werkstatt verließ. Danach fehlen für einige Zeit namentlich gekennzeichnete Drucke.

Auf jeden Fall verlegte er seine Druckwerkstatt nach Heidelberg und begann dort 1485 erneut, jedoch ohne Namensnennung, zu drucken. Ein Predigtbuch vom 21. Januar 1485 wird ihm auf jeden Fall zugewiesen¹³. Es ist sicherlich nicht abwegig, die Anonymität dieses Druckes mit seiner finanziellen Situation in Zusammenhang zu bringen.

Für die Wahl der Universitätsstadt Heidelberg als neuen Wirkungsort war gewiß ausschlaggebend, daß sich dort, etwa dreißig Jahre nach Gutenbergs Erfindung, noch immer kein Drucker niedergelassen hatte¹⁴. Seine Erfolgchancen waren daher in Heidelberg wesentlich größer als in Straßburg, wo die Konkurrenz unter den Druckern inzwischen doch sehr groß war.

Erst am 18. Dezember 1489 trat er mit dem Buch *De modo et ordine docendi et discendi* von Baptista Guarinus¹⁵ wieder aus der Anonymität heraus, wohl ein Zeichen für die Konsolidierung seines Betriebes.

Obwohl Knoblochtzer nach dem bisherigen Stand der Forschung nur neun Jahre als Drucker in Straßburg tätig war, brachte er in dieser Zeit mehr Drucke heraus als in den folgenden 16 Jahren in Heidelberg. Insgesamt hatte sich also im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts der Ettenheimer Frühdrucker – in Straßburg und in Heidelberg – 25 Jahre lang der hohen Kunst des Buchdrucks gewidmet und sich maßgeblich und mit großem Erfolg mittels der neuen Drucktechnik für die Verbreitung des Bildungsgutes seiner Zeit eingesetzt und verdient gemacht.

Im Gegensatz zu seinen Vorgängern trug er durch die bevorzugte Verwendung der deutschen Sprache auch bei theologischen, juristischen und medizinischen Werken, die sonst in lateinischer Sprache abgefaßt waren, in außergewöhnlichem Maße zur Bildung breiter Volksschichten bei. Diese pädagogische Ausrichtung seines Druck- und Verlagsprogramms könnte ihm durchaus von seinem Vater, dem Ettenheimer Schulmeister, vermittelt worden sein. Zu seinen Werken gehören Volksbücher und Sagen, auch ein lateinisch-deutsches Wörterbuch, dann Kalenderblätter und praktische Hilfen zur Abfassung von Briefen und Ähnliches, außerdem die ersten Predigten von Johannes Geiler von Kaiserberg¹⁶.

Drucke aus der Straßburger Werkstatt

Eine vollständige Aufzählung der von Knoblochtzer in den Jahren 1476–1484 in Straßburg gedruckten Werke, ob signiert oder ihm von der Forschung zugeschrieben, würde zu weit führen. Es sollen deshalb nur einige wenige erwähnt werden.

Als ältestes Straßburger Werk gilt die 1476 gedruckte Liebesnovelle *Opusculum de duobus amantibus Euryalo et Lucretia* von Pius II., die dieser 1444 noch vor seiner Abkehr von einem leichtfertigen Lebenswandel geschrieben hatte¹⁷. Dieses erste Werk Knoblochترز kam anonym heraus. Im 15. Jahrhundert wurden Drucke häufig wohl auch deswegen ohne Angabe des Druckers verlegt, weil sich die Druckereien noch nicht etabliert hatten und sich in einer unsicheren Phase des Aufbaus befanden.

Doch schon 1477 erschien, neun Jahre nach Gutenbergs Tod im Jahre 1468 und nur ein Jahr nach dem Beginn der Druckertätigkeit Knoblochترز, der erste offizielle Druck, der *Belial*¹⁸, von Jacobus de Theramo. Erstmals sind hier alle für uns interessanten Angaben – Straßburg als Druckort, das Druckjahr 1477 und *heinric knobloczer* als Drucker – vollzählig aufgeführt:

„Das hat getruckt vnd vollendt heinric knobloczer in der keisserlichen stat stroszburg Ann sant laurentzien tag Noch x̄pi geburt • M • cccc • vñ in dē • lxxvij • ior“¹⁹

Der *Belial*, ein Buch über das Wirken des Teufels, des Antichristen, in dieser Welt, ist sein Hauptverlagswerk aus der Straßburger Zeit. Es wurde insgesamt fünfmal gedruckt (1477, 1478, 1481, 1483 und noch einmal ohne Bilder 1484 in Latein). Es ist mit 55 Holzschnitten ein sehr reich bebildertes Werk. Die hier ausgesuchten Holzschnitte stellen Adam und Eva im Paradies mit der Schlange dar, Belial, der vor der Hölle mit der Gemeinschaft der Teufel Rat hält und Christus beim Jüngsten Gericht mit dem Papst und den geistlichen Würdenträgern²⁰.



Adam und Eva mit der Schlange



Belial steht vor der Hölle und berät sich mit den Teufeln



Christus beim Jüngsten Gericht mit dem Papst

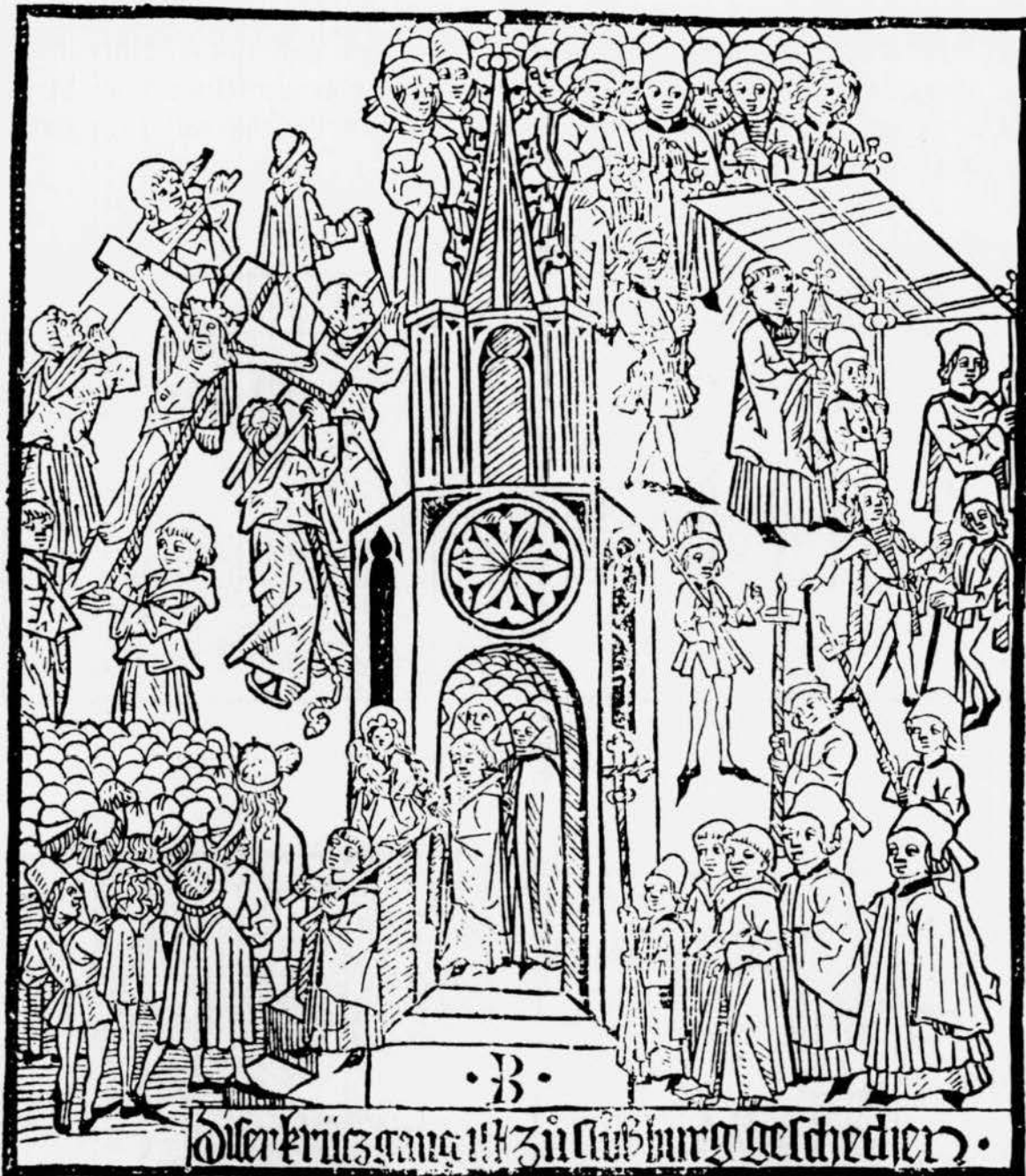
Im Jahr 1477 zeigte der junge Betrieb Knoblochtzers schon eine rechte rege Verlagstätigkeit. Es erschienen immerhin vier namentlich gekennzeichnete und datierte Bücher. Auch die zahlreichen Druckstöcke, die er für den Bilderschmuck einsetzte, und die Verwendung von zwei verschiedenen Drucktypen in den Jahren 1477 und 1478 sprechen für ein inzwischen florierendes und gesichertes Unternehmen²¹.

Mit der im Jahre 1477 gedruckten *Historie von Peter Hagenbach* aus der Feder von Conradus Pfettisheim wagt sich Knoblochtzer an ein zeitgenössisches Thema heran. Peter von Hagenbach im Dienste der Herzöge von Burgund und 1473 Schultheiß der Stadt Breisach nutzte seine Stellung so rücksichtslos aus, daß er 1474 bei einem Volksaufstand in Breisach gefangen genommen und hingerichtet wurde. Die Hinrichtung ist allerdings nicht in diesem, sondern in einem ebenfalls 1477 von Knoblochtzer gedruckten Buch, der *Burgundischen Historie* von Hans Erhart Tusch, dargestellt.



*Die Hinrichtung von Peter Hagenbach in Breisach –
Holzschnitt aus der Burgundischen Historie von Hans Erhart Tusch*

In dem zuerst genannten Buch, der *Historie von Peter Hagenbach*, befindet sich ein äußerst interessanter Holzschnitt mit der ältesten Darstellung des Straßburger Münsters. Ein Exemplar dieser wertvollen Chronik wird in der Fürstl. Fürstenbergischen Hofbibliothek in Donaueschingen aufbewahrt²².



„Diser krüczgang ist zu st(r)oszburg geschechen“. –
 Älteste, aber nicht naturgetreue Darstellung des Straßburger Münsters aus der
 Historie von Peter Hagenbach.

Für die Ortenau von besonderem Interesse dürfte das Buch *Melusine* sein, da es thematisch mit der Sage vom edlen Ritter von Staufenberg, der auf der Staufenburg oberhalb von Durbach lebte, verwandt ist²³. Die von Knoblochtzer gedruckte *Melusine* war von Thuring von Ringoltingen von Bern aus dem Französischen übersetzt worden²⁴. Die Angaben zum

Drucker, zum Ort und Jahr fehlen. Doch muß das Buch um 1483 erschienen sein. Zwei Ausgaben sind bekannt, von denen jede mit 67 Holzschnitten ausgestattet ist²⁵. In der Melusinensage schwört ein Ritter einer Meerfee aus Liebe ewige Treue, wird wortbrüchig und deshalb am Tage seiner Hochzeit von ihr aus Rache getötet.



Melusine in der Burg



Melusine über dem Wasser



Das neue Hochzeitspaar



Melusine als Furie tötet ihren untreuen Geliebten

Ein weiteres undatiertes und nicht signiertes Werk ist das *Leben der Heiligen drei Könige* von Johannes von Hildesheim. Es enthält 58 sehr schöne Holzschnitte, von denen die folgenden vier ausgesucht wurden²⁶:



„Wie ihesus geboren wardt vnd in der krippe(n).“



„Wie die drey künig bey iherusalem yegklicher besunder seinen weg her kam mit seinem volck.“



Anbetung des Kindes durch die Heiligen drei Könige.



„Wie der engel gottes die drey künig yegkliche(n) besunders in dem schloff warnet.“

Das letzte von Knoblochtzter noch in Straßburg gedruckte und von ihm unterschriebene Werk, die *Reise zum Heiligen Grabe*, erschien 1484. Es gehört in die Gattung der Reiseberichte und beschreibt die Wallfahrt, die Hans Tucher aus Nürnberg 1479 ins Heilige Land unternahm.

„(N)Ach Cristi vnsers lieben herren gepurt M • cccc • lxxix • iare
Am donstag der do was der sechst tage des monates May. Pin ich
Hanns tucher Burger zu Nüremberg ...“

„Gedruckt vnnnd volendet durch Heinrichen knoblitzter zu Straszburg
Anno dñi Tusent vierhundert jm • lxxxiiij • jar“

Diesem Werk ist ein Holzschnitt mit dem Abbild des Autors beigegeben, das aus Platzmangel hier nicht abgedruckt wird²⁷.

Von den in Straßburg von 1476 bis 1484 veröffentlichten Werken hat Heinrich Knoblochtzter nur neun eindeutig mit seinem Namen gekennzeichnet. Aber mit Hilfe der vier Typen in den von ihm firmierten Büchern konnten ihm noch weitere 31 Straßburger Drucke zugeschrieben werden²⁸. So entstand schon in seiner Straßburger Zeit ein umfangreiches Werk, mit dem er sich würdig in die Schar der Inkunabeldrucker dieser Stadt einreihete.

Drucke aus seiner Heidelberger Werkstatt

Es ist erstaunlich, wie schnell Heinrich Knoblochtzter nach dem Weggang aus Straßburg in Heidelberg Fuß fassen konnte. Offenbar verfügte er trotz Ortswechsel im Januar 1485 in Heidelberg schon wieder über eine funktionierende Druckerpresse. Durch Typenvergleich konnten ihm die am 21. Januar 1485 gedruckten *Sermones de sanctis*, eine Sammlung von Predigten zu Heiligenfesten, von Hugo de Prato Florido, zugewiesen werden, die bisher als Erzeugnis eines nicht näher bekannten Lindelbach-Druckers galten²⁹.

Auch sein berühmter Totentanz, dem weiter unten ein besonderes Kapitel gewidmet ist, wurde um 1485 gedruckt. 1486, in dem Jahr, in dem der Eintrag in die Studentenmatrikel der Universität Heidelberg erfolgte, brachte er offenbar hauptsächlich grammatische Schriften heraus. Aus dem Jahr 1487 sind keine Drucke bekannt, aber sehr wahrscheinlich war er mit der Beschaffung neuer Schriften und der Vorbereitung des Satzes für den dann am 21. Mai 1488 gedruckten *Bartholomaeus Anglicus* voll beschäftigt³⁰.

Sein erster namentlich gekennzeichnete Druck in Heidelberg ist das schon genannte, am 18.12.1489 gedruckte Buch *De modo et ordine docendi et discendi* von Baptista Guarinus³¹.

Auch in Heidelberg druckte er fast die Hälfte der Bücher in deutscher Sprache³². Einige Titel seien zitiert: Am 8. Juli 1490 erschien der *Ackermann von Böhmen*, den er 1477 schon einmal in Straßburg aufgelegt hatte, dann ebenfalls 1490 *Dietrich von Bern* und außerdem der *Kalenbergpfaffe*, 1491 eine weitere Ausgabe der *Melusinen-Sage*. 1492 gab er das nur aus sechs Blättern bestehende kleine Werk über die *Tischzucht* heraus und um 1494 Jacob Koebels *Sybillenweissagung*³³.

Mit *Dietrich von Bern* hatte Knoblochtzter 1490 ein Heldenepos aus dem Kreis der Dietrichsagen ausgewählt. Es schildert den Kampf Dietrichs und Hildebrands mit dem Riesen Sigenot und dürfte eine wohl schon vor 1350 im Elsaß entstandene Version dieses Themas sein³⁴.



„Hie nympt der Berner vrlaub von dem volck.“



„Hye schlug der Berner den Ryßen nyder.“

Hye reyrt der Berner vnd d
hiltprand wider heym



¶ Sy traten zü den rossen an.
Auff sassen die zwen künē man
Vnd ryten heym gen Beren
Do wurden sy empfangen wol
Als man den fürsten byllich sellt
Man sach sy auch gar geren
Do klagten sich die herren hart.
Was sy bedren erlydten
Do von dem Ryfen auff der sate
Wie sy bedren gestyten
Dar von sagten sy frū vnd spat
Hye mit wil ichs beschlicsen
Das lied cyn ende hat.

Getruckt zü Heydelberg
von Heirrico Knobloch/
Bern. Anno. M. CCCC. XC

„Hye reyrt der Berner vnd
d'hilteprand wider heym.“

Der doten dantz mit figuren clage vnd antwort um 1485

In das an Totentanz-Darstellungen so reiche 15. Jahrhundert gehört auch der von Heinrich Knoblochtzer 1485 gedruckte „Heidelberger oder ober-rheinische Totentanz“. Dieser Totentanz, „Der doten dantz mit figuren clage vnd antwort schon von allen staten der werlt“, steht nicht vereinzelt da, sondern ist als ein „europäisches Phänomen“ in einem größeren Rahmen zu sehen³⁵.

In der Literatur wird dieses Werk als ein Druck mit einem Bilderschmuck von seltener Schönheit und mit bemerkenswerten Initialen bezeichnet³⁶ und soll deshalb ausführlicher gewürdigt werden.

Ein Totentanz ist eine Folge von Bildern, auf denen der Tod dargestellt wird, wie er Menschen aller Stände und jeden Alters, Mächtige und Untertanen, Reiche und Arme, Junge und Alte, Kranke und Ärzte auffordert, in das „Tanzhaus“, in das Reich des Todes, mitzukommen. Mit einer Darstellung musizierender und tanzender Totengerippe und einer Mahnung an alle, vom sündigen Leben abzulassen, um bei Gott Gnade zu finden, beginnt der von Knoblochtzler gedruckte Totentanz:

*Wohlan denn, Ihr Herren und Knechte, / jedermann springe herbei. /
Ob jung, ob alt, ob schön, ob kraus, / Ihr alle müßt in dies Tanzhaus.*

Wohlan wol an ire Herren vnd knechte
Springet her by von allen geslechte
Wie iunct wie alt wie schöne ader kraus
Ir müsset alle in diß dantz huf



Alle Menschen mögen an mich denken / und sich hüten vor den Lockungen der Welt. / Ich war reich und war in Ehren, / Gold und Silber hatte ich, / Nun bin ich in der Macht der Würmer. / Dies Testament wird mir vollstreckt. / Der Tod hat mich dahin gebracht, / als ich gar nicht daran gedacht.

Wahrhaftig, wer das recht begreift, / der kann sein Leben bessern. / Denn da vergeht uns Spaß und Lachen, / wenn diesem Tanzhaus wir uns nähern. / Merkt auf und seht an diesen Figuren, / wie sie endet, die Menschennatur. Laßt ab von Sünden, das ist mein Rat, / so könnt ihr finden Gottes Gnad³⁷.

Alle menschen denken an mich Und hütten vor der welt sych Ich hatte viel gütes vnd was in uren Golt vnd sylber hatte ich zu verzieren Nü byn ich inn der würme gewalt Solich testament ist myr bestalt Der tod hat mych her zu bracht Da ich ys aller mynst bedachte Vorware wer das mercket eben Wer mag wollt bessern syn leben Wand hie geet lachen vnd schymph üß Wand wir neghen zu dissem dantzhuße Weckent nū vnd sehent an disse figure War zu kommet des menschen nature Laßte von sündē das ist myn rat So mogent ye by got synden gnade.



Seit dem ausgehenden Mittelalter und in besonderem Maße seit dem frühen 15. Jahrhundert findet man auf Friedhofsmauern, in Friedhofskapellen, in Kirchen, in Handschriften und schließlich auch in gedruckten Büchern eine Vielzahl von Totentanz-Darstellungen, die sich mit der Vergänglichkeit menschlichen Lebens und folglich mit dem Tod befassen. Ein Thema, das auch heute noch Künstler, Schriftsteller und Musiker in Bild, Wort und Klang beschäftigt.

Einer der sehr frühen Totentänze des 15. Jahrhunderts wurde 1424 in der Säulenhalle des Friedhofes der SS. Innocents, des Friedhofes der heiligen Unschuldigen, in Paris gemalt. Es scheint so gut wie sicher, daß die Holzschnitte in dem Buch *La Danse macabre* des Pariser Druckers Guyot Marchant aus dem Jahre 1485 diesem berühmtesten aller Todestänze nachgebildet wurden³⁸. Auch in Basel entstand nach der Pestepidemie von 1439 an der Friedhofsmauer des Dominikanerklosters ein Totentanz, der um 1445 gemalt wurde. Von diesem Totentanz können wir uns nur noch durch die Drucke von Matthaeus Merian von 1621 einen Eindruck verschaffen.

In der grundlegenden und umfassenden Veröffentlichung „Tanz und Musik des Todes – Die mittelalterlichen Totentänze und ihr Nachleben“ zeigt Reinhold Hammerstein auf, wie vielfältig derartige Darstellungen sind, und weist auf außergewöhnliche Ähnlichkeiten des Knoblochterschen Totentanzes mit dem Basler Totentanz und dem französischen *Danse macabre* hin. So scheint der Text als Ganzes und nach seiner Form eine deutsche Adaption der Französischen *Danse-macabre*-Dichtung zu sein. Ein handschriftlicher Totentanz-Text, der sich in der Landesbibliothek Kassel befindet und auf 1470 datiert wird, der also nach dem Totentanz von Knoblochter geschrieben wurde, ist sogar weitgehend identisch mit diesem. Eine frappierende Übereinstimmung – Haltung, Gestik, Musikinstrumente – besteht auch mit den Zeichnungen in einer Handschrift des Grafen Wilhelm Wernher von Zimmern um 1520, die in der Fürstenbergischen Hofbibliothek in Donaueschingen aufbewahrt wird. Das komplizierte gegenseitige Verhältnis zwischen den drei Totentänzen ist nicht einfach zu klären, doch gehen sie möglicherweise alle drei auf eine gemeinsame frühere Fassung zurück³⁹.

Das Einzigartige an diesem Totentanz sind die wild tanzenden Totengerippe, die mit den verschiedensten Instrumenten zum letzten Tanz aufspielen. Diese Instrumente entsprechen im übrigen denen, die von den Tanzkapellen der damaligen Zeit verwendet wurden⁴⁰.

Die Bildfolge in diesem Totentanz ist ständisch geordnet. Der Reigen wird, nach der einleitenden Aufforderung zum Eintritt in das Tanzhaus, die sich an Herren und Knechte richtet, durch den Papst eröffnet. „Herr Papst, Ihr müßt den Reigen anführen, allen voran“. Danach folgen die kirchlichen Würdenträger bis zum Abt. Dann kommen die vom Kaiser angeführten Vertreter der weltlichen Macht. Zuletzt werden der Bürger und die Bürge-

Der doyt Der babst



Der Papst

Der doyt Der kaiser



Der Kaiser

Der doyt. das iunge kind.



Das Kind

Der doyt. die iunckfrawe



Die Jungfrau

rin zum Reigen eingeladen, der Kaufmann, die Jungfrau, das Kind, der Wucherer, der Bettler usw.

Die Zuschreibung dieses Werkes an Knoblochtzter scheint gesichert⁴¹. Die Datierung fällt allerdings unterschiedlich aus, wobei die neueren Forscher zum Jahr 1485 tendieren⁴².

Noch zu Lebzeiten Knoblochtzers erschien um 1492 in Mainz in der Druckerei von Jakob Meidenbach ein Nachdruck des Totentanzes, in dem wieder alle 41 Holzschnitte von Knoblochtzer verwendet wurden. Das gleiche gilt auch für einen Nachdruck, der um 1500 bei H. Schobser in München herauskam⁴³.

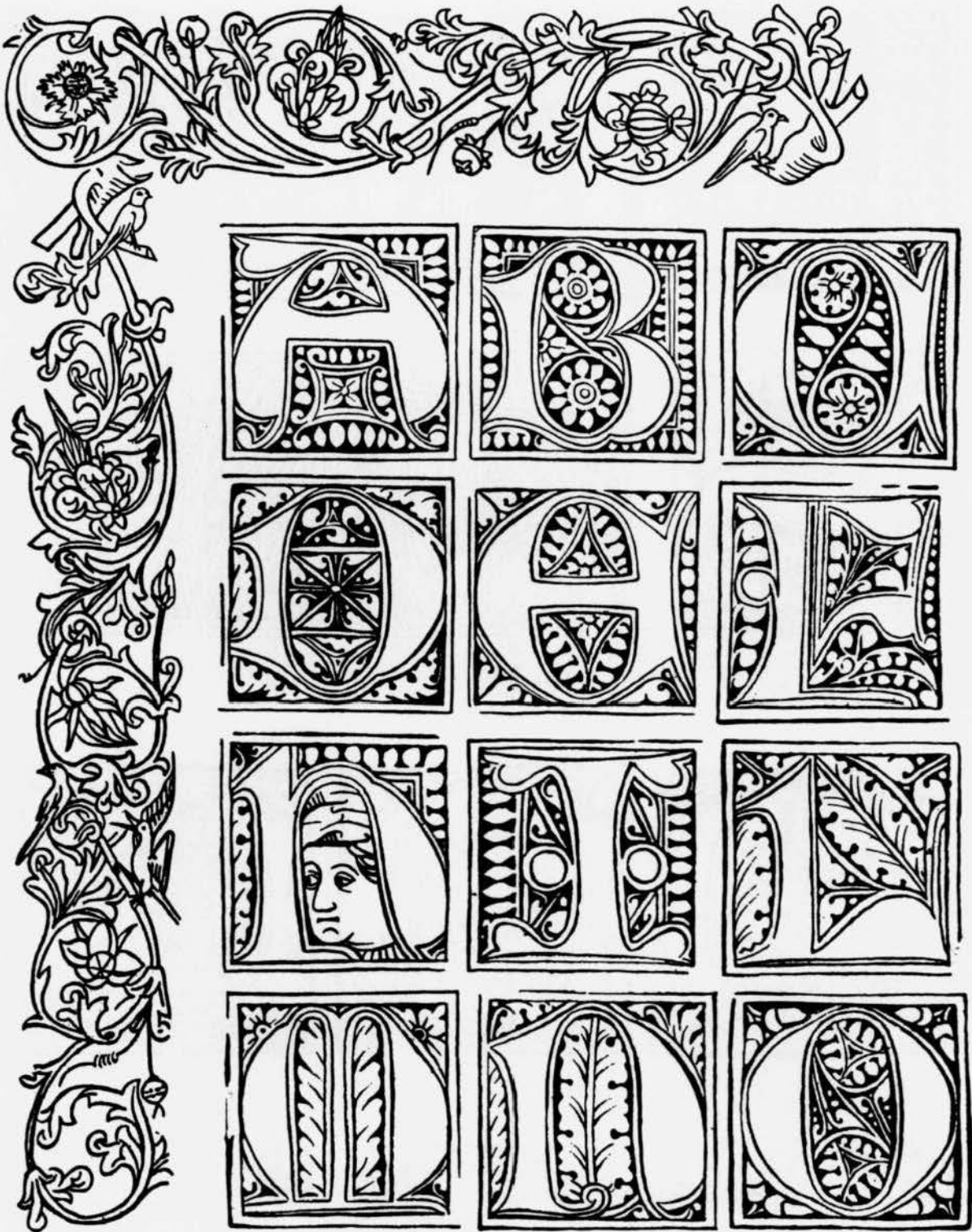
Seit Beginn der intensiven Inkunabel-Forschung am Ende des 19. Jahrhunderts sind zahlreiche weitere Nachdrucke dieses Totentanzes erschienen⁴⁴. Das große Interesse gilt dabei nicht nur den Frühdrucken, sondern insbesondere auch den Totentänzen ganz allgemein. Unzählige Künstler haben sich schon mit diesem Thema beschäftigt. Angefangen von den Darstellungen des Jüngsten Gerichtes an romanischen und gotischen Kathedralen über Albrecht Dürer bis hin zu eindrucksvollen modernen Totentänzen, wie der von HAP Grieshaber⁴⁵. Auch in unserer unmittelbaren Nähe gibt es monumentale Totentanz-Darstellungen, so in der Friedhofskapelle auf dem alten Friedhof in Freiburg aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und aus dem Jahr 1723 im Beinhaus hinter der Dorfkirche von Bleibach⁴⁶. Schließlich sei auch auf das Zeller Heimatmuseum hingewiesen, das mit den Zizenhausener Terrakotta-Figuren vom Ende des 19. Jahrhunderts eine interessante plastische Nachbildung des Basler Totentanzes besitzt⁴⁷.

Bilderschmuck und Initialen in Knoblochtzers Werk

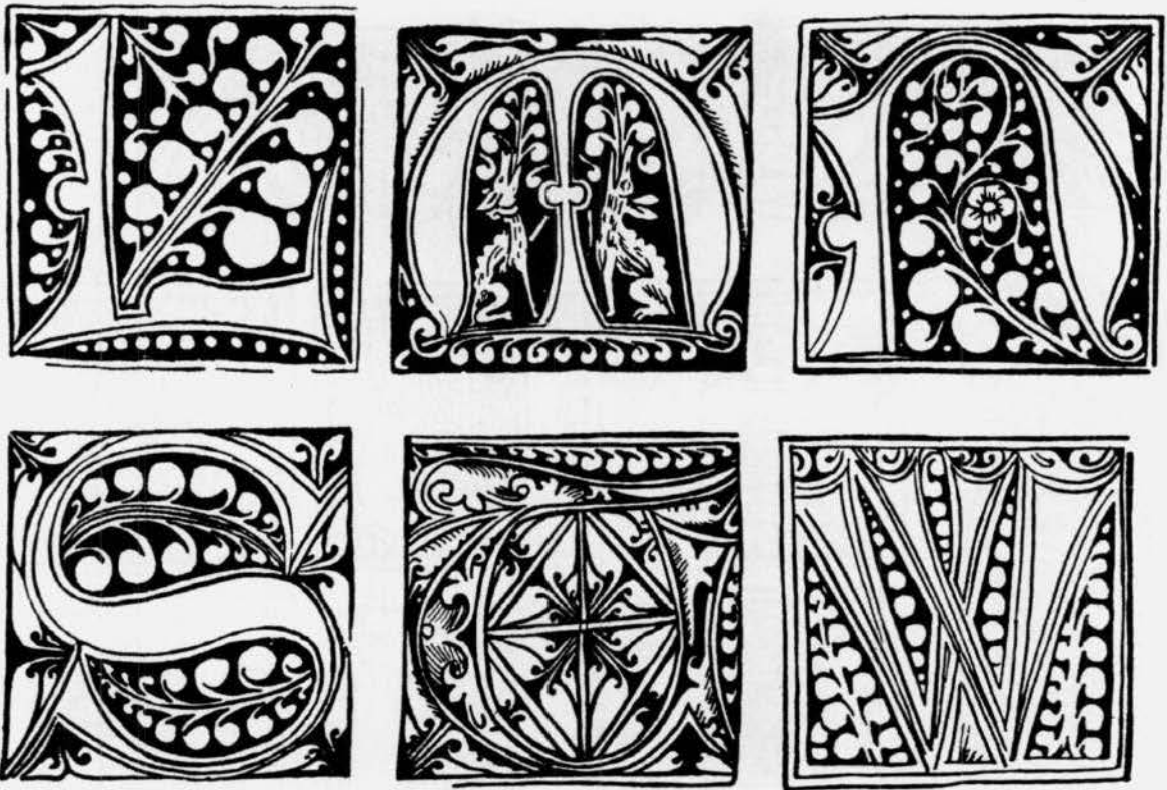
Während Gutenberg noch bestrebt war, seine gedruckten Bibeln mit handgemalten Bildern und Initialen auszustatten, damit sie den handgeschriebenen Büchern des Mittelalters möglichst ähnlich sahen, war Knoblochtzer der erste Straßburger Drucker, der für die Initialen, die Randleisten und den sonstigen Bilderschmuck Holzschnitte herstellen ließ.

Die Anzahl der Holzschnitte in den einzelnen illustrierten Werken ist unterschiedlich. Während in der *Reise zum Heiligen Grab* nur ein Holzschnitt verwendet wurde, enthält der *Belial* 55, das *Leben der Heiligen drei Könige* 58, die *Melusine* 67 und eine Übersetzung der *Fabeln von Äsop* sogar 205 Abbildungen⁴⁸.

Die folgenden Seiten bieten verschieden gestaltete Initialen oder Anfangsbuchstaben, die 1921 von der Gesellschaft für Typenkunde des XV. Jahrhunderts aus dem Werk von Knoblochtzer zusammengestellt wurden. Die erste Abbildung zeigt eine Randleiste, eine sehr luftige Blütengirlande mit kleinen Vögeln, und einige recht strenge Initialen. Auf der dann folgenden Seite sind Buchstaben aus dem Maiglöckchen-Alphabet zu sehen. Den Schluß bilden mehrere D-Initialen mit landwirtschaftlichen und herbstlichen Ernte-Motiven. Besonders reizvoll ist das zweite „D“ in der ersten Reihe mit dem sitzenden Mann, der einen Schuh ausgezogen hat, um seine Füße am heimischen Herd schneller erwärmen zu können⁴⁹.



Blüten-Randleiste mit kleinen Vögeln und Initialen



Knoblochzers Maiglöckchen-Typen



Landwirtschaftliche und herbstliche Ernte-Motive

Zwar waren viele dieser Illustrationen exakte Nachschnitte von Druckerzeugnissen aus Werkstätten anderer europäischer Städte. Doch oft kopierten die Drucker der Inkunabelzeit die Bücher, von denen sie sich einen guten Absatz erwarteten, unbekümmert und rücksichtslos zeilen- und sogar seitengetreu. Dennoch verrät die äußere Ausstattung der Knoblochterschen Drucke, ob nun fremde Vorlagen oder eigene Entwürfe verwendet wurden, ganz im Gegensatz zu seinen unmittelbaren Straßburger Vorgängern, einen sehr feinen Kunstsinn.

Deshalb wird auch dem aus Ettenheim stammenden Frühdrucker Heinrich Knoblochtzer für die Schönheit der Ausschmückung seiner Werke, die ihn in ganz besonderem Maße von anderen Inkunabeldruckern seiner Zeit unterscheidet, einhellig hohes Lob gezollt und ihm in der Geschichte der Buchillustration ein Ehrenplatz zuerkannt⁵⁰.

Anmerkungen

- 1 Füssel, Stephan: Gutenberg und seine Wirkung. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1999, 5. Das genaue Geburtsjahr Gutenbergs ist nicht bekannt, es wird zwischen 1393 und 1403 angenommen. Schon 1900 einigte man sich auf 1400 als *symbolisches Geburtsjahr*
- 2 Die Bücher der Frühdrucker des 15. Jahrhunderts werden Inkunabeln oder Wiegen- drucke genannt. Das lateinische Wort „incunabula“ bedeutet Wiege, Geburtsort, Anfang, Ursprung
- 3 Rest, Josef: Die Anfänge des Buchdrucks im Elsaß. Mit 12 Abbildungen aus Wiegen- und Frühdrucken der Universitätsbibliothek Freiburg i. Br. In: Das Elsaß. Oberrheinische Heimat. Badische Heimat 27 (1940), 397–414. (Auch ein Hinweis auf Knobloch- tzer)
Preisendanz, Karl: Von alten Heidelberger Druckern. In: Heidelberger Fremdenblatt vom 2.6.1950. (Betr. Knoblochtzer). Nach Preisendanz dann: Ferdinand, Johann Bap- tist: Ein Ettenheimer Buchdrucker des 15. Jahrhunderts (Knoblochtzer). In: Neue Mis- zellen (1949–1954). Ettenheim 1955, 50, und Furtwängler, Robert: Ein Ettenheimer unter Buchdruckern. Heinrich Knoblochtzer gehörte zu den Pionieren in Straßburg und Heidelberg. In: Badische Zeitung Nr. 177 vom 3.8.1979
- 4 Der Ettenheimer Stadtrat hat am 20.12.1999 beschlossen, je eine Straße nach Knob- lochtzer und nach Gutenberg zu benennen
- 5 Mein Dank gilt Herrn Dr. Keßler vom Universitätsarchiv der Ruprecht-Karls-Univer- sität Heidelberg für die Kopie des Eintrages in der Matrikel (A-702/2, fol. 111 r.). Vgl. Gustav Toepke (Bearbeiter und Herausgeber): Die Matrikel der Universität Heidelberg von 1386 bis 1662. Erster Theil von 1386–1553. Heidelberg 1884. (382: Knoblochtzer 9. April 1486)
- 6 Neu, Heinrich: Freiherrlich von Türckheimsches Archiv auf Schloß Mahlberg, Bezirksamt Ettenheim. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins (ZGO) 61 (1907), NF 22, m42. (1448, Sept. 16., Ludwig Knoblotzer, Schulmeister zu Ettenheim)
- 7 Schorbach, Karl und Spirgatis, Max: Heinrich Knoblochtzer in Strassburg (1477– 1484). Bibliographische Untersuchung. Straßburg: Trübner 1888, 5

- Schorbach, Karl: Nachträge zu H. Knoblochtzers Drucken. In: Beiträge zur Theorie und Praxis des Buch- und Bibliothekswesens 2 (1895), 84–87. (Mit diesen Veröffentlichungen legten Karl Schorbach und Max Spigatis eine grundlegende bibliographische Forschungsarbeit zu Knoblochtzers und seine Straßburg Zeit vor. Diese Arbeiten wurden dann von Ernst Voulliéme, Albert Schramm u.a. fortgesetzt.)
- 8 *Neue Deutsche Biographie* (NDB), Hrsg. Historische Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 12. Band, Berlin 1980, 195–196. Artikel Knoblochtzers von Ferdinand Geldner. Freundlicher Hinweis von Herrn Rudolf und Richard Reschika, Freiburg
 - 9 Ritter, François: Histoire de l'imprimerie alsacienne aux XV^e et XVI^e siècles. Strasbourg: Edition F.-X. Le Roux, 1955, 56. „Ses derniers ouvrages à Heidelberg datent de 1501“. Nach der Neuen Deutschen Biographie (NDB) ist dieses Datum aber umstritten
 - 10 Ritter (1955), 56
 - 11 Schorbach (1888), 4, zitiert nach Ch. Schmidt, Notice sur l'Église rouge et la léproserie de Strasbourg. In: Bulletin pour la conservation des monuments historiques d'Alsace, Band 10
 - 12 Schorbach (1888), 3, zitiert nach Stehlin. In: Archiv für Geschichte des deutschen Buchhandels, 1888, Leipzig, vol. XI
 - 13 Voulliéme, Ernst: Die Deutschen Drucker des fünfzehnten Jahrhunderts. Berlin: Reichsdruckerei, 1922, 73
 - 14 Schorbach (1888), 16
 - 15 Voulliéme (1922), 73
Geldner, Ferdinand: Die deutschen Inkunabeldrucker. Ein Handbuch der deutschen Buchdrucker des XV. Jahrhunderts nach Druckorten. Stuttgart: Anton Hiersemann 1968, 266
 - 16 Schorbach (1888), 16
 - 17 Voulliéme (1922), 152: Laut BMC (British Museum Catalogue) ein nicht signierter Druck aus dem Jahre 1476
 - 18 Das hebräische Wort „Belial“ bedeutet Bosheit. Der *Belial* ist ein um 1400 geschriebenes Buch über das Wirken des Teufels in dieser Welt
 - 19 Der Tag des hl. Laurentius ist der 10. August. Angaben nach Schorbach (1888), 19
 - 20 Abbildungen aus: Schramm, Albert: Der Bilderschmuck der Frühdrucke. Bd. 19. Die Straßburger Drucker. Teil 1, Johann Mentelin, Heinrich Eggestein, Georg Husner, Heinrich Knoblochtzers (in Straßburg und Heidelberg), Martin Schott, Jakob Eber. Verlag Karl W. Hiersemann, Leipzig 1936. I. Teil (Abb.: Nr. 11, 14, 42). Nachdruck: Stuttgart 1984
 - 21 Schorbach (1888), 7
 - 22 Bibliothekar Dr. Josef Rest, der spätere Direktor der Freiburger Universitätsbibliothek, bearbeitete den *Ausstellungskatalog* für die Ausstellung „Oberrheinische Buchillustration“ der Universitätsbibliothek Freiburg, an Pfingsten 1925 im Augustinermuseum. Darin sind auch fünf Titel aus der Knoblochtzerschen Presse aufgeführt. Die Abbildungen von Breisach und Straßburg sind aus Schramm (1936), Nr. 48 und 53
 - 23 Preiser, Ernst-Robert: Die Sage vom edlen Ritter von Staufenberg in der Ortenau. Gedanken zur ältesten literarischen Fassung Egenolfs anno 1310. In: Geroldsecker Land 15 (1973), 36–53. (46: Abbildungen aus einem Straßburger Druck um 1480). Preiser, Ernst-Robert: Bibliotheca Melusina. Beiträge zur Bibliographie der Melusinen-(Undine)-Sage. Als Manuskript gedruckt, 1971, 18. Seiten. (Nach Angaben im Geroldsecker Land 15 (1973) in der Bibliothek des Historischen Vereins für Mittelbaden in Offenburg vorhanden.). Asmus, Rudolf: Die Sage von Peter Staufenberg und ihre dichter-

- sche Ausgestaltung. In: Die Ortenau 6 und 7 (1919/20), 1–23. Scholte, J. H.: Grimelshausen und die Melusinensage. In: Die Ortenau 10 (1923), 1–23
- 24 Schorbach (1888), 38–39
- 25 Schramm (1936), 14 und Abbildungen Nr. 339, 347, 363 und 364
- 26 Abbildungen: Schramm (1936), Nr. 152, 158, 147 und 161
- 27 Druckangabe aus Schorbach (1888), 54–55. Die Abbildung siehe Schramm (1936), Nr. 54
- 28 Ritter (1955), 56
- 29 Voulliéme (1922), 73
- 30 Voulliéme (1922), 73
- 31 Voulliéme (1922), 73, auch in der Neuen Deutschen Biographie
Voulliéme, Ernst: Zur Bibliographie Heinrich Knoblochtzers in Heidelberg. Der Totentanz. In: BOK-OCH Biblioteks-Historiska Studier – Tillägnade – Isak Collijn, Uppsala 1925, 142
- 32 Voulliéme (1922), 73
- 33 Geldner (1968), 266. Voulliéme, 73/74
- 34 Sigenot: Brockhaus Enzyklopädie, Band 17, 1973. Schramm (1936), 9 und Abbildungen Nr. 429 und 441. Die Schlußseite aus Preisendanz (1950)
Faksimile-Druck: Schorbach, Karl (Hrsg.): Dietrich von Bern (Sigenot). Heidelberg 1490 (bei Heinrich Knoblochtzer), Leipzig 1894. (Seltene Drucke in Nachbildungen)
- 35 Rosenfeld, Hellmut: Der Totentanz als europäisches Phänomen. In: Archiv für Kulturgeschichte 48 (1966), 54–88
Rosenfeld, Hellmut: Der mittelalterliche Totentanz. Entstehung – Entwicklung – Bedeutung. Böhlau-Verlag, Münster/Köln 1954, 3. Auflage, Köln/Graz 1974
- 36 Schorbach (1888), 10 und 17. Schramm (1936), 10.
Lemmer, Manfred (Hrsg.): Der Heidelberger Totentanz von 1485. 42 Holzschnitte. Frankfurt: Insel-Verlag 1991, 113. Sämtliche hier abgedruckten Bilder zum Totentanz aus: Schramm (1936), Abb. Nr. 618, 619, 620, 629, 641 und 655
- 37 Übersetzung aus: Kaiser, Gert (Hrsg.): Der tanzende Tod. Mittelalterliche Totentänze. Mit einer Einleitung und Übersetzungen. Insel Verlag 1983. (108–193: Der Doten Dantz mit Figuren von Knoblochtzer)
- 38 Huizinga, Johan: Herbst des Mittelalters. Studien über Lebens- und Geistesformen des 14. und 15. Jahrhunderts in Frankreich und in den Niederlanden. Stuttgart: Kröner Verlag, 9. Aufl. 1965, 201
Hammerstein, Reinhold: Tanz und Musik des Todes. Die mittelalterlichen Totentänze und ihr Nachleben. Bern und München: Francke Verlag 1980, 239 S. und Bildanhang.
Kaiser (1983), 70–107: La Danse Macabre von Guyot Marchant
- 39 Hammerstein (1980), Kapitel 45 (Handschrift Kassel), Kapitel 46 (Knoblochtzer-Druck) und Kapitel 47 (Handschrift Zimmern). Auch 83–88: Die Kasseler Handschrift, Knoblochtzers Totentanz mit Figuren und der Zimmernsche Totentanz
- 40 Hammerstein (1980), 85. Kaiser (1982), 109. Wallner, B. A.: Die Bilder zum achtzeiligen oberdeutschen Totentanz. Ein Beitrag zur Musikikonographie des 15. Jhs. In: Zeitschrift für Musikwissenschaft 6 (1923/24)
- 41 Voulliéme (1925), 137–151. Außerdem Voulliéme (1916), 73
- 42 Geldner (1968), 266, gibt eine Druckzeit um 1488/89 an. Hammerstein (1980), 206, ist für 1485. Den Druckort betreffend findet er sowohl für Straßburg als auch für Heidelberg Argumente, ohne sich festzulegen. Schramm (1936), 10 und 15 ohne Datierung, aber Heidelberg als Druckort

- Lemmer (1991) gibt seiner Faksimile-Ausgabe im Insel Verlag gleich den Titel: *Der Heidelberger Totentanz von 1485*
- 43 Geldner (1968), 42. Hammerstein (1980), 207
 - 44 Nachdrucke zum oberrheinischen Totentanz von Heinrich Knoblochzer: Bossert, H. Th. (Hrsg.): Ein altdeutscher Totentanz. (Auszüge) Berlin 1919. In: Was-muths Kunsthefte 2, 2. (Für die Überlassung dieses Kunstheftes schulde ich Herrn Thomas Dees, Ettenheim, herzlichen Dank). Schramm, Albert (Hrsg.): Der Doten Dantz. Faksimileausgabe in Originalgröße: Der doten dantz mit figuren / clage vnd antwort schon von allen staten der werlt. (Heinrich Knoblochzer), Leipzig 1922. Schramm (1936), Abb. 618–658. Hammerstein (1980) (nur Bilder ohne Text). Kaiser (1983). Lemmer (1991)
 - 45 Grieshaber, HAP: Totentanz von Basel. 2. Aufl. Dortmund: Harenberg Kommunikation, 1990. Für die Überlassung dieses beeindruckenden Werkes und für die Mithilfe bei der Beschaffung von Literatur aus dem Gutenberg-Museum in Mainz bin ich Frau Ilse Kern, Ettenheim, zu herzlichem Dank verbunden
 - 46 Tanz der Toten – Todestanz: Der monumentale Totentanz im deutschsprachigen Raum. Hrsg.: Zentralinstitut und Museum für Sepulkralkultur. Dettelbach: Verlag J. H. Röhl, 1998, 351 (Freiburg 241 und Bleibach 229. Katalog zur Ausstellung des Museums für Sepulkralkultur Kassel 1998)
 - 47 Flick, Hanjörg: Ein Totentanz im Zeller Heimatmuseum. Zu den Ursprüngen und der Geschichte der Zizenhausener Terrakotten des Basler Totentanzes. In: Die Ortenau 75 (1995), 457-476
 - 48 Schramm (1936), 13–15, eine übersichtliche Aufzählung der illustrierten Drucke von Knoblochzer in Straßburg und Heidelberg mit Angabe des Jahres, der Seitenzahl, der Anzahl der Abbildungen und der Bibliotheken mit Drucken von Knoblochzer
 - 49 Alle Initialen aus: *Veröffentlichungen der Gesellschaft für Typenkunde des XV. Jahrhunderts*. Jahrgang XV–XVI 1921/1922, Tafel 1201–1350, Halle (Saale), 1921
 - 50 Schorbach (1888), 10 und 17. Danach auch Voulliéme (1922), 152 und Ritter (1955), 62. Geldner (1968), 6. Neue Deutsche Biographie (NDB) (1980)
Ergänzender bibliographischer Hinweis: Corsten Severin und Reimar Walter Fuchs: *Der Buchdruck im 15. Jahrhundert. Eine Bibliographie. Teil 1*. Stuttgart: Hiersemann Verlag 1988.

Vier Pfarrbibliotheken des 16. Jahrhunderts aus Offenburg und der Ortenau

Louis Schlaefli

In früheren Zeiten konnten die Geistlichen nicht über ihre Verlassenschaft frei verfügen: Hab und Gut des Verstorbenen fielen üblicherweise an den Bischof. So kommt es, daß sich mehrere Bündel des ehemaligen Straßburger Bistumarchivs mit den Fragen der Hinterlassenschaften von Priestern befassen. Aus diesen Inventaren stellen wir vier Ortenauer Pfarrbibliotheken vor:

Bibliothek des Herrn Johannes Draub (Traub, Trauber), gewesener Pfarrer zu Ettenheim, 1579

Das Inventar seiner Güter wurde am 10. April 1579¹ aufgenommen. Wir erfahren dabei, dass der verstorbene Priester aus Ehingen gebürtig war.

„*In der oberen Stube, ein beschlüssiger hülziner Trog, dar Inen an Büechern wie volgtt befunden: ...*“ Es folgen 171 lateinische und deutsche Titel, darunter: *Postilla Georgii Wicellii, Coloniae 1553* (= Predigten von Georg Wicelius; siehe Abb. 1); *Loci Communes Theologici per F. Joannem Hoffmeisterum, Augustanum 1547* (Abb. 2); *Collatio de coelibatu ministrorum Eccl. Per Cornelium Eselsperger Offenburg, Colloniae 1570* (= Sammlung über das Zölibat der Priester am 15. Tag vor dem 1. Oktober durch Cornel Eselsperger, Priester, in Offenburg dargebracht; siehe Abb. 3).

„*Noch etlich stück alter Teutsch und Lateinisch Buocher inn Päragement unnd sonsten eingebunden, hierzu auch allerhandt geschriebene andere Fragmenta von Predigten und Scolastica . . . Nachvolgende Bücher seind in kleinem format gewesen . . .*“

Am 30. April 1579 gibt das Bistum den Befehl, die ganze Verlassenschaft des Pfarrers Traub, „ausserhalb der Büchern“, zu verkaufen. Was aber mit dieser Bibliothek geschah, konnte nicht mehr ausfindig gemacht werden. Vielleicht schenkte sie der Bischof, wie es manchesmal der Fall war, einem nahegelegenen Kloster.

Ohne näher zur Person des Priesters geforscht zu haben, läßt sich doch vermuten, daß er seine Studien an einer Universität (Ingolstadt?) absolviert hat. Einige lateinische Werke hat er aus dieser Zeit aufbewahrt, darunter Cicero und Virgil. Mit „allerhandt geschriebene Fragmenta von Scolastica“ dürften seine Notizen aus der Studienzeit gemeint sein. Er wird seine Arbeit mit Sorgfalt erledigt haben, was auch aus den handschriftlichen

Notizen erhellt, „*welche einem Pfarrherrn in Verwaltung seiner Pfarrgeschäfft nit entbehrlich scheinen*“. Auch die „*geschriebene Fragmenta von predigten*“ verweisen auf einen pflichtbewußten Pfarrer.

Darüber hinaus erscheint er uns als ein gelehrter Mann, der sich durch weitere Bücherkäufe über die aktuelle theologische Diskussion informierte. Das Inventar nennt des öfteren auch das Erscheinungsjahr der Bücher, so daß man eine Statistik der Erwerbungen anstellen kann. Traub scheint regelmäßig bis kurz vor seinem Tod neue Bücher erworben zu haben, was angesichts der damaligen hohen Bücherpreise doch bemerkenswert ist.

An Druckorten wurden genannt: Köln (34), Antwerpen (26), Lyon (11), Basel, Paris (je 8), Ingolstadt (7), Dillingen (5), Mainz (5), Venedig (3), Strasburg (2), Frankfurt, Leuven, Freiburg, Tübingen (je 1).

Eine Klassifizierung der Bibliothek ergibt:

Klassiker, Schulbücher, profane Literatur (40 Titel), Bibel und Bibelkommentare (28), Homiletik und Predigtsammlungen (25), Theologie (20), Liturgie und Erbauungsliteratur (20), Apologetik, Kontroversliteratur (15), Pastoraltheologie und Katechese (10), Kirchengeschichte (6), Patristik (3), Jura (2).

Man kann daraus mit guten Gründen schließen, daß die Bibliothek zum Zweck des Pastorats angeschafft wurde. Unterhaltungsliteratur ist kaum darin zu finden und für Kirchenrecht scheint Traub sich wenig begeistert zu haben. Eine typische Pfarrbibliothek jener Zeit!

Bibliothek des Magistri Jonas Münchberger, gewesener Pfarrherr zu Ettenheim, 1582

Dieses Inventar² wurde am 2. Oktober 1582 aufgestellt. An Büchern „in folio“ enthielt es 176 Werke, auch hier befanden sich wieder wichtige und berühmte Titel im Bestand, etwa „Das Buoch Granat Apffel Dr. Johannis Geilers von Keyzersberg“.

Auch Münchberger hatte studiert, wie zwar bereits aus seinem Titel Magister hervorgeht, was aber auch der Bestand seiner Bibliothek deutlich macht. Neben etlichen Scholastika finden wir auch Werke der griechischen und lateinischen Literatur, wenn auch nicht in großer Menge. Auch hier wird ein schriftlicher Nachlaß genannt, dessen Inhalt und Bedeutung wir aber nicht mehr einschätzen können.

Die 176 Werke verteilen sich wie folgt:

Bibel und Bibelkommentare (28), Allgemeine Theologie (24), Homiletik (22), Apologetik und Kontroversliteratur (16), Scolastica (17), Philosophie (14), Erbauungsliteratur (11), Liturgie (10), Geschichte (9), Patrologie (6), Medizin (4), Magie (3), Pastoraltheologie (3), Katechese, Jura, Kosmographie, Geographie (jeweils 2), Musik (1).

DN. GEORGII WICELII
POSTILLA,
 HOC EST,
 ENARRATIO EPISTOLARVM ET EVAN-
 GELIORVM DE TEMPORE ET DE SANCTIS PER-
 totum annum, Latine sedulo reddita per Gerardum Lorich-
 um Hadamaricē, recognita nunc demum secundario
 per eundem & aucta.

typographiq; opera modò sinceriùs longè atquè olim excusa, & per eundem à con-
 fufione illa prioris editionis, in qua Epistolæ & Euangelia cuiusq; diei feque-
 strabantur, vindicata: restitutus ordini suo singulis, quemadmodum ab ipfo
 Wicelio digesta seu ordinata fuerunt priùs.

Cum gemina ipsius Dn. Geor. Vuicelij præfatione, Recognitionis huius præsentis commendatoria.



Præter Accessiones omnes quas habuit prior editio, accesserunt orationes illæ piæ, quas
 author ipse Epistolis & Euangelijs de tempore prefixit, interpres autem omisit,
 ex interpretatione Barth. Laurentis in vsum lectoris pij recens adiectæ.

◉ CVM INDICE NOVO LOCVPLETISS.

COLONIAE
 Ex Officina Hæredum IOANNIS QVENTELI, ANNO M. D. LIII.
 CVM GRATIA ET PRIVILEGIO CAESARIS MAIESTAT.
 per Imperium & vniuersas eius hæreditarias ditiones.



*primam mensuram hanc dignitatem
 sanctis fuerit, deponitur tam ipse,
 quæ & in ordinatio, et omnino à
 punitio ab ipso, quemadmodum
 vniuersi Alagui, è me ipso.*

*cap. 20.
 Si quis ipse familiarium magistratum in
 vniuersitate vniuersi, per ipse, vniuersi
 fuerit, deponitur, segregatur quousq; à
 guntur. quousq; in ipso guntur
 habent. cap. 21.*

*cap. 22.
 Si quis in ipse, aut dicitur, quod
 est, aut alia, vel obicitur, vniuersi, vel
 punitio. de ipso, vel de ipso.*

*cap. 23.
 Si quis in ipse, aut dicitur, quod
 est, aut alia, vel obicitur, vniuersi, vel
 punitio. de ipso, vel de ipso.*

*Reliqui cauent in fine libelli, quousq;
 de ipso.*

S F 616
**LOCI COM-
 MVNES**

**RERVM THEOLOGICA-
 rum,** quæ hodie in Controuersia
 agitantur, ad regulam, & consensum
 ueræ, catholicæq; Ecclesiæ,
 è S. Patrum sententijs
 confecti,

F. Ioanne Hofmestero Augusti-
 niano auctore.
 Collegij Ropi Veterinis, quousq; regent. loc. 21.
 Deutero. 32.
 Interroga patrem tuum, & annunciate
 tibi maiores tuos, & dicent tibi.

Cum Gratia, & Privilegio
 Ad sexcentos

M. D. XLVII

Argentorati
 Seminarij Argentoratiensis

Auf theologischer Ebene muß hervorgehoben werden, daß sich in der Bibliothek auch protestantische Werke (Luther, Calvin, Melanchton, Sturm) befinden. Und an Besonderheiten für eine Pfarrbibliothek seien die Bücher über das Hexenwesen, über Medizin oder Kosmographie (Sebastian Münster) zu nennen. Eine Rarität scheint auch das „*alt getruckt buch mit figuren, sagt von dem heiligen König Josephat*“ gewesen zu sein. Kurz: die Interessen des Inhabers waren breiter gestreut und nicht nur auf das Hirtenamt ausgerichtet. Es handelte sich um die Bibliothek eines Humanisten, wie man sie sich in jener Zeit vorstellte.

Bibliothek des Herrn Bartholomei Hagmans, gew. Pfarrherren zu Windschlaeg, 1584

Nach dem Tod des Pfarrers wurde der Nachlaß³ aufgeschrieben am Fest des Apostels Thomas im Jahr 1584 „*in persönlicher gegenwärtigkeit mein, Jheremie Rappen, Rectorn der Pfarrkirchen auch ertz Priester zu Offenburg, Herrn Johannsen Meyers, Pfarrherren zu Griesheim, Herrn Johannsen Hagman, Pfarrherrn zu Marlenheim im Riedt, des abgestorbenen Pfarrers Bruoder . . .*“

Der Pfarrer scheint sich nur das Allernotwendigste an Literatur (25 Bücher) angeschafft zu haben, um seinen Dienst zur Genugtuung der Gläubigen zu gestalten, besonders um etwas Material für seine Predigten zu finden. Ein Straßburger Brevier konnte er sich anscheinend nicht beschaffen (es wurde seit langem schon nicht mehr nachgedruckt), so daß er sich mit dem Brevier aus dem Bistum Konstanz behelfen mußte. Er muß Latein studiert haben, wie zwei entsprechende Werke beweisen, die er noch aus der Studienzeit bis zum Tod aufbewahrt hatte.

Am 27. Januar 1585 schrieb Hieremias Rapp über die erfolgte Bestandsaufnahme an Tillmann Nävel, Sekretär des Kanzlers zu Zabern. Johannes Hagman, Pfarrer zu Marlen, habe ihm gemeldet, daß das „*indultum testandi eo ipso die*“, an welchem sein Bruder gestorben sei, „*in der Kanzley zu Zabern datirt und darumb so vil zu spoth ihme zukhummnen*“. Es stellte sich heraus, daß „*zwar noch mehr Schulden vorhanden, dan die verlassenschaft an ihr selber wärth ist*“. Der Bruder möchte alle Gläubiger befriedigen, und „*so noch etwas uebrigs sein möcht, beider ihrer armen Schwester zustellen*“. Rapp wollte wissen, wie er sich in der Angelegenheit zu verhalten habe. Resultat: die Verlassenschaft wird dem Bruder des Toten „*auss gnadt überlassen*“.

Bibliothek des Herrn Claudii Barnoli Haedui zu Offenburg, 1602

Offenburg war der Standort gleich mehrerer Humanistenbibliotheken⁴ in Pfarr-, Kloster- und Privatbesitz, wie bereits mehrfach dargestellt wurde.

Beispiele einiger in den Nachlassakten erwähnten Buchtitel, die sich in der Bibliothek des Grand Seminaire Strasbourg befinden.
 „Collatio ...“: der Autor Cornelius Eselsperger ist 1562 als Pfarrer in Gengenbach bezeugt (Arch. Dep. G 1441)



Eine weitere, allerdings total verschwundene Bibliothek, die wenigstens zeitweise hier in der katholischen Reichsstadt Aufstellung gefunden hatte, soll nun noch beschrieben werden.

In den Reformationswirren fand das Hohe Chor des Stifts Straßburg in Offenburg Zuflucht. Es darf angenommen werden, daß Hieremias Rapp, Pfarrherr und Deputat des Hohen Chors, mit einigen der Confraters in Beziehung stand. Diese hatten bei der Flucht gewiß auch ihre Bibliothek nach Offenburg gerettet. Jedenfalls war dies der Fall bei einem Franzosen, der als Vikar am Hohen Chor in Offenburg wohnte und hier auch starb. Da er sich kein „*indultum testandi*“ ausstellen ließ, fiel sein Nachlaß an den Bischof, der eine Inventarisierung⁵ anordnete.

Es erstaunt nicht, daß Hieremias Rapp in der Sache zu Hilfe geholt wurde:

„*Inventarium weyland dess Ehrwürdigen und Andächtigen Herren Claudii Barnoli Haedui ex Burgundia, seel. gedächtnus, gewesenenen Vicarii und Distributoris praesentiarum des Chors Hoher Stift Strassburg, welcher den 28. Januar 1602 zu Offenburg sätiglich in Gott abgeschieden, al-*

ler seiner Verlassenschaft, wie dies selbig durch den Ehrwürdigen Hochgelehrten Herrn Jeremias Rappen, Khirchherren zue Offenburg und mein Jacob Bertschi Stattschreibers zue Offenburg verzeichnet worden“.

Es ist schon merkwürdig, daß in der Bibliotheksliste (123 Titel) des französischen Klerikers nur ein einziger französischer Titel zu finden ist, dagegen viele deutsche. Wahrscheinlich hat er also an einer deutschen Universität studiert.

Daß die Bibel, die Kirchenväter und die Homiletik gut vertreten sind, wundert nicht, denn es war schließlich die Bibliothek eines Klerikers. Doch nicht jedermann war damals der griechischen Sprache mächtig, und dieser Bücherfreund besaß etliche große Werke der griechischen Literatur.

Erasmus von Rotterdam kommt mit mehreren Nennungen in der Liste vor. Aber auch ein „Artzneybuch“ und ein „Kreuterbuch“ besaß der Kleriker, der sich nicht nur für Kirchensachen interessierte, wovon auch „*ein angefangen Mössin Astrolabium mit etlichen Strauben*“ Zeugnis gibt.

Zusammenfassung des Bestandes:

Scolastica (28), Bibel und Kommentare (18), Homiletik (18), Theologie (13), Patrologie (7), Philosophie (7), Pastoraltheologie (5), Erbauungsliteratur (7), Liturgie (5), Kontrovers und Apologetik (4), Geschichte und Medizin (je 3), Musik (2), Jura (1).

Laut Inventar müssen sich auch einige ältere Ausgaben, vielleicht Wiegendrucke, in der Bibliothek befunden haben, wenigstens war die Bibel des Nicolai von Lyra dabei.

Anmerkungen

- 1 Archives Départementales du Bas-Rhin, Strasbourg, G 1448. Vollständige Liste beim Verfasser
- 2 G 1443
- 3 G 1447
- 4 vgl. Ruch, Martin: Eine herrliche Büchersammlung ist es einst gewesen. In: Die Ortenau, 1991, 501–507
- 5 G 1443

Die Friedenspredigt in Peterstal 1650 (Zum dreihundertfünfzigjährigen Jubiläum)

Walter Ernst Schäfer

I St. Peterstal im 17. Jahrhundert¹

Unser Bild vom Badeleben in Griesbach und Peterstal nach dem Dreißigjährigen Krieg ist weitgehend von den Schilderungen Johann Michael Moscheroschs und Johann Jakobs von Grimmelshausen geprägt, die in diesem Zusammenhang immer wieder zitiert werden. Hinzu kommt ein Kupferstich von Matthäus Merian dem Älteren aus dem Jahr 1644, der zeigt, daß sich das Bad Peterstal mit seinen Badestuben und Wandelgängen in zwei geräumigen Häusern, mit Nebengebäuden und Gärten, unversehrt durch die Kriegsjahre erhalten haben muß. Moscherosch im Eingang zu seinem Gesicht ‚Höllenkinder‘, dem sechsten seiner insgesamt vierzehn ‚Gesichte‘, Grimmelshausen im fünften Buch des ‚Simplicissimus‘ und im Eingang zum ‚Ratstübel Plutonis‘, zeichneten drastisch das Bild von leichtlebigen, den Schlemmereien der Tafel, den Freuden der Musik und des Tanzes und nicht zuletzt den erotischen Vergnügungen hingeebenen, meist vornehmen Kurgästen, die nachzuholen bestrebt waren, was ihnen die Kriegsjahre verwehrt hatten.² Unter sie hatte sich jenes lose Volk eingeschlichen, das wie Courasche seinen Profit suchte. Simplicissimus verdankt der Begegnung mit Courasche jenen Bankert, den jungen Simplicius, dem er den ‚Ewigwährenden Kalender‘ gewidmet hat.

Wie weit Moscherosch und Grimmelshausen, der erste von Straßburg 1645 bis 1656 aus, der zweite von Gaisbach und Renchen 1649 bis 1676, dieses Freudenleben in gemischter Gesellschaft selbst kennengelernt, womöglich daran teilgenommen haben, ist unklar. Grimmelshausen, der näher wohnende, war als Schaffner der Junker von Schauenburg immer wieder im hinteren Renchtal und im Oppenauer Tal in Dienstgeschäften unterwegs.³ Sein Weg führte ihn häufig an St. Peterstal vorbei. Manche Erzählungen in seinem Kalender suggerieren, daß er selbst in den Bädern war. Und auch Moscherosch kannte die Gegend aus eigenem Augenschein. Er spricht des öfteren vom Kniebis, dem hochgelegenen Paß vom Renchtal über den Schwarzwaldkamm nach Freudenstadt, den er auf seinen Reisen von Straßburg ins Württembergische kennengelernt haben muß.

Doch ihre Schilderungen sind einseitig. Die Literaten der Zeit verbinden, einem gängigen Topos zuliebe, mit Badeorten die Genüsse der Leiblichkeit und der Sinne. Das war bei Darstellungen des Badelebens in

Baden im Aargau, einem der beliebtesten Bäder der Zeit, nicht anders. Ein völlig anderes Bild vom Leben der Kurgäste in St. Peterstal in den Nachkriegsjahren entwirft die erhaltene Predigt des Straßburger Theologieprofessors Johann Georg Dorsche, die er, ebenfalls vor gemischtem, fürstlichem, adligem und bürgerlichem Publikum, am 30. Juli 1650 in einem der Säle der Kurhäuser von Peterstal oder im Freien gehalten hat. Sie ist bald nach seiner Rückkehr nach Straßburg, noch im gleichen Jahr (die Vorrede datiert vom 10. August 1650) unter dem Titel ‚Frieden Schall im Peters Thal‘ von dem Straßburger Verleger Johann Philipp Mülbe – dem Verleger von Moscheroschs ‚Geschichten‘ – gedruckt worden.⁴ Obgleich sie schon gelegentlich Gegenstand religionshistorischer Betrachtungen war, wenden wir uns ihr erneut zu, da die Druckfassung – unter bisher unbeachteten sozialhistorischen Gesichtspunkten – Einblick in die Schichtung der zuhörenden Kurgäste gibt und der Predigttext politische Stellungnahmen des Straßburger Geistlichen enthält.⁵

Der Festprediger, Johann Georg Dorsche (1597–1659) war einer der renommiertesten Professoren der Universität Straßburg.⁶ Er war schon 1627 auf einen der drei Lehrstühle für Theologie berufen worden, hatte sich durch häufige exegetische und dogmatische Schriften hervorgetan und scheute auch die Auseinandersetzung mit Calvinisten und Katholiken in Druckschriften nicht. Eines seiner speziellen Themen war Moral und Lebensführung der Studenten. Er gehörte zu der weit über Straßburg hinaus bekannten ‚johanneischen Trias‘, den Vertretern der lutherischen Theologie in Straßburg, und war dem Lebensalter nach der mittlere zwischen dem Präsidenten des Kirchenkonvents Johann Schmidt (1594–1658) und Johann Konrad Dannhauer (1603–1666), dem Lehrer Philipp Jakob Speners.⁷ Im Spannungsfeld zwischen Schmidt und Dannhauer stand er auf der Seite Schmidts, unterstützte dessen Maßnahmen zur Reform des Gemeindelebens und der Kirchengzucht im Sinn der Reformorthodoxie und verfaßte gemeinsam Schriften mit ihm. Für seine religiöse Ausrichtung charakteristisch sind seine Anmerkungen zu einer Ausgabe des ‚Wahren Christentums‘ von Johann Arndt – gegen dessen Erbauungsbuch Dannhauer polemisierte.⁸

Dorsche bestieg nicht nur aus eigenem Antrieb den Predigtstuhl in Peterstal. Der Magistrat Straßburgs hatte für den 30. Juli 1650, das Datum der Predigt, angeordnet, daß in allen Kirchen Straßburgs Dankgottesdienste für den verliehenen Frieden stattfinden sollten. So hielten der Kirchenpräses Schmidt und Professor Dannhauer an diesem Tag im Straßburger Münster je eine Festpredigt.⁹ Johann Georg Dorsche, der zu dieser Zeit in Peterstal war, wohl selbst kurte, sah sich veranlaßt, seinerseits zu den Feierlichkeiten beizutragen und versammelte die Badegäste um sich, „weil es die theils erst angetretene / theils noch nicht vollbrachte Cur nicht zulassen wollte“, den Festgottesdiensten in Straßburg selbst beizuwohnen. „Haben uns erin-



*Johann Georg Dorsche nach
einem Stich von Aubry*

ner / daß zu einer Kirchen nicht eben Mawren und Holtz vonnöthen / sondern ein jeglicher ort / da man im Namen des HERren JESu zusammen kommet / könne dem HERren geheiligt werden.“¹⁰ Dorsche war genötigt zu improvisieren, wohl im Freien, und ohne Zuhilfenahme seiner Bibliothek und „Werckstatt“, wie er hervorhebt. Und da die Straßburger Prediger offenbar genau aufeinander achteten, fügte er hinzu, er wolle mit den anderen Friedenspredigern nicht konkurrieren, die „in allen bequämlichkeiten sich befunden“ haben. Immerhin, das macht seine Predigt deutlich, muß ihm zur Lutherbibel auch eine Konkordanz in St. Peterstal zur Verfügung gestanden haben. Das zeigen die zahlreichen Belege zu bestimmten Stichwörtern. Doch davon später.

Das Datum 1650 mag erstaunen, wurde doch der Friede von Münster am 24. Oktober 1648 geschlossen und ging doch die Fama von diesem heißersehten Frieden im Lauffeuer durch die deutschen Länder. Doch mit dem Feiern war man überall zurückhaltend. Zwar wurden in den sieben Kirchen Straßburgs damals, zwei Jahre früher, in der Tat Dankgottesdienste gehalten, doch in bescheidenerem Rahmen.¹¹ Man traute dem Frieden nicht, nannte ihn einen „Friedlosen Frieden“. Die Vertragsklauseln von Münster hatten viele Fragen offen gelassen. Fremde Truppen saßen noch überall im Land und erpreßten Materiallieferungen und Zahlungen. Die Krone Schwedens verlangte die horrenden Summe von fünf Millionen

Reichstalern als Restitutionszahlungen für die geleistete Militärhilfe von den lutherischen Ständen. Und schon zeichneten sich im Reich neue Konflikte ab, die womöglich militärisch entschieden werden sollten.

In Nürnberg tagte ab Mai 1649 unter Beteiligung kaiserlicher und schwedischer Delegationen der ‚Friedensexekutionsausschuß‘, dem aufgetragen war, die noch strittigen Fragen zu regeln. Dort, in Nürnberg, kam es im Vorgriff auf friedliche Vereinbarungen dann auch schon 1649 zu größeren Friedensfesten.¹² Am 26. Juni 1650 war der Nürnberger Konvent beendet. Jetzt erst feierte man in den größeren Städten des Reiches, besonders in den Freien Reichsstädten, mit Friedensfesten und Dankpredigten.

II Das Straßburger Publikum in Peterstal

Die Vorliebe der Straßburger für die Renchtalbäder Griesbach und Peterstal war seit der Entdeckung deren Sauerquellen im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts zu bemerken. Dafür war sowohl die geographische Nähe – das „untere Bad“ Peterstal ist nicht viel mehr als fünfzig Kilometer von Straßburg entfernt – als auch der politische Status des Renchtals maßgebend. Es gehörte seit dem frühen Mittelalter zum rechtsrheinischen Besitz der Bischöfe von Straßburg. Als nach den Wirren des sogenannten Bischofskriegs 1592 bis 1604 das Renchtal als Pfandlehen an das württembergische Herzogshaus fiel, waren die Verhältnisse in den Bädern für die Straßburger noch günstiger. Man war nun auf dem Boden der gleichen Konfession, der lutherischen. Die Badeordnungen verboten es allerdings in der Folge, daß Gäste über konfessionspolitische Fragen diskutierten.¹³ Solche Einschränkungen waren in den Kriegszeiten ab 1618 sicher geboten. Denn auch während des Krieges, dafür gibt es mancherlei Indizien, waren die Bäder besucht, sicher nicht in gleichmäßiger Frequenz, aber doch immer wieder in Jahren, in denen die Kriegsheere weitab standen. So war Professor Dannhauer im Jahr 1640 zur Kur in Peterstal.¹⁴ Einzelne Straßburger Patrizierinnen bedingten sich im Ehevertrag das Kuren in den Renchtalbädern aus.

Die jeweiligen Landesherren achteten sorgsam auf den Zustand und Ausbau der Bäder, auf die Badeordnungen und eine friedliche Atmosphäre. So beauftragte Bischof Johann von Manderscheid 1579 schon den Leibarzt des Bischofs von Speyer, Jakob Tabernaemontanus (Theodor), der in Straßburg sein Studium absolviert hatte, mit einer Untersuchung der Heilquellen.¹⁵ Dessen Bericht ging in die Schrift ‚New Wasserschatz, d. i. von den heylsamen Metallischen Mineralbädern und Wassern; sonderlich aber von den newerfundenen Sauerbrunnen zu Langenschwalbach, und zu Petersthal und Griesbach‘, Frankfurt 1581, ein. Er kam zu dem Befund, daß die Peterstaler Wasser zur Heilung von Schwindsucht, Verstopfung und Podagra (Gicht) besonders geeignet seien. Podagra, das war die oft be-

schworene Modekrankheit der reichen Prasser, der dann später Moscherosch ein eigenes Kapitel seiner ‚Gesichte Philanders von Sittewalt‘ widmete. Auch unter diesem Aspekt war der Kurort und waren die Kurenden für Moscherosch von Interesse. Zur Zeit des Tabernaemontanus wurden die Badgebäude erweitert, so daß sie achtzig Baderäume aufnehmen konnten.

Herzog Friedrich von Württemberg erließ schon bald nach Antritt seines Regiments im Renchtal im Jahr 1605 die erste Badeordnung. Sein Nachfolger Johann Friedrich besuchte auf seinen Fahrten von Freudenstadt über den Kniebis durch das Renchtal und über Straßburg in das württembergische Mömpelgart öfters die Bäder. Herzog Eberhard III. regelte 1639, inmitten des Krieges, durch eine Rechtsverordnung („Burgfrieden“) das soziale Zusammenleben in den Bädern.¹⁶

Es waren immer wieder Straßburger Kaufleute, welche die Bäder aufkauften und auf eigene Rechnung betrieben. Unter Johann von Mandercheid, in der Anfangsphase des Kurbetriebs, war dies Thomas Odino, von dem ihn Elias Goll, aus einer verzweigten Kolmarer und Straßburger Familie, übernahm.¹⁷ Unter seiner Regie stellte sich das Badeleben so dar, wie es Moscherosch und Grimmelshausen vor Augen hatten.

Unter solchen Vorzeichen kann es nicht mehr erstaunen, daß sich zur Friedenspredigt des Straßburger Geistlichen im Jahr 1650 vor allem Straßburger Gäste versammelten und zwar solche, die dem Patriziat der Stadt zugehörten. Wir haben den seltenen Fall einer Predigt des 17. Jahrhunderts, die in der Widmungszuschrift zwar wohl nicht alle, aber doch annähernd zwanzig der Zuhörer namentlich benennt, in einer Weise, welche in der Reihenfolge der Auflistung, in den Titulaturen, die soziale Rangordnung differenziert erkennen läßt. Die Gemeinschaft der Kurgäste sollte in der Druckschrift zwar wieder in Erinnerung gerufen werden – das ist wohl der Zweck dieser Liste – doch waren die sozialen Differenzen während der Kur nicht aufgehoben.

Gewidmet ist die gedruckte Predigt – wir beginnen mit dem Ranghöchsten unter den Badegästen – Christian von Birkenfeld (1598–1654), dem legendären General der schwedischen Armee, dem Sieger von Pfaffenhofen 1633, der seit 1640 zurückgezogen in seiner Residenz Bischweiler im Elsaß lebte, von wo er leicht die Renchtalbäder erreichen konnte.¹⁸

Unter den Bürgerlichen stehen die den Straßburger Magistratsbehörden Angehörigen voran, welche die Titulatur „Edle / Ehrenveste / Fromme / Fürsichtige und hochfeste“ beanspruchen konnten. Sie folgen nach Rang und Bedeutung der Ratsgremien, zuerst die Dreizehner Balthasar Bischoff, „alten Ammeister“,¹⁹ Johann Sebastian Zeisolff²⁰ und Martin Andreas König. Nach ihnen ein Fünfzehner Caspar Pfitzer und ein Eindundzwanziger Albrecht Wesner.²¹ Es schließen städtische Beamte an: Blasius von Mülheim, „Stadtmajor“ (der Adel hat unter dem Aspekt der Ordnung des Stadtreiments kein Vorrecht auf einen besseren Platz),²² Daniel Imlin,

JOHANN GEORGI DORSCHEN
 der h. Schrift D. Professoren
 vnd Predigers bey der Universität
 Straßburg/

Frieden Schall

Im

Peters Thal/

Denen bey der Saurbrunnencur da-
 selbst versambleten Fürstlichen / Hochadelichen/
 Hochherzlichen / Hochansehnlichen / vnterschiedener
 Stätte vnd Dre Regiments vnd Raths-personen/rc.
 auch anderer Göttergebenen Herzen

Auß dem Propheten Amos cap. 7. v. 4. 5. 6.
 den 30. Julij / Anno 1650.

Auff begehren fürgetragen vnd in
 truck verfertigt.



Straßburg/

Verlegt durch Johann Philipp Mülben/
 vnd Josias Stadel.

—o—

Dem Durchleuchtigen vnd Hochgebohrnen
Fürsten vnd Herren/

Herren **CHRISTIAN**/
Pfalzgraffen bey Rhein/ Herzogen in
Bayern/ Graffen zu Weldenß vnd Spenheim/ıc.
Meinem gnädigen Fürsten vnd Herren:

Wie auch

Der Durchleuchtigen vnd Hochgeborenen
Fürstin vnd Frauen/

Frauen **Mariae Johanae** / Pfalzgrä-
fin bey Rhein/ Herzogin in Bayern/ Gräfin zu Wels-
denß vnd Spenheim/ıc. geborner Gräfin zu Hesse-
stein/ vnd Frauen zu Sündelungen/ıc.
Meiner gnädigen Fürstin vnd Frauen:

Vnd dann

Deren Durchleuchtigen vnd Hochgeborenen
Fürstinnen vnd Fräwlin

Fräwlin **Louysæ Sophiae** vnd
Fräwlin **Annae Magdalena**
Pfalzgräffin bey Rhein/ Herzoginnen in Bayern/
Gräfinnen zu Weldenß vnd Spenheim/ıc.
Meinen gnädigen Fürstinnen vnd Fräwlin.

So dann
 Denen Edlen/ Ehrenvesten/ Frommen/ Für-
 sichtigen vnd hochweisen
 Herren Balchasar Bischoff/ Allen Ammeister.
 Herren Johann Sebastian Zeisolfen/ Dreysh.
 Herren Martin Andres Königen/ Jnem.
 Herrn Caspar Pfingern/ Fünffzchnern.
 Herrn Albrecht Westneren/ Ein- vnd Zwanziger.
 Dem WolEdlgebohrnen Gestr. vnd Mann Wesen
 Junckern Blasio von Mälleinheim/ Stat Major.
 Denen Edlen/ Ehrenvesten/ Hochachtbaren vnd Hochgelehrten
 Herrn Daniel Immlin/ J.C. Rast vnd Advocaten.
 Herrn Melchior Erharden/ J. V. D. Procuratori
 vnd Advocaten bey einem ehrsamten kleinen Rath vñ Camer Gericht.
 Herrn Joh. Küffer/ der Arznei D. vnd vnderscheid-
 siche Fürsten vnd Herren Leibmedico.
 Herrn Josia Riehlen/ Jur. Vr. Doctoren do, Actua-
 tio vnd Referendario eines löblichen Stadtgerichts.
 Herrn Ernst Heusen/ beyder Statt Cansley gehei-
 men Secretario.
 Denen Ehrenvesten vnd Wolweisen
 Herrn Christmann Röderer/ eins Ehrsam. Gr. Raths
 Besizerem.
 Herrn Joh. Christian Mercklin/ Alt. Or. Rathsperr.
 Meinen heben Vattern/ grossen Freunden/ auch respektiv
 hochgeehrten Schwägern/
 Sambt dero liebsten Angehörigen / allen auß Straß-
 burg damals im Petersthal Versammelten.

Wie auch
 Denen Hochädeltgebohrnen / Gestrungen
 vnd Wesen/
 Juncker Meylach von Dörtlingen/ ic.
 Juncker Johann Seiderich von Dietzhaim/ Rit-
 meister.
 Vnd dann
 Dem WolEdlen Gestrungen vnd Wesen
 Herrn Jeremias Jacob Stenglin / Hochfürstl.
 löng-Billichem Rath vnd Statthalter der Graffschafft Neuen-
 burg/ ic.
 Herrn Johann Heinrich Gollen/ Fünffzchnern Bür-
 gern vnd alten Rathsverwandten in Colmar,
 Meinen großmüthigen Hochgeehrten
 Junden vnd Herren/
 Allen bey dem Frideschall im Petersthal andächt-
 ing erschienenen
 Zuhörern
 Gottes Gnade vnd Friede / In Christo
 Jesu dem Fridesfürsten.
 Durch

juristischer Rat und Advokat,²³ Melchior Erhard, Doktor beider Rechte, Prokurator und Advokat beim Kleinen Rat.²⁴ Dann Johann Küffer, „Doktor der Arznei und unterschiedlicher Fürsten und Herren Leibmedikus“ (auch Stadtarzt),²⁵ Josia Riehl, Aktuar und Referendar beim Stadtgericht, Ernst Heus, Sekretär bei der Stadtkanzlei.²⁶

Deutlich abgesetzt von diesen und nur mit den Titeln „Ehrenveste und Wolweise“ bedacht zwei Mitglieder des Straßburger Großen Rats: Christmann Röderer²⁷ und Johann Christian Merklin. Soweit die Straßburger Gäste, zumeist gesetzte, ehrwürdige Persönlichkeiten. Es folgen noch zwei auswärtige Adlige und zwei fremde Magistratspersonen, darunter Johann Heinrich Goll, ein Kolmarer Verwandter des Eigentümers der Bäder.

Die Liste führt Personen an – das macht sie interessant – deren Lebenssphäre sich in mannigfacher Weise mit dem Leben Moscheroschs und Grimmelshausens berührte. Um mit der bekanntesten zu beginnen: Dr. Johann Küffer der Jüngere ist der spätere Dienstherr Grimmelshausen auf der Ullenburg bei Oberkirch in den Jahren 1662 bis 1665, der an den meisten Höfen Südwestdeutschlands bekannte vornehme Arzt.²⁸ Als Stadtarzt Straßburgs führte er den Titel Excellenz. Der aus dem Kolmarer Geschlecht der Goll(en) stammende Johann Heinrich Goll dürfte ein Verwandter nicht nur des Badbesizers, auch jenes Elias Goll sein, der als bischöflicher Schultheiß des Amtes Renchen der Vorgänger Grimmelshausens war.²⁹ Auch Moscherosch, zu dieser Zeit Fiskal (Frevelvogt) des Zuchtgerichts in Straßburg, hatte Freunde unter den Badgästen. Melchior

Erhard (1607–1664) dürfte überhaupt sein bester Freund in der Straßburger Zeit gewesen sein. Erhard war poetisch begabt und nahm mit Epicedien an Todesfällen in Moscheroschs Familie Anteil. Moscherosch widmete ihm das Gesicht ‚Weiber=Lob‘ und das umfängliche Propemptikon ‚Melanders Abscheid und Philanders Glückwünschung‘ bei Erhards Wegzug von Straßburg nach Augsburg, wo er, im Jahr 1651, das Amt des Ratskonsulenten antrat. Auch die juristischen Kollegen Daniel Imlin und Ernst Heus waren Moscherosch schon von Amts wegen, aber auch aus geistlicher Verbundenheit in der Gesinnung der Reformbestrebungen der Kirchenleitung, gut bekannt. Einem Sohn Imlins widmete er 1652 ein Leichengedicht. Bei dem Tod der Ehefrau des Ernst Heus bekundete er in gleicher Weise sein Beileid.³⁰

Man darf davon ausgehen, daß von den Badewochen in Peterstal nach der Rückkehr ins heimische Straßburg noch erzählt wurde. Spuren solcher Erzählungen werden wohl in die Darstellungen Moscheroschs und Grimelshausens eingegangen sein.

III Die Friedenspredigt

Dorsches Predigt, wir sagten es schon, ist von anderer Tonart als die Erzählungen vom Leben im Sauerbrunnen in den satirischen und „simplicianischen“ Schriften. Dorsche zieht von Beginn an, in der ‚Vorrede‘ an Christian von Birkenfeld, die Register einer Bußpredigt von gewichtigem Ernst. Er beginnt mit einem weit ausholenden Vergleich des Dreißigjährigen Krieges mit der siebzigjährigen Bedrängnis des Volkes Israel durch die assyrischen und die nachfolgenden neubabylonischen Herrscher, unter anderen Nebukadnezar, zwischen ca. 650 v. Chr. und 590 v. Chr., der Zeit der Zerstörung Jerusalems und der Wegführung der Israeliten in die babylonische Gefangenschaft. Eine solche Technik der Parallelisierung aktueller historischer Ereignisse mit alttestamentarischen Berichten war bei lutherischen Predigern gang und gäbe. Auch Schmidt und Dannhauer bemühten in ihren Friedenspredigten solche altjüdischen Exempel.³¹

Dabei geht es Dorsche um die Frage, in welcher Weise das jüdische Volk nach den Berichten des Jeremia in seinen Drangsalen den Frieden herbeigeseht hat. In seinem ausgeprägten Hang zur logischen Systematisierung unterscheidet Dorsche im wesentlichen vier idealtypische Haltungen:

- 1) Solche Juden, die leichtgläubig sich falschen Hoffnungen auf einen nahen Frieden hingegeben haben, darunter auch Propheten und Priester, unter Berufung auf Jeremia 4,10: „Ach Herr / Herr / du hast diesem Volck und Jerusalem weit fehlen lassen / da sie sagten / Es wird Friede bei euch / so doch das Schwert biß an die Seele reichet“ („vani promissores“)

- 2) Solche Juden, die in der Kriegsnot nach dem Frieden geseufzt und Gott um ihn gebeten haben.
- 3) „Rechte Propheten“, die von Israel Buße und Umkehr forderten, als eine Voraussetzung dafür, daß Gott Frieden gewähre.
- 4) Die Unbußfertigen, die in falscher Sicherheit Gottes Zorn und Verdammung anheim fielen.

Im Predigtteil der Applikation (S. 5 ff.) vergleicht Dorsche damit innerhalb seines Zeitalters:

- 1) Die falschen Propheten, die durch astrologische Studien aus der Konstellation der Gestirne und aus naometrischen Berechnungen aus den Voraussagen der Apokalypse von baldiger „guldener Zeit und stoltzem Frieden grosse Verheissungen gethan.“
- 2) Fromme Zeitgenossen, die in ihren Nöten das Vaterunser und „Verleih uns Frieden“ angestimmt und „sich für dem Thron Gottes mit tieffer Demut geweltzet haben.“
- 3) „Veri Doctores, Warhafftige eyfrige Lehrer, die nach der Regel vom Frieden“ gepredigt haben. „Nach der Regel“ – das heißt, die den Zusammenhang zwischen Sünde, Reue, Buße und Gottes Erbarmen in der rechten Weise dargestellt haben. Hier wird Dorsche nicht zuletzt an seine Kollegen Schmidt und Dannhauer denken, die in nicht enden wollenden Bußpredigten unter solch schreckenden Titeln wie ‚Die hauende Axt Gottes Zorn‘ (Schmidt 1638) während des Krieges die Straßburger zur Umkehr gemahnt hatten.
- 4) „Der große Haufe der Unbußfertigen“, der einerseits meinte, es helfe ohnehin kein Beten, andererseits im Krieg seinen Profit gesucht hat „mit gegetzet, / geschwelget / geraubet / vervortheilet“.

Die Zeit seit dem Friedensschluß im Oktober 1648 sei eine solche ängstlichen Bangens gewesen. „Wann wir die Jahr nacheinander hinfließen sehen / und befunden / das / was auff dem Papier gestanden / noch nicht im Werck unnd Land dastehe / wann wir die langwirigen executionsHandlungen betrachtet / haben wir immer sorg getragen / es werde unser hoffnung in brunnen fallen.“³²

Auffällig an dieser weitschweifenden Vorrede – es ist eine Predigt für sich – scheint mir, daß sich die Applikation auf die Haltungen der Menschen in den zurückliegenden Kriegsjahren in einer gewissen abstrakten Höhe hält. Irgendeinen Bezug zum Adressaten der Widmungsvorrede, zu Christian von Birkenfeld, stellt Dorsche nicht her. Andere Prediger, zum Beispiel Johann Schmidt in seiner Leichenpredigt auf Otto Ludwig, Wild- und Rheingraf, Befehlshaber der schwedischen Truppen am Oberrhein, bei dessen Begräbnis 1635, hatten den Mut, auch im Tadeln des Verstorbenen deutlicher zu werden.³³

Dem Predigttext selbst liegt Amos 7:4–6 zugrunde: „Der Herr zeigte mir ein Gesicht, und siehe, der Herr Herr rief dem Feuer, damit zu strafen: das verzehrte die große Tiefe und fraß das Ackerland. Da sprach ich: Ach Herr Herr laß ab! Wer will Jakob wieder aufhelfen? denn er ist ja gering. Da reute den Herrn das auch, und der Herr Herr sprach: Es soll auch nicht geschehen.“ – Im Gegensatz zum Predigttext der „Vorrede“ nun ein trostreiches Bibelwort.³⁴ Dorsche interpretiert es schulgerecht in einem exegetischen Verfahren, das in systematischer Akribie die semantischen und symbolischen Komponenten der Begriffe, auch in ihren lateinischen Entsprechungen, auseinander legt. So werden für den Begriff ‚Feuer‘ alle Belegstellen der Bibel für seine Verwendung in realer und metaphorischer Bedeutung herangezogen.

Als zentrale Ideen über den Friedensschluß 1648 schälen sich heraus:

Immer noch beherrscht der Glaubensartikel von Gottes Weltregiment (*providentia generalis*) das Verständnis aller politischen Vorgänge. Nicht diplomatisches Geschick der Unterhändler, nicht rationale Einsicht in realpolitische Bedingungen haben das Friedenswerk zustande gebracht, sondern Gott, der die Kriegsmächte gelenkt und zum rechten Zeitpunkt rettende „Helden erweckt“ habe. Das orthodoxe Verständnis der Geschichte als Heilsgeschichte ist bei Dorsche ungebrochen. In seiner Unterscheidung „zwischen dem urtheil vom Frieden / der Kinder der Finsternuß und zwischen dem urtheil vom Frieden der Kinder des Liechts“ verurteilt er diejenigen „die geistlich schlafen, aber auch die sich freuen *pacis à consiliis derivatae* / der aus Menschlichen Rathschlagen / und scharfssinnigen erfindungen geschlossen. Mit welchen Gottes Barmhertzigkeit und Weißheit nichts zu schicken noch zuschaffen.“³⁵

Zum anderen polemisiert Dorsche gegen jene Klauseln des Friedensinstruments, die landesherrlichen Untertanen die Freiheit der Religionsausübung garantieren, auch wenn der Landesherr die Konfession wechselt. Den „Kinder des Liechts gefalle“ . . . kein Frieden / der der wahren Religion schädlich und nachtheilig ist“.³⁶ Dorsche nimmt hier die Haltung jener lutherischen Kirchenoberen ein, welche die Wiederherstellung des Prinzips der Entscheidungsgewalt des Landesherrn über die Konfession seiner Untertanen, wie sie im Augsburger Religionsfrieden formuliert worden war (*cuius regio ejus religio*), lieber gesehen hätten als die Lockerung des Bandes zwischen Landesherrschaft und Konfession.³⁷

Auch in diesem Punkt wurde zum Beispiel Johann Konrad Dannhauer in seiner Friedenspredigt weitaus deutlicher. Er fand heftige Worte gegen die „Vermischung der Religionen“. „Der syncretismus und Mischmasch der Religion / der Christliche alcoran von der Heidelbergischen Friedenspfeiffen intonirt und angestimmt / liegt schon für augen . . .“ Er meinte wohl die naturrechtlich begründete Toleranzpolitik des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz, die ihm ein Gräuel war.³⁸

Man darf bei einem solchen Vergleich der Predigten Dorsches und Dannhauers allerdings nicht den Ort vergessen, an dem Dorsche auf die Kanzel stieg. Er sprach auf fremdem, württembergischem Boden und vor einem Fürsten, dessen Gesinnungen er vielleicht nicht kannte.

Gern wüßte man, wie der vielgereiste und kriegserfahrene Pfalzgraf Christian von Birkenfeld und so erfahrene Diplomaten wie Daniel Imlin, der die Interessen Straßburgs auf mehreren Kongressen vertreten hatte, auf das von Dorsche vorgetragene Geschichtsverständnis reagiert haben. Noch hielt die lutherische Orthodoxie am strengen heilsgeschichtlichen Konzept, in Anbetracht des nach Meinung der Straßburger Theologen bevorstehenden Weltendes fest, doch die Vorhuten eines säkularisierten Geschichtsverständnisses, die Anhänger Machiavellis, der Ratio-Status-Lehren und des Naturrechts regten sich schon kräftig. Daniel Imlin, aber auch andere Magistratspersonen unter den Zuhörern werden davon gewußt haben.

Anmerkungen

- 1 Ich habe die folgenden jüngeren Bücher und Schriften zur Geschichte der Renchtalbäder dankbar benutzt:
Zentner, Josef: Das Renchthal und seine Bäder Griesbach, Petersthal, Antogast, Freiersbach und Sulzbach. Karlsruhe 1839
Gerke, Otto: Die Bäder Mittelbadens in alter und neuer Zeit. In: Badische Heimat 22 (1935), 158–164
Lederle, Alfred: Bad Griesbach und seine Besitzer im 17. und 18. Jahrhundert. In: Die Ortenau 30 (1950), 142–154
Geierhaas, Emil: Badeleben anno dazumal im Sauerbrunnen. In: Die Ortenau 56 (1976), 194–200
Huber, Bernhard: 400 Jahre Kur in Bad Petersal-Griesbach. In: Die Ortenau 66 (1986), 467–480
- 2 Moscherosch, Johann Michael: Visiones de Don Quevedo. Wunderliche und Wahrhaftige Gesichte Philanders von Sittewalt. Hildesheim, New York 1974 (Nachdruck der Ausgabe 162). Bd. I, 178–287. Grimmelshausen: Der Abentheuerliche Simplicissimus Teutsch, hrsg. v. Rolf Tarot, 2. Aufl. Tübingen 1984, 391–397. Grimmelshausen: Rathstübel Plutonis, hrsg. v. Wolfgang Bender. Tübingen 1975
- 3 Könnecke, Gustav: Quellen und Forschungen zur Lebensgeschichte Grimmelshausens. Hildesheim, New York 1977 (Nachdruck der Ausgabe Weimar 1926), s. das Lemma Griesbach Bd. II, 351. Leider fehlt das Lemma Peterstal
- 4 Dorsche, Johann Georg: . . . Frieden Schall im Peters Thal . . . Straßburg o. J. 1650. Ich benutzte das Exemplar in der Bibliothèque Nationale et Universitaire Strasbourg M 105, 347, 4°, 56 S. (S. die Reproduktion des Titelblatts S. 180)
- 5 Mit der Predigt befaßten sich: Wilhelm Horning: Dr. Johann Dorsch 1886, 182–190. Winfried Zeller: Der Protestantismus des 17. Jahrhunderts. Bremen 1962, 248–260. Johann Wallmann: Die Eigenart der Straßburgischen Orthodoxie im 17. Jahrhundert. In: Ders.: Theologie und Frömmigkeit im Zeitalter des Barock. Tübingen 1995, 87–104
- 6 Zur Biographie: Nouveau Dictionnaire de Biographie alsacienne (im folgenden = NDBA) Nr. 8, 690. In jüngerer Zeit hält man die Namensform ‚Dorsche‘ für korrekter als ‚Dorsch‘.

- 7 Zu Schmidt: NDBA 33, 3474-3475. Zu Dannhauer: NDBA Nr. 7, 576-577
- 8 Ich habe die kirchliche Reformbewegung in Straßburg dargestellt in Wilhelm Kühlmann, Walter E. Schäfer: Frühbarocke Stadtkultur am Oberrhein. Studien zum literarischen Werdegang J. M. Moscheroschs. Berlin 1983, 130-160. Neuerdings Johann Wallmann (wie Anm. 5)
- 9 Schmidt, Johann: Christliche Danck=Predigt. Straßburg o. J. [1650] (BNU M 105, 347). Johann Conrad Dannhauer: Christliche Friedens=Danck=Predigt. Straßburg o. J. 1650 (im gleichen Sammelband BNU M 105, 347)
- 10 Frieden Schall im Peters Thal (wie Anm. 4), 8
- 11 Reuss, Rodolphe: Histoire de Strasbourg depuis ses origines jusqu'à nos jours. Paris 1922, 231
- 12 Die Festlichkeiten in Nürnberg sind beschrieben von Hartmut Laufhütte: Das Friedensfest in Nürnberg 1650. In: 1648. Krieg und Frieden in Europa. Hrsg. v. Klaus Bußmann und Heinz Schilling, Textband II, Münster/Osnabrück 1998, 347-358. Einen vollständigen Überblick über alle auf dem Boden des Reiches stattgefundenen Friedensfeste und deren zeitliche Abfolge gibt Claire Gantet: Friedensfeste aus Anlaß des Westfälischen Friedens in den süddeutschen Städten und die Erinnerung an den Dreißigjährigen Krieg. In: 1648. Krieg und Frieden in Europa (wie oben), Textband II, 649-656. Über die lutherischen Friedenspredigten informiert Thomas Kaufmann: Lutherische Predigt im Krieg und zum Friedensschluß. In: 1648. Krieg und Frieden in Europa (wie oben), 245-250. S. auch Wolfgang Sommer: Die Friedenspredigten Johann Michael Dilherr. In: Morgen-Glanz. Zeitschrift der Christian Knorr von Rosenroth-Gesellschaft 9/1999, 219-242
- 13 Huber, Bernhard: 400 Jahre (wie Anm. 1), 469
- 14 Horning, Wilhelm: Dr. Johann Dorsch (wie Anm. 4), 172. S. auch Bernhard Huber: 400 Jahre (wie Anm. 1), 469
- 15 Lederle, Alfred: Bad Griesbach (wie Anm. 1), 143. Emil Geierhaas: Badeleben (wie Anm. 1), 195. Bernhard Huber: 400 Jahre (wie Anm. 1), 467. Zu Tabernaemontanus (Jakob Theodor): Killy, Walther (Hg.): Literatur Lexikon Bd. 11, München 1991, 328-329 (mit Literaturangaben)
- 16 Geierhaas, Emil: Badeleben (wie Anm. 1), 196. Bernhard Huber: 400 Jahre (wie Anm. 1), 467. Umfassend über die Regierungstätigkeit der württembergischen Herzöge im Renchtal die hervorragende Darstellung von Hans-Martin Pillin: Oberkirch. Die Geschichte der Stadt von den Anfängen bis zum Jahre 1803. Lahr o. J., 56-77
- 17 Lederle, Alfred: Bad Griesbach (wie Anm. 1), 144. Einen Überblick über die Kolmarer und Straßburger Familien Goll geben Jean Marie Schmitt und Christian Wolff. In: NDBA 13, 1239-1243. Elias Goll hier S. 1243. Jean-Pierre Kintz: La société strasbourgeoise 1560-1650. Strasbourg o. J. [1984], 435
- 18 NDBA nr. 3, 231. Er war mit seiner zweiten Gattin Maria Johanna, aus dem Geschlecht der Grafen von Helfenstein, und zwei Töchtern in St. Peterstal
- 19 NDBA nr. 3, 236. Johann Dorsch hielt ihm bei seinem Tod ein Jahr später, 1651, die Leichenpredigt
- 20 Bopp, Monika: Die ‚Tannengesellschaft‘: Studien zu einer Straßburger Sprachgesellschaft von 1633 bis um 1670. Frankfurt am Main 1998, 409, Nr. 181. Ich verweise ausdrücklich auf dieses in Straßburg bisher kaum zur Kenntnis genommene Register Straßburger Persönlichkeiten in der Mitte des 17. Jahrhunderts. Es erschien in der von Wolfgang Harms herausgegebenen Reihe ‚Mikrokosmos‘ als Band 49
- 21 Bopp, Monika: Die ‚Tannengesellschaft‘ (wie Anm. 20), 423, Nr. 348, und 436, Nr. 498
- 22 Zur Familie von Müllenheim NDBA 27, 2737

- 23 NDBA 18, 1739. Cramer: Heilbronner Familien. In: Jahres-Bericht des Königlichen Karls-Gymnasiums in Heilbronn 1903. Heilbronn 1908, 29. W. E. Schäfer: Johann Michael Moscherosch. Staatsmann, Satiriker und Pädagoge im Barockzeitalter. München 1982, 154, 218 (zur religiösen Haltung)
- 24 Kühlmann, Wilhelm, Schäfer, W. E.: Frühbarocke Stadtkultur (wie Anm. 8), 92. W. E. Schäfer: Moral und Satire. Konturen oberrheinischer Literatur des 17. Jahrhunderts. Tübingen 1992, 151–154, 177–178. Der NDBA hat von dieser einige Zeit in Straßburg einflußreichen Persönlichkeit keine Notiz genommen.
- 25 NDBA 22, 1228
- 26 Bopp, Monika: Die ‚Tannengesellschaft‘ 411, Nr. 197
- 27 NDBA 32, 3256
- 28 Schäfer, W. E.: Dr. Johann Küffer (1614–1674). Prototyp der sozial aufsteigenden Akademikerschicht des 17. Jahrhunderts. In: Die Ortenau 71 (1992), 124–133
- 29 Bechtold, Arthur: Grimmelshausen und seine Zeit, 2. Aufl. München 1919, 132–138, 166. Die Stammtafeln der Familien Goll in NDBA 13, 1239–1243 geben auch jetzt noch keine Auskunft über das Verwandtschaftsverhältnis zwischen Elias Goll, dem Badbesitzer, und Elias Goll, Schultheiß in Renchen und Abraham Goll, Schultheiß in Oberkirch
- 30 Übrigens beabsichtigte auch Reinhard von Schauenburg, der Dienstherr Grimmelshausens, zu dieser Zeit eine Badekur anzutreten, war dann aber offenbar verhindert. Vgl. Gustav Könnecke: Quellen (wie Anm. 3), Bd. II, 135
- 31 Wie Anm. 9
- 32 Dorsche: Frieden Schall (wie Anm. 4), 7
- 33 In einer Studie, die demnächst erscheinen wird, habe ich die Stellungnahmen Johann Schmidts zu den Gesinnungen der schwedischen Soldaten und des Verstorbenen untersucht
- 34 Dannhauer J. K. hat seiner Friedenspredigt den gleichen Bibeltext zugrunde gelegt. Man scheint sich darüber abgesprochen zu haben
- 35 Dorsche: Frieden Schall (wie Anm. 4), 11
- 36 Ebd. 17
- 37 Kaufmann, Thomas: Dreißigjähriger Krieg (wie Anm. 12), 248
- 38 Die Auseinandersetzungen Dannhauers mit irenischen Bestrebungen stellt Johannes Wallmann: Straßburgs lutherische Orthodoxie im 17. Jahrhundert. Johann Conrad Dannhauer: Versuch einer Annäherung. In: Revue d'Histoire et de Philosophie religieuses 68 (1988)/1, 55–72 dar. Vgl. auch J. Wallmann: La spécificité de l'orthodoxie luthérienne à Strasbourg: Perspective apocalyptique de la fin des temps et polémique confessionnelle chez Johann Conrad Dannhauer. In: Bulletin de la Société de l'Histoire du Protestantisme Français 136 (1990), 9–27

Der Gengenbacher Stadtbrunnen und sein Ritter*

Eugen Hillenbrand

Wer auch immer nach Gengenbach kommt, – um den Ritter, der mitten auf dem Marktplatz des Städtchens steht, kommt keiner herum, ihn kann keiner übersehen. Seit 1582 behauptet er hier das Feld. Diese Zahl ist auf seinem Sockel eingemeißelt. Längst schon haben die Gengenbacher ihn zu ihrer Symbolfigur erhoben.¹

Zuletzt feierten sie 1982 seinen 400. Geburtstag mit einem prächtigen Ausstellungsspektakulum. Etwa fünfzig bildende Künstler huldigten ihm zu diesem Anlaß in phantasievoller Weise, witzig, verspielt, kritisch, nachdenklich.

Wir Historiker müssen uns diese Phantasie versagen, wenn wir uns auf ein Gespräch mit dem betagten Zeugen einer vergangenen Zeit einlassen



*Marktplatz Gengenbach
mit Ritter*

*Festvortrag zur Jahresversammlung des Historischen Vereins,
17. Okt. 1999 in Gengenbach

wollen. Aber es scheint mir eine lohnende Aufgabe des Historikers und eines Historischen Vereins zu sein, diese Geschichte nachzudenken und einsichtig zu machen. Ich will also Fragen an unsern Ritter stellen: Warum er einen so zentralen Platz im Gemeinwesen Gengenbach einnimmt? Wer ihm zu dieser bemerkenswerten Karriere verholfen hat? Welche Motive seine Sponsoren zu ihrer Aktion veranlaßt haben?

Zum 14. Januar **1581** notierte der Gengenbacher Stadtschreiber im *Contractenprotokollbuch*, das sich im Besitz des hiesigen Stadtarchivs befindet, mit wenigen Worten den Vertrag zwischen *einem Ehrsamem Rath allhie zu Gengenbach* und dem Straßburger Bildhauer Marx Sprenger.² Er sollte *einen Mann uff den Brunnen* stellen. Dafür verpflichtete sich der Rat zur Zahlung von 35 Pfund Straßburger Währung. Zwölf Pfund davon erhielt der Künstler schon gleich als Vorschuß. Bevor dieser *Verding* abgeschlossen wurde, hatte der Rat bereits andere vorbereitende Maßnahmen getroffen.

Er ließ ein Jahr zuvor, **1580**, den Stadtbrunnen komplett erneuern. Auch diese Maßnahme ist im *Contractenprotokollbuch* festgehalten: *Verding der Statt Gengenbach ires brunnen halber*:³

Es hat eine Ehrsamere Rath diser Statt Gengenbach Meister Hans Meyren den Steinmetzen von Lahr den Marcktbrunnen zu hauen, zu machen und ufzurichten nach volgender gestalt und maß verdingt (= unter Vertrag genommen):

Erstlich soll ein Ehrsamere Rath alle die stein, so zu gedachtem brunnen vonnöten sind, uf sein Costen brechen und hauen.

Alsdann soll der steinmetz dise sach laut einer visierung, so er übergeben, hauen und ufsetzen. Nämlich soll der brunnen oben acht kragstein haben und acht seitenstücker, und also in die achteck, als daß die ganz zarg innerhalb 14 werckschuh weit sey, sechs schuh tief.

Er soll auch den Stock bis zu dem mundstück hauen, also auch die aufrecht stehende Säule in der Mitte des Brunnentrogs, welche die Wasserleitung aufnahm und das Wasser über Mundstücke verteilte.

Auch der Lahrer Handwerker erhielt von der Stadt Gengenbach gleich einen Vorschuß in bar.

Damit der Brunnen seinen Zweck erfüllen konnte, schlossen Schultheiß, Meister und Rat am 14. Dezember **1579** eine *nachpürlich-gütliche, grundtliche und ewige Vereinigung und Vergleichung des Marcktbrunnens halber* mit der anderen großen Institution des Ortes, der alten Benediktinerabtei.⁴ Der Vertrag regelt die Nutzung und den Unterhalt der Wasserleitung, die zum Brunnen führt. Er nennt auch gleich den Zweck: Um künftigen Streit wegen des gemeinsam genutzten Marktbrunnens zu vermeiden. Zwei Ausfertigungen sind noch heute im Original erhalten: Das Exemplar des Klosters ist ungewöhnlich groß und feierlich gestaltet, das Exemplar der Stadt etwas kleiner und nicht so sorgfältig geschrieben. Die Urkunde wurde von

dem damaligen Abt des Klosters, Gisbert Agricola, ausgestellt. Auf ihn werde ich später noch genauer eingehen. Zunächst scheint mir nur bemerkenswert, daß der Abt acht Tage vor diesem Vertragsabschluß für die Stadt Gengenbach eine Schuldverschreibung über 1000 Pfund Straßburger Pfennige bei einem Straßburger Bürger übernahm.⁵ Hier waren offensichtlich gemeinsame Interessen im Spiel. Kloster und Stadt bildeten einen Wasser-verbund, der beiden das kostbare Naß aus dem nahen Hüttersbacher Wald sichern sollte.

Schon **1578** hatte der Rat die Leitungsrohre mit großen Kosten saniert. Etwa achthundert *Deuchel* wurden neu verlegt. Sie bestanden aus Föhrenstämmen, deren Kern durchgebohrt worden war. Die Lebensdauer dieses Materials war recht begrenzt, ganz besonders natürlich an den Verbindungsstellen zwischen den einzelnen Stücken, die in der Regel auf etwa drei Meter Länge zugeschnitten waren, also in großer Zahl gebraucht wurden.⁶

Für die Stadt hatte die Wasserleitung einen entscheidenden Nachteil: Sie durchquerte den engeren Klosterbezirk. Der Konflikt war programmiert. In dem umfassenden Vertrag von 1579 hatte man sich vorsorglich schon auf fünf Punkte geeinigt:

1. Die Abtei sicherte sich den ungehinderten Zulauf des Wassers bis in ihren Garten und von dort durch die Klosterküche in den Hof und den Kreuzgang.
2. Der Verteilerkasten, der im Klostergarten gebaut wurde, war nur mit zwei verschiedenen Schlüsseln zu öffnen. Den einen verwahrte das Kloster, den andern die Stadt. Beide Abnehmer konnten also nur gemeinsam etwas daran verändern.
3. Das Holz für Reparatur und Ergänzung der Leitungsröhren mußte das Kloster aus seinem Wald zur Verfügung stellen.
4. Die Zuteilung des Wassers an Stadt und Kloster sollte durch die Anzahl der Röhren im Verhältnis 2:1 geregelt werden.
5. Die Wartung oblag dem städtischen Werkmeister, der auch allein von der Kommune bezahlt wurde.⁷

So weit, so gut. Trotzdem beschwerten sich 15 Jahre später beide Vertragspartner. Das Kloster kritisierte den übermäßigen Holzschlag im Klosterwald, die Bürger beklagten den unerträglichen Wassermangel: *Nu haben eure gnaden im creutzgang ein brunnen mit vier röhren wie auch ein stock mit einem rohr. Sodann auch in der Cuch ein Casten mit einem rohr und hanen. Dagegen haben wir auf dem marckt ein brünnlein oder stock mit einem rohr. Das Kloster verbrauche nicht ein Drittel des Wassers, sondern die Hälfte, dieweil das wasser aus der gemeinen wasserstub viel mehr in denjenigen teuchel gezogen wird und seine lauff nimbt, in welchem vil und*



Ritterschild



Wappen von Abt Gisbert über dem Eingang zur Sakristei 1562

große rohr seindt als in dem andern teuchel, darin kleine oder nit so vil rohr und luffgeber stecken.

Der Streit um das frische Wasser aus dem Hüttersbacher Wald ging ins nächste Jahrhundert und reiht sich nahtlos in das Standardrepertoire der spätmittelalterlichen Geschichte Gengenbachs ein, in der Auseinandersetzungen zwischen der Mönchsgemeinschaft und der Bürgergemeinde zum kommunalen Alltag gehörten. Aber: In den Anfangsjahren unseres Ritters übten sich beide Parteien in konzertierter Aktion und demonstrierten Einigkeit: 1578 Neubau der Wasserleitung; 1579 Nutzungsvertrag dieser Einrichtung; 1580 Neubau des Marktbrunnens; 1581 Auftragsvergabe für den repräsentativen Brunnenstock; 1582 Krönung der neuen Brunnenanlage durch *den Mann uff dem brunnen*.

Seitdem schmückt dieser stattliche Herr in spanischer Ritterrüstung die Mittelsäule des Stadtbrunnens, wenn auch heute nur noch als Kopie; das Original steht wohlbehütet im Museum Haus Löwenberg. Ohne Zweifel stellt er mehr als nur ein Schmuckelement dar. In der Literatur wird er unterschiedlich gedeutet: Kaiser Karl V. (1558 gestorben, 1574 in dem von

seinem Sohn Philipp II. errichteten Escorial bestattet);⁸ oder: Kaiser Maximilian I. (Großvater Karls V., römisch-deutscher Kaiser 1508–1519);⁹ oder: Ein Reichsschultheiß (als Personifikation des Reichsrechts);¹⁰ oder: Eine „Rolandsgestalt“ (als Symbol städtischer Marktgerichtsbarkeit).¹¹ Alle Erklärungen stimmen darin überein, daß die Figur offizieller Bildträger ist und ein Programm verkörpert. Man wird sie wohl allgemein als „Wappener“ betrachten müssen, eben als geharnischten Wappenhalter, wie er im 16. Jahrhundert auf verschiedenen Marktplätzen aufgestellt wurde. Als Beispiele seien hier nur einige Brunnen erwähnt: Bretten (1555), Durlach (1567), Reutlingen (1570), Miltenberg (1570), Freiburg im Üchtl. (1580), Stein a. Rh. (1601).¹²

Bemerkenswert erscheint mir, daß der Gengenbacher Ritter in eine spanische Rüstung gesteckt wurde. Zu der Zeit, in der die Bürger dem Straßburger Bildhauer den Auftrag für den Mann auf dem Brunnen erteilten, stand an der Spitze des Reiches Kaiser **Rudolf II.** (1576–1612), dessen Erziehung außerordentlich stark vom spanischen Hofzeremoniell geprägt war. Er hatte schließlich fast ein ganzes Jahrzehnt dort gelebt, bevor er seinem Vater in der Königs- und Kaiserwürde nachfolgte. Es wäre deshalb nicht abwegig, in der vornehmen Ritterfigur eine Verbeugung gegenüber dem habsburgischen Herrscher zu sehen.

Der appellativische Charakter der Figur kommt vor allem in dem Wappenschild zum Ausdruck, auf den der Ritter seine linke Hand stützt. Die ursprüngliche Bedeutung des *wapen* als Abwehrwaffe hat sich schon seit dem 12. Jahrhundert verändert zum „Zeichen auf der Waffe“; es wandelte die zuerst kriegerische in eine rechtlich-repräsentative Funktion um. Und so hält der Ritter dem Betrachter den Adler als das Zeichen des Reiches entgegen. Dieser Adler trägt zusätzlich einen Herzschild mit dem Gangfisch als Zeichen der Stadt. 1505 hatte Kaiser Maximilian I. dieses Ensemble von Reichsadler und Stadtsymbol den Bürgern Gengenbachs offiziell verliehen.¹³

Es war gewiß kein Zufall, daß Kaiser Rudolf II. den Gengenbachern am 21. August 1582 eine feierliche Urkunde ausstellte und ihnen die alten Rechte und Freiheiten bestätigte.¹⁴ Als Vorlage diente ihm das Privileg Kaiser Karls V. von 1521, das wiederum eine Maximilian-Urkunde von 1496 wörtlich bestätigte.

Rudolfs II. Herrscherwahlspruch lautete: *Es leuchtet des Kaisers Gestirn – Fulget Caesaris astrum*. In diesem Glanze wollten sich auch die Bürger der Reichsstadt Gengenbach sonnen. Weithin sichtbar hält ihr spanischer Ritter mit der rechten Hand eine Urkundenrolle in die Höhe, das Dokument kaiserlicher Nähe und kaiserlichen Schutzes. Reichsadler und Kaiserprivileg öffnen den engen Raum des Kinzigaltstädtchens in die weiten Dimensionen der europäischen Geschichte. Der Kaiser war freilich auch weit weg. Rudolf II. hielt sich meist auf dem Prager Hradschin auf,

wohin er damals die gesamte Reichsverwaltung verlegte. Dort wurde er nach seinem Tode 1612 auch beigesetzt.

Die unmittelbare Herrschaft in der Ortenau übte ein anderer Habsburger aus, Erzherzog **Ferdinand von Tirol**, ein Onkel Rudolfs II.¹⁵ Ihm war 1564 durch einen Teilungsvertrag das Land Tirol mit seinen Vorlanden zugefallen. Bis dahin hatte er meist in Böhmen gelebt, seit 1557 in einer geheimgehaltenen, weil unebenbürtigen Ehe mit der schönen Augsburger Patriziertochter Philippe Welser. 1567 hielt er seinen feierlichen Einzug in der tirolischen Landeshauptstadt Innsbruck, von dort zog er über den Arlberg in die Vorlande, die aus zahlreichen, vielfach getrennten Gebietsteilen in Schwaben bis ins Elsaß hinein zusammengestückelt war.

Bevor Erzherzog Ferdinand zu Huldigungstagen nach Konstanz, Freiburg, Ensisheim und anderen vorderösterreichischen Zentralorten aufbrach, ließ er sich von einem habsburgischen Verwaltungsbeamten eine Beschreibung der Lande anfertigen, die fortan seiner Herrschaft unterstehen sollten. Der Text ist uns in einer Abschrift von 67 Seiten überliefert und befindet sich im Innsbrucker Landesarchiv. Es ist die erste umfassende Bestandsaufnahme der vorderösterreichischen Lande.¹⁶ In unserem Zusammenhang interessiert der Abschnitt über *die ganze landtvogtei Ortnaw, auch die herrschaft sambt dem schloß Ortenberg*. Die einleitende Information dämpft gleich die Erwartungen des neuen Landesherrn: *die gehören dem hochlöblichen haus Österreich mit eigentumblichen zue, sondern sind allein pfandstück vom Römischen Reich*.¹⁷

In knappster Form wird hier ein verfassungsrechtliches Problem dieses Raumes umrissen. Seit dem 13. Jahrhundert wurden die Reste des Reichsgutes im Oberrheingebiet organisatorisch in zwei größeren Verwaltungseinheiten zusammengefaßt, linksrheinisch in der Landvogtei Hagenau, rechtsrheinisch in der Landvogtei Ortenau. An deren Spitze stand jeweils ein Landvogt als königlicher Beamter. Er war in erster Linie zuständig für die königliche Gerichtsbarkeit und für den Einzug der Reichssteuern.

Im 14. und 15. Jahrhundert aber diente sein Amtsbezirk den deutschen Königen meist als finanzielle Manövriermasse und war ständig verpfändet.¹⁸ Pfandnehmer der Ortenau waren zuerst die benachbarten Markgrafen von Baden, ab 1351 der Bischof von Straßburg, der seit 1405 die Pfandschaft mit den Pfalzgrafen teilen mußte. Erst hundert Jahre später zog König Maximilian I. die pfalzgräfliche Hälfte als Kriegsentschädigung wieder ans Reich. Sein Enkel, Kaiser Ferdinand I., löste 1557 auch die bischöflich-straßburgische Hälfte ein. Die Rückkehr zum Reich währte aber gerade mal acht Jahre. Dann übertrug der Kaiser die Landvogtei wiederum seinem Hause, nämlich dem neuen Herrn der vorderösterreichischen Lande, Erzherzog Ferdinand.

Ihm erläuterte der vorhin erwähnte Informant noch genauer: *Zu gemelter landtvogtei Ortnaw gehören die drei stett Offenburg, Gengenbach und*

Zell am Harmersbach, auch das gotzhaus Gengenbach, die seind aber under dem Reich und allein mit gewissen punkten der landtvogtei zuegeton, weliche doch auch vast strittig sein. Zwar waren die drei genannten Städte Reichs-Städte und das Kloster ein Reichs-Kloster, aber der königliche Landvogt hatte ihre Sonderrechte zu respektieren. Umso energischer beharrten diese auf ihren Ansprüchen, als an der Spitze der Landvogtei nicht mehr ein Vertreter des Königs, sondern des habsburgischen Pfandnehmers agierte. Schon 1351, als Karl IV. die Ortenau dem Straßburger Bischof zum Pfand übertrug, schworen die drei Städte erstmals gemeinsam, dem Pfandherrn nur *gehorsam zu sin aller dienst und bett, die wir einem Römischen Reich schuldig seind zue thun alls es von allter herkhomen ist.*¹⁹ Im Gegenzug bestätigte ihnen der Bischof, *alle ire reht, friheit und guot gewonheit stete ze habende also die zwelfe, die des alten Rates sint, erkennen und sprechent uf ir eyde, als sy ez von alter her gehebt hant.*²⁰

Aus der gleichen Zeit, in der sich der habsburgische Regent über seine neuen Lande informieren ließ, dürfte wohl auch ein bisher nicht beachtetes Pergamentblatt im Generallandesarchiv stammen.²¹ Es listet in elf Paragraphen die Rechte der drei Ortenauer Städte auf, die von den Pfandherren und ihren Amtsleuten nicht verändert werden dürfen. Sie betreffen Steuer, Zoll, Münze, militärische Leistungen, Besatzung in der Stadt, Bürgeraufnahme u. ä.

Als 1567 Erzherzog Ferdinand II. die Herrschaft in den vorderösterreichischen Landen und darunter auch die Reichspfandschaft Ortenau übernahm, war er davon nicht sonderlich beeindruckt. Zunächst bediente er sich sogar des bisherigen kaiserlichen Landvogtes Georg Zorn von Bulach. Erst 1570 vergab er das Amt einem Adligen, dessen Familie lange schon Erfahrungen in habsburgischen Diensten gesammelt hatte, Ludwig von Schönau. Seit dem 14. Jahrhundert hatten die Herren von Schönau in den vier Waldstätten Rheinfelden, Laufenburg, Säckingen, Waldshut das Heft fest in der Hand.

Der neue habsburgische Beamte dachte nicht daran, den Ortenauer Reichsstädten die alten Rechte zu garantieren, zumal in dem Jahr seiner Amtsübernahme Erzherzog Ferdinand selbst eine bemerkenswerte politische Aktion begann. Der Habsburger legte nämlich 1570 dem Reichstag zu Speyer ein „*Memorial*“ vor, worin er die Verdienste seines Hauses in den höchsten Tönen pries.²² Es habe dem Reich in vielen Kriegszügen gegen die Schweizer, gegen Venedig und die Türken gedient. Deshalb sollten sich nun auch der Kaiser und die Kurfürsten erkenntlich zeigen und die Reichspfandschaften Schwaben, Hagenau und Ortenau in Reichs-Lehen umwandeln. Falls dem Antrag nicht stattgegeben werde, solle man seinem Hause die Pfandschaften wenigstens auf weitere 101 Jahre garantieren. Der Habsburger wollte die Ortenau nicht mehr in der Rechtsform eines Pfandes, sondern eines Lehens behalten. Und wenn schon Reichspfand, dann we-

nigstens unkündbar auf 101 Jahre. Das hieß im Klartext: Die Ortenau sollte habsburgisch werden. Nicht weniger als sechsmal beriet der Kurfürstenrat über dieses Gesuch, um es zuletzt an eine künftige Reichsversammlung weiterzureichen.

Sollte dieser Antrag bewilligt werden, drohte den Ortenauer Städten der Verlust ihrer Reichsunmittelbarkeit und stattdessen ihre Einbindung in die habsburgische Landesherrschaft. Um ihre Interessen wahren und durchsetzen zu können, schlossen sie sich zu einem „Verein“ zusammen. Die Gründungsurkunde von 1575 ist im Original nicht mehr vorhanden, aber sie wurde in eine spätere Urkunde wörtlich aufgenommen.²³ Darin erklären sie frei heraus, wovor sie sich schützen müßten: *wie wir solche Neuerung eingiengen oder einwilligten, daß wir damit und dadurch wiederumb mit der zeit oder nach und nach stillschweigend vom Heiligen Reiche an den Pfandherren kommen und uns selbst, auch unser ganze Posterität in ein ewige Servitut führen oder stecken würden.*

Dieser Satz ist nicht neu. Pikanterweise hat ihn bereits Maximilian I. 1504 in einer Urkunde für die Ortenauer Reichsstädte vorformuliert, damals freilich als großherziger königlicher Schützer der Städte gegen den Pfalzgrafen.²⁴ Nun, siebzig Jahre später, als Reichs- und Landesherrschaft in der Hand einer Familie waren, mißtrauten die Ortenauer Reichsstädte dem dynastischen Zusammenspiel der Habsburger und schlossen sich selbst zu einem „Verein“ zusammen. Sie fanden auch ein probates Mittel, um sich Gehör zu verschaffen: Steuerverweigerung.

Auf ihre Seite trat in dieser Sache ein Mann, mit dem die Bürger von Gengenbach meist ihre Not hatten: **Abt Gisbert Agricola**.²⁵ Er stammte aus Lothringen, war 1548 Mönch im Kloster Maursmünster geworden und schon wenige Jahre später Abt des Klosters Altdorf bei Molsheim. 1556 wählte ihn eine Versammlung elsässischer Äbte in Offenburg zum Klostervorsteher von Gengenbach. Üblicherweise steht dieses Wahlrecht dem Konvent selbst zu. Warum hier von oben eingegriffen wurde, erläutert das *Chronicon Alsatie* von 1592:²⁶ Bisher sei in Gengenbach keiner zum Abt erwählt worden, er were dann vom Adel, dieweil es ein Closter, so dem Reich ohn mittel underworfen, also ohne Zwischeninstanz eines Landesherrn. Weiter heißt es über ihn: *Er hat das Closter, so zerfallen und zu scheitern gangen was, mit großen kosten wieder erbawet.* Diese letzte Information hat der Verfasser wohl einer Inschrift entnommen, die sich noch heute an der linken Chorwand des Klosters befindet; sie enthält das Chronogramm 1580. Über dem Eingang zur Sakristei ließ er sein einfaches Wappen, eine Rosette, anbringen.

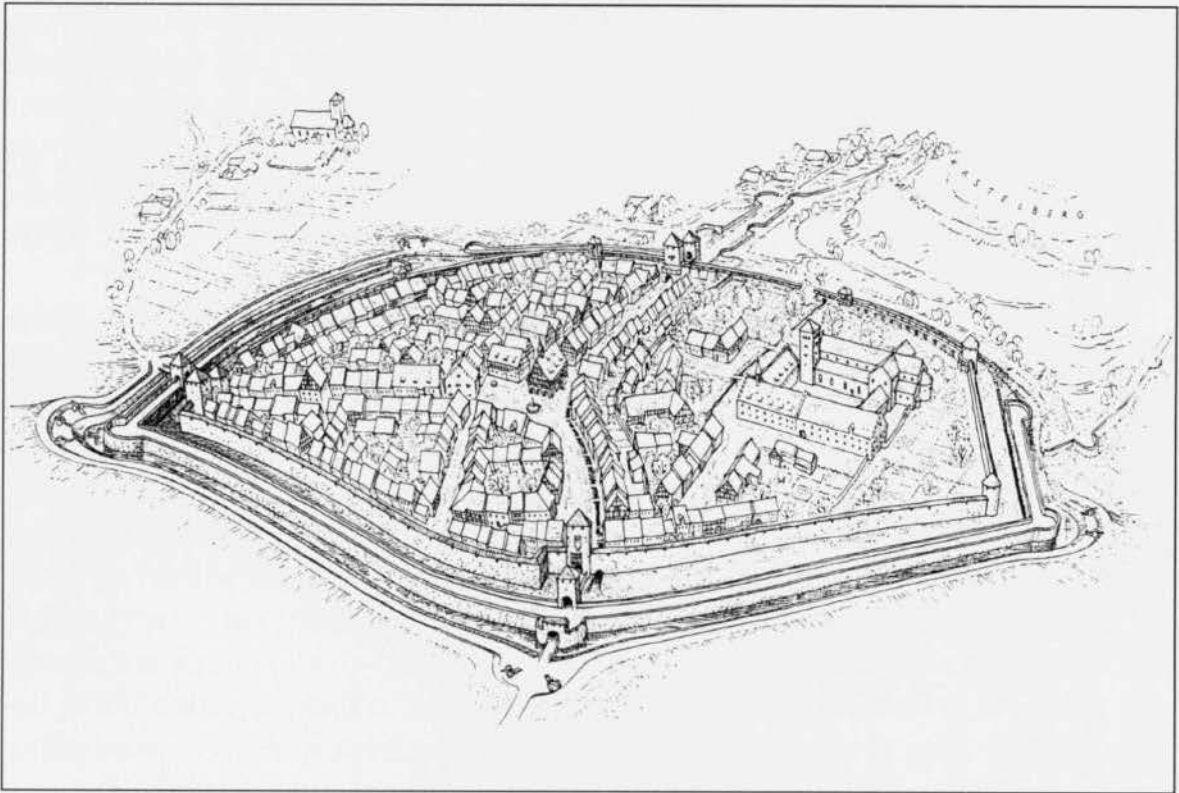
Er muß ein außerordentlich tatkräftiger Leiter seines Konventes gewesen sein. Noch im ersten Jahr seines Abbatiats belehnte er offiziell den Sohn des bisherigen Gengenbacher Schultheißen mit dem selben Amte.²⁷ Das war ein deutliches Signal an den Rat der Stadt, der seit den Reformati-

onswirren in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts für sich selbst das Recht beanspruchte, den Stadtschultheißen zu ernennen und zu belehnen. Das Kloster aber hatte sich bereits im 14. Jahrhundert die Auswahl dieses höchsten städtischen Gerichtsbeamten durch eine kaiserliche Urkunde vorbehalten: *So het min herre der abbet und das gotzhus recht zu setzende einen schultheissen.*²⁸ Davon wollte Abt Gisbert nicht abrücken. Er setzte sich durch, wie in weiteren lokalen Konfliktpunkten dieser Art.

Andererseits besorgte er von allen drei deutschen Königen, deren Herrschaftsbeginn er während seines Abbatats erlebte, nicht nur die Bestätigung der Privilegien seines Klosters, sondern auch der reichsstädtischen Privilegien. Und seit 1567 können wir sein Ringen mit dem Landvogt der Ortenau um das alte Recht der Abtei verfolgen. Nach der Verpfändung der Reichslandvogtei an den Habsburger reagierte Abt Gisbert sofort. Er forderte von Kaiser Maximilian, daß jeder neue Landvogt den Mönchen geloben müsse, ihre Rechte zu achten und sie in deren Ausübung nicht zu behindern. Vogt und Untervogt sollten *das gottshaus Gengenbach im namen des Kaisers getreulich handhaben schützen und schirmen*, aber nicht bevormunden. Hier stimmten seine Interessen mit denen des Gengenbacher Stadtrates völlig überein. Und beide Seiten demonstrierten Einigkeit.

Noch zehn Jahre später gingen mehrere Schreiben zwischen dem Kaiserhof, der vorderösterreichischen Regierung in Ensisheim und dem Bischof von Straßburg hin und her betreffend *hinlegung der langwürigen spenn zwischen ir fürstlichen Durchlaucht Ortenawischen Amtleuten und den drei stätten in der landvogtey, auch dem herrn Prelaten zu Gengenbach*. 1576 machte man das in verfahrenen Situationen Übliche: Man richtete eine Kommission ein. Ihr sollte auch der Straßburger Oberhirte angehören, um endlich die *spenn und irrungen* gütlich beizulegen. Der freilich benutzte ein ebenso geläufiges Ritual: Er bedauerte außerordentlich, wegen anderweitiger Verpflichtungen *in dieser sachen wenig fruchtperlich ußrichten zu können*.

In Straßburg war man mittlerweile vorsichtig geworden.²⁹ Denn im gleichen Monat, in dem Erzherzog Ferdinand dem Speyrer Reichstag 1570 sein *Memorial* über die habsburgischen Pfandschaften vorlegte, schrieb er auch an Bischof Johann einen Brief und forderte ihn auf, in allen Stiftern und Klöstern, deren Landesfürst, Kastvogt und Schirmherr er, der Erzherzog sei, eine Visitation nach den Vorschriften des 1563 beendeten Konzils von Trient durchzuführen. Der Habsburger präsentierte sich als entschlossener Vorkämpfer der Gegenreformation. Am bischöflichen Hof erkannte man aber auch die Kehrseite der Medaille: Diese Aufgabe konnte nicht Sache eines Landesherrn, sondern nur der Kirche selbst sein. Ferdinand sah das anders. Er benannte dem Straßburger Bischof gleich die Personen, die für das Visitationsamt in Frage kämen: *in spiritualibus* (in geistlichen Dingen) die Äbte von St. Blasien und Gengenbach, *in temporalibus* (in weltli-



Gengenbach. Von Süden nach Norden gesehen. Die mittelalterliche Stadt mit allen Befestigungsanlagen in ihrer letzten Phase, etwa Mitte 16. Jh.

chen Dingen) zwei vorderösterreichische Beamte. Die Reaktion am bischöflichen Hof in Straßburg entsprach genau der des Speyrer Reichstags: Großes Schweigen.

Man kann wohl annehmen, daß dahinter vor allem der Gengenbacher Abt stand. Sein Kloster hatte als einziges in der Ortenau den alten Rechtsstatus der Reichsabtei behauptet. Schuttern mußte sich bereits 1522 dem Schutz und Schirm des Hauses Österreich unterstellen und sich verpflichten, dieselben Leistungen zu erbringen wie die anderen habsburgischen Klöster auch. In dieser Pflicht stand der Abt von St. Blasien schon seit 1254, also weit über 300 Jahre. Während dieser Zeit bemühte sich das Kloster immer wieder, wenn auch vergeblich, seine Reichsunmittelbarkeit zurückzugewinnen. Es blieb bis zum Ende des Alten Reiches ein landständisch-vorderösterreichisches Kloster. Dafür förderte Erzherzog Ferdinand St. Blasien als Zentrum der gegenreformatorischen Bewegung, die ja zugleich seine eigene Landesherrschaft stabilisierte. Auf seine Initiative hin wurden fünf St. Blasianer Mönche als Äbte in andere Klöster abgegeben. Zusammen mit dem rührigen Abt des Schwarzwaldklosters, das ja zum Bistum Konstanz gehörte, sollte Abt Gisbert von Gengenbach die Stifter und Klöster des Bistums Straßburg visitieren.³⁰ Nein, diesen Auftrag lehn-

te er ab. Stattdessen übernahm er zusätzlich die Leitung des alten elsässischen Reichsklosters Maursmünster.

Im Frühjahr 1573 startete der Habsburger einen neuen Versuch. Mit einer feierlichen Urkunde ernannte er den Gengenbacher Abt zu seinem Fürstlichen Rat. Fortan solle dieser *unsern nutzen und frumben fürderen schaden und nachtheil nach seinem pesten vermögen und verstandt wenden und verhindern und sust alles ander thun und handeln, das ein getrewer Rath seinem Herrn zu thun schuldig und pflichtig ist.*³¹ Die Urkunde gilt als Beleg für eine enge Zusammenarbeit zwischen Erzherzog und Abt. Aber ich kenne keine einzige Aktion, die bestätigt, daß der Abt sich in die Pflicht des Landesherrn nehmen ließ. Es spricht sogar alles dafür, daß Gisbert diese Berufung ablehnte. Jedenfalls erhielt er acht Jahre später noch einmal eine Ernennungsurkunde.³²

Statt in habsburgischem Dienst aktiv zu werden, agierte er am bischöflich-straßburgischen Hof gegen die neue Politik. Dem Visitationsauftrag wollte er sich entziehen mit dem Hinweis auf Arbeitsüberlastung. Er habe zwei Klöster zu verwalten, die eine längere Abwesenheit nicht zuließen. Außerdem sollten die österreichischen Vertreter eine klare Antwort geben, in welchen Klöstern die Visitation vorgesehen war, in den habsburgischen oder auch dort, wo der Habsburger nur die Schirmfunktion wahrnimmt. Erst nach dreijährigem Zögern hatte man sich auf eine Reform-Kommission geeinigt. Von den ursprünglich vorgesehenen Mitgliedern war nur noch einer dabei: Gisbert, Abt von Gengenbach und Maursmünster. Der Abt von St. Blasien blieb draußen, und an die Stelle der habsburgischen Verwaltungsbeamten wurden vier Vertreter des Straßburger Klerus berufen. Deutlicher konnte die Abgrenzung gegen eine Kirchenpolitik im Dienste der Habsburger nicht ausfallen.

Zur gleichen Zeit bemühte sich Gisbert um die Aufnahme in das schwäbische Reichspräläten-Kollegium, wenn auch ohne Erfolg, weil ihm die Kosten zu hoch schienen.³³ Auf der politischen Ebene suchte er in der Ortenau den Ausgleich zwischen den Landvögten und den Reichsstädten. Er erreichte das Junktim: Zahlung der Reichssteuer nach Ortenberg, aber nur *wie es bey den vorgewesnen Landvögthen, und sonderlich Pfalz und Straßburg, herkommen und gehalten worden.*³⁴ Genau diesem Ziel diente der „Vereinsbrief“ der Städte von 1575. Gengenbach und Zell bezahlten wieder ordnungsgemäß ihre Steuern. Kaiser Rudolf II. von Habsburg bestätigte 1582 den Bürgern alle Privilegien, *so sy von weilandt den vorbemelten unsern vorfarn Römischen Kaisern und Künigen und dem Heiligen Reich redlich erlangt und bißher in Posseß und geprauch gewesen und noch sein.*³⁵

Auch die Offenburger erhielten diese Urkunde. Aber hier war der Kaiser etwas voreilig. Denn einen Monat später mußte er den drei Städten einen geharnischten Brief schreiben: Gengenbach und Zell hätten die Zah-

lung der Reichssteuer *bewilligt und erledigt*, und zwar durch Vermittlung des Prälaten zu Gengenbach, jetzt aber würden sie die Zahlung wieder verweigern, ausgerechnet *auf deren von Offenburg bereden . . . Dessen wir dann nit unbillich ein ungnädiges mißvallen tragen.*³⁶

Genau in dieser Zeit hoben die Gengenbacher ihren spanischen Ritter auf die Brunnensäule im Zentrum der Stadt. Stolz hält seine Rechte eine Urkunde in die Höhe, und seine Linke wendet den Wappenschild in die Richtung des Tores, durch das jeder, der von Ortenberg, dem Sitz der Landvogtei, herkommt, die Stadt betritt.

Den alten Niklasturm neben diesem Tor erhöhten die Räte im gleichen Jahr durch einen zweigeschossigen Achteckbau. Die Kunsthistoriker schreiben die reiche architektonische Gestaltung der Balustrade dem Meister des Marktbrunnens zu. Die der Straße zugewandte Seite ließen die Gengenbacher mit einem Doppelwappen verzieren. Es zeigt rechts den Reichsadler und links den Gangfisch. Darüber meißelte ein Steinmetz den folgenden Zweizeiler:

*Wol der stat die Gott vor Augen hat und auf ihn baut,
die wird nimer mer beraubt. Anno 1582. Jar.*

Bis 1701, also mehr als die geforderten 101 Jahre, blieb die Landvogtei Ortenau habsburgisch. Im Mai jenes Jahres übertrug Kaiser Leopold I. Landvogtei und Reichsstädte dem badischen Markgrafen Ludwig Wilhelm (dem „Türkenlouis“) als Lehen. In seiner Resolution erklärt er, es falle ihm schwer, *ein so namhaftes Teil von des Erzhaus uraltem Patrimonio herauszugeben.*³⁷ Diese Aussage ist sachlich falsch und reine Propaganda. Sie beweist aber, wie attraktiv dieser Raum für das Haus Habsburg war. Deshalb ging die Ortenau auch gleich nach dem Aussterben dieser badischen Linie 1771 wieder in den Besitz des Erzhauses über und blieb bis zum Ende des Alten Reiches 1803 habsburgisch. Trotz allem: Die Stadt Gengenbach blieb Reichs-Stadt, das Kloster Reichs-Kloster, ebenfalls bis 1803.

Der Ritter im Schnittpunkt der Hauptachsen dieser Stadt erzählt die Geschichte einer Selbstbehauptung im Spannungsfeld zwischen dynastischen Interessen und Reichsinteressen. Er erinnert an ein kompliziertes Geflecht der verschiedensten Rechtsansprüche, vertreten durch Kaiser, Landesherrn, Reichsabt und Reichsstadt. Er erinnert an ein System komplementärer Staatlichkeit, das schon im 16. Jahrhundert als „deutsche Libertät“ gekennzeichnet wurde.

Als 1848 die revolutionäre Bewegung auch das mittlerweile wieder badische Städtchen Gengenbach überrollte, stülpten einige Aufrührer dem Ritter einen Hecker-Hut über den Helm und verdeckten seinen Harnisch mit der Hecker-Bluse. An den Röhren befestigten sie eine Schrifftafel mit dem Zweizeiler:

*lieber alter Ritter, reiß ab das Klump an dir
und steig vom Brunnen nieder, bis ander Zeit ist hier.*

Der liebe alte Ritter steht heute noch aufrecht da, in spanischer Rüstung, mit Reichswappen und Kaiserurkunde, und erzählt Geschichte.

Unter seinen Füßen sprudelt das Wasser aus den vier Röhren des Brunnenstocks wie vor vierhundert Jahren, jetzt aber nur noch für die Bürger.

Anmerkungen

- 1 Roschach, J.: Unser Ritter auf dem Röhrenbrunnen. In: Gengenbacher Blätter 1976, 4–15; – Der Ritter. Ein Ausstellungsspektakulum. Hrsg. v. Städt. Museum Haus Löwenberg, 1982
- 2 Stadtarchiv Gengenbach, Contractenprotokoll 1577–1588, fol. 64 r.
- 3 Ebd. fol. 27 r.
- 4 Generallandesarchiv Karlsruhe 30/52: 1579, Dez. 14 und ebd. 30/21: 1579, Dez. 14
- 5 Ebd. 30/94: 1579, Dez. 7; dazu auch Hitzfeld, K.: Der Haushalt der Abteiherrschaft Gengenbach. In: Die Ortenau 44, 1964, 176
- 6 Grewe, K.: Wasserversorgung und -entsorgung im Mittelalter. Ein technikgeschichtlicher Überblick. In: Die Wasserversorgung im Mittelalter, Mainz, 1991 (Geschichte der Wasserversorgung, 4); – Rautenberg, A.: Mittelalterliche Brunnen in Deutschland. Diss. Freiburg 1965; – Schmidt, W.: Brunnen und Gemeinschaften im Mittelalter. In: Hist. Zeitschr. 267, 1998, 561–586
- 7 Das Stadtbuch von Gengenbach beschreibt die Aufgaben des Werkmeisters, der als Zimmermann oder Maurer ausgebildet war, folgendermaßen: Er soll *der statt gebeuw, der brucken, deß teichs und der mülen zu allen und yeden zweiten warnemen, wo vhel bresten oder mangel daran wer, eim ersamen rat anzeigen, deßgleichen anderer der statt gebeuw auch treuwlich versorgen . . .* Weistümer der Ortenau, hrsg. v. K. Walter, o. J., 58. Von der Instandhaltung der Wasserrohre und Brunnen ist nicht eigens die Rede. Zum ersten Mal ist zu 1613 eine Sondervergütung für den Werkmeister eingetragen *wegen zusehens der pronnen, ebd. 59*
- 8 Kuner, M.: Die Verfassung und Verwaltung der Reichsstadt Gengenbach, 1939, 171: *Das Antlitz schaut dem Adlerwirtshause, dem ehemaligen Sitz der Zünfte, entgegen, um anzudeuten, daß Karl V. die Zunftrechte der Stadt mehrte.* – J. Roschach (wie Anm. 1) schließt sich Kuners Deutung an
- 9 Sutter, O. E., Wohleb, L.: Gengenbach. Ein Führer durch die ehemalige freie Reichsstadt, 1951
- 10 Glatz, A.: Die freie Reichsstadt und ihre Bürger. In: Gengenbach. Vergangenheit und Gegenwart, hrsg. v. P. Schaaf, 1960, Abb. 19
- 11 Hitzfeld, K.: Geschichte der Abtei und der Stadt Gengenbach bis 1803. In: Gengenbach (wie Anm. 10), 85
- 12 Heubach, A.: Monumentalbrunnen, 1903; – E. Wagner: Die Statue des Markgrafen Karls II. von Baden in Durlach im Zusammenhang mit süddeutschen Brunnenfiguren. In: ZGO NF 17, 1902, 123–141; – C. Schubert: Die Brunnen in der Schweiz. Denkmäler der Kunst- und Kulturgeschichte, 1885

- 13 GLA Karlsruhe, Kaiserurk. Nr. 1099: 1505 März 28, Straßburg
- 14 GLA Karlsruhe 30/33: 1582, August 21, Augsburg
- 15 Hirn, J.: Erzherzog Ferdinand II., 2 Bde, 1885–1887
- 16 Stolz, O.: Geschichtliche Beschreibung der ober- und vorderösterreichischen Lande, 1943
- 17 Ebd., 155
- 18 Landwehr, G.: Die Verpfändung der deutschen Reichsstädte im Mittelalter, 1967 (Forschungen zur deutschen Rechtsgesch., 5), zur Ortenau, 427 f.; – ders.: Die Bedeutung der Reichs- und Territorialpfandschaften für den Aufbau des pfälzischen Territoriums. In: Mitt. d. Histor. Vereins d. Pfalz 66, 1968, 155–196; – O. Kähni: Die Landvogtei Ortenau. In: Vorderösterreich. Eine geschichtliche Landeskunde, hrsg. v. F. Metz, 1967, 491–503
- 19 GLA Karlsruhe, 67/630, fol. 1–4: 1351, Juni 29: *Der erste Schwörbrieff der dreyer stett dem Stiff Straßburg*
- 20 GLA Karlsruhe 30/27: 1351, Juni 30
- 21 GLA Karlsruhe 30/5 (16. Jh.): *Diß nachgeschriben ist der dryer Stett Offenburg Gengenbach und Zell alt harkomen ir pfantherren und amptliüt berüerende*
- 22 Der Reichstag zu Speyer 1570, bearb. v. M. Lanzinner, Bd. II 1988 (RTA, Reichsversammlungen 1556–1662), Nr. 499, 1076 f.
- 23 GLA Karlsruhe 30/1: 1773, November 17; darin ist als erste die Bündnisurkunde von 1575 inseriert
- 24 Walter, K.: Beiträge zu einer Geschichte der Stadt Offenburg. 1. Heft: Geschichtliche Einleitung „Ortenau und Offenburg“. Die Privilegien und Rechte der Stadt Offenburg 1314–1790, 46 ff., Nr. 18: 1504, Mai 15, Augsburg
- 25 Über ihn zuletzt M. Thomann in: Nouvelle dictionnaire der biographie alsacienne, Nr. 13, 1989, 1195 f.
- 26 Hertzogen, Bernhart: Chronicon Alsatiæ, Straßburg, 1592, Buch III, 31
- 27 GLA Karlsruhe 30/72: 1557, März 8, Gengenbach
- 28 Kaiser Ludwig d. Bayer, 1231, März, 15: Th. E. Mommsen: Die Landvogtei Ortenau und das Kloster Gengenbach unter Kaiser Ludwig dem Bayern. In: ZGO NF 49, 1936, 165–213, hier 195
- 29 Hahn, K.: Visitationen und Visitationsberichte aus dem Bistum Strassburg in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. In: ZGO NF 26, 1911, 204–249, 501–543, 573–598
- 30 GLA Karlsruhe: 202/289
- 31 GLA Karlsruhe: 1573, Mai, 16 und ebd. 202/39
- 32 Hitzfeld, K.: (wie Anm. 11), 175
- 33 Reden-Dohna, A. v.: Kloster Gengenbach und das Reich. ZGO 133, 1985, 157–178, hier 158
- 34 GLA Karlsruhe 119/1111, f. 114 r.v.: Brief Kaiser Rudolfs an die Reichsstädte der Ortenau, 1582, September 30, Augsburg
- 35 GLA Karlsruhe 30/33: Urkunde Kaiser Rudolfs II. für Stadt Gengenbach, 1582, August 21, Augsburg
- 36 Wie Anm. 34
- 37 Kähni, O.: (wie Anm. 18), 495

Flurnamen und andere Namen im Offenburger Stadtteil Hildboltsweiler

Gernot Kreuz

Hilteboltzwilre – ein Name für einen Weiler im Bann¹ von Offenburg, der nach seiner Ersterwähnung – oder besser: nach dem bisher frühesten bekannten Namensbeleg – im Jahr 1398² bislang nur recht lückenhaft zu verfolgen ist. 1401³, 1504⁴ und 1727⁵ wird dieser Name jeweils im Zusammenhang mit einem Wald genannt, wobei es dem Kontext nicht sicher zu entnehmen ist, wo sich dieser kleine Wald genau befand. Die lateinisch abgefaßte Urkunde von 1401 berichtet vom Hildboltsweiler Wäldchen, gelegen in der Pfarrei der Stadt Offenburg, zwischen dem Dorfbann von Hofwei(l)er und dem Stadtwald von Offenburg; es zieht sich unten bis zu diesem Wald hin und oben bis zur Reichsstraße beim Wald von Elgersweiler.⁶

Hilteboltzwilre wäldchen

Abb. 1: Das „Wäldele von Hildboltsweiler“ um 1401

In der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts⁷ lesen wir von Matten, die „*In den widen (= Weiden) by hiltbolsthswilr*“ lagen; 1557 heißt es „*Im Hylpolzwyler in den Weyden oder dichböchenn*“.⁸ Letzteres Wort entzieht sich bei fehlenden Vergleichsmöglichkeiten zunächst einer Deutung.

Im Jahr 1481 wird von einem Bann Hiltboltzswilr⁹ berichtet; eine rechtliche Zuordnung bleibt unklar. Damals ging es um Beschwerden, die von Elgersweiler gegenüber Offenburg vorgetragen wurden. Den Bann (des abgegangenen Ortes) Hildboltsweiler beanspruchten Elgersweiler sowie auch Offenburg für sich. Offenburg beruft sich auf das alte „harkomen“ (Überlieferung), welches besagt, daß ihr Bannwart in Hildboltsweiler hüte (Aufsicht führe) und daß Elgersweiler zwar, wie auch Offenburg selbst, landwirtschaftlicher Nutznießer sei, jedoch Hildboltsweiler im Bann von Offenburg liege.

Nach 1727 (ob Hülpoltsweyler Wald)¹⁰ taucht der Name nach den bisherigen Ermittlungen erst zweihundert Jahre später wieder auf. Man geht davon aus, daß der Name – wohl mit dem Abgang dieses Weilers – im Spätmittelalter weitgehend in Vergessenheit geraten war.

Das 1875¹¹ als Wohnplatz verzeichnete Bahnwärterhaus mag somit der erste Nachfolger des alten Weilers sein. Mitte dieses Jahrhunderts hat das



Abb. 2: Im „alten Hildboltsweier“ an der Königswaldstraße (siehe Anm. 18)

Wärterhaus nach Aufhebung des schienengleichen Bahnübergangs seine Funktion verloren. – 1885 wurde anlässlich der Volkszählung ein weiterer Wohnplatz, der Hof „Schafstall“ mit zehn Einwohnern, aufgeführt. Noch heute ist älteren Einwohnern der Name „Schafwiese“ geläufig. – Das Adreßbuch der Stadt Offenburg nennt im Jahr 1896 erstmals eine „Landstraße nach Hofweier“, der drei Gebäude zugeordnet werden: Bahnwärterhaus, Schafstall und Lagerhaus.¹² In den folgenden Adreßbüchern ändert sich an der Zahl der Gebäude nichts, bis 1925 neben Stallung, Bahnwärterhaus und dem Haus für den/die Schäfer zwei weitere von Landwirten bewohnte Häuser verzeichnet sind. 1927 wird zudem ein Haus für einen Gärtner bzw. eine Baumschule aufgeführt. Die letzteren Anwesen liegen im Westen von Hildboltsweier im Gewann „Neues Stockfeld“.

Mit einer planmäßigen Besiedlung jenseits der Kinzig wurde 1933 im heutigen Stadtteil Hildboltsweier begonnen. Zum ersten Bauabschnitt gehörten auch die unmittelbar nördlich an der Bahn gelegenen sechzehn Siedlerstellen.

Die Namenfindung für diese Siedlung zog sich über mehrere Jahre bis 1938 hin. Im Rahmen der badischen Katastervermessung war im Jahr 1860 der Gemarkungsatlas der Stadt Offenburg entstanden; darin war der Name Hildboltsweier nicht aufgeführt. Dagegen finden wir hier den Gewinn-Namen Albertsbosch, der Namengeber für den heutigen Stadtteil Albersbösch werden sollte. Das Gewinn Albertsbosch erstreckt sich nämlich nicht nur auf den heutigen südlichen Teil von Albersbösch, also auf den Teil zwischen Schutterwälder Straße und der Bahn, sondern auch auf einen großen Teil südlich der Bahn.

Zunächst wurde für die sogenannte Stadtrandsiedlung in Anlehnung an die bisherige Nutzung der Name Exerzierplatzsiedlung festgelegt. So haben auch die bisherigen Gebäude am Exerzierplatz, die nach der Landstraße nach Hofweier nummeriert waren, 1934 diese Bezeichnung erhalten.¹³ Um 1935 hieß es auch einfach nur Siedlung. Die Nachbargemeinden bezeichneten sie als Offenburger Siedlung.

1938 wurden anlässlich eines Festes der Siedlergemeinschaft vom Oberbürgermeister 25 RM als Preis für den geeignetsten Namen ausgesetzt; als besonderen Ansporn erhielt jeder Siedler einen halben Liter Freibier. Sieben Vorschläge wurden aktenkundig, darunter drei Namen, die sich auf das damalige politische Regime bezogen; mit der Nennung von Hermann Göring wurde die Verbindung von der Luftwaffe zum Luftlandeplatz in Hildboltsweier gesucht. Alle diese Vorschläge einschließlich „Siedlung Schafweide“ fanden keine Zustimmung. Schließlich wurde auf Anregung von Ernst Batzer (Stadtarchiv Offenburg), dem damaligen Schriftleiter des Historischen Vereins von Mittelbaden, der Name Hildboltsweier (anfangs auch Hildboltsweier-Siedlung) angenommen.¹⁴

Bis 1952 haben die Häuser in der Reihenfolge der Erstellung ihre Hausnummern erhalten. Dieses unübersichtliche Verfahren wurde 1953 durch die Vergabe von Straßennamen mit Neu-Numerierungen aufgegeben. Der Stadtrat schloß sich mit den Blumennamen dem Vorschlag der Siedlergemeinschaft an. Diesen Namengebungen gingen im Vorfeld einige Diskussionen voraus, wobei auch Überlegungen zu den Bezeichnungen -straße oder -weg angestellt wurden. – Die ersten Straßennamen, die sich von Blumen ableiten, sind Dahlien-, Flieder-, Lilien-, Tulpen-, Resedenweg.

Der Stadtteil ist (heute) im Norden durch die Eisenbahnlinie und im Osten durch die Bundesstraße 3/33 begrenzt. Im Westen und Süden stoßen die Gemarkungen Schutterwald und Hohberg-Hofweier an.

In diesem Bereich sind 1860 fünf Gewanne aufgeführt: Neues Stockfeld, Albertsbosch, Oberörtle, An der Hofweierer Straße, Königswald Feld. Die Gewanne „Neues Stockfeld“ und „Albertsbosch“ reichen über die Bahnlinie hinaus bis an die Schutterwälder Straße.

Von Hofweier kam 1979 ein kleiner Teil des Gewanns „Unter Schwarerloch“ zu Hildboltsweier. 1997 gab Schutterwald bei einem Gemar-

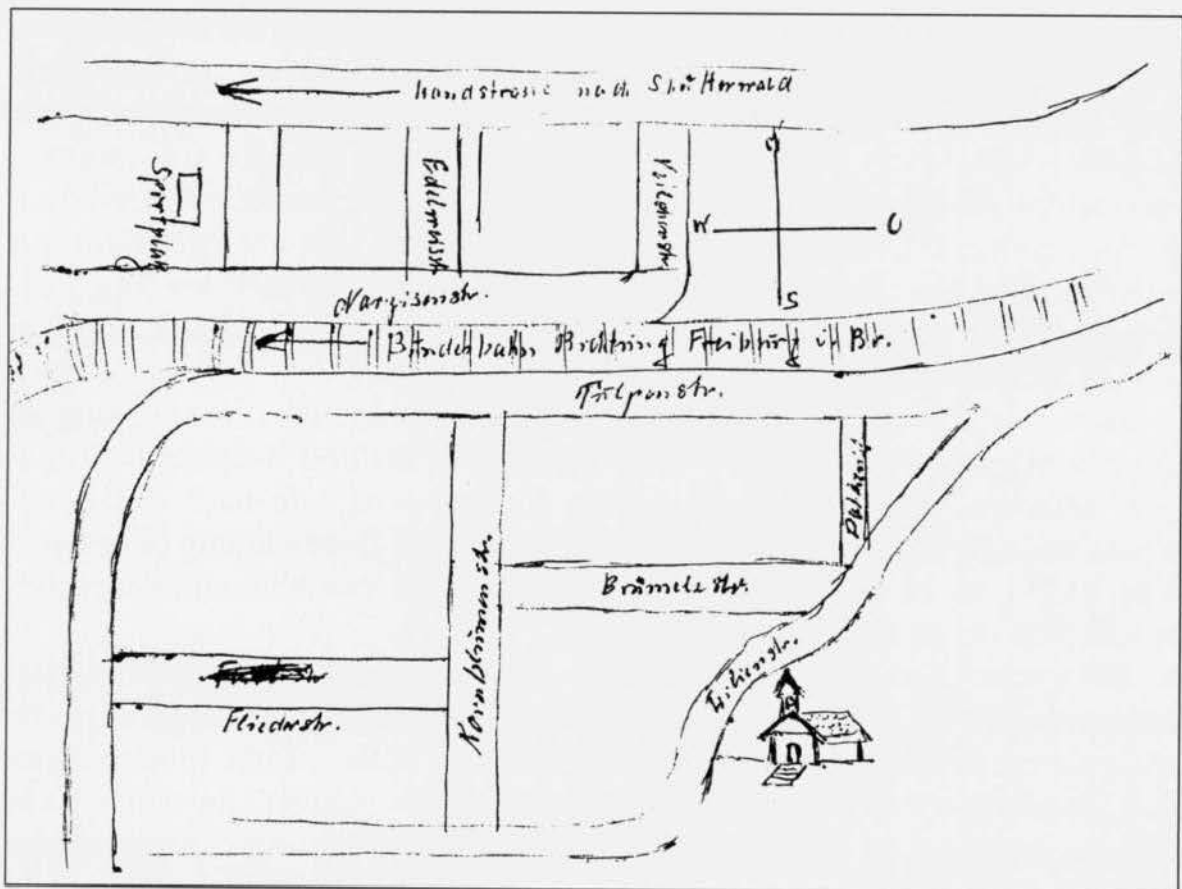


Abb. 3: Skizzierter Vorschlag der Siedler-Gemeinschaft für die Straßenbenennung von 1952¹⁵

kungsaustausch von seinem Gewinn „Offenburger Stockfeld“ einen größeren Teil ab.

Hildboltsweier besteht als Name aus dem Grundteil Weier und dem Bestimmungsteil Hildbolt. Weier ist eine andere Form für Weiler (-wilre)¹⁶ – Gattungsname für eine kleine Siedlungsform. Der Bestimmungsteil Hildbolt geht zurück auf den Personennamen Hildibald/Hiltebold. Er leitet sich von „hilta/hildi“ = Kampf und „bald“ = kühn, tapfer her; es bedeutet der im Kampfe Tapfere.¹⁷

Albertsbosch wurde Namengeber für den seit 1951 entstandenen Stadtteil Albersbösch nördlich der Schutterwälder Straße. Die an der Bahn gelegene Häuserreihe (jetzt Fasanenweg), die im Zuge der Siedlung Hildboltsweier entstand, hieß in den 50er Jahren Alt-Albersbösch.¹⁸

Der Grundteil Bosch im Flurnamen Albertsbosch wird durch den Personennamen Albert bestimmt. Bosch/Bösch steht für Busch. Der Name Albert leitet sich von Albrecht bzw. Athalbrecht her. Im Althochdeutschen bedeutet adal = edel und behrat = glänzend – zwei sinnverwandte Eigen-

schaften. Als „Übersetzung“ wurde dafür der Adelsprächige vorgeschlagen.¹⁹ Würde man Alber statt Albert als Bestimmungsteil zugrunde legen, ließe sich auch ein Bezug zum Alberbaum (für Pappel – althochdt. alpari) herstellen.²⁰

Bei der badischen Katastervermessung in der Mitte des letzten Jahrhunderts gab es zunächst das Alte und Neue **Stockfeld** (beide im Offenburger Bann) und das Offenburger Stockfeld auf Schutterwälder Gemarkung. Der Name „Altes Stockfeld“ wurde zugunsten von Albertsbosch aufgegeben. Unter einem Stockfeld ist ein Feld zu verstehen, das durch rodendes Ausstocken eines Waldes entstanden ist. Stock ist der Name für die jeweils verbliebenen Baumstumpen.

Anfangs der sechziger Jahre wurde das Neue Stockfeld und das östlich von der Hildboltsweier-Siedlung gelegene **Oberörtle** als Baugebiet erschlossen. Sehr fraglich ist es, ob vielleicht der abgegangene Weiler Hildboltsweier als Vorgänger für ein oberes (= südlich gelegenes) Örtle von Offenburg angesehen werden kann. Eher kommt wohl „das Ort“²¹ als Ende oder Rand eines Gebietes in Betracht. Es sei dabei etwa an einen alten Weidstrich (Weidebezirk) gedacht, der sich weit außerhalb der Stadtmauern bis an den Wald (Bosch und ausgestockter Wald) erstreckt haben mag. 1557 lesen wir „am oberen ortlin am schlangenbrücklin“.²² In den Akten des Andreas-Hospitals (zwischen 1676 und 1789) wird ein Brachacker „im obern Erthl im fintschenlach“ beschrieben.²³ Lach steht hier wohl für Loch als Geländevertiefung; der Bestimmungsteil von fintschenlach dürfte sich auf einen Personennamen Fintsch/Fensch beziehen.

Bei der Beschreibung der Offenburger Güter im Jahr 1808²⁴ muß die Lagebezeichnung Oberörtle für einen größeren Bereich als für das 1860 festgeschriebene Gewann Oberörtle gegolten haben. Wir können es an den verschiedenen zusätzlichen Angaben ablesen: Ober Örtle gegen der Kinzig, Ober Örtle Linker Hand der Hofweyrer Straß, Ober Örtle an dem Wald, Ober Örtle Gegen dem Wald, Ober Örtle oben an dem Hofweyrer Bann, Im obern Örtle beym Franciscaner guth am Wald-Weeg, Oberörtle feld im Winckel am Königswald, Ober örtle an der alten Straß Beym Bild Stökle. Dieser jetzt an der Josefs-Kirche stehende Doppel-Bildstock mit den gegenüberliegenden Nischen weist mit seiner Inschrift auf den ursprünglichen Standort an der Straße von Offenburg nach Lahr/Freiburg. Eine ältere Inschrift lautet: Gott sig Lob / Stras uf Lor / Kencinge Fribu. Er stammt aus der Mitte des 16. Jahrhunderts (155(?)). Vor der Erschließung des Baugebiets Oberörtle war es das Bildstöckle am Mittelfeldweg (= Weg, der mitten durch die Felder ging).

Diesem oberen Örtle mag ein unteres entsprochen haben. In dem nördlich von Offenburg benachbarten Bohlsbach wurde 1487 ein „Örtlin“²⁵ als Flurname aufgeführt. Zuletzt hören wir von diesem Örtle 1834: „Im Örtle, jezt in der Wasserfurch“.²⁶



Abb. 4: Spätgotischer Bildstock von 155(?) (StA OG)



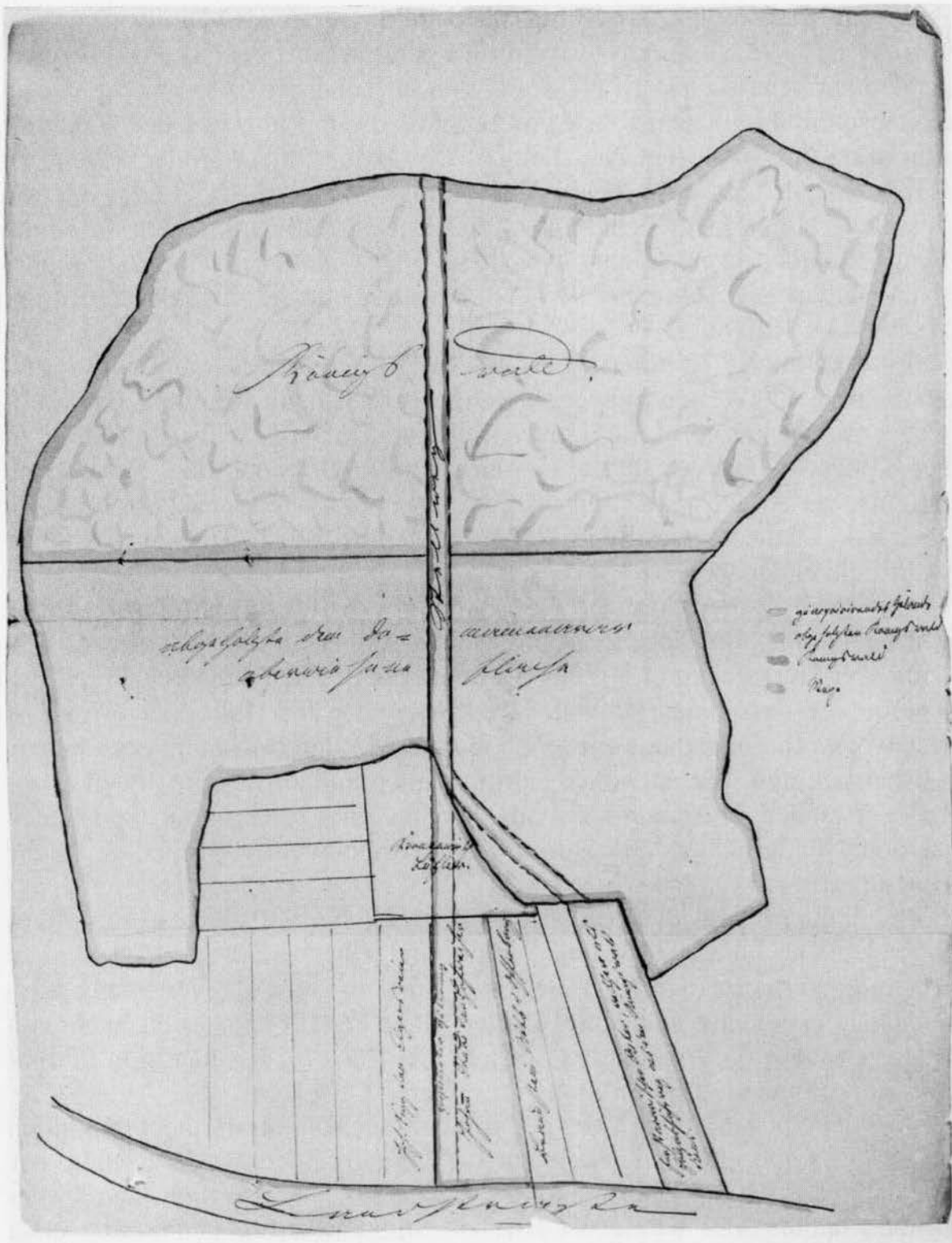


Abb. 5: Karte zur Entstehung des Königswald-Feldes²⁸

Im Südwesten liegt das **Königswald-Feld**. Dieses Gewann war noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts Wald und gehörte zum gemarkungsübergreifenden herrschaftlichen Königswald. Der Offenburger Anteil wurde in drei Zeitabschnitten auf den Stock gesetzt. Aus diesem abgeholzten Wald war nun das Königswald-Feld entstanden. Der Name drückt die Beziehung zu Reich und König aus, zumal das Königs Wäldlen 1559 „des Herren Wäldlen“ hieß.²⁷ Mit Sicherheit läßt sich aber eine Verbindung zu einem Familiennamen bisher nicht ausschließen. Der heutige Königswald – ehemals Gemarkung Schutterwald – ist seit nunmehr dreißig Jahren Teil der Gemarkung Hofweier.

Eine kolorierte Karte (Abb. 5) aus der Mitte des 19. Jahrhunderts (um 1846) ist nach Westen ausgerichtet (die ostwestliche Richtung des Stellweges weicht nur geringfügig nach Norden ab). Dargestellt ist nur der Teil des Königswaldes, der auf der Gemarkung von Offenburg lag. Von diesem Offenburger Anteil wurde zunächst der Osten des Waldes ausgestockt, dem aber bald auch der westliche Teil folgen sollte, so daß nun das Königswald-Feld entstand.

Der 1860 festgeschriebene Gewann-Name **An der Hofweierer Straße** war zuvor nur eine Lagebezeichnung, die seither amtlich zur Kennzeichnung von Flurstücken in diesem Gewann gehört. Die ersten bekannten Belege für den Ortsnamen Hofweier sind Hoviwilar und Hofwilre.²⁹ Weier ist wie Weiler Gattungsname für eine kleine, wohl durch Rodung entstandene Ausbausiedlung. Sie ist wahrscheinlich auf grundherrlichem Boden (Hofgut) entstanden. Hof kann nicht nur im Sinn eines Bauernhofes verstanden werden, sondern auch als Herrenhof für eine weltliche oder geistliche Herrschaft.

Im Namen Schwaderloch steckt Schwad(er) für seichtes, sumpfiges Wasser.³⁰ Die beiden Gewanne Unter- und Ober-Schwaderloch sind in Hofweier verhältnismäßig großflächig, so daß Loch als Vertiefung vielleicht nicht gemeint sein mag. In der Mundart läßt sich Loch leicht mit Loh verwechseln. Möglicherweise steht hier Loch für das häufig in Flurnamen vorkommende Loh im Sinn eines lichten Gehölzes.

Aus der Entstehungszeit des neuen Stadtteils stammt der noch mündlich bekannte Name „Lädelebuckel“ für die geringe Bodenwelle in Nähe des ehemaligen kleinen Einzelhandelsgeschäftes. Despektierlich wurde der Graben entlang der Königswaldstraße „Stinkgraben“ genannt. Erst etwa dreißig Jahre später entstand die Siedlung Oberörtle, die scherzhaft „Land der flachen Dächer“ oder auch „Brettar-Dorf“ (nach einem damaligen städtischen Beamten) genannt wurde.

Fast alle Straßen-Namen sind in Hildboltsweier nach Blumen benannt – 26 an der Zahl, davon nur zwei „-straßen“. Die nahe gelegene Kleingarten-Anlage mag vielfach Pate für die Blumen-Wege gestanden haben. Königswaldstraße und Im Stockfeld haben ihren Bezug zu den alten Gewann-Na-

men. „Am Flugplatz“ deutet auf den Verkehrslandeplatz im Königswald-Feld. Der „Südring“ ist die Entlastungsstraße, die sich von der Ortenberger Straße bis zur Verlängerung der Schutterwälder Straße hinzieht.

Anmerkungen

- 1 Bann = Bezirk, in dem das Recht gilt, zu gebieten oder zu verbieten; sinngemäß die alte Bezeichnung für Gemarkung
- 2 GLA KA 30/1893 + 1894
- 3 GLA KA 30/2240
- 4 StA OG 10/1/1 (StA – Stadtarchiv Offenburg)
- 5 StA OG 10/1/13 (Orttenauisches Stock-Urbarium de anno 1727)
- 6 transkribiert von E. Hillenbrand (Freiburg), unediert
- 7 GLA KA 66/2791
- 8 GLA KA 66/2805
- 9 Adreß-Buch der Großh. Badischen Kreishauptstadt Offenburg. 1831
- 10 s. Anm. 5
- 11 Beiträge zur Statistik der inn. Verwalt. des Großherzogthums Baden, H. 39. Gemeinde- und Ortsverzeichniß nach d. Volkszählung v. 1. Dez. 1875. 1878
- 12 vgl. Anm. 9 / Adreß-Buch . . . 1896
- 13 StA OG 5/9142; 6/661/73
- 14 StA OG 5/9142
- 15 StA OG 6/661/73-2
- 16 E. M. Hall: Flurnamenbuch der Gemeinde Willstätt, 1995
- 17 Brechenmacher, J. K.: Deutsches Namenbuch. Stuttgart, 1928
- 18 vgl. dazu die Schrift von 1957 „25 Jahre Siedlung Hildboltsweier – Altalbersbösch“
- 19 s. Anm. 17
- 20 Flurnamenbuch Baden-Württemberg, 1993
- 21 s. Anm. 20
- 22 StA OG 10/18/10
- 23 StA OG 2/62
- 24 Güter-Verzeichniß und Beschrib der Gröse derselben Offenburg im Grosherzogthum Baden 1808 (StA OG 10/6/1)
- 25 StA OG 1/B 79
- 26 StA OG 18/5/12
- 27 s. Anm. 5
- 28 StaatsA FR B 1121/1 (Nr. 1227)
- 29 Das Land Baden-Württemberg, Bd. VI Reg.-Bez. FR., Stuttgart, 1982
- 30 Buck, M. R.: Oberdeutsches Flurnamenbuch. Bayreuth, 1931 (2. A.)

Zum Flurnamen ‚Mur‘

Ernst Schneider

Alt-/Mittelhochdeutsch muor n. bedeutet *Sumpf, Morast, Moor*, dazu das Adjektiv mittelhochdeutsch muorec, muoric *morastig, sumpfig*. (Matthias Lexer: Mittelhochdeutsches Handwörterbuch 1, Sp. 2240). Badisches Wörterbuch 3, S. 695 nennt Mur m. n., mancherorts in Ortenau und Breisgau, in wechselnden Mundartlautungen und örtlichen Bedeutungsschwankungen vorkommend. Ergänzend werden Ortenauer Mur-Flurnamen aufgeführt, so ein Gewann in Moos (Bühl), ein Waldstück nordwestlich von Unzhurst, eine Wiese an der Acher südlich von Gamshurst. Historische Belege werden aus Kippenheim (*an dem murhe* 1557; *das muhr* 1687; Lagebezeichnung *zwischen Bach und Muhr*) und Steinach im Kinzigtal (*ober Mur, ob dem Mettel mur* 1813) gegeben. Vermerkt wird, daß Mur als Flurname besonders im westlichen Schwarzwald und in der Rheinebene verwendet zu werden scheint. Badisches Wörterbuch 3, S. 696 f. nennt ferner mehrere Mur-Bildungen wie Murboden, Murdistel, Murgrundel, Murhaue, Murkresse, Murkolben (Übername), Murwadel, auch das Adjektiv murig.

Aufgrund des beschränkten Vorkommens von Mur-Namen dürften weitere Nachweise, vor allem historische, erwünscht sein. Die folgenden Belege ergaben sich aus der Sammlung von Flurnamen aus Gemarkungen des früheren Landkreises Bühl/Baden. Diese Vorkommen werden in alphabetischer Folge der Gemarkungen aufgeführt. Zunächst wird auf Bildungsweise und Formen der Mur-Namen eingegangen.

Mur erscheint öfters allein stehend. Ebenfalls häufig sind die Grundwörter, die zu Mur als bestimmendem Namenglied treten. Unter ihnen ist Matte am häufigsten. Übersicht der Grundwörter: Acker, Bächlein, Berg, Brüchlein, Brunnen, Bühn (Beunde), Enger (Anger), Gereut, Matte, Wald, Weg. Als Grundwort begegnet Mur nur wenig. Zu nennen sind nähere Bestimmungen nach der Zugehörigkeit oder dem Besitz (Abtmur, Allmendemürle), nach der Bewachsung (Weidenmürle), nach der Lage (Ober-, Mittler-, Untermur), wohl nach der Beschaffenheit (Füllenmur).

Zu den einzelnen Namenformen. Neben Mur kommen die diphthongierten Formen Muer, auch Muor/Mür vor. Murr ist Einzelbeleg. Die Schreibweise Muhr ist amtlich, erscheint aber auch in historischen Belegen. Mür ist palatalisierte Form (ue > üe). Belegt ist auch die Verkleinerungsform Mü(h)rl(e). Zu Mur wird mittels Suffix althochdeutsch – ahi die Kollektivform Mürich, entrundet Mierich, althochdeutsch* muorahi, gebildet. Die Bedeutung ist *morastreiche Stelle*.

Namenübersicht:

Balzhofen: *uff das mur* 1533.

Bühlertal: *die Murmath genannt* (zum Freihof gehörig) 1598; *an die Allmendt gassen so an mur bronnen geht* 1598.

Gamshurst: *die mur acker* 1355 VII. 27.; *uff dem rod.. uff das mur* 1587; *Muhrmatten, Obermuhr* 1865 (Wiese); *Mührl* 1865 (Acker, Wiese). – *uff das fyllen mur* 1558; *auf das füllen/füllerst muer* 1700; *auf das Füllen Muhr oder auf die Marck* 1767. – *im Schretters Mättel, einseith das Wyden = mührlen* 1727; *Weidenmührl* 1865 (Wiese). Zu althochdeutsch *wîda*, mittelhochdeutsch *wîde* f. *Weide, Salix*.

Lauf: *an die murmaten* (Hornenberg) 1533.

Leiberstung: *in den Muhrmatten.. oben uffs Muhr* 1667; *Mührle* 1866 (Wald); *Moormatten* 1866 (Wiese). *Waldt genannt deß Appts muor* 1486 IX. 17. Zum Kloster Schwarzach gehörig.

Moos: *in der Murmatt* 1782; *Muhr* 1866 (Wald). An den Scheidgraben gegen Oberwasser grenzend.

Neusatz: *genannt murmat* 1533; *in der Murrmatten* 1652. – *an murbronnen* 1533.

Oberbruch: *gegen dem mure walde* 1452; *das gothuß* (sc. Schwarzach) *hat einen eygen walt ist genant das müer* 1478; *oben die Sultzbach, unden uffs Muhr* 1667. – *in den Leonhardtsmatten.. unden den Muhrenger* 1667; *der Murenger* 1687. – *matten im müre gerút* 1452; *Mittler/Ober Muerge-reuth* 18. Jh. Zu mittelhochdeutsch *geriute* n., Kollektivform zu mittelhochdeutsch *riute* f., durch Ausreuten urbar gemachtes Land. Lage beim amtlichen *Kreit* (= Gereut) beim Abtsmoor. – *in den untern/mittlern/obern Muhrmatten* 18. Jh.; *in der Murmatt* 1792.

Oberweier: *in den Muhrmatten* 1667.

Sasbachwalden: *genannt Syfrids busch.. stost an murberg* 1533; *Murberg* 1866 (Hof; Wald, Wiese). Oder zu althochdeutsch *mûra* f. *Mauer*?

Steinbach: *in dem mürech* 1479; *im Müerich* 1673 I. 25.; *im Mührich* 1720; *Vorder/Hinter Mührich* 1873 (Reben, Acker, Wiese). – *uf das Mürech bechlin* 1479; *uf das Müerich bächlin* 1595 XI. 6.; *unten das Mürichbächlein* 1726 XI. 28. – *in der Mürich bühn* 1712 IV. 23. – *uf den Mierich weeg* 1654. (Vgl. E. Schneider, Flurnamen der Gemarkung Steinbach. In: *Die Ortenau* 1958, S. 216–241).

Unzhurst: *an das Mur* 1533. – *an murbronnen* 1533.

Vimbuch: *oben die Ebhurst, unden das Mürich* 1667; *uffs Muhr* 1667; *worüber das Allmend – Mürle in der Seematt* 18. Jh.; *Mührle* 1865 (Wiese). Lage bei den Alten Seematten.

Weitenung: *matten im mure* 1425. – *an das murbrüchlin* 1510; *uf das Muerbrüchlein* 1654; *Moorbrückel (!)* 1867 (Wiese).

Quellen

Ausgewertet wurden Urkunden und besonders Lagerbücher des Generallandesarchivs in Karlsruhe (= GLA). Bei den einzelnen Belegen sind die Belegorte angegeben. Jahreszahlen nach 1850 beziehen sich auf die örtlichen Gemarkungspläne, Maßstab 1 : 10 000.

Übersicht:

- 1355: VII. 27. GLA 33/Convolut 21, Gamshurst
- 1425: GLA 66/Nr. 7852, Weitenung
- 1452: GLA 66/Nr. 7856, Oberbruch
- 1478: GLA 66/Nr. 7853, Oberbruch
- 1486 IX. 17: GLA 37/Convolut 152, Leiberstung
- 1510: GLA 66/Nr. 8270, Weitenung
- 1533: GLA 66/Nr. 1432, Balzhofen, Lauf, Neusatz, Sasbachwalden, Unzhurst
- 1558: GLA 66/Nr. 2732, Gamshurst
- 1587: GLA 66/Nr. 2734, Gamshurst
- 1598: GLA 66/Nr. 1438, Bühlertal
- 1652: GLA 66/Nr. 8276, Neusatz
- 1654: GLA 66/Nr. 8279, Weitenung
- 1667: GLA 66/Nr. 9176, Leiberstung, Oberbruch, Oberweier, Vimbuch
- 1687: GLA 66/Nr. 7848, Oberbruch
- 18. Jh.: GLA 66/Nr. 7842, Oberbruch
- 18. Jh.: GLA 66/Nr. 9183, Vimbuch
- 1700: GLA 66/Nr. 2737, Gamshurst
- 1727: GLA 66/Nr. 2738, Gamshurst
- 1767: GLA 66/Nr. 2740, Gamshurst
- 1792: GLA 66/Nr. 5518, Moos
- 1792: GLA 66/Nr. 2980, Oberbruch

Die Hornberg-Reichenbacher Bauernhöfe

Zusammengestellt aus den Lagerbüchern von 1471, 1491, 1517 und 1590

Wolfgang Neuß

Als Adelbert von Ellerbach, der Stammvater der Herren von Hornberg, gegen Ende des 11. Jahrhunderts ins Land kam, baute er auf seinem geliehenen Grund (beim Herrschaftswechsel im Jahre 1444 noch als Lehen des Reiches bezeichnet¹) noch eine Burg (heute Althornburg) als Mittelpunkt seiner Herrschaft und ihr zu Füßen einen sogenannten Bauhof.

Für den Ausbau seiner Herrschaft war er auf die Neugewinnung siedlungsfähigen Bodens angewiesen, was nur durch eine systematische Rodung möglich war.

Es ist wahrscheinlich, daß die Herren von Hornberg – wie andernorts auch – den Landesausbau (Herrschaft) dadurch vorantrieben, indem sie bäuerliche Kolonisten zur Rodung und Siedlung ansetzten. Als wirksames Lockmittel diente den Landesherrn das Zugeständnis ihrer Freiheit.

Adelbert von Hornberg lenkte und leitete die Rodung, denn er wurde bereits im Jahre 1111 urkundlich als Freiherr bezeichnet⁴, das heißt, er war „Herr über gerodetes Land“.

Die Siedler bewirtschafteten ungefähr gleich große Bauernstellen, Hufen genannt. Im Mittelalter war die Hufe der Sammelbegriff für die zum Lebensunterhalt notwendige Hofstätte der bäuerlichen Familie mit Ackerland und Nutzungsrecht am Gemeinschaftseigentum. Zu jeder bäuerlichen Siedelstelle gehörte ein entsprechender Anteil Wald, Wasser, Weide, die nicht wie die Ackerflur aufgeteilt waren, sondern von den Bauern gemeinsam genutzt wurden, „Allmende“ genannt. Jagd und Fischfang behielt sich der Herr vor, ebenso das Fällen von Bauholz.

Die Burg war der Mittelpunkt der Grundherrschaft. Um sie herum lag ein geschlossenes Gebiet, in dem die Herren von Hornberg alleine Grund-, Dorf- und Vogteiobrigkeit ausübten. Sie hatten das Recht auf Zins (Steuer) und Dienst und das Recht des „Stiftens und Störens“⁶.

Grundherrschaft war die wirtschaftliche und soziale Basis der Hornberger Adelsfamilie, aber auch die Lebensform des Bauernvolkes. Sie beruht auf der Tatsache, daß die Herrschaft den größten Teil ihres Landbesitzes nicht selbst bewirtschaftete, sondern an abhängige Leute zur Bewirtschaftung auslieh⁵. Daneben bewirtschafteten die Herren von Hornberg einen geringen Teil des ihnen eigenen Bodens. Der Flurname „Herrenäcker“ in Althornberg – heute Wald – weist darauf hin⁷.

Die Rechtsform, in der die Ausstattung mit grundherrlichem Boden erfolgte, war die Prekarie (auf Widerruf), ein ursprünglich freies Leiheverhältnis. Später wurde diese Leihe auch erblich = „freie bäuerliche Erbleihe“⁵.

Das heißt: Das Land verblieb im Eigentum der Herren von Hornberg, die Bauern bebauten es, lieferten aus dem Ertrag jährlich festgesetzte Abgaben, meist „Zins“ oder „Steuer“ genannt und leisteten Frondienste. Dafür genossen sie den „Waffenschutz“ der Herrschaft. Diesen Schutz benötigte der Bauer zu allen Zeiten, wenn er ernten wollte, was er gesät hatte. Das Lagerbuch Hornberg 1590 zählt die „Gemeine Dienst und Fron, Statt Hornberg mit den dreien Stäben, Reichenbach, Gutach und Kirnbach“⁸ auf und belegt damit, daß noch zu dieser Zeit eine enge Bindung zwischen Herrschaft und Bauer bestand und im Herrschaftsgebiet Hornberg zwischenzeitlich keine wesentlichen Veränderungen eingetreten waren. Nach der Erkenntnis neuerer Forschungen wird das Recht des Grundherrn und Gerichtsherrn auf Fronleistungen, nunmehr als Folge der Unterworfenheit, als Sonderpflicht des bäuerlichen Untertanen gedeutet².

Daß die öffentliche Gewalt bis zum Herrschaftswechsel in der Hand der Herren von Hornberg blieb, belegt ein Schreiben der fürstlichen Kanzlei von Herzog Christoph vom 18. Dezember 1564⁸. Darin verweist die Kanzlei in Stuttgart auf den alten und folgenden Kaufbrief, in dem geschrieben steht, „daß mit dem Verkauf Hornbergs mit den dazugehörenden Häusern in Gutach, Reichenbach und Kirnbach, auch Obrigkeit, Recht und Gerechtigkeit, auch alle Gewaltsame, ihrer Voreltern seligen Gedächtnisses, auch die Frondienste um einen benannten Kaufschilling an die Herrschaft Württemberg gekommen sind“.

Das heißt, daß die Herren von Hornberg bis zum Herrschaftswechsel an die Grafen von Württemberg im Jahre 1444, über die in ihrem Herrschaftsgebiet sitzenden Leute auch politische Hoheitsrechte ausübten.

Wegen der Enge der Täler waren die Bauern aufeinander angewiesen. Die einzelnen Höfe reihten sich an einer Straße aneinander. Das Bauernhaus war damals ein Holz-Fachwerkhaus. In den alten Zinken hatte der Begriff „Nachbarschaft“ einen hohen Stellenwert. Nachbarschaftshilfe war eine Selbstverständlichkeit. Nachbarskinder zu sein, verband für das ganze Leben.

Auf steilen und mageren Höhenäckern mußten die Bauern zur Sicherstellung ihrer und der Herrschaft Nahrung hart arbeiten. Wer die steilen Hänge unserer Landschaft kennt, vermag sich vorzustellen, wie schwer diese Arbeit, noch mit relativ einfachem Gerät, einst gewesen war.

Hier die Nennung der Bauernhöfe, die ausweislich der ältesten Lagerbücher Hornbergs vor mehr als fünfhundert Jahren Erwähnung fanden. (Kaufbrief Brunwernher von Hornberg 25. Nov. 1423, Lagerbuch von 1471, 1491, 1517 und von 1590/1591):

„Straßerhof“ Reichenbacher Straße Nr. 37:

1491 Der Nopper hat das Lappingsgut, am Rand Borgus Schusselin;
1517 Jacob Spathelff aus seinem Lehen im Reichenbach;
1590 Borgus Schusselin, vormals Jacob Spathelff;

„Haldenhof“ im Schachen, Schwanenbacher Weg Nr. 25:

1491 der Müller von des Hallers Lehen;
1517 Hans, Müller zu Hornberg, aus seinem Lehen im Reichenbach;
1590 Jacob Lehrer, vormals Hans Müller zu Hornberg

„Hirzbauernhof“ Nr. 1:

1491 Hans Schnider hat der Wiberin Lehen;
1517 Conrat Moser aus der Wiberin Lehen, das Schnider Hans innegehabt;
1590 Enderis Doldt, vormals Conrad Moser.

„Hofbauer“ Nr. 2:

1471 Claus im Hof;
1491 Claus zum Hof;
1517 Brosius sel. Witwe zu dem Hofgut;
1590 Michel Aberlin zum Hof, den einst Brosius sel. Witwe besessen hat.

„Heilerbauer“ Nr. 12:

1471 Hans Schnider und Conrad Schnider im Reichenbach;
1491 Hans Murer hat des Schniders Gut;
1517 Hans Schnider aus seines Vaters Gut;
1590 Michel Moser, vormals Hans Schneider.

„Lehmannhof“ Nr. 14:

1471 Hans Holtzer;
1491 Der jung Hans Holtzer hat das Claus Bubenlehen vorm Reichenbach für seinen Teil und den anderen, den der Schnider innegehabt;
1517 Hans Schusselin, aus Claus (Clain?) Bubenlehen vor dem Richenbach und aus dem andern Teil, das der Schnider innegehabt;
1590 Enderis Schusselin, zwei Lehen, das „Claus Buben“- und „Schneiders Lehen“ genannt, zuvor Hans Schusselin alt.

„Vogtsadehof“ Nr. 17:

1471 Hanslin Spathelf;
1491 Hans Sparrthelf, Hans Buben Lehen;
1517 Conrat Spathelf, aus Hans Buben Lehen;
1590 Steffan Spathelff, das Buben Hansenlehen, vormals Conrad Spathelff sel.

„Krone-Unteres Wirtshäusle“ Nr. 18:

1491 Hans Spathelf von Aberles Gut vorm Rohrbach;

1590 Steffan Spathelff, das Oberlehen vorm Rorbach, vormals Conrad Spathelff.

„Alter Baderhof“ Nr. 27:

1471 Claus Has;

1491 Ulrich Bader von des Hasen Gut;

1517 Jeltin Has aus seinem Lehen und aus des Rutschenlehen (Sägehof);

1590 Michel Bader, vormals Veltin Has.

„Säge(bauern)hof“ Nr. 31:

1471 Conrat Holtzer und Jörg Holtzer im Richenbach;

1491 Steig Heinrich hat das Holtzers Gut und Anteil am Rutschen Lehen;

1517 Buben Hans aus des Holtzers- und des Rutscher Lehen;

1590 Katharina, Christ Hasens Witwe, hat ein Lehen, das Holzens und Rutschenslehen genannt, das Hans Buben besessen hat.

„Waldhasenhof“ Nr. 34:

1491 Hans Faller im Rötenbächlein, am Rand Jörg Stortz;

1517 Ulrich Baders sel. Witwe;

1590 Maria, früher Conrad Badens sel., jetzt Jeorg Stortzen Hausfrau, hat ein Lehen inne, das früher Ulrich Baders Witwe besessen hat.

„Staigerhof“ Nr. 36:

1471 Jörg Holtzer;

1491 Jörg Holtzer, am Rand Thomann Kopp;

1517 Peter Algäuer, aus seinen drei Lehen;

1590 Thoman Kopp, Jeörgen Koppen sel. Sohn, hat einen Hof, den Peter Algäuer besessen hat.

„Schontel-Jungbauernhof“ Nr. 46:

1471 Hanslin vom Schöntal;

1491 Hans Lauble auf dem Schöntal (Schontel);

1517 Hans Lauble, aus seinem Lehen auf dem Schöntal;

1590 Jeorg Schontelmayer mit seinem Bruder Hans, vormals Hans Lauble.

„Ober Kammererhof“ Nr. 55:

1491 Thomann Holtzer aus Hirten und Rampenlehen, Mulin Cunrat von des Hirten-Müllers und Rampenlehen;

1517 Thoman Holzer, aus des Hirten-, des Müllers- und des Rampenlehen;

1590 Jeorg Kammerer hat ein Lehen, das inhaltlich alter Lagerbücher drei Lehen gewesen, des „hinter Müllers“ und „Rampenlehen“ genannt, die vormals Thoman Holtzer besaß.

„Hinter Moserberg“ Nr. 57:

1471 Hans Kinstlin vom Mosenbach;

1491 Jörg Kinstlin auf dem Moserberg und von des Holtzers Gut;

1517 Jörg Kinstlin auf dem Mosenberg;

1590 Theiß Spathelff, vormals Jörg Kinstlin.

„Schonemichelhof“ Nr. 72:

1471 Gretlin Holtzerin;

- 1491 Thoma Holtzer, Lehen in der Schonach;
1517 Benedict Holtz aus seinem Lehen in der Schönach;
1590 Bernhard von Basel, ehemals Benedict Holtzer.
- „Maierhof“** Nr. 75:
1471 Hans Martin auf dem Rorbach;
1491 Cunrat Gruss hat seines Schwagers Hans Martin Lehen;
1517 Conrad Geier aus des Mulin Conrads Lehen, das Martin Lehen auf dem Rohrbach genannt;
1590 Hans Spathelff hat ein Lehen, das „Martinslehen“ genannt.
- „Rohrenbauernhof“** Nr. 78:
1471 Conrat Schnider im Reichenbach;
1491 Der Rörhans hat Anteil am Martins Lehen, das Claus Schnider zuvor gehabt;
1517 Bläsin Has aus des Schnid Martinslehen;
1590 Agatha, Hansen Müllers sel. Hausfrau, jetzt Conrad von Basels Hausfrau, das Schnider Martinslehen genannt, vormals Blesin Has.
- „Deuschenhof“** Nr. 79:
1471 Hans Mader;
1491 Peter Holtzer hat Hans Maders Lehen;
1517 Jörg Holtzer aus des Kleinhansenlehen;
1590 Theise Doldt hat ein Lehen, das Clain Hansen Lehen genannt, vormals Jeorg Holtzer.
- „Schenkenbauer“** Nr. 81:
1471 Claus Fritsch im Schenkenbach, clain (klein) Hans im Schenkenbach;
1491 Hans (Künstlin) im Schenkenbach, Hans hat das Fritschen Lehen und Anteil am Reichensteinhof;
1517 Hans Haß im Schenkenbach, aus Fritschenlehen;
1590 Ursula, jetzt Martin Hettichs Ehewirtin, das „Fritschen Lehen“, zuvor Hans Has.
- „Reichensteinhof“** Nr. 82:
1471 Hans Hermann auf dem Richenstain;
1491 Cunrat Hippach auf Reichenstein gibt vom Fichters Gut auf der Höhe;
1517 Jacob Richenstein, aus des Fichters Gut auf der Hölzin;
1590 Hans Storz, das „Fichters Gut“ genannt, zuvor Jacob Reichenstein.
- „Simonsbauernhof“** Nr. 88:
1471 Hans Bub im Richenbach;
1491 Hans Bub, aus Gilgen Gut;
1517 Buben Jörg, aus Gilgen halben Lehen;
1590 Michel Stortz, Jürgen Stortzens sel. Sohn, das einmal Buben Jörg besessen hat.
- „Andrealishof“** Nr. 93:
1471 Conrat Schwanenbach;

1491 Cunrat Hörtlin;

1517 Sipplonia Schuhlerin, das Conrad Hörtlin gewesen ist im Schwanenbach;

1590 Michel Schusselin, ein Hof zu unterst im Schwanenbach, zuvor Appelein Schusselin.

„Hasenhof“ Nr. 94:

1471 Auberlin im Schwanenbach;

1491 Auberlin (Aberle) Jörglins Sohn (Claus?) hat das Ruhengut;

1517 Jacob Aberlin, aus des Ruhengut;

1590 Hans Aberlin, zuvor Jacob Aberlin sel.

„Zuckerbauer“ Nr. 95:

1471 Hans Laublin im Schwanenbach;

1491 Hans Laublin, ein ganzes Lehen und des Wucherers Lehen (und ein öd Gut vor dem Tiefenbach);

1517 Endris Wernlin im Schwanenbach, aus einem ganzen Lehen das Hans Laublin gewesen, und aus des Wucherers ganzem Lehen;

1590 Steffan Laublin hat einen Hof, der vor Jahren noch zwei getrennte Lehen, das eine des Laublins und das andere des Wucherers Lehen genannt, in einem Zinken liegend und nicht untermarkt (eingezäunt), vormals Endris Wernlin.

„Blumejockelehof“, auch Adenbauer Nr. 96:

1471, Auberlin im Schwanenbach;

1491 Auberlin (Lauble) Jörglins Sohn mit Namen . . . (unleserlich), wahrscheinlich Claus, Claus Lauble zinst aus des Benners Gut und für sein Gut vorm Tubenbach (Taubenbach);

1517 Peter Tölenbach zinst aus des Benners Gut und aus senem Gut vor dem Taubenbach;

1590 Jacob Aberlin hat einen Hof, das Benns Gut genannt, und ein Lehen vor dem Taubenbach, die beide Peter Tellenbach besessen hat.

„Untersteighof“ Nr. 99:

1471 Hans, Wagner an der Steig;

1491 Hans Laublin, ein öd Gut vor dem Tiefenbach;

1517 Endris Wörnlin aus dem öd Gut vorm Tiefenbach, zuvor Hans Laublin;

1590 Steffan Laublin hat ein unbezäuntes Lehen, das „öd Gut vor dem Tiefenbach“ genannt, das vormals Endris Wernlin besessen hat.

„Tiefenbachbauer“ Nr. 106:

1491 Bastian Has hat des Büblers Lehen (am Rand Jacob Langenbach im Tiefenbach);

1517 Hans Has im Diefenbach, Büblers ganzem Lehen;

1590 Jacob Langenbach, zuvor Hans Has.

„Hasensteig-Steigheiler-Steigloch“ Nr. 109:

1471 Bastian Has an der Staig;

1491 Bastian Has, das Gut an der Steig;

1517 Ulrich Has, ein Lehen an der Steig und Wolfslehen, ein öd Gut;

1590 Matheis(e) Lehrer, zuvor Ulrich Has.

„Unterlangenbach“ Nr. 110:

1471 Hans im Langenbach;

1491 Hans Langenbach im Langenbach;

1517 Ulrich Has hat vier Lehen;

1590 Hans Langenbach zuvor Ulrich Has.

„Oberlangenbach“ Nr. 112

1491 Cunrat im Langenbach;

1517 Conrat im Langenbachs Witwe aus ihren zwei Lehern;

1590 Anton Langenbach, zuvor Conrad Langenbach.

„Wolfsteig“ Wolfbauer Nr. 121:

1471 Der Häs an der Staig;

1491 Bastian Has hat das Bintzen Gut und das Wolfslehen und Jacob Laublin an der Steig mit einem kleinen Anteil;

1517 Jacob an der Steig, aus des Bintzen Gut, auch Ulrich Has anteilig;

1590 Marx Has, zuvor Jacob an der Steig.

„Künstlehof“ Nr. 124:

1471, Mathis Kinstlin und Jacob Lauble;

1491 Jacob Lauble an der Steig;

1517 Jacob Lehen an der Staig, so sie (Bürger zu Hornberg) zu der Ziegelhütte verkauft haben;

1590 Enderis Doldt, das „Jakobslehen“ genannt, den die Bürgerschaft zu Hornberg zu einer Ziegelhütte genutzt haben.

„Kräherhof“ Nr. 126:

1471 Conlin auf dem Kräher;

1491 Claus auf dem Kräher;

1517 Benedikt auf dem Kräher, und vom Klärlins Gut;

1590 Ursula, jetzt Jacob Schontelmayers Hausfrau, zuvor Benedikt auf dem Kräher.

„Vogtsbauernhof“ Nr. 127:

1471 Mulin Jörg;

1491 Hans Bürklin aus Muli Jörgen Lehen, heißt Klärlinslehen und des Dorners Lehen, diese zwei Lehen sind seinen Vorfahren geliehen;

1517 Jörg Has aus Mulin Jörgen Lehen, heißt das Klärerlins Lehen;

1590 Jacob Stortz, das Clärerin Lehen genannt, vormals Jeorg Has auf dem Schempach.

„Oberschembach“ Nr. 130:

1471 Ulrich Has;

1491 Jörg Has auf dem Schömbach;

1517 Jörg Has auf dem Schämbach, und aus des Mulin Jörgen Lehen, genannt das Klärlins Lehen;

1590 Hans Schilling, zuvor Jörg Has.

„Unterschembach“ Nr. 131:

1471 Conrat Herman auf dem Schönbach;
 1491 Conrat Laublin auf dem Schömbach;
 1517 Conrad Laublin auf dem Schämbach;
 1590 Jacob Laublin, zuvor Conrad Laublin.

„Wieserhof“ Nr. 138:

1471 Hans Schnall im Offenbach;
 1491 Der Schnall Gut;
 1517 Caspar Kamerer aus Schnallen Lehen;
 1590 Steffan Kammerer, das „Schallenlehen“, vormals Caspar Kammerer sein Vater.

„Gründle“ Nr. 139:

1471 Jörg Tolenbach im Offenbach;
 1491 Jörg Tollenbach, zwei ganze Lehen;
 1517 Hans Tolenbach aus zwei ganzen Lehen;
 1590 Jeorg Dorner, zuvor Hans Dollenbach.

„Hinter Bauer“ Nr. 140:

1471 Jacob Künstlin im Offenbach;
 1491 Jörg, des Lappings Tochtermann, des letzten im Offenbach;
 1517 Balthasar Reinhart im Offenbach, das Lappingslehen ist;
 1590 Michel Dorn(n)er, das „Lappings Lehen“, zuvor Balthasar Rainhard.

„Hasenhof“ Nr. 144:

1471 Conrat Cleffel im Frönbach;
 1491 Claus Schusselin hat des Kleffels Gut im Frönbach;
 1517 Clement Schusselin, aus seinen zwei Lehen im Fronbach;
 1590 Steffan Schusselin ein Hof, zuvor Conrad Schusselin.

Anmerkungen

- 1 GLA 214026
- 2 Bader, K. S.: Schriften zur Rechtsgeschichte und Landesgeschichte. 1984
- 3 Mayer, Theodor: Die Besiedlung und politische Erfassung des Schwarzwaldes im Hochmittelalter
- 4 Decker-Hauff, Hans Martin: Chronik der Grafen von Zimmern, Handschrift 580/581, 1979
- 5 Bosl, Karl: Staat, Gesellschaft und Wirtschaft im deutschen Mittelalter. In: Gebhard: Handbuch der deutschen Geschichte, 9. Auflage 1988, und Karl Bosl: Geschichte des Mittelalters, 5. erweiterte Auflage 1973
- 6 GLA 21: Conv. 237, Kaufbrief Brunwernerher 25. Nov. 1423
- 7 Hitzfeld, Karl Leopold: Die Flurnamen von Hornberg an der Schwarzwaldbahn. 1944
- 8 Hauptstaatsarchiv Stuttgart H 101: Lagerbuch Hornberg 1590, zur Erneuerung des Amtes Hornberg
- 9 Wand, Norbert: Das Dorf zur Salierzeit. 1991
- 10 Waas, Adolf: Der Mensch im deutschen Mittelalter. 1996



*Heilerbauer
N° 12*



*Schontel-
Jungbauernhof*



Kräherhof



Reichensteinhof



Lehmannhof N° 14



*Haldenhof N° 25
im Schwanenbach*

*Andrealishof
N° 93
im Schwanenbach*



*Hasenhof N° 94
im Schwanenbach*



Zuckerbauer N° 95

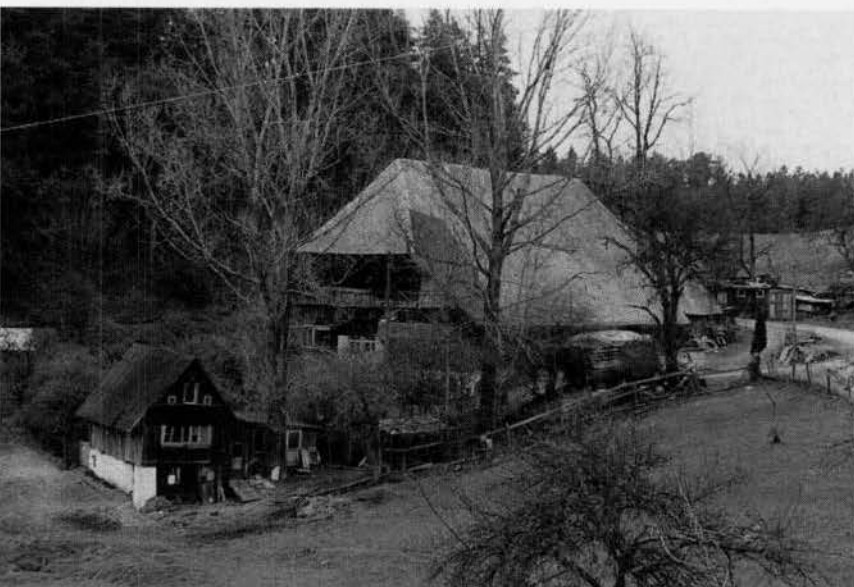




*Blumenjockelhof
Adenbauer N° 96*



*Untersteighof
N° 99*



*Wolfsteig N° 121
Alle Abb. W. Neuß*

Die ersten Generationen der jüdischen Familie Wertheimer von Nonnenweier

Günter Boll

Jacob Samson von Rathsamhausen zu Ehenweyer (1666–1731) wurde im August 1699 bei der Ortenauischen Reichsritterschaft immatrikuliert, nachdem er durch die 1698 geschlossene Ehe mit der verwitweten Sophia Dorothea von Löwen geborenen von der Grün (1679–1739) Grundherr zu Nonnenweier, Allmannsweier und Wittenweier geworden war.¹ Einer der ersten Juden, die sich zu seinen Lebzeiten in Nonnenweier niederließen, war Wolf Wertheimer, der seinen im Herbst 1720 verstorbenen Sohn Lipmann um ein Jahr und fünf Monate überlebte und wie dieser auf dem ältesten Teil des jüdischen Friedhofs von Schmieheim begraben liegt.²

Nachkommen des „Rabbi Aharon Eljakum Wertheimer“ waren während acht Generationen in Nonnenweier ansässig. Sein Urenkel Moses Werthei-



*Abb. 1: Grabstein des Wolf Wertheimer von Nonnenweier
„Hier ruht Benjamin Seew, Sohn des Rabbi Aharon Eljakum Wertheimer, gestorben
und begraben am Montag, dem 21. Adar 482 nach der kleinen Zählung“
(10. März 1722).*

mer stand 1780 als „Juden-Schultheiß“ an der Spitze der jüdischen Gemeinde, die damals fünfzehn Familien zählte.³ Erst hundert Jahre später kam die auf 235 Seelen angewachsene Gemeinde, die ihre Toten bis dahin auf dem Schmieheimer Begräbnisplatz der in der südlichen Ortenau ansässigen Juden bestattet hatte, mit dem Erwerb eines „Auf dem Rebgarten“ gelegenen Ackers in den Besitz eines eigenen Friedhofs.⁴ Für Jules Wertheimer (1910 Rastatt–1996 Paris), dessen Urgroßvater Marx Wertheimer (Mordechai bar Mosche, 1806–1876) seinen Wohnsitz von Nonnenweier nach Muggensturm verlegt hatte, stellte ich in den Jahren 1984–1986 genealogische Nachforschungen an, bei denen ich die Grabstätten von fünfzehn Nachkommen des Wolf Wertheimer und seiner 1732 verstorbenen Frau Sara, die wie diese auf dem jüdischen Friedhof von Schmieheim begraben liegen, ausfindig machen konnte.⁵

Die beim „Cercle de Généalogie Juive“ in Paris hinterlegten Ergebnisse dieser Nachforschungen sind in der 1992 erschienenen Neuauflage des 1971 von der Interessengemeinschaft Badischer Ortssippenbücher herausgegebenen Ortssippenbuches Nonnenweier berücksichtigt worden.⁶ Die hinter der Abkürzung OSB stehenden Zahlen bezeichnen im Folgenden die Nummern, unter denen die hier genannten Familienväter im Ortssippenbuch verzeichnet sind. Die nach den Begräbnisdaten angegebenen Nummern der Grabstätten stimmen mit denen des 1999 von Naftali Bar-Giora Bamberger unter dem Titel „Der jüdische Friedhof in Schmieheim“ veröffentlichten Memor-Buches überein.⁷

Genealogische Übersicht

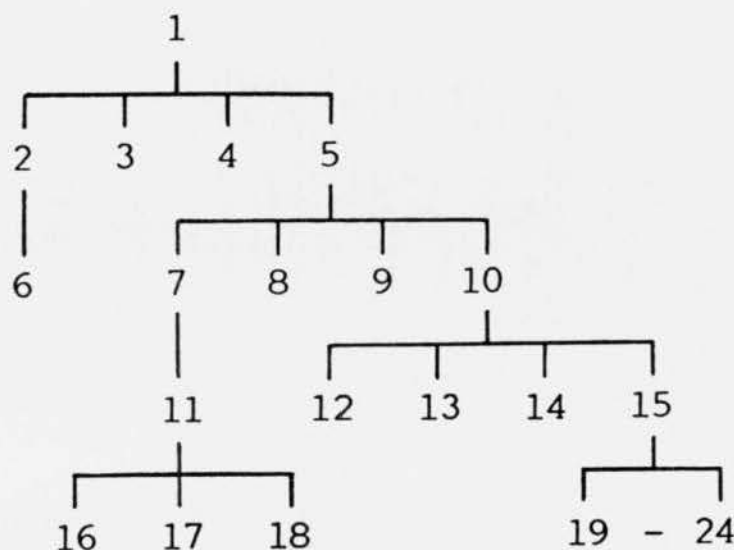




Abb. 2: Grabstein des Lipmann Wertheimer von Nonnenweier

„Hier ruht Eliëser Lipmann, Sohn des Benjamin Seew, der lange, gute Tage erleben möge, Wertheimer von Nunnewihr, der gestorben ist am heiligen Schabbat und begraben wurde am Sonntag, dem 4. Tischri 481 nach der kleinen Zählung (6. Oktober 1720). Seine Seele sei eingebunden im Bündel des Lebens. Amen. Sela.“

- 1 **Wolf Wertheimer**, gest. und begr. 10. 3. 1722 (Grab Nr. 45/12, Abb. 1); Sohn des Rabbi Aaron Eliakum Wertheimer (OSB 3621)
∞ Sara, gest. Nonnenweier 15. 1. 1732 (Grab Nr. 46/3); Tochter des M[oses?]
- 2 **Lipmann Wertheimer**, gest. Nonnenweier 5. 10. 1720, begr. Schmieheim 6. 10. 1720 (Grab Nr. 47/7, Abb. 2)
∞ NN
- 3 **Simson Wertheimer** (Schimschon bar Benjamin Seew) von Nonnenweier, gest. und begr. 10. 4. 1738 (Grab Nr. 47/9)
- 4 **Joseph Wertheimer** (Josef bar Benjamin Seew) von Nonnenweier, gest. und begr. 11. 6. 1758 (Grab Nr. 35/15)
∞ Teiel, gest. und begr. 28. 1. 1740 (Grab Nr. 46/4); Tochter des Simon
- 5 **Jakob Wertheimer** (Lekesch bar Benjamin Seew) von Nonnenweier, gest. und begr. 28. 9. 1773 (Grab Nr. 38/3)
∞ Feiel, gest. und begr. 23. 12. 1739 (Grab Nr. 42/9)



Abb. 3: Grabstein des „Wolf Nunnewihr“

„Hier ruht ein Mann, rechtschaffen unter den Freigebigen, welcher den Weg der Guten beschritt, untadelig und aufrecht. Alle seine Werke tat er in Makellosigkeit. All sein Tun war zur Ehre Gottes und er selbst verbunden mit dem lebendigen Gott. Der ehrenwerte Herr Benjamin Seew, genannt Wolf, Sohn des ehrbaren Herrn Lekesch Nunnewihr, verschied und wurde begraben am Mittwoch, dem 4. Nissan 521 nach der kleinen Zählung (8. April 1761). Seine Seele sei eingebunden im Bündel des Lebens.“

- 6 Eljakum, genannt **Lekesch Wertheimer** von Nonnenweier, gest. und begr. 19. 10. 1760 (Grab Nr. 35/15)
- 7 Benjamin Seew, genannt **Wolf Wertheimer** von Nonnenweier, gest. und begr. 8. 4. 1761 (Grab Nr. 38/23, Abb. 3)
∞ NN
- 8 **Moses Wertheimer**, Vorsteher der jüdischen Gemeinde in Nonnenweier, gest. und begr. 13. 10. 1783 (Grab Nr. 38/4)
∞ 1 Breinle, gest. Nonnenweier 8. 3. 1777 (Grab Nr. 37/4, Abb. 4); Tochter des Isaak
∞ 2 Bonna Wertheimer (13) von Nonnenweier
- 9 **Sara Wertheimer** (Sarle bat Lekesch) von Nonnenweier, gest. und begr. 27. 4. 1785 (Grab Nr. 50/16); Ehefrau des „Leib Nunnewihr“
∞ Löw Frank von Nonnenweier (OSB 3435)



Abb. 4: Grabstein der 1777 verstorbenen „Breinle bat Jizchak“, Ehefrau des „Parnas u-Manhig“ Moses Wertheimer von Nonnenweier

- 10 **Joseph Wertheimer** (Josef bar Lekesch) von Nonnenweier, gest. und begr. 20. 2. 1791 (Grab Nr. 52/2)
 ∞ Zierle (sign. am 29. 3. 1797 „Zerle Werdheimerin“)
- 11 **Samuel Wertheimer** (Schmuel bar Binjamin Nunnewihr), Vorsteher der jüdischen Gemeinde in Nonnenweier (OSB 3622), gest. und begr. 14. 1. 1801, (Grab Nr. 54/4)
 ∞ Rahel Kiefe (Lea Rechel bat Salme) von Vaihingen, geb. um 1760, gest. und begr. 13. 4. 1825 (Grab Nr. 29/19);
 Tochter des Salomon Kiefe und der Mirjam
- 12 **Faya Wertheimer** (Feiel bat Josef) von Nonnenweier, geb. um 1745, gest. und begr. 24. 1. 1823 (Grab Nr. 29/35)
 ∞ Löw Levi (Jehuda Leib bar Jizchak ha-Levi mi-Nunnewihr), gest. und begr. 28. 9. 1792 (Grab Nr. 51/16); Sohn des Isaak Levi;
 Stammvater der Familie Levi Baum (OSB 3358-3386)
 Der Ehe entstammen fünf Kinder, von denen der um 1780 geborene Viehhändler Legisch alias Jacob Levi Baum (OSB 3361) den Rufnamen seines Urgroßvaters Jakob Wertheimer (5) trug. Er starb am 12. 2. 1824 und wurde am 13. 2. 1824 in Schmieheim begraben (Grab Nr. 29/28).



Abb. 5: Grabstein des 1814 bei Plittersdorf im Rhein ertrunkenen Flößers Moses Wertheimer von Nonnenweier

- 13 **Bonna Wertheimer**, geb. Nonnenweier 17. 3. 1760, gest. Habsheim im Oberelsaß 6. 4. 1836
 ∞ 1 Moses Wertheimer (8) von Nonnenweier
 ∞ 2 Habsheim 1. 7. 1784 Aaron Israel, der 1808 den Familiennamen Dreyfus annahm, geb. Habsheim 9. 11. 1763, gest. Habsheim 19. 6. 1838; Sohn des Samuel Israel und der Breine Haas
- 14 **Wolf Wertheimer** erklärt am 29. 3. 1797 im Beisein seiner Mutter, daß er seinem jüngeren Bruder Moses Wertheimer (15) 121 Gulden „schuldig worden seye, welche er bis auf Ostern des künfftigen 1798. Jahrs baar wieder zu bezahlen verspricht.“
- 15 **Moses Wertheimer** (Mosele bar Josef) von Nonnenweier (OSB 3623), geb. um 1768, ist am 13. 1. 1814 im Rhein ertrunken, begr. Schmieheim 20. 3. 1814 (Grab Nr. 30/42, Abb. 5)
 ∞ Esther Kaufmann von Lichtenau, geb. um 1772, gest. Nonnenweier 30. 3. 1847, begr. Schmieheim 31. 3. 1847 (Grab Nr. 23/15); Tochter des Herz Kaufmann und der Güntel
- 16 **Feitel Löw Wertheimer**, geb. um 1790, gest. und begr. 21. 7. 1793 (Grab Nr. 50/18)

- 17 **Ella Wertheimer**, geb. um 1791
- 18 **Salomon Hirsch Wertheimer** (Meschullam Zwi bar Schmuel) von Nonnenweier (OSB 3624), geb. um 1796, gest. Nonnenweier 14. 5. 1866 (Grab Nr. 16/5)
 ∞ Nonnenweier 2. 5. 1820 Helene Bruchsaler von Nonnenweier, geb. Diersburg um 1803, gest. Nonnenweier 6. 1. 1869 (Grab Nr. 14/24); Tochter des Joseph Bruchsaler (OSB 3412) und der Fanny Wertheimer
- 19 **Feiele Wertheimer**, geb. um 1800
- 20 **Hinche Wertheimer**, geb. um 1803
- 21 **Joseph Wertheimer** (OSB 3626), geb. Nonnenweier um 1804, gest. Nonnenweier 14. 8. 1885
 ∞ Babette Kaufmann von Lichtenau, geb. um 1813, gest. Nonnenweier 21. 1. 1884
- 22 **Marx Wertheimer** (Mordechai bar Mosche), geb. Nonnenweier 14. 8. 1806, gest. Muggensturm 29. 11. 1876, begr. Kuppenheim 1. 12. 1876; Stammvater des Muggenstürmer Zweiges der Familie Wertheimer
 ∞ 1 Fanny Braunschweig von Rheinbischofsheim
 ∞ 2 Babette Braunschweig von Rheinbischofsheim
- 23 **Zierle Wertheimer** (Cäcilia Bär geb. Wertheimer), geb. Nonnenweier um 1810, gest. Kippenheim 3. 12. 1857, begr. Schmieheim 4. 12. 1857 (Grab Nr. 19/33)
 ∞ Raphael Bär von Kippenheim, geb. um 1794, gest. Kippenheim 3. 2. 1882, begr. Schmieheim 5. 2. 1882 (Grab Nr. 7/46)
- 24 **Abraham Wertheimer** (OSB 3627), geb. Nonnenweier 8. 10. 1812, gest. Nonnenweier 21. 10. 1895
 ∞ Gütel Levi Baum von Nonnenweier; Tochter des Abraham Levi Baum (OSB 3359) und der Feiel Kaufmann

Die jüdischen Familienväter des Dorfes Nonnenweier
 (Amtsverhörprotokoll vom 7. 2. 1780)

Moßes Wertheimer	Samuel Wertheimer	Joseph Wertheimer
Libmann Mayer	Simon Berlen	Sandel Heilbronn
Laser Franck	Samuel Bickert	Löb Weil
Löb Levy	Aaron Moch	Joseph Weil
Calman Meyer	Männel Franck	Marx Meyer

(GLA Karlsruhe: 229/75596)

Anmerkungen

- 1 Zander, Paul-René: Zwölf Generationen der Grundherren von Nonnenweier. In: Ortssippenbuch Nonnenweier, hg. von der Interessengemeinschaft Badischer Ortssippenbücher. Grafenhausen bei Lahr, 1992, 107a–107o
- 2 Meyer, Iwan: 1707/1927 Jubiläumsschrift der jüdischen Gemeinde von Nonnenweier. Freiburg im Breisgau, 1927, 5–7
- 3 Generallandesarchiv Karlsruhe: 229/75596
- 4 Meyer, Iwan: (wie Anm. 2), 25–26
- 5 Boll, Günter: Grabinschriften der Familie Wertheimer von Nonnenweier auf dem Judenfriedhof von Schmieheim. Müllheim, 1986
- 6 Eble, Eugen: Die Familien und Sippen von Nonnenweier. In: Ortssippenbuch Nonnenweier (wie Anm. 1), Nrn. 3355–3636 (Die Judengemeinde von Nonnenweier)
- 7 Bamberger, Naftali Bar-Giora: Der jüdische Friedhof in Schmieheim – Memor-Buch. Tübingen, 1999

Von Rheinau über Gurs nach Auschwitz

Stationen der Vernichtung der jüdischen Gemeinden Neufreistett und Rheinbischofsheim

Gerd Hirschberg

Wenn man von den Rheinauer Juden spricht, sind damit die Juden aus dem ehemaligen Neufreistett und aus Rheinbischofsheim gemeint. Die erste schriftliche Erwähnung der „Bischemer“ Juden stammt aus dem Jahr 1717. Die Neufreistetter Juden wurden ein wenig später, nämlich im Zusammenhang mit der Stadtgründung, eingeladen, sich hier niederzulassen und sind urkundlich zum ersten Mal im Jahr 1756 erwähnt.

Im Lauf der Geschichte war der Anteil jüdischer Einwohner an der Gesamtbevölkerung schwankend. Er betrug in Neufreistett z. B. bis zu 20% und war in beiden Gemeinden in der Zeit bis 1945 deutlich höher als der Anteil katholischer Bürger.

April-Boykott 1933

Bald nach der Regierungsbildung unter Hitler wurden staatliche Maßnahmen zur Verfolgung der jüdischen Deutschen eingeleitet. So verabschiedete die NS-Parteiführung am 29. März 1933 ein 11-Punkte-Programm, u.a. mit einer Anordnung zum Boykott jüdischer Geschäfte. Entsprechend kam es am 1. April 1933 und danach auch in den Rheinauer Gemeinden zu Boykottaktivitäten gegen jüdische Geschäfte, allerdings nicht in vergleichbarer Intensität wie in den großen Städten. Dazu einige Stimmen aus Interviews mit Zeitzeugen, zunächst aus Freistett:

Im April 1933 war hier auch Boykott. Leute von der SA standen in Freistett mit einem Schild und so, aber die haben sich geniert, direkt vor dem Kaufhaus Dannheiser zu stehen. Dannheiser war eine Kaufhauskette, deren Besitzer ein Jude war. In Freistett hatte der Z., damals Vorstand vom Turnverein, die Filiale von denen gepachtet. Da wollte sich die SA nicht so direkt hinstellen, deshalb haben sie sich auf die gegenüberliegende Seite gestellt, vor ein anderes Haus. So haben sie halt auch ihre Pflicht erfüllt. Es ist damals ja nichts passiert. Sie sind halt nur pflichtgemäß dagestanden mit ihren Schildern.

Also, das ist nachher genauso weitergegangen, wie es vorher war. Die Jenny und Julchen Hammel, die haben dann weiterverkauft, und der Richard ist noch lange mit seiner Karre durchs Dorf gegangen. Natürlich hat's in der SA auch Rabiате gegeben, die da mehr draus gemacht hätten –

aber ich wüßte nichts von besonderen Tätlichkeiten, nichts. – Gut, mit der Zeit, wenn die eingekauft haben, die haben ja alle ihre bestimmten Bauernhäuser gehabt, wo sie ihre Sachen gekriegt haben. Da sind sie danach eben hinten reingegangen, meistens dann bei Nacht und Nebel. Aber das war erst so ab 1937, und davor sind ja schon viele weg.¹

... 1933, als sie so gegen die Juden waren, da haben sie auch so ein Plakat gemacht beim Zollamt, wo stand: ‚Judenknechte von Freistett sind ...‘, und da standen auch die Namen vom Vater und vom Onkel. Und da waren auch Bilder, ich hab die selber gesehen. Da hatten sie bei der Elsa das Dach umgedeckt oder was ausgebessert, und der Onkel hatte Fenster in die Synagoge gemacht – und wegen dem waren sie jetzt Judenknechte. Da war dann im Fenster vom Zollamt das Bild, wo der Vater auf dem Dach hockt, mit der Unterschrift ‚Judenknechte und Synagogendiener bei der Arbeit‘! Ich hab deshalb immer Angst gehabt ...²

Aus Rheinbischofsheim:

... 1933 gab es noch nicht so viele Fahnen hier. Aber Schilder ‚Kauft nicht bei Juden‘, die gab es hier auch. Man hat sich aber nicht so arg dran gehalten. An öffentliche Bloßstellungen aus dem Grund erinnere ich mich nicht. Es gab hier ja fast nur Judengeschäfte, nur zwei oder drei andere.

Vom Schulverbot weiß ich, daß der Norbert von Grumbachers in die 1. Klasse ging, und dann plötzlich nicht mehr. Die anderen waren ja schon älter. Was die wegen dem Unterricht gemacht haben, weiß ich nicht.³

Der ehemalige Rheinbischofsheimer Schüler Jacques Bloch berichtet über weitere Ereignisse in dieser Zeit⁴, die für die Zeitgenossen z. T. wohl auch verborgen blieben:

Ich bin am 19. 6. 1920 geboren und ging vier Jahre in die Volksschule in Rheinbischofsheim ... Am 20. 4. 1931 trat ich in die Realschule ein. Ich besuchte die Sexta, Quinta und fünf Monate die Quarta. Direktor der Schule war C.S., und J.P. war Klassenvorstand. In diesen letzten Monaten erlitt ich als Jude schwerste Beleidigungen, wurde verschiedentlich bedroht und mußte endlich unter Druck am 9. Oktober 1933 aus der Schule austreten. Durch Hilfe meines Onkels von Straßburg kam ich in ein Internat in Montbéliard in Frankreich. Von 1933 bis 1937 kam ich dann noch verschiedene male in den Ferien zu meinen Eltern nach Rheinbischofsheim. Von 1937 bis nach dem 2. Weltkrieg kam ich nicht mehr zurück ...

Meine Schwester, Annie Bloch, am 17. 6. 1926 geboren, versuchte im Jahr 1936 in die Realschule einzutreten. Da sie als Jüdin nicht aufgenommen wurde, ging sie weiter in die Volksschule, bis sie 1938 auch nicht mehr in die Volksschule gehen konnte und nach Straßburg auswanderte ...

Mein Vater, Moritz Bloch, kämpfte im 1. Weltkrieg in Rußland im deutschen Heer. Im März 1936 wurde er auf falsche Aussagen von A.P. hin, einem B. aus Honau, von der Gestapo in Kehl verhaftet. Er war acht Tage in Schutzhaft, wurde getreten und geschlagen. Einen Monat später mußte er

auf Befehl der Gestapo seine Mehl- und Getreidehandlung in Rheinbischofsheim schließen und wurde vor die Wahl gestellt, Deutschland zu verlassen oder in ein Konzentrationslager eingeliefert zu werden. Am 24. Oktober flüchtete er mit Hilfe seines Bruders, der schon viele Jahre in Straßburg lebte, nach Frankreich. Durch den Verlust seines Geschäfts und die Auswanderung verlor er nicht nur sein Einkommen, sondern auch alle Außenstände und den Bürgernutzen der Gemeinde.

Novemberpogrom 1938

Beim Novemberpogrom am 9. 11. 1938 und danach wurde in Freistett die Synagoge am Marktplatz, die wegen Zusammenlegung der Religionsgemeinden Neufreistett und Rheinbischofsheim seit 1935 nicht mehr zu Gottesdiensten benutzt wurde, so nachhaltig demoliert, daß sie bald danach abgerissen werden mußte. Die jüdischen Männer wurden nach Kehl verschleppt, dort mißhandelt und dann weiter ins KZ Dachau gebracht, von wo aus sie nach einigen Wochen wieder nach Hause entlassen wurden. 1939 waren wegen der nationalsozialistischen Verfolgung bis auf zwei alte Frauen alle jüdischen Freistetter weggezogen bzw. ausgewandert.

Zeitzeugen aus Freistett berichten darüber 50 Jahre später wie folgt:

. . . Von der Kristallnacht weiß ich nichts Direktes, da war ich nicht da. – Ich kann mich auch nicht so genau mehr erinnern. Ich glaub, die Synagoge ist nur demoliert worden, nicht angezündet. Da sind Steine reingeflogen, und nachher war sie schon arg demoliert, halb abgerissen. Das waren halt so Halbwüchsige, hier von Freistett, nicht von auswärts. Aber wie sie die Juden in der Nacht geholt haben, das hat man mitgekriegt. Das waren welche von der SA, aber ohne Rumführen, mehr so bei Nacht und Nebel, das ist alles ganz schnell gegangen. . . .

Und am Tag danach war ich in Kehl. Da hab ich mitgekriegt, wie die SA welche aus dem Zug geholt hat und durch Kehl getrieben. Das waren keine Kehler Juden, sondern welche aus Österreich, mit Koffern, die über die Grenze wollten, aber Pech hatten, gerade nach der Kristallnacht, da war die SA ja stark. Aber die Kehler Bevölkerung, die hat da nicht mitgemacht. Das war so ne Horde SA, die da gejohlt haben, aber die Bevölkerung hat sich auf Distanz gehalten, höchstens den Kopf geschüttelt. . . .

Die alte Frau Rubin, die haben sie fast verhungern lassen, die ist ja garnicht mehr richtig rausgegangen – aber die hat auch immer wieder ihre gewissen Häuser gehabt, wo sie ihr hinten irgendwie was hingestellt haben. Die wußten alle, die Juden, wo sie hin mußten, in welche Häuser. . . .

Aber wo die dann hingekommen sind, da hat man sich damals nicht drum gekümmert. Man ist halt so dringestanden – . . . Für sich privat hat jeder schon mal gedacht: ‚Mein Gott, wie wird das enden noch mit denen?‘, aber – da hat man halt offen nie drüber gesprochen.⁵

... Wir haben enge Beziehungen gehabt zu den jüdischen Familien. Denn meine Mutter hat z. B. für die Juden gewaschen, und ich hab Häcksel geschnitten für welche. ... Wir haben unser Haus 1938 von den Juden gekauft. Die hatten früher schon gesagt: ‚Wenn wir’s verkaufen, bekommt ihr das Kaufrecht!‘ 2000 Mark hab ich damals bezahlen müssen, vor dem Notar, und alles mußte ganz schnell gehen.

... In der Zwischenzeit bin ich aber immer noch zu Hammels gekommen und ... zu der Rubin. Die hat z. B. ein kleines Lädle gehabt. Da hat man die halt ein bißchen unterstützt. Aber man hat das nur bei Nacht tun können. Denn vis-a-vis war das Zollamt, und da wohnte oben ein SS-Mann aus Kehl drin, das war der Schlimmste! ... Ein anderer hat mich gewarnt: ‚Bleib draußen!‘ ... Zu der Frau Rubin bin ich nur abends rein. Die hat gewußt, daß ich nach acht komme. Die hat Seife und auch sonst Sachen gehabt, das war ja eine Seifensiederei früher. Aber als der Mann Ende des 1. Weltkriegs gestorben ist, war nur noch sie da und hat das Lädle grad noch so gehalten.⁶

... Bei den Braunschweigs haben sie mit dem Beil die Tür eingeschlagen. Als sie es zuerst gerade machen wollten, kam die Lehrerin vorbei, das Fräulein Fischer und hat gesagt: ‚Also, das macht man doch nicht!‘, und dann sind sie davon. Aber hinterher haben sie es doch gemacht.⁷

Ein Sohn der hier genannten Familie, Ernst Braunschweig, *1923, hat die Verfolgungen des III. Reichs überlebt. Er wohnt heute bei Paris und berichtete über die damaligen Vorgänge folgendes:

... Ich war dabei, auch in Kehl, bei dem Pogrom 1938. Wir wohnten in der Hauptstraße, meine Großmutter war im selben Haus. Die Tür und die Fenster wurden eingeschlagen. Ich weiß, wer’s war, aber ich sag nichts. Die richtigen Nazis hier waren v.a. Österreicher. Österreichische SS und Gestapo aus Kehl waren bei uns in der Wohnung. Als sie in der Wohnung waren und mich verhaftet haben, sehen sie vom einzigen Bruder meiner Mutter, Siegfried Hammel, der im 1. Weltkrieg gefallen ist, ein Verdienstkreuz da hängen, so ein Lorbeerdings, mit Schrift: ‚Der Dank des Vaterlands‘ oder so. Da sagt doch einer: ‚Ach, gab es auch Juden als Soldaten?‘

Mein Bruder kam dann nicht mit, weil der zu jung aussah. Aber mein Vater und ich und die ganzen Männer der Gemeinde, die übrig waren, sind mit einem Bus nach Rheinbischofsheim gebracht worden. Schon im Autobus haben sie dann auf uns eingeschlagen, und wir wußten garnicht wie, wann, wo!

In Rheinbischofsheim mußten wir raus. Der Religionslehrer Hirschberger war schon da, angezogen als Kantor, mit Talar, die aufgewickelte Thora im Arm. Dann mußten wir auf dem Lindenplatz marschieren und Gebete singen zur Belustigung. Dann ging es weiter nach Kehl. In der

Hauptstraße haben sie uns ausgeladen, dann durch die Stadt marschiert, und wir mußten rufen: ‚Wir sind schuld an dem Mord in Paris! Wir sind das Unglück für Deutschland!‘

Dann sind wir bei der Gestapo angekommen. In den Keller kamen wir. Die Männer mußten sich mit nacktem Schenkel bücken, und dann haben sie sie mit nassen Brettern richtiggehend den ganzen Tag gefoltert. Sogar von Lichtenau einen Louis Kahn, der war Kriegsversehrter vom 1. Weltkrieg, den haben sie auch mißhandelt. Bei mir haben sie festgestellt, daß ich noch keine 18 war, und so wurde ich nicht mißhandelt. Auch hier: Deutsche Ordnung! Aber ich habe das Blut von meinem Vater aufwischen müssen. Abends bin ich dann rausgekommen.

Als die Kehler dann im KZ Dachau angekommen sind, hat man die im ganzen Lager gekannt. Das war wohl die schlimmste Kristallnacht hier. Die anderen sind ja auch schon nach 14 Tagen, drei Wochen zurückgekommen, aber die aus Kehl haben sie länger behalten, und die mußten sowieso alle unterschreiben, daß sie nie was aussagen. . . .

In Rheinbischofsheim wurde beim Novemberpogrom die Inneneinrichtung von Synagoge und Religionsschule herausgerissen und verbrannt. Das Gebäude selbst blieb stehen, weil inzwischen eine nichtjüdische Familie in der ehemaligen Wohnung des Religionsschullehrers wohnte. Erst 1953 wurde die Synagoge abgerissen.

Auch hierzu wieder einige Transkripte:

. . . In der Synagoge war Gottesdienst bis zur Kristallnacht. Das war dann so: Da sind ein paar gekommen und haben die Sachen zusammengeschnitten, Fenster zerschlagen und Bänke rausgeschmissen. Die Sachen haben sie alle kaputt gemacht. Thorarollen als Fahnenstangen getragen und so. Die das gemacht haben, die waren von hier und von außerhalb, aber nicht alle in Uniform. Und nur, weil die Frau E.M. die Wohnung drin hatte, haben sie die Synagoge nicht angezündet.

Am nächsten Tag, wie das war, das weiß ich nicht. Man hat nur gehört, daß sie sie auf dem Lindenplatz zusammengetrieben haben, und dann wären sie fortgekommen, auf Kehl . . .⁸

. . . Die Synagoge wurde halt demoliert und zusammengeschnitten. Da steht heute nur noch der Brunnen. Zwischen den beiden Türen stand auch ein Nußbaum, aber der ist damals verbrannt. Das Mobiliar haben sie auf den Hof geschmissen und ein Freudenfeuer gemacht, da ist der Nußbaum verbrannt. Fenster haben sie eingeschlagen, den Kronleuchter rausgedonnert, das Gestühl zusammengeschnitten, den Altar, alles – und da haben wir Kinder zugeguckt.

Nachdem das alles verbrannt war, haben sie dann einen Umzug gemacht. Einer hat eine Thorarolle an eine Stange genagelt, wie eine Hitlerfahne, und so haben sie dann einen Umzug gemacht. Sie haben die Juden aufgestellt und sind dann abmarschiert, die Oberdorfstraße entlang. Das

waren aber lauter Männer in Zivil, keine in Uniform. Und nur Männer vom Dorf, keine Auswärtigen. Das ging dann auf den Lindenplatz. . . .

. . . In der Kristallnacht haben die vier oder fünf mal um den Platz rennen müssen, und die SA-Männer in Zivil, aber mit Peitschen – das weiß ich von meinem Vater. Und der Hirschberger war im Talar, und dann mit Fußtritten auf die Lkw rauf nach Kehl.

. . . Ein Nachbar von der Gettl hat bei den Cahnemanns mit der Axt die Haustür eingeschlagen. Da ist die Axt dringeblichen und den Stiel hat er in der Hand gehabt. Die war halt nicht gut verkeilt. Da hat der gesagt: „Jetzt hol ich ein Brecheisen und schlag dir die Haustür ein, du Jud, du drecketer!“ Und die junge Frau hat dann die Axt schnell wieder rausgeschmissen. Dann hat er sie in Ruh gelassen. Der hat ja nur die Axt wieder haben wollen. Das hat die Frau D. mir erst letztes Jahr wieder erzählt, wie der da draußen getobt hat . . .⁹

Paul Weil, ein ehemaliger jüdischer Rheinbischofsheimer Bürger, *1908, der bis 1994 in New York lebte, berichtet in einem Brief an die Staatsanwaltschaft Offenburg im Jahr 1946 das folgende zu diesen Vorgängen¹⁰:

. . . Am frühen Morgen des 10. Novembers klopfte es an meine Schlafzimmertür: ‚Aufmachen, Gestapo!‘ Herein kam SS-Mann E. aus Wien und Ortsgruppenführer X aus Rheinbischofsheim. Man räumte mir die ganze Wohnung aus, suchte angeblich nach verbotenen Schriften und Waffen. Nach erfolglosem Suchen sagte das SS-Biest: ‚Komm mit, du Judenschwein, du bist verhaftet!‘ Als ich im Hausflur fragte nach dem Grund, war die Antwort etliche Schläge ins Gesicht.

Man brachte mich in den Ortsarrest, wo ich den größten Teil meiner Glaubensgenossen schon versammelt sah. Ich hatte nicht einmal Zeit mich anzuziehen. Nur in Hemd und Hose gekleidet schleppte man mich über die Straße.

In diesem Ortsarrest warteten wir ungefähr eine Stunde, bis die Bestien sämtliche Juden zusammen hatten. Natürlich waren wir bewacht von etlichen SS-Männern, meistens aus Wien, und auch von dem damaligen Polizist Y, der einer der übelsten Nazis im Ort war. Es waren noch etliche Nazibonzen da, deren Namen mir aber leider entfallen sind . . .

Später mußten wir dann unter Bewachung zum Warten auf den Autobus auf dem Lindenplatz marschieren teilweise in Talles [jüdischer Gebetschal] gehüllt, und der damalige Religionslehrer Hirschberger mußte vorgehen mit dem jüdischen Gebetsbuch in der Hand und ebenfalls in Kaf-tan gehüllt, und zwar unter dem Jubel der Kinder, die extra zu diesem Zweck schulfrei hatten. Man zwang uns gemeinsam zu schreien: ‚Wir sind erbärmliche Juden! Wir haben das Vaterland verraten! Wir sind schuld an dem Pariser Mord!‘

Man brachte uns bis Bodersweier, wo man die dortigen Juden buchstäblich zu uns hereinschlug . . .

Zwischen Dachau und Gurs

Keiner der aus Freistett bzw. Rheinbischofsheim nach Dachau verhafteten jüdischen Bürger ist dort gestorben. Allerdings erlag der 50jährige Gustav Bloch, der erst am 13. 12. 1938 aus dem KZ entlassen wurde, nach seiner Rückkehr am 1. 1. 39 den Folgen der dort erlittenen Mißhandlungen.¹² Dazu und zum Lauf der Geschichte bis 1940 wieder einige Zeitzeugen:

Wohin die dann gekommen sind, das hat man eigentlich nicht erfahren, darüber hat man nicht gesprochen. Ich weiß nur, einer ist später gekommen. Bloch hat der geheißten, der ist schwerkrank gekommen. Der ist geschlagen worden oder so, und dann haben sie den Doktor geholt und der hat gesagt, er geht nicht dahin, er darf nicht, weil es ein Jud ist. Aber dann ist er doch hingegangen und hat gesagt „Ich bin zu einem Menschen gerufen worden, nicht zu einem Jud“. Aber der ist dann doch gestorben.

Aber wo die waren, daß die nicht nur in Kehl waren, sondern in Dachau, das höre ich jetzt zum ersten mal. Ich weiß bloß, daß die auch nach Straßburg gekommen sind, da war auch so ein Lager. Ich meine, das war so, weil die Fanny Lerner gesagt hat, ihre Mutter ist drüben gewesen und hat verhungern müssen. Das ist aber schon im Krieg gewesen. Von Gurs habe ich noch nichts gehört.

Nach der Kristallnacht gab es immer noch ein paar jüdische Geschäfte, bis sie halt weg sind. Ich weiß das nur von den Grumbachers, die nach Amerika sind. Die haben dann geschrieben, daß sie mit dem letzten Schiff, das nach Amerika ist, bevor der Krieg ausgebrochen ist, dann aus Deutschland fortgekommen sind. Die meisten haben vorher alles verkauft, bevor sie fort sind . . .¹³

. . . Die Judenhäuser sind danach dann alle verkauft worden, meist an Mitglieder von der NSDAP halt. Und die Geschäfte waren dann auch erstmal zu. Also der Kahnheimer, der Nachbar, da ist eine öffentliche Versteigerung gewesen. Am Haus. Die Ladeneinrichtung, was im Magazin war, Wohnung, alles, – die haben einen ganzen Tag lang versteigert. Und das ganze Dorf hat mitgesteigert. Der ganze Platz war vollgestanden mit Leuten. Ich bin da durch, als Kleiner, und hab einen lackierten Meterstab geholt, mit dem er als Stoff gemessen hat . . .¹⁴

Über diese Zeit berichtet aus Sicht eines direkt Betroffenen Jacques Bloch in einem Brief¹⁵ aus dem Jahr 1991 folgendes:

Meine Mutter, Betty Bloch, geb. Kahn, blieb nach der Flucht meines Vaters noch einige Monate in Rheinbischofsheim zurück, um zu retten, was noch von unserem Besitz zu retten war. Am 29. November 1938 verkaufte sie unser Haus, Gebäude mit Hofreite, an Herrn W.

Von dem Verkaufsbetrag mußte sofort ein Teil als Sühneleistung (Judenabgabe) nach Berlin überwiesen werden, und der Rest kam auf ein Sperrkonto. Im Frühjahr 1939 wanderte sie nach Frankreich aus. Sie ließ unsere

Möbel im Beisein von Spediteur K. aus Kehl packen. Bei diesem Packen waren Zoll- und Gestapo-Beamte anwesend, die alle echt silbernen Tischbestecke und andere silberne Gegenstände raubten, ohne dafür irgendeine Quittung auszustellen.

Aufgrund der Aktenlage beim Hauptstaatsarchiv Stuttgart läßt sich rekonstruieren, daß von den 1933 noch am Ort wohnenden jüdischen Bürgern die meisten nach dem Novemberpogrom unter finanziellen Zwangsmaßnahmen (Versteigerungen und Abgaben) die angestammten Wohnorte verlassen haben. Im Unterschied zu denjenigen, die nach USA bzw. Kanada auswandern konnten, waren aber die, die nur innerhalb Deutschlands umzogen, oder die nur nach Frankreich kamen, dadurch noch immer nicht vor Verfolgung sicher, denn in Baden und der Pfalz wurde 1940 eine umfassende Abschiebungsaktion durchgeführt, in deren Folge auch viele der nach ganz Frankreich geflüchteten Juden, gleich ob im besetzten oder im Vichy-Teil lebend, wieder in ihrer Existenz bedroht wurden.

Deportation nach Gurs

Als Hinweis auf die Grundlage dieser Aktion soll das folgende Zitat aus einem Brief des „Chefs der Sicherheitspolizei und des SD“ an das Auswärtige Amt vom 29. 10. 1940 dienen¹⁶, in dem der Vollzug der Abschiebung gemeldet wird:

Der Führer ordnete die Abschiebung der Juden aus Baden über das Elsaß . . . an. Nach Durchführung der Aktion kann ich Ihnen mitteilen, daß aus Baden am 22. und 23. 10. 1940 mit 7 Transportzügen und aus der Pfalz am 22. 10. 1940 mit 2 Transportzügen 6.504 Juden im Einvernehmen mit den örtlichen Dienststellen der Wehrmacht, ohne vorherige Kenntnisgabe an die französischen Behörden, in den unbesetzten Teil Frankreichs über Chalon-sur-Saone gefahren wurden . . .

Wer von den Rheinauer jüdischen Mitbürgern im Rahmen dieser Aktion von seinem Wohnort aus nach Gurs deportiert wurde, und wer von anderen Orten in Deutschland oder Frankreich dorthin kam, ist zur Zeit nicht mit Sicherheit zu klären.¹⁷ Nach der Dokumentation über die jüdischen Gemeinden in Baden¹⁸ lebte zu dieser Zeit als einzige Jüdin in Freistett nur noch Berta Hammel, die von hier nach Gurs deportiert wurde und 1941 im Lager Rivesaltes starb.

Aus Rheinbischofsheim direkt wurden nach dieser Information am 22. 10. 1940 die letzten acht jüdischen Bürger nach Gurs deportiert.¹⁹ Es starben dort aus Rheinbischofsheim am 31. 12. 1940 mit 62 Jahren Frieda Grumbacher, am 29. 4. 1941 im Alter von 75 Jahren Heinrich Bodenheimer, am 23. 1. 1942 mit 79 Jahren Elise Kahn.

Zu der Deportation gibt es keine Berichte von Augenzeugen. Da auch keiner der deportierten Rheinauer Juden diese Verschleppung überlebt hat,

greife ich zur Illustration auf den Bericht eines Heidelberger Deportierten²⁰ zurück:

Am frühen Morgen des 22. 10. 1940 wurden alle noch in Baden und dem Saarland lebenden Juden verhaftet und nach Südfrankreich deportiert. Sie durften nur 30 kg Gepäck und 100 RM Bargeld mitnehmen. . . . Die SS, die unseren Zug bis Lyon begleitete, kämmte die Abteile durch und forderte mit vorgehaltenem Revolver die Herausgabe aller Wertgegenstände sowie des möglicherweise noch vorhandenen deutschen Bargelds . . .

Nach einer Bahnfahrt von drei Tagen kamen wir im Lager Gurs in den Vopyrenäen an. Eine große Barackenstadt, 2–3 km lang, war für uns vorbereitet. Die einzelnen Blocks, Ilots genannt, waren mit großen Buchstaben bezeichnet, A–H für Männer, I–M für Frauen. Jedes Ilot umfaßte 20–26 Baracken, von denen jede mit etwa 60 Personen belegt war. . . . Rings um das Lager war ein 2 m hoher doppelter Stacheldrahtzaun gezogen und in bestimmten Abständen Wachtposten aufgestellt, um eine Flucht der Inhaftierten zu verhindern. Bei Regen verwandelte sich das ganze unplanierete Lager in einen Schlammsee. . . .

Als Nahrung erhielten wir 1/4 Liter eines braunen Getränks, das Kaffee vorstellen sollte, und als Brotration pro Kopf 250 gr. Das Mittag- und Abendessen bestand gleichermaßen aus Rüben oder Kohlsuppe, ab und zu angereichert durch kleine Karottenstückchen. . . .

Im Januar 1941 hatte das Lager eine durchschnittliche Todesquote von 20 pro Tag. Oft kam es vor, daß die nächsten Anverwandten eines Verstorbenen, wenn sie in einem anderen Ilot wohnten, erst bei der Beerdigung vom Tod eines ihrer Lieben erfuhren. . . .

Im August begannen die großen Deportationsaktionen nach dem Osten. Die Baracken wurden von Gendarmen und Zivilgardisten umstellt. Namentlich wurde ein Teil der Lagerinsassen aufgerufen und ihnen befohlen, sich innerhalb von zehn Minuten marschbereit mit ihrem Gepäck zu melden. . . .

Deportierung nach Auschwitz

Die Lebensbedingungen im Lager Gurs waren schlimm. Aber Gurs war kein Lager, das wie die deutschen Konzentrationslager in erster Linie dem Zweck der systematischen Tötung von Menschen diente. Da dies jedoch das erklärte Ziel der nationalsozialistischen Judenpolitik war, mußten in der Logik des Holocaust die nach Gurs Deportierten zu den Vernichtungslagern im Osten transportiert werden.²¹ Als Beleg dazu hier eine Aktennotiz des SS-Hauptsturmführers T. Dannecker, der damals Chef der Gestapo-Abteilung für Judenfragen in Frankreich war. Die Notiz²² stammt vom 10. 3. 1942:

. . . Betr. Abschub von 5000 Juden aus Frankreich

Bei der Tagung der Judenreferenten im RSHA . . . am 4. 3. 1942 in Berlin habe ich in ganz knapper Form Lage und Schwierigkeiten unserer Einschaltung in Frankreich dargestellt. Dabei ging ich auch auf die Notwendigkeit ein, der französischen Regierung einmal etwas wirklich Positives, wie etwa den Abschub mehrerer tausend Juden vorzuschlagen. SS-Obersturmbannführer Eichmann hat . . . folgendes festgelegt:

Vorbehaltlich der endgültigen Entscheidung des OdS und des SD kann jetzt schon in Vorverhandlungen mit der französischen Regierung eingetreten werden wegen des Abschubs von rd. 5000 Juden nach dem Osten. Dabei habe es sich zunächst um männliche, arbeitsfähige Juden, nicht über 55 Jahre, zu handeln. . . .

Die Folge dieser Entscheidung war, daß ab Juli 1942 die letzten Transporte der deportierten Juden einsetzten, die mit Hilfe der Reichsbahn über Drancy bei Paris direkt nach Auschwitz führten. Dazu das Protokoll einer Dienstbesprechung in Paris vom 1. 7. 1942, unterzeichnet von SS-Hauptsturmführer Dannecker und SS-Obersturmbannführer Eichmann:

. . . Es wurde festgestellt, daß das bisher vorgesehene Tempo (3 Transporte zu je 1000 Juden wöchentlich) in Zeitkürze bedeutend gesteigert werden muß, mit dem Ziel der ehe baldigsten restlosen Freimachung Frankreichs von Juden. . . . Die Dienststelle in Paris hat dafür Sorge zu tragen, daß das angegebene seinerzeitige Tempo im Interesse des reibungslosen Ablaufs der Endlösung der Judenfrage beibehalten werden kann.

Den Transportzügen wurden Listen mitgegeben, in denen Namen, Vornamen, Geburtstag, Geburtsort und Nationalität der in die KZ deportierten Juden vermerkt waren. Im Buch „Le Memorial de la Deportation des Juifs de France“²³ hat der Journalist Serge Klarsfeld die Transportlisten und das weitere Schicksal der Deportierten dokumentiert.

Als Beispiel ein Überblick über den Transport Nr. 17 vom 10. August 1942. Die Abfahrt des Zuges D 901/12 um 8.55 Uhr von Drancy nach Auschwitz unter dem Kommando eines Feldwebel Krüger wurde per Telex nach Berlin zu Eichmann gemeldet. Dieser Transport bestand fast ausschließlich aus Deutschen: 997 Menschen, davon 525 Frauen und 472 Männer, von denen die meisten zwischen 46 und 60 Jahre alt waren. Der Transport war in fast der gleichen Zusammenstellung am 6. August aus Gurs nach Drancy gekommen. Drancy war Zwischenlager auf der Fahrt in die KZ.

Bei der Ankunft in Auschwitz wurden 140 Männer und 100 Frauen für die Arbeit selektiert und mit den KZ-Nummern 58.086–58.225 bzw. 16.637–16.736 gebrandmarkt, die übrigen 766 Überlebenden des Transports wurden unmittelbar in die Gaskammern geschickt.

Im Jahr 1945 hatte nach Recherchen von Klarsfeld nur ein einziger von diesem Transport überlebt, der am 19. 5. 1907 geborene Herbert Fuchs.

Mit diesem Transport kamen u.a. auch Jenny und Julchen Hammel aus Freistett, Joseph Bloch, * 4. 11. 1877, und seine Frau Frieda, * 21. 9. 86, Hermann Kahnheimer, * 5. 3. 1882, und seine Frau Berta, * 21. 6. 1890, aus Rheinbischofsheim nach Auschwitz in den Tod.

Nachbemerkung aus den 50er Jahren

In Kopie, ohne genaue Angabe des Jahres und der Herkunft, sind dem Autor Aufzeichnungen aus der Hauptverhandlung gegen zwei Angeklagte zugänglich geworden, die wegen der Teilnahme am Novemberpogrom von Rheinbischofsheim zu Offenburg vor Gericht standen. Ich zitiere aus der bereits genannten vierseitigen Kopie²⁴ mit dem handschriftlichen Vermerk: „Staatsanwaltschaft Offenburg J 355“:

Am Abend des 10. 11. 1938 wurde in Rheinbischofsheim offenbar auf Anweisung der Gestapo Kehl die Synagoge durch ortsfremde Personen demoliert und alle Kultgegenstände vernichtet. Die als Zeugin vernommene A. gab an, gesehen zu haben, daß am Vormittag des Tages, an dem gegen Abend die Synagoge vollständig zerstört wurde, die beiden Angeklagten B. und C. zusammen mit dem damaligen Bürgermeister D. in die Synagoge gegangen seien und in dieser Zerstörungen vorgenommen hätten; sie sei danach selbst in der Synagoge gewesen und habe festgestellt, daß der Opferstock abgerissen, die Kleidung des Rabbiners zerrissen, die Thora zerstört, die 10 Gebote herausgerissen und auch andere Zerstörungen im Inneren der Synagoge vorgenommen worden seien.

Von den Angeklagten wurde all dies bestritten, und auch keiner der vernommenen Zeugen bestätigte die Vorwürfe:

... Der Zeuge E. von Rheinbischofsheim arbeitete am 10. 11. 1938 während des ganzen Vormittags in seinem Hof gegenüber der Synagoge. Er konnte von seinem Hof aus genau sehen, wer in die Synagoge ging und diese verließ. Im Lauf des Vormittags des 10. 11. 1938 bat eine gewisse F. von Rheinbischofsheim den Zeugen E. um ein Brecheisen und bemerkte dabei, ‚Heute geht es gegen die Juden‘; F. ging dann mit dem Brecheisen in die Synagoge. Der Zeuge E. sah nicht, daß auch die beiden Angeklagten und der Ratsschreiber D. die Synagoge betraten . . .

Es werden dann acht weitere Zeugen aufgeführt, die alle nicht sahen, daß die Angeklagten am 10. 11. 1938 vormittags die Synagoge betreten hätten. Auch daß zwei der Zeugen die Angeklagten *... nicht für fähig [halten], daß sie in der Synagoge Beschädigungen von Kultgegenständen vornahmen*, wird zu Protokoll genommen.

Der Anklagezeugin dagegen wird von verschiedenen anderen Zeugen bescheinigt, daß sie und ihr Ehemann einen schlechten Leumund hätten, weil sie schon manchmal etwas behauptet [hätten], was nicht wahr war, und daß weder er noch seine Ehefrau A. vollen Glauben verdienten . . .

Das Gericht kommt so zu dem Schluß, daß es den Angaben der Zeugin keinen Glauben schenken darf.

Im folgenden geht das vorliegende Protokoll auf die im oben zitierten Brief von Paul Weil erhobenen Beschuldigungen gegen X. ein. . . . Am 10. 11. 1938 wurden im ganzen Reichsgebiet die männlichen Juden festgenommen. Die Anweisung für Rheinbischofsheim ging von der Gestapo in Kehl aus, die zusammen mit Angehörigen des Grenzschutzes Kehl die Festnahme und den Abtransport der Juden vornahm. Die Juden wurden zunächst auf den Lindenplatz vor dem Rathaus gebracht und gezwungen, auf dem Lindenplatz unter Führung eines mit einem Talar bekleideten Rabbiners unter dem Gespött umstehender Leute und Kinder im Kreis herumzugehen . . .

Es folgt die Wiedergabe der Beschuldigung durch Paul Weil. Dann: . . . Der Angeklagte X. bestritt, an der Festnahme des Paul Weil oder eines anderen Juden beteiligt gewesen zu sein; er sei am 10. 11. 1938 den ganzen Tag auf dem Feld gewesen und habe dort gearbeitet. Nach seiner Angabe besteht die Möglichkeit der Verwechslung mit einer anderen Person.

Durch die Hauptverhandlung konnte nicht festgestellt werden, daß der Angeklagte X. an der Festnahme der Juden am 10. 11. 1938 teilgenommen hat; es wäre dies wohl in Rheinbischofsheim nicht unbekannt geblieben. Der Zeuge Weil, derzeit in New York, hat sein Erscheinen in der Hauptverhandlung in Aussicht gestellt, er ist aber nicht erschienen. Nach den Angaben des Zeugen Wachtmeister G. lebte Paul Weil mit seinen Schwiegereltern, die in Rheinbischofsheim geachtet waren, in Gegensätzen; während seine Schwiegereltern arbeitsam waren, ging er der Arbeit aus dem Weg und hatte keinen guten Leumund; seine Angaben verdienen nicht schlechthin Glauben. Das Gericht konnte auch im vorliegenden Fall seinen Angaben keinen Glauben schenken, zumal der Angeklagte X. auch als Ortsgruppenleiter nach Aussage des Zeugen G. niemals in gehässiger Weise gegen andere Personen, auch nicht gegen Juden hervorgetreten ist. . . .

Es sei lediglich so gewesen, . . . daß er die Juden Kahnheimer und Bloch vor ihrem endgültigen Abtransport im Jahre 1941 aufgefordert habe, in das Rathaus zu kommen. . . . Es erscheint durchaus glaubhaft, daß er lediglich im Interesse der Juden zu handeln glaubte, um sie vor Beschimpfungen zu bewahren und zu verhindern, daß sie gewaltsam aus ihren Wohnungen geholt wurden. Daß der Angeklagte die Härte dieses Vorgehens gegen die Juden mildern wollte, geht schon aus der Tatsache hervor, daß er die Juden, die vor dem Rathaus standen und warteten, aufforderte, in das Rathaus hereinzukommen.

Aus heutiger Sicht ist dieses Bruchstück eines Gerichtsprotokolls beschämend. Daß die Verteidigung nach Entlastungszeugen sucht, ist ihre selbstverständliche Aufgabe. Unverständlich ist aber, daß weder die Staatsanwaltschaft noch das Gericht selbst nach weiteren Zeugen gesucht hat –

oder wurden keine gefunden? –, die die Angaben der Belastungszeugin bestätigten. Es wird ja sogar im Protokoll bestätigt, daß „Leute“ gesehen haben, daß die Synagoge demoliert war, und wie die Juden um den Lindenplatz getrieben wurden. Ebenso unverständlich ist aus heutiger Sicht, daß sämtlichen Belastungszeugen ein schlechter Leumund²⁵ attestiert wird, während selbst beim Ortsgruppenleiter von einem Richter der Bundesrepublik als Wahrheit akzeptiert wird, er sei niemals in gehässiger Weise gegen andere Personen oder Juden hervorgetreten.

Eine Folge dieser und ähnlicher Gerichtsverhandlungen und des dazugehörigen Umfelds ist, daß die Erinnerung an die Vertreibung und Ermordung der ehemaligen jüdischen Mitbürger auch in Rheinau allmählich verblaßt. So kommt es, daß bis heute das Gedenken an die jüdischen Religionsgemeinden der Stadt die private Sache einzelner ist, offiziell aber über die Pflege des Judenfriedhofes hinaus weder in Freistett noch in Rheinbischofsheim der vertriebenen und ermordeten Juden und der beiden ehemaligen jüdischen Gemeinden gedacht wird.

Anmerkungen

- 1 Zwei christliche Freistetter Bürger, 1933 ca. 10 bzw. 15 Jahre alt; Interview 1988
- 2 Christliche Freistetter Bürgerin, 1933 ca. 10 Jahre alt; Interview 1988
- 3 Christliche Rheinbischofsheimer Bürgerin, 1933 ca. 13 Jahre alt; Interview 1988
- 4 Brief von J. Bloch an Herrn F. Peter, Realschule Rheinau, vom 10. 3. 1991; Namensangaben vom Hrsg. anonymisiert
- 5 Zwei christliche Freistetter Bürger, 1938 ca. 15 bzw. 20 Jahre alt; Interview 1988
- 6 Christliche Freistetter Bürgerin, 1938 ca. 22 Jahre alt; Interview 1988
- 7 Christliche Freistetter Bürgerin, 1938 ca. 15 Jahre alt; Interview 1988
- 8 Christliche Rheinbischofsheimer Bürgerin, 1938 ca. 18 Jahre alt; Interview 1988
- 9 Christlicher Rheinbischofsheimer Bürger, 1938 ca. 10 Jahre alt; Interview 1988
- 10 HStaatsArchStgt, J 355/33; Streichung der im Original genannten Namen
- 11 Oppenheimer, Max u. a.: „Als die Synagogen brannten“ (Köln 1988)
- 12 HStaatsArchStgt, J 355/33
- 13 Christliche Rheinbischofsheimer Bürgerin, 1938 ca. 18 Jahre alt; Interview 1988
- 14 Christlicher Rheinbischofsheimer Bürger, 1938 ca. 10 Jahre alt; Interview 1988
- 15 Brief von J. Bloch an Herrn F. Peter, RS Rheinau, vom 10. 3. 1991, Namensangaben vom Hrsg. anonymisiert
- 16 Aus dem Staatsarchiv Nürnberg, Dokument NG 4934; wiedergegeben u.a. in „Dokumente über die Verfolgung der jüdischen Bürger in Ba-Wü durch das NS-Regime 1933–1945“, II. Teil, bearb. v. Paul Sauer, Stgt. 1966, 241
- 17 Aus Datenschutzgründen gestattete die Stadt Rheinau bisher noch keine Einsicht in die entsprechenden standesamtlichen Unterlagen
- 18 Hundsnurscher, Franz, Taddey, Gerhard: Die jüdischen Gemeinden in Baden, Hrsg. von der Archivdirektion Stuttgart, 1968
- 19 Nach im Jahr 1989 zugänglichen Unterlagen aus Wiedergutmachungsakten der Archivdirektion Stuttgart wurden nicht 8 sondern 10 Juden nach Gurs deportiert. Aber auch diese Zahl ist nicht zweifelsfrei zutreffend: 1933 gab es noch 57 jüdische Rheinbi-

- schofsheimer, von denen 39 bis 1940 auswandern konnten, 5 waren in diesem Zeitraum fortgezogen, einer gestorben; damit bleiben nach dieser Quelle 12 übrig, so daß in jedem Fall Angaben zu 2 bzw. 4 Personen fehlen
- 20 Ludwig, Max: Das Tagebuch des Hans O. – Dokumente und Berichte über die Deportation und den Untergang der Heidelberger Juden, Heidelberg 1965
- 21 Hierzu existiert die Dokumentation „Die Deportierung deutscher und österreichischer Juden aus Frankreich (1941–1944)“ von Barbara Vormajer, Edition „La Solidarité“, Paris 1980
- 22 Dokument RF 1216 bzw. NG 4954: cf. dazu auch Raul Hilberg, „Die Vernichtung der europäischen Juden“, Fischer TB, FfM 1990 (1961, D: 1982), 669
- 23 Titel s.o., Eigenverlag Serge Klarsfeld, 1978
- 24 HStaatsArchStgt, J 355/33; Streichung der im Original genannten Namen
- 25 Einer der nicht akzeptierten Zeugen ist Paul Weil, der laut *Wachtmeister G. . . . mit seinen Schwiegereltern, die in Rheinbischofsheim geachtet waren, in Gegensätzen lebte; während seine Schwiegereltern arbeitsam waren, ging er der Arbeit aus dem Weg und hatte keinen guten Leumund*. Zu seiner Person sei folgende Anmerkung aus einem Brief von 1991 wiedergegeben:
. . . Ich bin geboren am 16. Oktober 1908 in Ihringen bei Freiburg als Sohn des Weinhändlers Julius Weil und dessen Ehefrau Bonna, geb. Kahnheimer aus Rheinbischofsheim. Als im Jahr 1914 der Krieg ausbrach, meldete sich mein Vater freiwillig und meine Mutter ging zurück zu ihrem Vater Nathan Kahnheimer in Rheinbischofsheim. Ich besuchte dort die Volksschule bis zur 4. Klasse und kam in die Realschule, woselbst ich bis zur Untersekunda verblieb. Mein Vater ist im Oktober 1918 gefallen. Man hat mich daher gegen meinen Willen aus der Schule genommen und sagte mir, ich mußte Geld verdienen. So hatte man mich in die Lehre geschickt beim Bankhaus Neu & Co. in Kehl. Nach meiner Lehrzeit ging ich zur Rheinischen Creditbank, die dann später von der Deutschen Bank übernommen wurde. Dasselbst war ich tätig als Coupons-Kassierer, bis Hitler an die Macht kam . . .

„Ihre Seele sei eingebunden im Bündel des Lebens“:

Verzeichnis der aus der Ortenau am 22. Oktober 1940 deportierten Juden, die im Internierungslager Gurs (Südfrankreich) verstorben und auf dem dortigen Friedhof bestattet sind.

Karl Hanß

1. Gustav Aron, Steinbach, 1855–1940
2. Joseph Auerbacher, Kippenheim, 1863–1940
3. Mathilde Auerbacher, Kippenheim, 1857–1940
4. Charlotte Bloch, Gengenbach, 1884–1942
5. Hermann Bloch, Bühl, 1876–1942
6. Joseph Bloch, Schmieheim, 1870–1940
7. Mathilde Bloch, Offenburg, 1876–1940
8. Moritz Bloch, Schmieheim, 1879–1941
9. Siegmund Bloch, Schmieheim, 1881–1941
10. Heinrich Bodenheimer, Rheinbischofsheim, 1866–1941
11. Babette Dreyfuss, Altdorf, 1863–1941
12. Michael Dreyfuss, Diersburg, 1864–1941
13. Selma Eckstein, Offenburg, 1881–1943
14. Elise Grumbacher, Rheinbischofsheim, 1863–1941
15. Frieda Grumbacher, Lichtenau, 1873–1940
16. Berthold Haberer, Offenburg, 1882–1942
17. Emil Haberer, Offenburg, 1874–1941
18. Babette Hammel, Diersburg, 1865–1941
19. Simon Hammel, Freistett, 1864–1940
20. Heinrich Johl, Rust, 1870–1940
21. Siegmund Kahn, Offenburg, 1876–1940
22. Jeanette Kaufmann, Schmieheim, 1863–1940
23. Siegmund Lay, Ettenheim, 1860–1941
24. Julie Lion, Offenburg, 1878–1940
25. Karoline Lion, Ettenheim, 1854–1940
26. Sophie Loeb, Steinbach, 1855–1941
27. Emma Loewe, Altdorf, 1866–1940
28. Joseph Mayer, Rastatt, 1865–1942
29. Maier (?) Mayer, Nonnenweier, 1866–1942
30. Auguste Meier, Bodersweier, 1881–1941
31. Jacob Meier, Nonnenweier, 1865–1941
32. Sophie Meier, Gengenbach, 1878–1941
33. Rachel Metzger, Kehl, 1888–1940



Lager-Friedhof in Gurs, Südfrankreich

Foto: Hanß

34. Abraham Moch, Nonnenweier, 1866–1940
35. Jules Nathan, Altdorf, 1886–1941
36. Thekla Roos, Lichtenau, 1878–1941
37. Johanna Rosenberg, Nonnenweier, 1870–1941
38. Fanny Rosenthal, Bühl, 1861–1940
39. Johanna Schnurmann, Schmieheim, 1860–1941
40. Julius Steinberg, Steinbach, 1868–1941
41. Anna Uffenheimer, Lichtenau, 1873–1940
42. Isaac Valfer, Friesenheim, 1865–1940
43. Louis Valfer, Gengenbach, 1870–1940
44. Jules Weil, Offenburg, 1881–1949
45. Louis Weil, Bühl, 1858–1941
46. Josef Wertheimer, Bodersweier, 1858–1940
47. Leo Wertheimer, Bühl, 1867–1940
48. Melanie Wertheimer, Bühl, 1881–1941
49. Wilhelm Wertheimer, Kippenheim, 1866–1941

Bilder und Eindrücke von der Deportation der Ortenauer Juden vor 60 Jahren (Oktober 1940)

Martin Ruch

„Der Vorgang selbst wurde von der Bevölkerung kaum wahrgenommen“, stand im Abschlußbericht an den Leiter des Sicherheitsdienstes, Heydrich. Die Deportation vom 22. Oktober 1940 hatte sämtliche noch in Baden und der Pfalz lebenden Juden betroffen, darunter auch die Juden der Ortenau. Sie wurden morgens abgeholt, zusammengetrieben in verschiedenen Lagern oder Hallen (in Offenburg war es die Turnhalle der Oberrealschule, heute Schillerschule), und danach mit Lastwagen zu den Bahnhöfen gebracht. Dort standen die Sonderzüge bereit, die sie in das Internierungslager Gurs in Südfrankreich transportierten.

Allerdings: ganz unbemerkt war dieses Verbrechen nicht geblieben. Und für die Ortenau konnten Gerhard Finkbeiner und Robert Kraus inzwischen sogar Fotos ausfindig machen, die mit versteckter Kamera in Kippenheim aufgenommen wurden.¹ Der Amateurphotograph Wilhelm Fischer aus Dörlinbach im Schuttertal war damals zufällig in Kippenheim unterwegs und wurde Zeuge der Zwangsdeportation. Heimlich fotografierte er den Abtransport. Erschütternde Dokumente der Heimatgeschichte.

Einer, der damals mit abtransportiert wurde, war Kurt S. Maier, der sich Jahrzehnte später daran erinnerte: „... ich bin selbst darauf (Abb. 3) abgebildet. Nach 55 Jahren kommen mir diese Photographien wie ein Traum vor. Ich möchte dabei einige Sachen aufklären. Die Personen auf dem Bild der Familie Maier sind von rechts nach links mein Vater Siegfried Maier, Kurt Maier (10 Jahre alt), mein Großvater Hermann Auerbacher (er konnte kein Gepäck tragen, denn er litt an einem Schlaganfall) und seine Frau, meine Großmutter Sofie Auerbacher. Meine Mutter Charlotte Maier und mein Bruder Heinz sind nicht auf dem Bild. Als es meinen Eltern befohlen wurde, sich in wenigen Stunden reisebereit zu machen, haben sie ein Taxi nach Freiburg geschickt, um meinen Bruder und mich abzuholen. Wir besuchten damals die jüdische Schule in Freiburg, denn nach der Kristallnacht wurden wir von der Volksschule in Kippenheim ausgewiesen. Ich kann mich nicht mehr an die Soldaten auf dem Bild erinnern. In meinem Gedächtnis ist nur das Bild auf dem Bahnsteig in Offenburg, wo wir auf einen Zug nach Frankreich umgeladen wurden. Ich habe aber noch die SS- und Wehrmachtsoffiziere auf dem Zug in Erinnerung. Ein Offizier sagte meinem



Abb 1, 2: Viehhändler Marx Auerbacher mit seiner Frau Mathilde (Minna), geb. Wimpfheimer, aus der Adolf-Hitler-Str. 69, heute Obere Hauptstraße 5, Kippenheim, auf dem Weg zur Verladung.



Vater: „Nehmen Sie Ihre Frontkämpferabzeichen ab. Es nützt Ihnen nichts!“

Auch in Offenburg waren mehr Menschen Zeugen des Verbrechens, als die Nazis glauben machen wollten.²

Gerichtsvollzieher Klaiber sagte 1948 aus:

„Im Jahre 1940/41 hat in Offenburg, wie in vielen anderen Orten Badens, die Besiztentsetzung und Versteigerung des jüdischen Vermögens stattgefunden. Im Einvernehmen des Landratsamtes und des Justizministeriums wurden die Gerichtsvollzieher und auch z.T. die amtlich zugelassenen Privatversteigerer mit der Schätzung und Durchführung der Versteigerung beauftragt. In Offenburg waren es die beiden Gerichtsvollzieher Jösel und Klaiber und der Möbelspediteur Eugen Diebold. Gerichtsvollzieher Reichenbach stand damals im Heeresdienst. Die Versteigerungen waren eine aufregende und außerordentliche Belastung für uns Gerichtsvollzieher, insbesondere für den damals schon kränklichen Kollegen Jösel. Es trafen auf jeden Gerichtsvollzieher etwa 15 Haushaltungen zur Bearbeitung. Außerdem sollte alles schnell vonstatten gehen, da die Wohnungen sofort besetzt wurden. Nach Ablieferung des Erlöses an die Bezirkssparkasse Offenburg mußten die Akten an das Landratsamt abgegeben werden. Von dort sollen sie an das Finanzamt abgegeben worden sein.“³

Auch Nachbarn waren Zeugen:

Pfarrer Baur:

„Bei dieser Deportation der Juden nach Gurs war ich zufällig hier bei meiner Mutter in der Prädikaturstrasse in Ferien. Ich hab es miterlebt, wie man die Nachbarin Frau Wertheimer verladen hat auf den Lastwagen. Wir standen hinter der Tür und konnten gerade noch ein bißchen winken und sie hat auch noch winken können vom Lastwagen aus. Das war arg, arg traurig. Das war meine letzte Erinnerung an sie. Es hatte geheißen, sie solle sich um die und die Zeit bereithalten, mit einem Köfferle, dann ist ein Lastwagen gekommen, die Kerle sind rein, haben sie geholt, rauf auf den Wagen, zugemacht und ab. Es war zum Heulen.“⁴

Maria Soine:

„Die Wertheimers, das habe ich nicht gesehen, wie sie sie geholt haben. Aber sie haben gewußt, daß sie geholt werden. Sie haben so geschrien dort drüben, man hat sie ja schreien gehört, wo sie es ihnen gesagt haben.“⁵

Dr. Elisabeth Menne:

„Und das Schlimme, wie die alle abtransportiert wurden, da waren hier so ein paar alte jüdische Damen, die alleinstehend waren. Ich weiß noch, die knieten vor mir, umfassten meine Beine und sagten: Schreiben Sie uns ein Zeugnis, daß wir nicht reisefähig sind.“⁶



Abb.3: Kippenheim, 22.Okt. 1940

Dr. Hermann Lott:

„1940 im Oktober wurden die nach Gurs abgeführt. Man hat (in der Schanzstraße) gesehen, daß die Leute herausgeführt werden. Wohin die kamen, wußte man damals nicht. Spitzer habe ich nicht gesehen, sondern die Familie Kahn. Da hab ich gesehen, wie sie rausgeführt wurden am Morgen, von unserem Elternhaus aus. Dann hat man nichts mehr gewußt von ihnen.“⁷

Hubert Litterst:

„Das war an meinem 13. Geburtstag, 22. Oktober 1940, gegen Abend. Da hat meine Mutter gesagt: da ist jemand reingegangen zu Hammels (Zellerstraße). Und ich hab aus dem Fenster geschaut längere Zeit. Schließlich kamen sie heraus mit Beamten in Zivil. Die Kinder waren nicht dabei, nur die Großmutter und die zwei Eltern. Herr Hammel hatte einen Rucksack mit ein paar Arbeitsstiefeln darauf festgeschnallt, gute, feste Stiefel. Er hat sich sicher gedacht, es geht zum Arbeiten. Die Frau hatte dann raufgeguckt, meine Mutter ist auch gekommen, hat ihnen zugnickt, und dann hat sie anfangen zu weinen, die Frau Hammel, wie sie unten durch gegangen ist. Die alte Frau Hammel hatte alle Kleider übereinander angezogen, alle Mäntel, die sie hatte, die konnte kaum stehen, sie war uralt. Das sah ich von oben aus. Sie sind bis zum Cafe Lang zur Kurve am Schillerplatz, dann habe ich sie nicht mehr gesehen. Später habe ich gehört, daß sie in die Schillerschule sind, aber meine Mutter hat nichts



Abb.4

gesagt, sonst wäre ich runter gerannt und hätte geguckt. Dann habe ich sie nie mehr gesehen.“⁸

Clementine Neu:

„Am 22. Oktober erschienen in unserer Wohnung zwei SS-Leute mit der Aufforderung, in einer Stunde hätten wir das Haus zu verlassen. Wir sollten so wenig wie möglich mitnehmen, da wir es wahrscheinlich streckenweise zu tragen hätten. (..)

Unten wartete schon mit Ungeduld der Fahrer, der uns an die Realschule brachte. Dort sahen wir nicht nur unsere Offenburger Gemeinde, sondern die Juden der ganzen Umgebung von Lahr bis Bühl. Ein Bild unsagbaren Jammers. Fast lauter alte Leute, die Jugend war größtenteils ausgewandert. Zum Teil halb angezogen, mit und ohne Hut und noch in Küchenschürzen. Ich hatte drei Kleider und zwei Mäntel auf dem Leib. Polizei und Gestapo waren natürlich da und auch die Herren Notare der Stadt. Wir mußten unterschreiben, daß wir unseren ganzen Besitz der Reichsvertretung der Juden in Berlin vermachten. (..)“⁹

Renee Haberer:

„Also, dann kam der 22. Oktober 1940. Ich habe gerade gelernt, wie man richtig liest. Und ich konnte schon Zeitung lesen. Dem Lehrer Kaufmann hatte ich gesagt, ich kann Zeitung lesen, und er entgegnete, wenn Du eine



Abb.5

Bildnachweis:Gerhard Finkbeiner

Zeitung bringst und daraus vorliest, bekommst Du einen Mohrenkopf. Ich brachte die Zeitung, es war so um 10 Uhr morgens – aber ich kam nicht zu meinem Lesen und zu dem Mohrenkopf, das hat mich am meisten geärgert, der Mohrenkopf, denn da kamen sie und sagten: Ihr müßt jetzt heim gehen. Ich bin zu meiner Tante, habe mein Köfferchen gepackt und sie brachten mich an den Bahnhof. Der Herr Krämer hat mich in Offenburg abgeholt und brachte mich in die Turnhalle. Er hat mir noch ein Gutsele gegeben, bevor er mich ablieferte. Er war ein Nichtjude.“¹⁰

Eva Mendelsson:

„Im Oktober 1940 kamen die SS-Männer wieder an unsere Tür, diesmal hieß es: „Packt was ihr könnt in ein Köfferchen und kommt!“ Ich war nicht einmal zuhause, sondern bei der Familie in Freiburg. Meine Schwester Myriam durfte nach Offenburg fahren zu meiner Mutter. Meine Schwester Esther, die blieb natürlich in München und ich blieb bei der Familie. Am Bahnhof waren wir bis zwei Uhr nachts, da kam ein Zug. Da riefen die Leute aus: „Eva Cohn aus Offenburg mit Zöpfen wird gesucht!“ So gab es für mich ein Wiedersehen mit meiner Mutter und Schwester Myriam.“¹¹

Dr. Körner, damals Arzt am städtischen Krankenhaus:

„Das war ein schreckliches, schreckliches Erlebnis: Da wurden wir plötzlich im Krankenhaus angerufen. Es sei ein Transport von Juden hier in der Turnhalle des Schillergymnasiums und sollte ich aus dem Krankenhaus

Ärzte schicken, die die betreuen sollten. Die waren morgens aus den Wohnungen geholt worden und waren auf Lastwagen geladen worden und machten hier eine Pause in der Turnhalle der Schillerschule. Und da sollten wir als Ärzte hin.“

Engelbert Heck, damals 12 Jahre alt, sollte im Auftrag seines Vaters der Nachbarsfamilie Neu Lebensmittel in die Turnhalle der Schillerschule bringen, und erhielt dabei von Herrn Neu einen Umschlag mit 200.– DM: Herr Neu wußte, daß die Möbel der Deportierten versteigert werden sollten und wollte über Heck einige Familienstücke retten. Als Engelbert Heck den Saal der Schillerschule wieder verlassen wollte, hielten ihn SS-Leute auf, der Judenbengel dürfe nicht mehr raus! Erst als der Junge zu weinen begann und ihn anwesende Nazis erkannten, durfte er den Raum verlassen.¹²

Dr. Erwin Neu:

„Am Tage der Deportation der Offenburger Juden am 20.10.1940 war es die unwürdige Aufgabe der Notare, die ihnen aufgezwungen war, die Juden eine Einklärung für den Verzicht auf ihre Vermögen unterschreiben zu lassen. Bei dieser Gelegenheit sagte Herr Notar Straub zu meinem Vater: ‚Seien Sie weiterhin so mutig, glauben Sie mir, wenn ich könnte, ich würde auch auswandern. Ich wünsche Ihnen alles Gute für die Zukunft.‘ Und diese Worte bekräftigte er mit einem festen Händedruck in Gegenwart der Gestapobeamteten.“¹³

Elsa Weil:

„Im Oktober 1940 erschienen frühmorgens zwei Männer in Naziuniform in meiner Wohnung und erklärten mir, daß ich und meine alte Mutter (83 Jahre) innerhalb einer Stunde mit ihnen kommen müssen und daß wir nichts weiter mitnehmen dürfen als einen kleinen Handkoffer mit den nötigsten Utensilien, pro Person 5 Mark, aber keinerlei Aufzeichnungen oder sonstige Papiere. Wir wurden von den zwei Männern streng bewacht und mit allen übrigen Juden von Offenburg nach Frankreich in das Camp de Gurs transportiert.

Allen mir gehörigen Hausrat mußte ich zurücklassen und es wurde mir auch erklärt, daß ich mich mit keiner anderen Person telefonisch in Verbindung setzen dürfe; ich wäre auch infolge meiner unsagbaren Aufregung nicht dazu im Stand gewesen, einen Gedanken zu fassen, ich mußte nur dauernd über mein und meiner alten Mutter gräßliches Unglück nachdenken.“

Karl Glatt:

„1940 war ich bei meinem Vetter, Blechner Schwarz in der Gerberstr. 12, beruflich tätig, ich hatte ja auch meinen Unterhalt zu verdienen und arbeitete deshalb bei ihm im Büro. Und von dem Bürofenster aus (das Haus hat-

te er übrigens 1937/38 von Juden gekauft) sah ich, wie man aus dem Haus gegenüber die Juden morgens herausgeholt hat. Ich sehe noch die grüne Minna vorfahren, sehe diese „Goldfasanen“ hineingehen in das Haus, es waren sogar Schupo-Leute, waren also, so glaube ich mich zu erinnern, gar keine SA-Leute, sondern Polizisten. Die gingen also in das Haus hinein. Die grüne Minna stand derweil in der Gymnasiumsstraße vor der Treppe. Familie Bergheimer wohnte da, es war jüdischer Besitz. Kurz darauf, nach einer halben oder ganzen Stunde, kamen sie mit den Leuten heraus. Jeder hatte ein Kofferchen unter dem Arm, ein paar Kleidungsstücke. Darauf wurden sie verladen und man hat sie weggefahren. Ich habe nur alte Leute in Erinnerung, alte, gebrochene Leute. Ich kannte sie vorher nicht.“

Dorothea Siegler Wiegand:

„Mutter schickte mich zur Sylvia Cohn in die Friedenstrasse, Ecke Moltkestrasse. So gegen 12 Uhr war ich bei ihr. Dort stand Frau Cohn allein zwischen irgendwelchem Gepäck. Ein SS-Mann war dabei. Als der sich einmal umdrehte, konnte sie mir etwas von ihren Tagebüchern zustecken. Ich glaube, es sind zwei gewesen.

Sie war natürlich furchtbar aufgeregt, das kann man sich ja vorstellen. Ich weiß nicht, ob sie von den Gepäckstücken, die da standen, etwas mitgenommen hat. Sie war allein, hatte die Kinder nicht bei sich, Esther war ja in München, die beiden andern waren in der Schule in Freiburg.“

- 1 Abgedruckt in: Geroldsecker Land 40 (1998), 34–39. – Reproduktion mit freundlicher Genehmigung von Gerhard Finkbeiner. Zur Deportation nach Gurs siehe Wiehn, Erhardt Roy: Die Oktoberdeportation nach Gurs: 50 Jahre. Konstanz 1990. Ders.: Camp de Gurs 1940. Konstanz 2000
- 2 Zu den Ereignissen in Offenburg siehe auch Ruch, Martin: Verfolgung und Widerstand, 1933–1945 in Offenburg. Offenburg 1995; ders.: Jüdische Stimmen. Offenburg 1995; ders.: Familie Cohn. Offenburg 1992; ders.: Aus der Heimat verjagt. Konstanz 1998
- 3 Stadtarchiv Offenburg (StA OG) 28.14.04: EF 5368
- 4 StA OG 28.3.02: 29
- 5 StA OG 28.3.02: 18
- 6 StA OG 28.3.02: 1
- 7 StA OG 28.3.02: 37
- 8 StA OG 28.3.02: 22
- 9 Aus dem Tagebuch der Clementine Neu, der Frau des Vorsitzenden der Offenburger israelischen Synagogengemeinde. Auch sie wurde mit ihrem Mann nach Gurs deportiert, beide konnten aber durch große Anstrengungen ihres Sohnes bald das Lager verlassen. StA OG, 28.1.11
- 10 Renee Krauss, geb. Haberer. StA OG 28.3.02, Band 15
- 11 Eva Mendelsson. StA OG 28.1.10
- 12 Gesprächsnotiz 8.9.91
- 13 StA OG 28.3.03, Interview 1982
- 14 StA OG 28.14.02: EF 5371

Der letzte Offenburger Rabbi.
In memoriam Bernhard Gries (1917–1938)

Martin Ruch



Bernhard Gries in Offenburg, September 1938

Im September 1938, wenige Wochen vor dem Novemberpogrom, kam ein junger Mann über die hohen jüdischen Feiertage (Rosch Haschana, Jom Kippur, Versöhnungsfest) in die Offenburger Gemeinde: Bernhard Gries, geb. 22.4.1917 in Landeshut (Schlesien). Sein Vater war Weingroßhändler in Hirschberg (Riesengebirge) und hatte zwei Söhne: Bernhard und Heinz.

Bernhard besuchte nach Oberrealschule und Abitur die Fraenkelsche Stiftung in Breslau, ein bekanntes Rabbinatsseminar, und machte dort eine Ausbildung zum Religionslehrer.

Die Offenburger Gemeinde lud ihn ein als Vorbeter für die Hohen Feiertage 1938. Doch man bat ihn bald, daß er über die ursprünglich vereinbarte Zeit hinaus noch bis Sukkoth (Laubhüttenfest) bliebe, also bis Ende September / Anfang Oktober. Denn nach dem Weggang von Dr. Siegfried (Sinai) Ucko (1935) und Herbert Finkelscherer (1935–37) gab es keinen festangestellten Rabbiner mehr in Offenburg. Nur hin und wieder amtierte Dr. Scheuermann, der Freiburger Bezirksrabbiner, aushilfsweise in der Gemeinde.

Bernhard Gries wohnte bei der Familie Weil in der Grabenallee 16. Hier war auch der Sitz des Bezirksrabbinats, und im selben Haus wohnte auch Jakob Adler, ein alter Herr, den die Nazis in Dachau im selben Jahr noch brutal ermordeten.

Die Gemeinde schenkte Bernhard Gries nach seiner kurzen Offenburger Zeit zum Abschied ein kleines, selbstgestaltetes Album mit der Widmung: „Herrn B. Gries. Zur steten Erinnerung an Ihren Aufenthalt in Offenburg Rosch haschono 5699. Der Synagogenrat: Emil Neu, Vorsteher“. Darin waren eine Aufnahme der Stadt eingeklebt, vom Hohen Horn aus gesehen und unterschrieben „Offenburg und Umgebung“, und ein weiteres Bild der Synagoge in der Langestraße, eine bislang unbekannte Innenansicht.

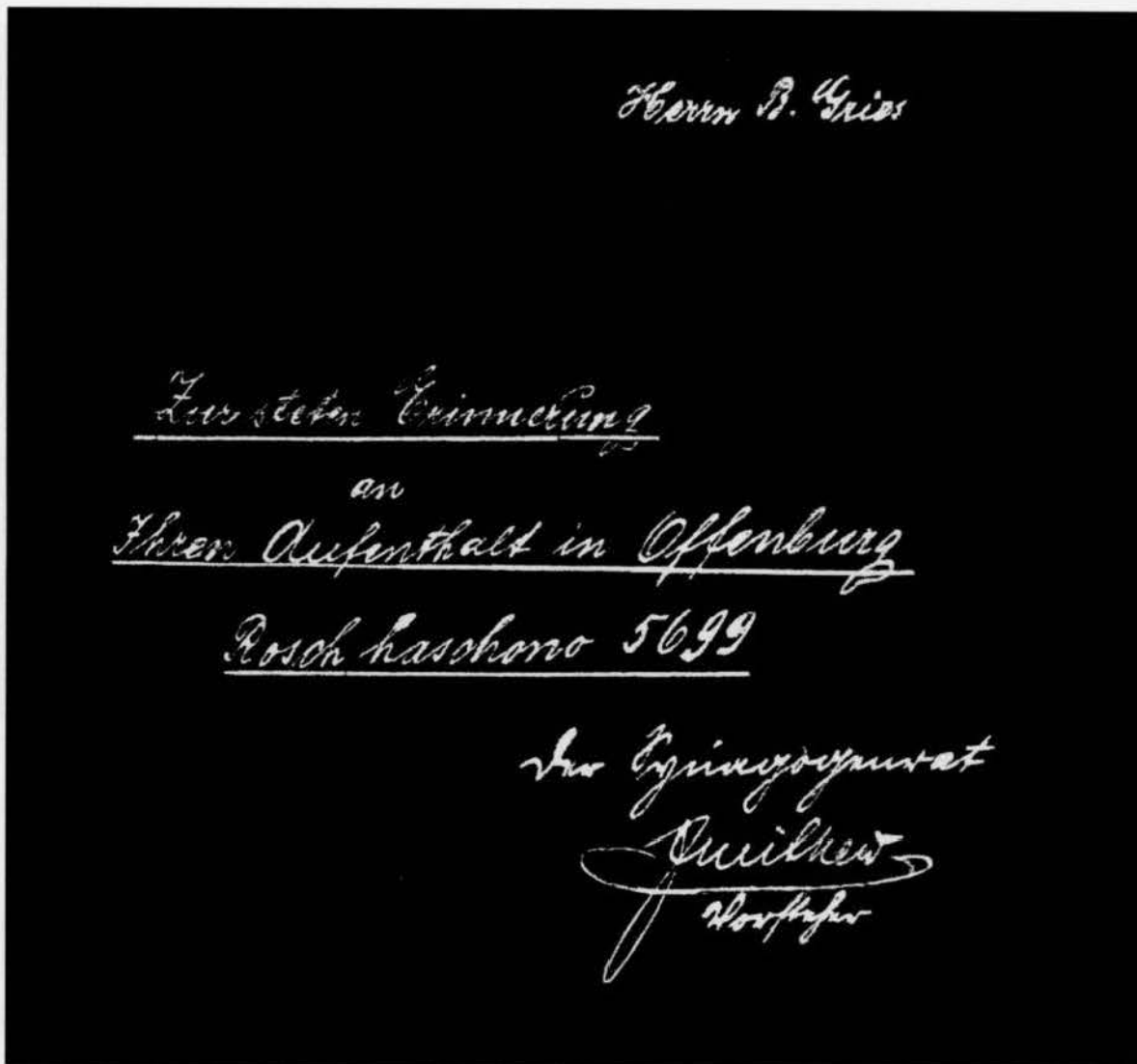
Auch eine Postkarte aus Offenburg ist erhalten, geschrieben und abgestempelt am 11.10.1938 und adressiert an den Vater Oskar Gries:

„Bernhard Gries, bei Weil, Offenburg / Baden, Grabenallee 16.
Meine Lieben!

Den Wäschezettel und Mutters Karte habe ich erhalten. Vielen Dank! es kam sehr richtig, da ich noch die restlichen Feiertage hier bleiben will. Ich gehe dann 8–10 Tage früher nach Breslau und komme direkt nach Beuthen. Im Seminar ist leider Dr. Urban (?) mein großer Gönner fort. Sind wir dadurch ohne Bibel- und Geschichtsdozent? Das fehlt dem jämmerlichen Betrieb grad noch. Der Ersatz ist kümmerlich.

Die letzten Feiertage waren schön. Alles war in bester Ordnung. Fr. Ziffer, der ich noch nicht fest zugesagt habe, hat mir leider abgeschrieben. – Morgen fahre ich wieder in den Schwarzwald, wenn das Wetter einigermaßen ist. Ist Heinz (Bruder Heinz) wieder ganz auf dem Posten?

Grüße Bernhard“¹



Erinnerungsalbum für Bernhard Gries von der Offenburger Gemeinde, Vorsteher Emil Neu

Bernhard Gries sprach auch in einem zweiten Brief nur in positiven Worten von Offenburg. Auch Heinz Gries kann sich noch an die Erzählungen seines Bruders erinnern: „Die Feiertage waren schön in Offenburg, und er hat die Stadt und Leute gern gehabt.“

Eine Predigt, die er in der Gemeinde hielt, stellte Bernhard Gries unter das Motto: „In meiner Heimat steht ein Felsen“. Erhalten ist auch sein Sid-dur (Gebetbuch) mit handschriftlichen Bemerkungen und schließlich sogar noch der Talar des jungen, brillanten Rabbiners. Sein Fotoapparat enthielt noch Aufnahmen aus Offenburg. Eine davon zeigte Bernhard Gries in der Wohnung. Sein Bruder Heinz besitzt darüberhinaus noch eine Sprechplatte (frühe Tonaufzeichnungstechnik), die Bernhard als Erinnerung für die Offenburger Gemeinde anfertigen ließ:



Bild aus dem Erinnerungsalbum: Innenansicht der Offenburger Synagoge, ca. 1930. Hebräische Inschrift an der rechten Wand: „Denn mein Haus wird heißen ein Bethaus allen Völkern (Jesaia 56,7b, nach Martin Buber“; übers. W. Krehl, Offenburg)

„Liebe Freunde, Kameraden, Mit- und Nachfeierler!

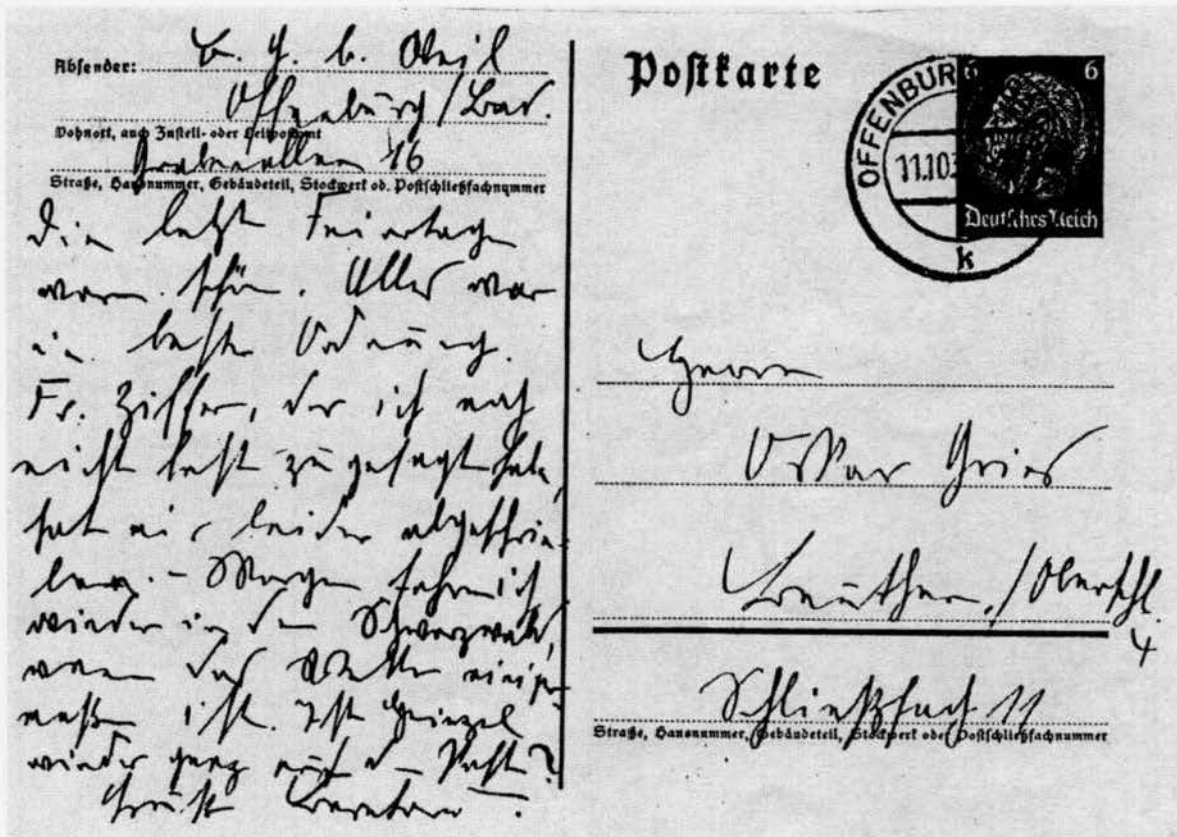
Eure entzückten Ohren vernehmen, daß ich Euch sogar jetzt noch nicht lassen kann! Dies umso weniger, da mir die stets nüchterne Rosel ja nicht mehr den Mund zuhalten kann.

Ich habe eine schöne Zeit bei und mit Euch verlebt und werde noch oft Eurer gedenken! Mein Gruß gilt allen Offenburgern, sowie auch natürlich dem Kleeblatt der drei zarten Jünglinge aus Gengenbach. Mein besonderer Dank gilt dem Synagogenverwalter und Hofpoeten Weil und den diversen Nebendichtern, die meine unvergleichlichen Qualitäten so kunstvoll besungen haben. Höchste Anerkennung auch der kantoralen Stimmungskanone Federschwarz. Seine Männerbrust sei gesegnet!

Alles in allem: Herzliche Grüße und auf ein gesundes Wiedersehen in Offenburg!

Euer Bernhard Gries!“

Es müssen schöne Tage gewesen sein, die Bernhard Gries hier in Offenburg verbrachte. Besonders mit „Stimmungskanone Federschwarz“ hatte er sich angefreundet. Dieser „Federschwarz“, der in Wahrheit Jakob Federgrün hieß, erinnerte sich noch 1997 an den jungen Rabbi! Denn zur



Karte an die Eltern aus Offenburg

gleichen Zeit, als Bernhard Gries in Offenburg war, war Federgrün (englischer Name Jack Farmer; gestorben 1998) hier als Vorbeter tätig:

„Bernhard Gries hatte gerade sein Studium auf dem Rabbinerseminar in Breslau beendet und so weit mir bekannt ist, sein Doktorat erhalten. Die jüdische Gemeinde Offenburg hat ihn über die Feiertage (Neujahrsfest, Versöhnungstag und Laubhüttenfest) als Rabbiner eingestellt, da ich den Dienst des Vorbeters und Predigers nicht allein ausüben konnte. Er hat an jedem Feiertag Predigten gehalten und auch am Gottesdienst mitgeholfen (Sept./Okt.1938). Trotz der antisemitischen Ausschreitungen zu jener Zeit haben wir uns nicht unterkriegen lassen und unsere Jugend so gut wie möglich genossen. Wir haben uns befreundet und haben zwischen den Feiertagen Ausflüge gemacht. So sind wir einmal nach Freiburg gefahren, die Stadt zu besichtigen und wir sind mit der Seilbahn auf den Schauinsland gefahren, an einem andern Tag haben wir Baden-Baden besucht. Sonntags haben wir Wanderungen durch die Weinberge und in den Nord-schwarzwald gemacht. Nach den Feiertagen ist Bernhard Gries nach Breslau zurückgekehrt. Ich habe dann nichts mehr von ihm gehört. Es tut mir sehr leid zu erfahren, daß er ein Opfer des Holocaust geworden ist.“²



Ausweis des jüdisch-theologischen Seminars Breslau für Bernhard Gries
Alle Abb. Stadtarchiv Offenburg.

Von Offenburg aus reiste Bernhard Gries nach Berlin zu seinem Freund Rolf Exiner. Dort wurde er auch einmal Leo Baeck vorgestellt.

Die Eltern und der Bruder Heinz waren inzwischen 1934 von Hirschberg nach Beuthen/Oberschlesien gezogen. Denn in der „Nacht der langen Messer“ (31.6.1934) war in Hirschberg der Vater mißhandelt worden, dort hatte es ein Pogrom gegeben, das bis heute wenig bekannt ist (drei Juden, eine Christin wurden ermordet). Das Industriegebiet Beuthen besaß einen Sonderstatus, und hier blieb die Familie bis zur Auswanderung 1939. Das Novemberpogrom überstand die Familie dort ohne weitere Belästigungen, wahrscheinlich (so Heinz Gries), weil sie dort kaum bekannt war. Für den 28.2.1939 war schon das Schiff gebucht, das über Liverpool nach Australien sollte. Karten und Visa lagen bereits vor.

Doch Bernhard Gries, der jede zweite Woche im jüdischen Waisenhaus in Breslau tätig war, wurde beim Pogrom 1938 zusammen mit seinem Hausherrn in der Wohnung verhaftet und kam am 10.11. in das Konzentrationslager Buchenwald. Eine Karte erreichte von dort aus noch die Mutter:

„Meine Lieben; ich bin hier und es geht mir gut. Augenblicklich habe ich Postsperrre. Anfragen an die Kommandantur sind zwecklos. Ich kann

aber Wäsche und Schuhe etc. und Geld, dieses per Postanweisung erhalten. Beachtet aber bitte Nummer 28346 Block 4a. Auch ins Paket keinen Brief legen. Mit herzlichen Grüßen und Küsse an Euch, Onkel Josua, Zvi und Else, Euer Bernhard“.

1997 schrieb sein Bruder Heinz, der die Familiendokumente aufbewahrt: „Diese Karte aus dem Konzentrationslager hat mein Bruder an meine Mutter gerichtet, weil er nicht gewußt hat, was mit meinem Vater und mir geschehen ist. So hat er uns mit unseren jüdischen Namen grüßen lassen, sowie seine Freundin Else Auerbacher aus Dessau.“

Doch Bernhard Gries wurde in Buchenwald ein Opfer des Holocaust. „Seine Aktentasche und seine Uhr bekamen wir zurück“ (Heinz Gries, 1997). Die Todesnachricht wurde dem Vater von einem anonymen Mithäftling im Büro telefonisch mitgeteilt. Die Sterbeurkunde vom Standesamt Weimar, am 8.12.38 ausgestellt, nannte für den „Seminarist Bernhard Gries, mosaisch“ den 6.12.38, 18.30 Uhr als Todesstunde in Weimar-Buchenwald.

Der Vater erlitt daraufhin einen Zusammenbruch. Ein jüdischer Angestellter der Firma, Günther Riesenfeld, holte den verplombten Sarg ab zur Beerdigung auf dem jüdischen Friedhof in Beuthen.

„Breslau, den 21.12.38, Wallstr.14

Sehr geehrte Familie Gries!

Erst verspätet haben wir von dem tragischen Heimgang Ihres Sohnes gehört. Es ist uns ein tiefes Bedürfnis, Ihnen auszusprechen, wie sehr wir mit Ihnen leiden. Uns, seinen Lehrern, aber auch seinen Kameraden war der liebe und ehrliche Junge, an dessen Begabung wir unsere Freude hatten, derart ans Herz gewachsen, daß uns die furchtbare Nachricht zunächst unfaßbar war. Das Bewußtsein, daß er bei all denen, die ihn gekannt, unvergessen sein wird, möge Sie in dieser herben Fügung trösten!

Mit vorzüglicher Hochachtung

Das Dozentenkollegium des Jüdisch-Theologischen Seminars

i.A. Heinemann“

Nach der Beerdigung des Sohnes gelang der Familie im März 1939 doch noch die Emigration nach Australien.

Heinz Gries besuchte die Wirkungsstätten seines Bruders anläßlich einer Europareise und kam dabei auch nach Offenburg. Dem Museum im Ritterhaus übergab er dabei einige Dokumente, die nun an den jungen Rabbi erinnern.

„Nun endlich bin ich in der Lage, Ihnen diese drei wichtigen Andenken (Tonband, Fotografie der Synagoge, Karte aus Buchenwald) zu senden. Es

war eine emotionale Aufgabe für mich, alles zusammen zu bringen, und einmal wieder in die schlimme Vergangenheit zu gehen.

Je weiter die Zeit verläuft, um so unbegreiflicher ist mir, was diese Irrsinnigen angerichtet haben – aber nicht beenden durften!

Nun werde ich meine Aufgabe im Offenburger Museum beenden können. So hat unser seliger Bernhard seinen würdigen Platz in der Judaica-Abteilung gefunden. Meine Frau und ich waren seit 1973 vielleicht 5mal in der Stadt. Immer wieder zu forschen, ob nicht doch vielleicht eine jüdische Seele dort ist, die sich an unseren Bruder erinnern kann.

Ob meine Frau und ich noch einmal nach Europa kommen können, ist nicht sicher, wir würden gern gehen, aber sehen, ob der liebe Gott uns dazu die Kraft und Gesundheit gibt.

Nach dem jüdischen Kalender ist mein Bruder am 12. des Monats Kislev gestorben, das wäre dieses Jahr (1998) der 1. Dezember. Beerdigt ist er am 16. Kislev. Dieses Jahr sind dann 50 Jahre vergangen.“

Der Grabstein von Bernhard Gries trägt die Inschrift „Stirb und werde!“

1 Stadtarchiv Offenburg, 28.1.01:G

2 a.a.O., 28.1.01: F, Brief 11.8.1997

550 Jahre St. Erhardus in Stollhofen

Ernst Gutmann

Die heutige Pfarrkirche St. Erhard wurde im Jahre 1769 an Stelle der Vorgängerkirche am gleichen Platz erbaut.¹

Am 23. Dezember 1448, also vor rund 550 Jahren, erscheint die „CAPELLA ST. ERHARDI IN OPPIDI“ erstmalig in einer Stiftungsurkunde.²

Die Mutterpfarrei

Die uralte Pfarrei Stollhofen befand sich schon im Jahre 1154 mit einer Basilica und einer „Curia dominicalis“ in dem Besitz des benachbarten Klosters Schwarzach.³

Diese Basilica, die in den Jahren 1321 und 1377 genauer bezeichnete⁴ „St. Cyriaks-Kirche“, war die Mutterkirche eines damals umfangreichen Kirchensprengels. Zur Pfarrei gehörten ursprünglich das Dorf Hügelsheim (bis 1504)⁵ mit einer Laurentius-Kapelle, Söllingen (bis 1805) mit einer Mauritius-Kapelle, Nord-Schwarzach (bis um 1250) mit einer Michaelskapelle,⁶ Schiftung⁷ und natürlich das Dorf bzw. die Stadt Stollhofen mit einer Nikolaus-Kapelle,⁸ einem Beginenkloster⁹ und der oben genannten Erhardus-Kirche.

Die Adligen und ihre Beziehung zur Kirche

Schon 1212 findet sich eine Adelsfamilie in Stollhofen, die den Grafen von Eberstein verpflichtet war und sich nach dem Ort Stollhofen, „von Stadelhoven“ nannte. Sie führten einen roten Angelhaken im Wappenschild.¹⁰ Wie bei allen Adelsfamilien findet man auch hier Familienmitglieder, die sich dem geistlichen Stand verschrieben haben. Der Abt Reinfried von Schwarzach (1192) + 1208 war vermutlich ebenfalls ein Sproß dieser Familie.¹¹ Eine Urkunde des Bischofs Conrad von Speyer, ein gebürtiger Graf von Eberstein, aus dem Jahre 1245 beschreibt einen Vergleich mit seinen Brüdern Otto und Eberhard von Eberstein, mit dem Markgrafen Hermann von Baden und dem Kloster Allerheiligen. Mitunterzeichner war der Domprobst von Speyer, Bertold von Stollhofen.¹² 1276 findet sich dann ein Adelbertus von Stollhofen als Dekan und Erzpriester des Landkapitels Ottersweier und Offenburg.¹³ Rund 100 Jahre später war Falco von Stollhofen Abt zu Schwarzach (1359–1395),¹⁴ noch später, 1436–1464, Caspar von Stollhofen, Abt zu Mauersmünster. Auch im „normalen“ Priesterstand finden sich einige „von Stollhofen“.



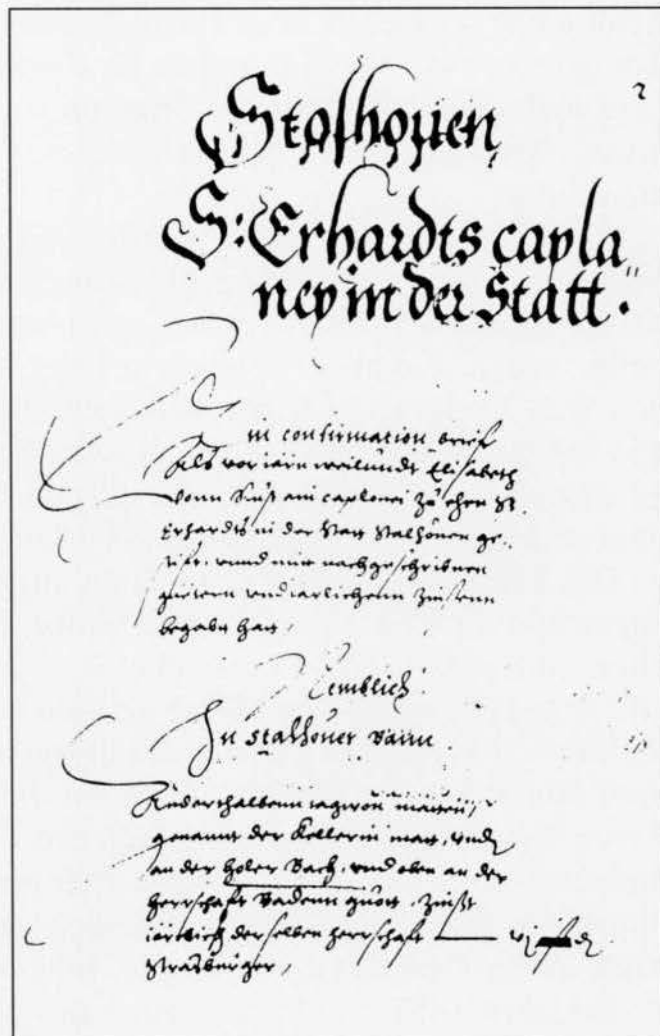
Wappen derer von Rust

Durch den Vergleich mußte Heinrich von Stollhofen auf sein vom Vater geerbtes Schultheißenamt in Stollhofen verzichten. Daraufhin wanderte ein Teil der Familie in die Reichsstadt Hagenau ab.¹⁵ Trotzdem verblieb der andere Teil der Familie im benachbarten Söllingen (1346) wohnhaft und nannte sich „von Sellingen“. Ebenfalls 1346 wurden von Bertoldi von Sellingen, Sohn von Gertrud von Stollhofen, Güter an den Ritter Albrecht von Rust verkauft.¹⁶ Im gleichen Jahr wurde dieser Ritter Albrecht als „Residenz“ in Stollhofen, d. h. Wohnsitz in Stollhofen, gekennzeichnet.¹⁷ Diese Familie von Rust, vermutlich von dem Dorf Rust stammend, wurde als Lehensleute des Markgrafen von Baden über die vom Ritter von Windeck im Jahre 1309 erworbene Stadt Stollhofen gesetzt.¹⁸ Sie sollte die nächsten 100 Jahre entscheidend die Kirchengeschichte der Stadt mitprägen.

Als Lebensgrundlage erhielten sie von ihrem Lehensherrn, dem Markgrafen von Baden, den „Rusterhof“ in Iffezheim,¹⁹ verschiedene Güter in Hügelsheim, den Besitz der „von Stollhofen“ in Söllingen und die Besitztümer in Stollhofen. Der Hartunger Hof, hinter der Stadt Stollhofen gelegen (1364), dürfte dabei der wichtigste Teil und zugleich auch der Wohnplatz gewesen sein.²⁰

Als Erblehensträger der Ritterfamilie von Rust (meist mit dem Namen Albrecht, Obrecht, Oberlin oder Albert versehen) finden sich schon 1294–1319 Albrecht, Aberlin (1323), Albrecht (1330) mit Sohn gleichen Namens (II.) und 1412–1448 Albert der Junge (III.).

Dieser Ritter Albrecht der Junge (III.) ließ 1412 das Erbrecht vom Markgrafen auf seine Tochter Gertrud festschreiben, falls er keinen männlichen Erben haben werde. 1417 und 1431 erhielt er einen Teil des bedeutenden Rheinzolles zu Söllingen vom Markgrafen verliehen.²¹



GLA 66/8382 fol. 217,
St. Ehrhardus Kaplanei 1448

Im Jahre 1441 scheint Albrecht verstorben zu sein. Am 27. November fiel das Lehen an seinen Sohn Diebold. Albrecht hinterließ seine Witwe Elisabeth von Rust, eine geb. von Tigersheim, zwei Töchter, vermutlich aus erster Ehe, eine Tochter, die im Kloster Lichtental (Beuern) als Ordensschwester war, und einen minderjährigen Sohn. Vermutlich verstarb dieser Diebold bald,²² denn am 2. Juli 1448 wurde vom Saalgericht Schwarzach, damals die oberste Instanz, das Erbe des Ritters geregelt. Jedes Kind erhielt jeweils über 500 Gulden, was auf ein ansehnliches Vermögen des Verstorbenen schließen läßt.²³

St. Erhardus-Kaplanei

Am 23. Dezember 1448 stiftete seine Witwe Elisabeth eine Frühmesse in der St. Erhardus-Kapelle „in Oppidi“, das heißt: in der zweitrangigen Kirche, die innerhalb der Stadt lag.²⁴

Schon zur Zeit der Stadtgründung um 1300 scheint eine zweite Kirche im Ort vorgesehen gewesen zu sein. Im nordwestlichen Stadtviertel, an der

Stadtmauer zwischen dem Haupt-, später Inneren Tor und dem Badener Tor gelegen, wurde ein Bauplatz für die zukünftige Stadtkirche ausgespart. Wie auch damals in anderen Gründungen üblich, wählte man diesen Platz etwas abgelegen, durch eine Seitengasse von der Großen- oder Marktgasse erreichbar.²⁵

Die Erbauung der Kirche dürfte also deutlich nach 1300 erfolgt sein, wobei sie eben erst im Jahre 1448 durch die Stiftungsurkunde faßbar wurde. Möglicherweise kann man den Ursprung dieser Kirche in der Burgkapelle suchen, die üblicherweise in jeder Burg der damaligen Zeit vorhanden war. Es findet sich nämlich auch eine Burgkapelle St. Nikolaus um 1333 in einem Copialbuch des Klosters Schwarzach. Zur gleichen Zeit gab es außerdem auf der Gemarkung der Stadt in der Au (heute Cappelau), einem dem Kloster Schwarzach zugehörigen Hof, eine Nikolauskapelle.²⁶

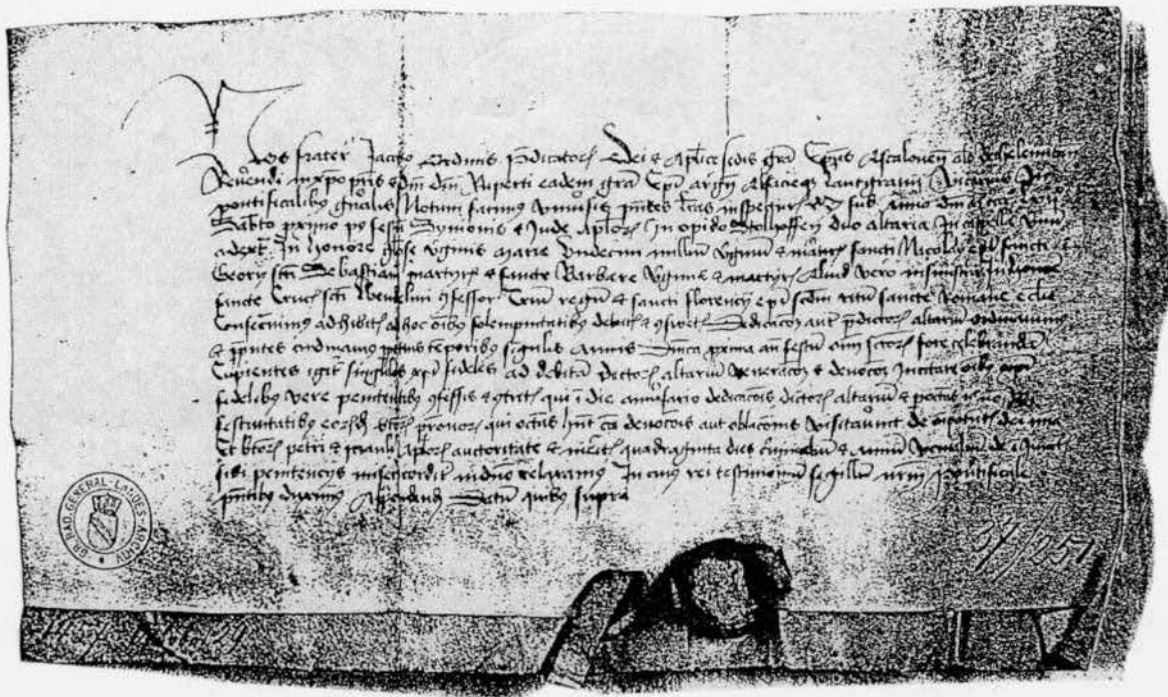
Die Ritterfrau Elisabeth von Rust stiftete dieser Kirche die Frühmesse zugunsten ihrer Familie. Es sollte hinfort für ewige Zeiten an dem Marienaltar, entweder in der Pfarrkirche St. Cyriak oder in der Erharduskirche, alle Samstagmorgen eine Messe gelesen werden.²⁷ Sie stattete diese Kaplanei mit so reichen Gütern aus, daß davon ein eigener Kaplan sein Auskommen finden konnte. Vermutlich waren diese Güter der Rest des Erbes der Ritter von Rust. Zu den umfangreichen Güterbesitztümern gehörten zwei innerhalb der Stadt gelegene Häuser. Eines wurde als Pfründehaus, direkt hinter der Kirche am Badener Torweg gelegen, das andere als Kaplaneihaus, an der Großen Gasse gelegen, bezeichnet.

Im Jahre 1457 wurde zugunsten des Marienaltars und des Kreuzaltars der Kirche ein Ablass gewährt. Man kann also davon ausgehen, daß die Kirche schon damals ein ansehnliches Gotteshaus mit drei Altären gewesen war.²⁸

Zwischen den Jahren 1457 und 1632 findet man nur wenige Urkunden, die die Erharduskapelle betreffen. Erst nach der Zerstörung der Cyriakskirche während des 30jährigen Krieges, im Jahre 1632, sollte die übriggebliebene Erharduskirche, die etwas geschützter in der Stadtmitte lag, wieder mehr in das Licht der Geschichte rücken. Sie übernahm die Funktionen der Mutterkirche, ohne vorläufig ihren Titel zu übernehmen. Es war ursprünglich vorgesehen, die Pfarrkirche auf dem Kirchhof wieder aufzubauen.

In einer Beschreibung von 1663 von Johannes Pleüter finden wir wiederum 3 Altäre: im Chor St. Erhard, rechts davon St. Anna, davor befand sich ein unbekanntes Grab. Dies war vermutlich ein Grab der Stifterfamilie von Rust. Zum linken Altar schreibt Pleüter, es müßte der Hl.-Kreuz-Altar gewesen sein. Die Kirche hatte zwei Eingänge, den Haupteingang durch den gemauerten Turm und einen Nebeneingang. Pleüter notiert dazu 5 (!) Glocken.²⁹

Bei dem Überfall der Franzosen im Jahre 1689 wurde auch die St. Erharduskirche zerstört. Sie blieb wohl sieben Jahre lang eine Ruine. 1693

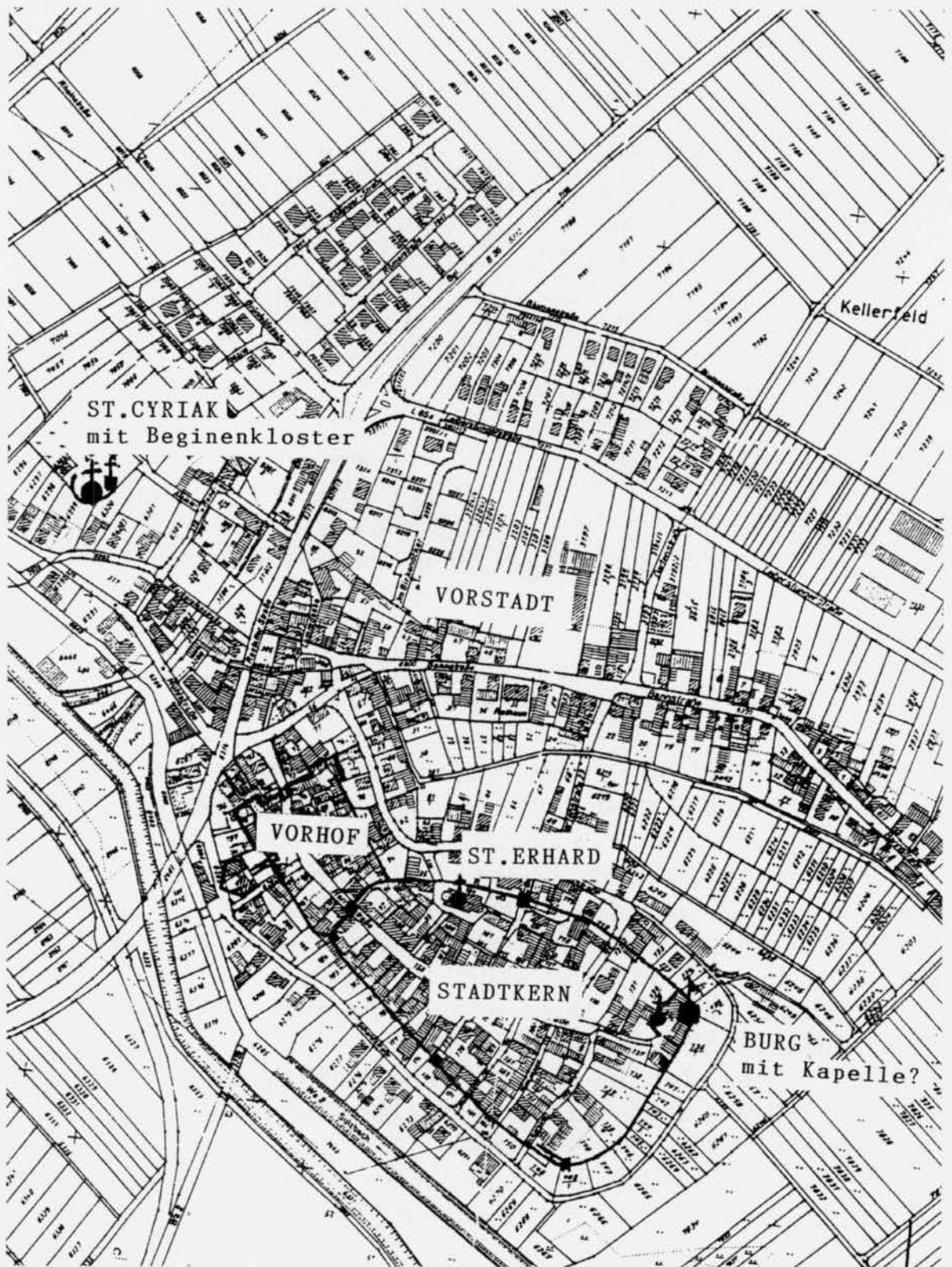


Ablaß 1457

zählte man nur noch 30 Familien in der Stadt.³⁰ Im Jahre 1696 wurde die Kirche wieder zum Gottesdienst hergerichtet. Mit 30 Eichen und 100 Tannen wurde das eingestürzte Langhaus gerichtet.³¹ Es wurde damals auch ein Taufstein angeschafft, der heute noch in der Kirche steht und die Jahreszahl 1697 trägt. Nach dem Visitationsbericht von 1699 hatte die Kirche wieder drei Altäre: einen Marienaltar, einen Heiligkreuzaltar und den Hauptaltar. Zu dem Marienaltar gehörte als Mitpatronin auch die hl. Anna, so daß sich hier wieder die Angaben von 1663 ergänzen. Der Turm war gemauert und man zählte nun vier Glocken.³²

Auch die folgenden Jahre 1699–1707 waren Kriegsjahre, in denen die Festung Stollhofen wieder im Brennpunkt der Auseinandersetzungen zwischen Habsburg und Bourbonen stand.

1707 mußten auf Befehl der Franzosen alle Befestigungen der Stadt geschleift werden. Vorher war der Kirchturm einer von vielen Türmen, nun ragte er einsam aus dem ruinierten Ort. Nach einer gewissen Zeit des Friedens bemühte sich die Stadt 1721/22 um die Vergrößerung der Kirche. Es wurde das Langhaus verlängert, indem man den Chor um 20 Schuh (ca. 6 m) nach Osten hin versetzte. Wie schon erwähnt, wollte die Gemeinde ihre alte Pfarrkirche auf dem Friedhof aufbauen. Da aber nun der Friedhof durch die Zerstörung der Vorstadt so weit von der nächsten Bebauung entfernt war, hatte das Kloster Schwarzach nur für den Ausbau der St. Erhar-



Stollhofen um 1625

duskirche zugestimmt. Auch hier wurde ausdrücklich nochmals die Absicht erklärt, die alte Kirche wieder aufbauen zu lassen. Auch der Titel der Pfarrkirche wurde nicht auf die Erharduskirche übertragen. Das Kloster erhielt seit alter Zeit für die Baupflicht für den Chor an der Pfarrkirche den sog. Chorkorn und sollte nun auch die Umsetzung des Chores bezahlen.

Als Fußnote findet man allerdings die Notiz: „Ist zu keinem kommen, sondern die Stollhofer haben auf ihre Kosten den Chor wiederum lassen aufbauen“.

Da plötzlich das Kloster nun die Baukosten mit dem Hinweis ablehnte, es habe nur die Baupflicht für die Pfarrkirche und nicht für eine zweitrangige Kirche, mußte die Gemeinde auf St. Erhard den Pfarrtitel übertragen lassen und auf den späteren Wiederaufbau der Cyriakskirche verzichten.³³

Weitere Kriegseinwirkungen 1733–37 und 1741–1748 verschlechterten die Bausubstanz, so daß ein totaler Neubau immer dringender wurde. Am 8. Juli 1747 bat die Gemeinde wiederum um die Erlaubnis zur Erneuerung der Kirche. Ob es allerdings zu dieser Erneuerung gekommen ist, wird aus den Akten nicht deutlich.³⁴

Neubau der St. Erharduskirche 1767–69

Kaum 20 Jahre später (1764) folgte die nächste Bitte, die Kirche zu erneuern. Die Kanzlei erteilte auch hier wie schon zuvor wieder die Erlaubnis, unentgeltlich Steine aus der ruinierten Stadtmauer brechen zu dürfen.

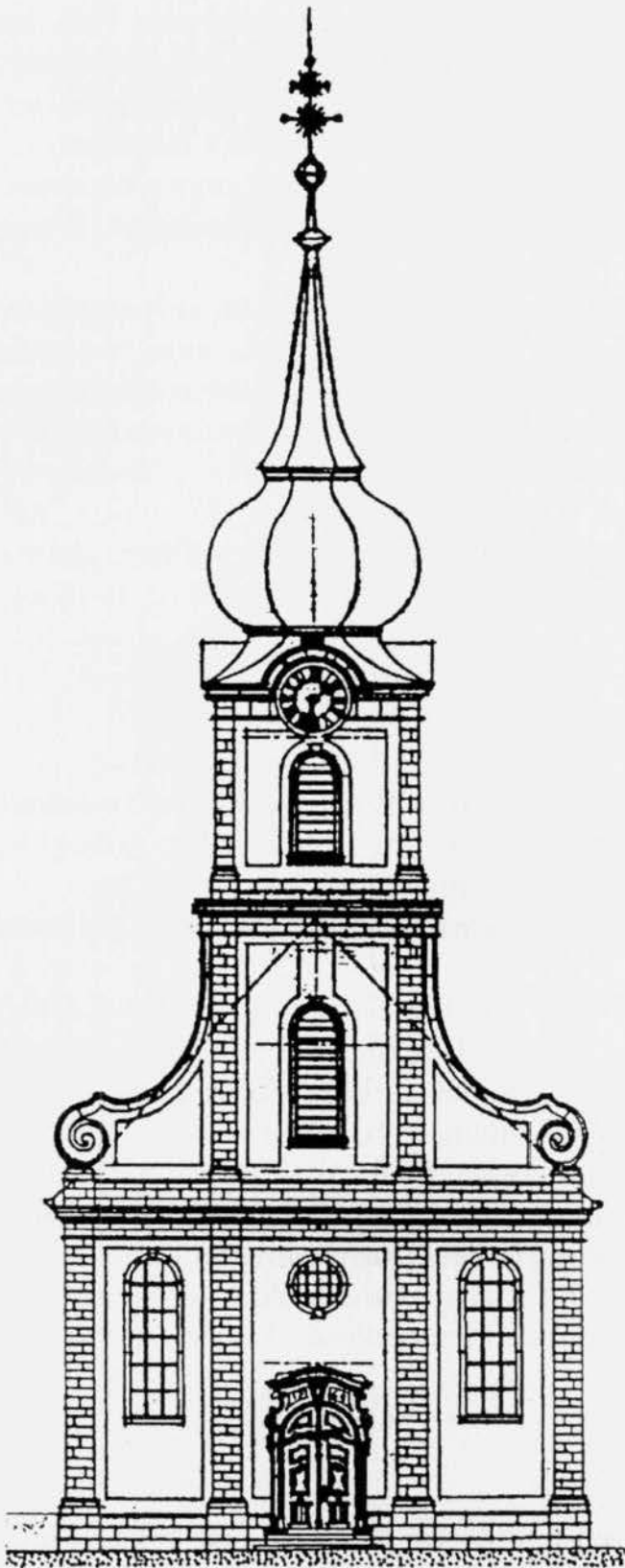
Der Streit um die Baupflicht und den Kostenanteil sollte sich aber noch einige Jahre hinziehen.

Endlich, im Jahre 1767, konnte man mit dem Kloster Schwarzach einen Vergleich schließen. Der Abtei, die die Baupflicht verweigerte, konnte durch Aktenbelege nachgewiesen werden, daß sie schon über Jahrhunderte (1554) den sog. „Chorkorn“ von der Gemeinde bezogen hatte. Somit war sie baupflichtig für den Chor und die Sakristei. Die alte Pfarrkirche St. Cyriak war allerdings eine sog. Chorturmkirche. Durch den Vergleich mußte die Gemeinde nun auch die Baupflicht für den Turm übernehmen.

Die restlichen Bauleistungen für die Kirche wurden dann nochmals zwischen der Stadt Stollhofen ($\frac{2}{3}$) und der Gemeinde Söllingen ($\frac{1}{3}$) aufgeteilt.^{35, 36}

Der Baumeister

Baumeister der Kirche war der markgräfliche Bauinspektor Franz Ignaz Krohmer. Er stammte aus Bohlsbach und war ab 1748 dem Hofbaumeister Rohrer unterstellt. 1762 folgte er ihm in seinem Hofamt nach. Als Krohmer in badische Dienste trat, kam er auch in Verbindung mit der Schule des berühmten fränkischen Barockbaumeisters Balthasar Neumann.



*Katholische Pfarrkirche
St. Erhard, Frontseite*

Die von Krohmer erstellten Kirchenbaupläne wurden noch nach seinem Tode 1789 ausgeführt. Er erstellte u.a. auch die Baupläne des Stollhofener Amtshauses 1782, des Gefängnisturmes, den Plan des badischen Amtshauses in Schwarzach 1782 und einen Plan des Pfarrhauses in Vimbuch 1766.³⁷

Kirchen entstanden nach seinen Plänen u.a. in Appenweier (1748–52), Kappelwindeck (1764–66), Stollhofen (1767–69), Neusatz (1783), Niederbühl (1790) und Haueneberstein (1799).

Die neue Kirche wurde mit einer Länge von 35 m, einer Schiffbreite von 14 m und einer Turmhöhe von rund 42 m erbaut. Als besonderes Kennzeichen setzte man auf die Turmspitze ein Doppelkreuz, ein sog. Patriarchenkreuz, als Symbol der Mutterkirche. Die Kirche erhielt den typischen Zwiebelturm der Barockzeit.

Die Platzverhältnisse waren für die Zeit völlig ausreichend, zumal ab 1805 auch das bisherige der Pfarrei zugehörnde Dorf Söllingen selbständig wurde.

Bedingt durch die nach 1820 verstärkt einsetzende Auswanderungswelle vor allem nach den USA veränderte sich die Bewohnerzahl des Ortes nur unwesentlich. Zwischen 1820 und 1834 wanderten 338 Personen aus, so daß die Zahl von 950 Einwohnern nicht überschritten wurde.³⁸

Vergrößerung der Kirche

Bei der Visitation des Erzbischöflichen Bauamts Karlsruhe vom 28. März 1912 wurden schwerwiegende Mängel an der Kirche festgestellt und auf Renovierung gedrängt. Vor allem die beschränkte Sitzzahl ließ das Bauamt die Erweiterung der Kirche in Erwägung ziehen.

Die Kirche hatte 276 Sitzplätze im Schiff und 112 auf der Empore, also 388 Plätze. Da aber nach kirchlichen Regeln auf der Empore nur die Sänger Platz nehmen sollten, konnten nur rund 300 Plätze als vorhanden angesehen werden.

Des weiteren wurde dann bemerkt, daß das Gebäude zwar in solider Bauweise erstellt worden war, daß nun aber die Dächer, die Dachkanäle, der Außenputz und das Gestühl im Innern unbedingt erneuert werden mußten.

Eine Kostenrechnung ergab für die Instandsetzung folgende Summen:

Langhaus und Turm (Gemeinde Baupflicht) 18.000,-, Chor und Sakristei (Baufond) 7.000,-, Summe 25.000,- Reichsmark. Nach der Seelenzahl der Pfarrei (1040) sollten rund 700 Sitzplätze vorhanden sein, bemerkte das Bauamt weiter. So fehlten also über 400 Sitzplätze. Deshalb sei es ratsam, die Renovierung gleich mit einer Erweiterung zu verbinden. Chor und Sakristei wären abzutragen, das Langhaus mit einem 18 Meter langen Querschiff zu verlängern und dann wieder der Chor und die Sakristei anzubauen. Der Ausbruch des ersten Weltkrieges verhinderte jedoch das Bauvorhaben.³⁹

Im Krieg mußte die Kirchengemeinde zwei der drei Glocken abgeben. Nur die mittlere B-Glocke durfte auf dem Turm bleiben. Sie stammte aus dem Jahre 1759 und somit noch aus der alten Kirche. Sie trug die Umschrift „Mathäuß Edel zu Straßburg goß mich“. An bildhaften Darstellungen fanden sich: „Maria, das Kreuz, Johannes und Michael als Trachtentöter. Jacob Schuh Schultheiß zu Stollhofen, H. Josef Einhorn Amtmann“.⁴⁰

Am 22. 10. 1920 wurden wieder zwei neue Glocken angeschafft. Eine As-Glocke mit einem Durchmesser von 97 cm und einem Gewicht von 624 kg und eine C-Glocke mit 325 kg. Die As-Glocke trägt die Inschrift: „Gestiftet von der Kath. Gemeinde Stollhofen aus Anlass der im Weltkrieg 1914–18 abgenommenen Glocken, unter Anton Fischer Bürgermeister und Adolf Oesterle Pfarrer. Königin des Friedens, dir bin ich geweiht. Bitt für deine Kinder, o Mutter der Barmherzigkeit. Gegossen von Benjamin Grüninger und Söhne Villingen 1920.“⁴¹

Am 30. 3. 1942 mußten dann die Glocke von 1759 und die kleine Glocke von 1920 abgeliefert werden. Erst 1952 wurden wieder zwei neue vergleichbare Glocken angeschafft.

Nachdem 1944 die Front im Elsaß näher an den Rhein rückte, bauten Pioniere am 26. 11. einen Posten im Turm der Kirche ein. Stollhofen wurde Frontgebiet, es lagen u.a. im Ort Truppen der Waffen-SS, der Division Frontsberg. Schon längere Zeit wurde durch Tiefflieger der Verkehr auf Straße und Schienen beeinträchtigt.

Besonders schlimm war es zwischen Weihnachten 1944 und Neujahr. Das Dorf lag wochenlang unter Beschuß aus dem Elsaß. Am 5. 4. 45 wurde der Söllinger Kirchturm von drei Granaten getroffen und fiel zusammen.

Einen Tag nach dem „Abschuß“ der Söllinger Kirche erhielt auch St. Erhard drei Volltreffer. Eine Granate schlug in die Turmzwiebel, eine in das Schiff und eine in die Sakristei.

Alle Häuser um die Kirche wurden schwer beschädigt, mehrere Einwohner wurden verletzt, eine Person verstarb an den Folgen des Beschusses. Die wertvollen 12 Fenster der Kirche, in denen die 12 Apostel dargestellt waren, wurden ebenfalls zerstört. Am 28. Dezember 1945 riß ein Sturm große Teile der beschädigten Zwiebel herunter, die das nur notdürftig geschlossene Langhausdach durchschlug.⁴²

Es sollte noch bis zum Jahre 1948 dauern, bis die Kirche wieder in Stand gesetzt war.

Weitere Außenrenovierungen in den 60er Jahren und der Einbau einer Heizung in den 70er Jahren sollten die nur mit notdürftigen Mitteln durchgeführten Renovierungen der Nachkriegszeit verbessern helfen. Bei den Erdarbeiten zum Einbau der Heizung wurde leider auf eine Sondierungsgrabung verzichtet, so daß die Baugeschichte der Kirche nur über die Urkunden nachzuvollziehen ist. Eine erneute Außenrenovierung vor wenigen Jahren sicherte den Bestand der Kirche für die weitere Zukunft.

Anmerkungen

- 1 1767 EAF. Spezial Pfarrei Stollhofen 27884 (Erzbischöfliches Finanzkammerarchiv Freiburg). Ebenso Pfarrakten und Türinschrift an der Kirche 1769
- 2 1448 GLA 37/250 ebenso GLA 66/8382 fol. 217
- 3 1154 GLA C.33
- 4 1321 GLA 67/1321 fol. 55 f. ebenso 1337 GLA 66/8382 fol. 1
- 5 1504 GLA 37/138, 6
- 6 1218 GLA 67/81 fol. 175 und 1244 Regesten der Bischöfe von Straßburg II. 1136 ebenso GLA 229/102501 von 1245
- 7 1663 bzw. 1699 GLA 229/102503
- 8 1218 St. Nikolaus GLA 37/221 bzw. 1292 GLA 67/1321 fol. 55 f4 „Äcker in der Ouwen“ bzw. 1332 GLA 37/1321 55 f6 „Hoff in der Ouwen in den die St. Nielaus Kap. liegt“. Noch 1524 (GLA 66/8386 fol. b) ist diese Kapelle zum letzten Male faßbar. Die Kapelle lag an der Gemarkungsgrenze zu Söllingen, heute heißt dieser Gewann noch „Cappelau“
- 9 1377 GLA 66/8382 fol. 1 ebenso GLA 67/1318 fol. 184–186 und fol. 381–387. Das Haus der Beginen lag im Kirchhof der Mutterkirche St. Cyriak, wobei eine Anna von Lammersheim 1377 „Clausnerin“ daselbst war.
- 10 GLA 37/237, vergl. auch Kindler von Knobloch „Oberbadisches Geschlechterbuch“ unter Tigersheim od. Digersheim und Judenbretter
- 11 GLA 67/1321, 24 r.
- 12 EAF Copeibuch von Allerheiligen I.B 61 vergl. a. Schöpflin HZB. IV. 211
- 13 1276 FDA 25 (1896), 198
- 14 1359 GLA 37/222
- 15 GLA Gayling A. 162 und 179, z. B. jeweils Claus von Stalhofen urkundet als Schöffe (1385 und 1391)
- 16 1346 Krieger II. 1102
- 17 Kindler v. Knobloch III., 675
- 18 1309 GLA 37/249, 16. In der Urkunde wird Albert von Rust als Zeuge des Verkaufes der Stadt Stollhofen vom Ritter von Windeck an den Markgrafen von Baden erwähnt
- 19 1330 vergleichen sich Albrecht von Rust mit seinem Sohn Albrecht und Tochter, mit seiner Gattin Hedwig von Ubstadt, wegen dem vom Markgrafen verkauften Hof zu Ifezheim Knobloch III. 675, im Berain von 1472 GLA 66/8382 bzw. 1511 GLA 66/8383 fol. 25b wird dieser Rusterhof noch erwähnt
- 20 1364 GLA 67/37, 4 s.a. RMB III. 4419. Markgraf Bernhard und Rudolf von Baden verleihen ihren Hof Hardauwe an Obrecht von Rust, hinter der Stadt Stollhofen (Stalhoven) gelegen
- 21 s. unter 19 Knobloch
- 22 s. unter 19
- 23 GLA 35/28 Urteil vom Saalgericht Schwarzach über das Erbe des Ritters von Rust
- 24 GLA 67/250 s. auch GLA 66/8382
- 25 Stadtplan von 1594–1622 GLA HFK XVII fol. 56, ebenfalls von 1645 GLA Gemarkungsplan Nr. 5, von 1689 GLA HFK XIX. 18 und von 1697, GLA HD Nr. 5. Im Vergleich mit dem mod. Katasterplan der Gemeinde zeigt das Areal des alten Dorfes einen mittelalterlichen ovalen Gründungskern mit einem heute verstümmelten Straßenkreuz mit Straßenmarkt
- 26 GLA 67/1314 fol. 151 Owenhof- oder Burghofkapelle?

- 27 Seit alter Zeit (1448) ist die Marienverehrung in besonderer Form in Stollhofen gefeiert worden. Der Karmeliterorden wurde im 12. Jahrhundert in Palästina bei dem Berg Carmel gegründet und fand in der Scapulierbruderschaft in Stollhofen großer Zulauf. Erneuert wurde die Bruderschaft im Jahre 1746. Das Hauptfest findet jedes Jahr am Sonntag nach Maria am Berg Carmel (Sonntag nach dem 16. Juli) statt. In der heutigen Kirche zeigt das Bild über dem Eingang zur Sakristei die Überreichung des Scapulier durch Maria an den General des Karmeliterordens Simon Stock. Vergl. a. GLA 229/102568
- 28 GLA 37/251
- 29 GLA 229/102503
- 30 Im September 1689 wurde die Stadt durch franz. Truppen zerstört. Laut Kirchenbuch zählte man erst 1693 wieder 30 Familien in der Stadt. 1689 waren es 94 Familien
- 31 GLA 229/102498
- 32 FDA 29 (1901), 186
- 33 GLA 229/102503 und EFA 27886
- 34 GLA 229/102500
- 35 EFA 27884 s.a. unter 34
- 36 s. unter 34 u. 35
- 37 Baupläne Amtshaus GLA 229/102390, Gefängnis GLA 229/102397, Amtshaus in Schwarzach GLA 105/222, Pfarrhaus Vimbuch GLA G Schwarzach 48
- 38 GLA 229/102398, GLA 346, 264, 71. vergl. a. in Landkreis Rastatt 5/78, 96–100, Auswanderer im Landkreis v. P. Fütterer
- 39 Erzbischöfl. Bauamt Karlsruhe, Zustandsbericht der Pfarrkirche vom 27. März 1912, Reg.-Nr. 10590
- 40 Pfarrakten im Pfarrhaus
- 41 s. unter 40, die As-Glocke kann im Glockenstuhl bewundert werden
- 42 Die Kriegsberichte sind entnommen aus der Pfarrchronik Band I, geschrieben von H. H. Pfarrer Karl Dumm†

Eine katholische Kirche in evangelischen Landen¹

Aus der Entstehungs- und Baugeschichte der katholischen Kirche in Rheinbischofsheim

Michael Rudloff

Die Betreuung der Katholiken im 18. Jahrhundert

Als die im Dreißigjährigen Krieg untergegangene katholische Pfarrei Honau im Jahre 1730 wiedererrichtet wurde, wurde dem dortigen Pfarrer die seelsorgerliche Betreuung eines Großteils des rechtsrheinischen Hanauerlandes übertragen. Das gesamte, flächenmäßig nicht unbedeutende Gebiet des hanau-lichtenbergschen Amtes Lichtenau,² gehörte zu seinem Pfarrbezirk. Dieser Umstand stellte allerdings zunächst keine allzu große Belastung dar, da zu jener Zeit die Angehörigen einer Landesherrschaft in aller Regel der gleichen Konfession angehörten. Und da sich das Hanauerland zum lutherischen Glauben bekannte, lebten dort zum Zeitpunkt der Pfarrei-Gründung eben auch keine Katholiken, die zu betreuen gewesen wären. Einige Jahre später kam es dann allerdings doch zur Ansiedlung von Katholiken im Hanauerland.

Genauere Angaben können einem Schematismus der Diözese Straßburg³ entnommen werden, der unter anderem auch Daten enthält, die anlässlich einer im Jahre 1761 durchgeführten Visitation in Honau erhoben wurden. Demnach hatte der Honauer Pfarrer nicht nur das kleine, am Rhein gelegene Dorf Honau⁴ zu betreuen, er war ferner für die katholische Seelsorge in 17 weiteren Siedlungen zuständig. Während der katholische Pfarrort Honau zum weltlichen Gebiet des Fürstbistums Straßburg gehörte, gehörten die anderen Ortschaften zu Hessen-Darmstadt.⁵ Außer für die 35 Familien des ausschließlich von Katholiken bewohnten Pfarrortes, war der damalige Honauer Pfarrer Johann Peter Diebold⁶ auch noch für sieben in Neu-Freystett⁷ ansässige katholische Familien zuständig. Die restliche Einwohnerschaft Neufreistetts bestand aus 40 Familien, die sich zur lutherischen Lehre bekannten. Zum Gebiet der katholischen Pfarrei Honau gehörten ferner die rein lutherischen Siedlungen Bischofsheim, Hausgereuth, Holzhausen, Boderweyer,⁸ Zierelshoffen, Rencher Locherhoffen,⁹ Diersheim, Freystett, Membrechtshoffen, Leutersheim, Liechtenau, Grautsbaum, Scherzheim, Helmlingen, Muchenschopff und Linx.

Die katholische Kapelle für Neufreistett

Durch die Neuordnung der Landesgrenzen zu Beginn des 19. Jahrhunderts kamen die oben genannten Ortschaften zum Land Baden; die politischen Grenzen stimmten von da an nicht mehr mit den konfessionellen überein. In der Folge kam es zu einer allmählichen konfessionellen Mischung. Besonders dort, wo überörtliche Behörden vorhanden waren, kam es vor, daß von auswärts herversetzte Beamte nicht der Konfession der ursprünglich im Ort wohnenden Bürger angehörten. Diese Situation brachte neue Anforderungen mit sich, denen sich der Honauer Pfarrer Philipp Hammer¹⁰ im Jahre 1842 stellen wollte. Da ihm für eine geordnete Seelsorge in der Diaspora absolut nichts zur Verfügung stand, versuchte er zuerst einmal festzustellen, auf welche Art sich denn seine Vorgänger der Betreuung der dortigen Katholiken angenommen hatten.

Im Verlauf seiner Nachforschungen kam ihm dann zwar im Pfarrarchiv ein im August 1831 angelegtes Verzeichnis der Akten der Pfarrei Honau in die Hand, in dem unter den Nummern 22 und 31 Faszikel mit den Bezeichnungen „*Verhältniß der umliegenden Katholiken*“ und „*Katholiken in der Umgegend*“ aufgeführt waren, doch waren diese Konvolute nicht auffindbar. Im Verlauf seiner weiteren Ermittlungen stieß er dann jedoch in den Pfarrakten auf den Auszug aus einem Visitationsprotokoll von 5.5.1761.¹¹ Aus diesem ergab sich nicht nur, daß 1761 sieben katholische Familien in Neufreistett gewohnt hatten, sondern auch, daß diese dort – und zwar mit Erlaubnis des damaligen Landesherrn, des Landgrafen von Hessen-Darmstadt als Grafen von Hanau-Lichtenberg – eine eigene Privatkapelle hatten. Der Honauer Pfarrer war verpflichtet, einmal monatlich an einem Sonntag in der dortigen Kapelle für die Neufreistetter Katholiken eine heilige Messe zu lesen. Er war ferner dafür verantwortlich, darauf zu achten, daß die Kapelle sauber und geschmückt war, damit das Opfer dort würdig gefeiert werden konnte. Für diese Aufgaben erhielt er über den Verwalter der Holzhändlergesellschaft, die dort einen Stapelplatz hatte, eine Vergütung von 37 Gulden jährlich ausbezahlt.¹² Um mit den Neufreistettern Katholiken zusätzlich zum Pfarrgottesdienst in Honau den erwähnten Sonntagsgottesdienst feiern zu können, hatte man dem Honauer Pfarrer die nötige Binat ionsvollmacht erteilt.¹³

Bei seinem Vorhaben, die seelsorgerliche Betreuung der Diaspora zu verbessern, wäre Pfarrer Hammer eine katholische Kapelle in Neufreistett natürlich äußerst gelegen gekommen. Er zog deshalb Erkundigungen ein und stieß auf eine alte, als Lager für Holz und andere Gegenstände verwendete Kapelle, die sich bei Neufreistett dem Rhein zu befand. In diesem Gebäude, der Niederfreistetter St. Nikolauskapelle, dem sogenannten Heidenkirchlein,¹⁴ vermutete er die gesuchte, im Visitationsbericht erwähnte katholische Kapelle. Zu dieser Ansicht kam er vor allem durch die Aussage

des Beschließers der Kapelle,¹⁵ der ihm mitgeteilt hatte, daß er von seinen Voreltern wisse, daß in der Kapelle früher katholischer Gottesdienst gehalten worden sei. Pfarrer Hammer erfuhr vom Beschließer ferner, daß der Bauunterhalt der Kapelle auf dem sogenannten Maiwalde¹⁶ und den Maiwiesen beruhe, und daß in Freistett früher ebenfalls eine alte Kapelle gestanden habe, die aber abgebrochen und als evangelische Kirche neu aufgebaut worden sei.¹⁷

Pfarrer Hammer teilte dem Erzbischöflichen Ordinariat diese Sachverhalte im Juni 1842 mit und ergänzte, daß derzeit 117 Katholiken in der von Honau aus zu betreuenden Diaspora wohnten. Seinen weiteren Ausführungen kann entnommen werden, daß die Kinder der Diasporakatholiken dem Religionsunterricht in den evangelischen Kirchen und Schulen beiwohnten, weshalb ihnen der katholische Glaube fremd war, was ihm als ihrem Seelsorger nicht wenige Sorgen bereitete. Pfarrer Hammer mußte der Freiburger Kirchenbehörde mitteilen, daß nach seinen Feststellungen in den zur Pfarrei Honau gehörenden evangelischen Ortschaften in den vergangenen Jahrzehnten so gut wie keine Seelsorge stattgefunden hatte. Es waren sogar Fälle vorgekommen, in denen dort Katholiken „*fine luce et cruce*“¹⁸ das Zeitliche segnen mußten.

Nach der Tradition, so hielt er in einem Bericht fest, seien der Pfarrei Honau die Katholiken der folgenden 10 evangelischen Ortschaften zur Pastoration, also zur Betreuung, zugewiesen: Leütersheim,¹⁹ Bodersweier, Zierolshofen, Linx, Holzhausen, Rheinbischofsheim, Hausgereuth, Freystett, Neufreystett und Diersheim. Die im Jahre 1761 noch aufgeführten Ortschaften Lichtenau, Grauelsbaum, Scherzheim, Helmlingen und Muckenschopf wurden inzwischen von der Pfarrei Ulm bei Lichtenau, der Ort Memprechtshofen von der Pfarrei Gamshurst pastoriert.

Im Jahre 1842 hielten sich in der Honau zugewiesenen Diaspora bald mehr, bald weniger Katholiken auf, die meisten jedoch zu Diersheim, Rheinbischofsheim, Freistett und Neufreistett. Pfarrer Hammer empfahl dem Ordinariat, beim Bezirksamt, im Staatsarchiv oder bei der Präfektur zu Straßburg weitere Auskünfte über die katholische Kapelle von Neufreistett einzuholen und äußerte den Wunsch, daß die erwähnte und als Lager-schuppen genutzte Neufreistetter Kapelle zum Gebrauch der vielen Diasporakatholiken wiederhergestellt würde.

Das Erzbischöfliche Ordinariat gab daraufhin dem Großherzoglichen Innenministerium die Mitteilungen Pfarrer Hammers zur Kenntnis und ergänzte, daß die Übung, in Neufreistett einen Gottesdienst abzuhalten, während der Revolutionskriege unterbrochen und in der Folge die dortige Kapelle mit Glocke und Uhr zu fremden Zwecken verwendet worden sei. Die Freiburger Kirchenbehörde bat die Ministerialstellen, im Landesarchiv nach weiteren Unterlagen suchen zu lassen und die Kapelle den Katholiken wieder zuzuweisen.

Das Innenministerium hatte wohl wenig Lust, die erbetenen Nachforschungen anstellen zu lassen. Statt dessen gab es dem Bezirksamt und dem evangelischen Dekanat in Rheinbischofsheim die Eingabe der katholischen Kirchenbehörde zur Kenntnis und erbat deren Stellungnahmen. Nachdem diese vorlagen, teilte das Innenministerium dem Erzbischöflichen Generalvikariat mit, daß die im Visitationsbericht von 1761 angesprochene katholische Kapelle nicht genau bezeichnet sei, und deshalb kein Rechtsanspruch auf die angesprochene Kapelle abgeleitet werden könne. Das Innenministerium vertrat die Ansicht, daß die Hinweise, die Pfarrer Hammer auf die von ihm bezeichnete Kapelle habe schließen lassen, auf einem Mißverständnis beruhen würden.

Da keine weiteren Dokumente und Schriftstücke greifbar waren, versuchte man nun über Zeugenauskünfte Licht in die Angelegenheit zu bekommen. Am 15.2.1843 befragte deshalb der Dekan des Landkapitels²⁰ Ottersweier, der Gamshurster Pfarrer Daniel,²¹ den 75jährigen Altvogt Joseph Stolz von Gamshurst. Dieser sagte aus, daß er sich erinnern könne, von seinen Eltern gehört zu haben, daß der Holzbauer²² in der fraglichen Kapelle einen eigenen Stuhl gehabt habe, den zu benutzen er das Recht hatte. Zwar habe der Holzbauer in das Kirchspiel nach Renchen gehört, er hätte es aber nach Neufreistett viel näher gehabt, weshalb er vor ungefähr 150–180 Jahren das Recht erworben habe, in die dortige Kapelle gehen zu können.

Diese Aussage stützte lediglich die unbestrittene Tatsache, daß es für die Neufreisetzer Katholiken eine eigene Kapelle gegeben hatte. Ob aber das vorhandene, als Lagerschuppen genutzte Gebäude mit der gesuchten katholischen Kapelle identisch war, konnte durch sie nicht geklärt werden. Die ganze Sache verlief im Sande, in Bezug auf die Pastoration der Diasporakatholiken konnten die unbefriedigenden Verhältnisse nicht abgestellt werden.

Pfarrer Hammer vermutete offensichtlich in der Niederfreisetter St. Nikolauskapelle (Heidenkirche) die im Visitationsprotokoll erwähnte katholische Kapelle. Daß es eine katholische Kapelle tatsächlich gegeben hat, ist durch das Visitationsprotokoll und die Aussage des Gamshurster Altvogtes hinreichend bewiesen. Die Frage, weshalb es mitten im lutherischen Hannerland eine katholische Kolonie gab, beantwortet sich durch einen Blick auf die Geschichte der Stadt Neufreistett. Im Zusammenhang mit der im Jahre 1745²³ erfolgten Stadtgründung war dort freie Religionsausübung zugestanden worden. Bewußt wollte man es einem möglichst großen Personenkreis ermöglichen, sich dort niederlassen zu können. So kann es denn nicht verwundern, daß sich unter den Tagelöhnern, die sich aufgrund des von Kommerzienrat Kück betriebenen Bau eines Floßkanales²⁴ in Neufreistett sammelten, auch Katholiken befanden.²⁵ Nachdem die Landesherrschaft diesen Religionsfreiheit zugesichert hatte, war sie in gewisser Weise

auch verpflichtet, ihnen die Ausübung ihrer Religion zu ermöglichen. So gestattete denn die hochfürstliche Rentkammer zu Buchweiler den Neufreistettern Katholiken durch Dekret vom 7.5.1746 ausdrücklich, sich vom Honauer Pfarrer gottesdienstlich versehen zu lassen. Offensichtlich besaßen die Katholiken damals noch kein eigenes Gotteshaus, denn das Dekret erwähnt, daß der Gottesdienst bis zum Bau eines solchen „*privatim zu exercieren*“ sei.

Gegen eine Gleichsetzung der St. Nikolauskapelle (Heidenkirche) mit der gesuchten katholischen Kapelle spricht, daß sich letztgenannte in Neufreistett befunden haben soll, während die Heidenkirche in Niederfreistett liegt. Andererseits wird das Gotteshaus der Neufreistetter Katholiken im Visitationsbericht von 1761 ausdrücklich als „Kapelle“ benannt, es dürfte sich also somit nicht nur um einen einfachen Versammlungsraum, sondern um ein feststehendes, ausschließlich dem Gottesdienst vorbehaltenes Gebäude gehandelt haben. Es erscheint nicht unmöglich, daß die nach dem Dreißigjährigen Krieg mehr und mehr in Vergessenheit geratene und von den evangelischen Christen nicht mehr genutzte Heidenkirche den Katholiken tatsächlich guttatsweise zur Benutzung überlassen worden war. Ob dem wirklich so war, läßt sich jedoch nicht feststellen. Jedenfalls ist verwunderlich, daß sowohl das Wissen um die Lage des eigenen Gottesackers, den man den in Neufreistett wohnhaften Katholiken eingeräumt hatte, als auch um deren Kapelle in Vergessenheit geraten ist.

Bemühungen um die Kapelle in Hausgereut

Elf Jahre später griff ein anderer Honauer Pfarrer erneut die Frage einer besseren Betreuung der Diasporakatholiken auf. Pfarrer Ludwig Weiser²⁶ wandte sich im November 1854 an das Ordinariat und teilte diesem mit, daß in Rheinbischofsheim 51 und in Freistett und Neufreistett 65 Katholiken, darunter vorwiegend Dienstboten und bei der Grenzaufsicht tätige, wohnten. Bei ungünstiger Witterung war es nur den Wenigsten von diesen möglich, die entfernte Honauer Pfarrkirche an den Sonn- und Festtagen zu besuchen. Wo nicht bereits berufliche Gründe ausschlaggebend waren, machten es meist die Familienverhältnisse unmöglich, eine mehrstündige Abwesenheit zum Besuch des Pfarrgottesdienstes in Honau auf sich zu nehmen (einfache Entfernung von Neufreistett und Freistett ca. 1 $\frac{1}{2}$ und von Rheinbischofsheim ca. 1 $\frac{1}{4}$ Stunden).

Die Anbindung an das religiöse Leben in Honau war so dürftig, daß die Befürchtung bestand, daß die Kinder der Diasporakatholiken eine ungenügende religiöse Erziehung erfuhren. Zwar wurden diese vom Honauer Pfarrer auf die Sakramente der Buße und des Altares vorbereitet, mehr religiöse Unterweisung konnte er ihnen jedoch nicht geben. Zur Verbesserung der Situation beabsichtigte Pfarrer Weiser, in Rheinbischofsheim oder Um-

gebung ein passendes Lokal einzurichten, um dort ein- bis zweimal die Woche Gottesdienst und Religionsunterricht erteilen zu können. Für diesen Zweck schien ihm die Kapelle auf dem Friedhof von Hausgereut geeignet. Wurde sie doch nur noch dazu verwendet, daß der protestantische Geistliche dort bei schlechter Witterung die Leichenpredigt hielt. Unter Hinweis auf die katholische Gymnasiumskirche in Offenburg, die man der dortigen evangelischen Gemeinde überlassen hatte, meinte Pfarrer Weiser, daß die Überlassung der Gottesackerkapelle von Hausgereut für den katholischen Gottesdienst nur ein Werk der Billigkeit und Gerechtigkeit sei.

Nach einer entsprechenden Aufforderung von seiten des Ordinariates schrieb Pfarrer Weiser am 4.12.1854 das evangelische Pfarramt in Rheinbischofsheim an und bat den dortigen Kirchenvorstand um die guttatsweise Überlassung der Hausgereuter Kapelle. Bereits sechs Tage später beschäftigte sich der evangelische Kirchengemeinderat mit diesem Antrag. Er war bereit, die Benutzung der Kapelle zuerst für die Dauer eines Jahres zu gestatten, stellte jedoch verschiedene Bedingungen. So sollte nur der reguläre Seelsorger der dortigen Katholiken, also der jeweilige Honauer Pfarrer, Gottesdienst halten dürfen. Der Kirchenvorstand merkte an, daß man auswärtigen Geistlichen („Missionären“) diese Vergünstigung nicht zukommen lassen wolle und verlangte unter anderem noch, daß die innere Einrichtung der Kapelle keiner Veränderung unterliegen dürfe, weshalb die für den katholischen Gottesdienst erforderlichen Gerätschaften nach Beendigung desselben beseitigt und alles „*in statum quo ante*“ gesetzt werden müsse. Ferner wollte man die Abhaltung fortgesetzter Andachtsstunden, wie sie z. B. in der Karwoche stattfanden, untersagen und die oberste katholische Kirchenbehörde sollte ein Revers²⁷ ausstellen, daß die katholische Seite aus dieser Überlassung nie einen Rechtsanspruch ableiten würde. Dem entsprechenden Beschluß gab der Kirchengemeinderat damals die folgende Einleitung, die der katholischen Seite aufgrund der gleichzeitig gestellten Bedingungen Anlaß zu Unmut gab:

„Der Kirchengemeinderath, indem er dieses Bittgesuch in reifliche Überlegung ziehet und den Gründen der Bittsteller alle Anerkennung zollt, festhaltend, an seinem guten Rechte, aber auch ferne von dem unchristlichen Geiste der Unduldsamkeit, vielmehr von dem aufrichtigen Wunsche geleitet, den confessionellen Frieden der zwischen der Ev. Gemeinde Rheinbischofsheim und den katholischen Miteinwohnern bisher so glücklich bestanden, auch fernerhin zu wahren und aufrecht zu halten, beschließt“

Nachdem der evangelische Oberkirchenrat in Karlsruhe dem obigen Beschluß am 16.1.1855 seine Zustimmung erteilt hatte, wurde das katholische Pfarramt Honau entsprechend informiert. Pfarrer Weiser war ver-

ständlicherweise darüber enttäuscht, daß die Zugeständnisse nur in ziemlich engen und ängstlichen Grenzen gemacht wurden. So konnte durch die Bedingung, die Kapelle nach dem Gottesdienst sofort wieder in den ursprünglichen Zustand zurück zu versetzen, der Wunsch nach einem Andachtsraum, in dem die Diasporakatholiken zum Beispiel in der Advents- oder Fastenzeit ihre Andachten verrichten konnten, nicht verwirklicht werden. Dennoch war Pfarrer Weiser gewillt, auf die gestellten Bedingungen einzugehen. Er hatte sogar schon mit dem evangelischen Pfarramt abgesprochen, daß er in der Sakristei einen Kasten zur Aufbewahrung der Paramente, also der Kirchengeschäfts- und liturgischen Gewänder, aufstellen könne.

Allerdings erschien dem Dekan des Landkapitels Ottersweier, zu dem der Honauer Pfarrer gehörte, ein Eingehen auf die Forderungen der evangelischen Seite nicht opportun. So erhob er dem Ordinariat gegenüber den Einwand, daß nicht nur die von der obersten Kirchenbehörde abverlangte Erklärung, sondern auch die weitere Bedingung, die Bitte um die Nutzung der Kirche alle Jahre wiederholen zu müssen, der Ehre nahe trete. Den Seitenhieb auf das katholische Missionswesen faßte das Dekanat als Gehässigkeit auf und meinte, daß der Kirchengemeinderat zu Rheinbischofsheim seinen schönen Worten „*vom unchristlichem Geiste der Unduldsamkeit ferne sein zu wollen*“ ein anderes, den Inhalt dieser Worte aufhebendes Werk entgegensetze und das, was er mit der einen Hand „*zum confessionellen Frieden*“ gebe, mit der anderen wieder nehme. Offensichtlich teilte man in Freiburg diese Ansichten, denn man war dort nicht gewillt, auf die Bedingungen der evangelischen Seite einzugehen. So zerschlugen sich denn die Bemühungen um die Hausgereuter Kapelle.

Notbehelf im Gasthaus zur Blume?

Die Freiburger Kirchenbehörde forderte in der Folge das Honauer Pfarramt auf, sich danach umzusehen, ob nicht in einem Privathause geeignete Räume zur Abhaltung des katholischen Gottesdienstes gefunden werden könnten. Da sich aber damals in Rheinbischofsheim und Freistett kein einziges Haus im Eigentum eines Katholiken befand, wäre man genötigt gewesen, einen geeigneten Platz in einem protestantischen Haus zu suchen. Hier stand nun zu befürchten, daß der betreffende Hauseigentümer von protestantischer Seite ermuntert werden könnte, das Mietverhältnis nach Belieben zu kündigen. Dennoch bemühte sich Pfarrer Weiser um eine Lösung.

Als ihm bekannt wurde, daß im Laufe des Sommers 1855 die Rheinbischofsheimer Amtsrevisoratswohnung frei werden sollte, zog er sofort Erkundigungen ein. Diese Wohnung befand sich über den Stallungen und der Remise des Gasthauses zur Blume, in dem – nach dem Abriß des Schlosses – auch das Bezirksamt seine Kanzleien hatte. Pfarrer Weiser erfuhr

nun, daß sich bereits der Landchirurg Kreß für diese Wohnung, deren Mietzins jährlich 120–140 Gulden betragen sollte, interessierte. Kreß, selbst bekennender Katholik, erklärte sich jedoch bereit, gegen eine entsprechende Entschädigung ggf. einen Teil der Wohnung für Andachtszwecke abzutrennen.

Pfarrer Weiser konnte dem Landchirurgen Kreß zwar eine katholische Gesinnung, kirchlichen Eifer und eine gründliche Wissenschaftlichkeit bescheinigen, war aber andererseits davon überzeugt, daß gerade die Person des Landchirurgen Kreß manchen vom Besuch eines Gottesdienstlokales in dessen Wohnung abhalten würde. Pfarrer Weiser war nämlich der Ansicht, daß Kreß bei allem lobenswertem Eifer doch nicht die unter den dortigen Verhältnissen nötige Klugheit und Vorsicht besaß, und deshalb der guten Sache des katholischen Glaubens mehr schade als nütze. So waren beim evangelischen Pfarramt Rheinbischofsheim schon wiederholt Klagen wegen Proselytenmacherei²⁸ gegen den Landchirurgen eingelaufen und selbst gute Katholiken hatten sich schon bei Pfarrer Weiser darüber beschwert. Der Vorwurf der Proselytenmacherei zeigt, daß der katholische Chirurg Kreß seine Stellung als Arzt dazu benutzte, seine Patienten zum Übertritt von deren lutherischem Bekenntnis zur katholischen Kirche zu bewegen. Eine Vorgehensweise, die nicht nur deshalb als negativ zu betrachten ist, weil die Vertrauensstellung als Arzt mißbraucht wurde, sondern auch, weil man unter Proselytenmacherei eine rasche und aufdringliche Bekehrung versteht, bei der es häufig nicht einmal zu einer wirklichen Überzeugung der Übergetretenen kommt.

Ferner gab der Umstand, daß Kreß noch drei unmündige Kinder hatte, zu bedenken, daß die für eine Andacht nötige Ruhe wohl nicht immer gewährleistet werden könne. Auch die sich durch die Nutzung des unteren Stockes und des Wirtschaftsbetriebs ergebende, durch Tiere und Menschen hervorgerufene Unruhe, führte dazu, daß diese Möglichkeit letztendlich nicht weiter verfolgt wurde.

Vor diesem Hintergrund blieb den Diasporakatholiken nichts anderes übrig, als weiterhin den Gottesdienst in Honau zu besuchen (oder eben auch nicht). Das dortige Pfarramt wurde aufgefordert, weiter zu versuchen, einen geeigneten Raum zur Abhaltung eines Gottesdienstes in Rheinbischofsheim ausfindig zu machen. Das Erzbischöfliche Ordinariat signalisierte im Juni 1855 sogar, daß man für den Fall, daß dies nicht gelingen sollte, zum Wohle der Diasporakatholiken bereit wäre, auf die harten Bedingungen für eine Mitbenutzung der Hausgereuter Kapelle einzugehen.

Auf der Suche nach einem Bauplatz

Auch in den folgenden Jahren bemühte sich der Honauer Pfarrer, einen Notbehelf zu finden. Als einziges Ergebnis seiner Bemühungen konnte er

aber nur deren offensichtliche Hoffnungslosigkeit festhalten. In dieser Situation erhielt die Sache einen unverhofften Impuls, der sich als Initialzündung für die Errichtung der heutigen Kirche herausstellen sollte. Im Oktober 1857 wandte sich der Wagshurster Pfarrverweser Anton Riesenecker²⁹ schriftlich an den Erzbischof und teilte diesem mit, daß sich bei ihm schon mehrere Personen von Rheinbischofsheim über den trostlosen Zustand der dortigen Katholiken beklagt hätten. Die Zustände seien derart, daß die meisten dieser rund 150 Katholiken an den Sonn- und Feiertagen den protestantischen Gottesdienst besuchen würden. Pfarrverweser Riesenecker fragte an, ob nicht durch eine allgemeine Sammlung oder durch einen Zuschuß aus dem allgemeinen Kirchenfond ein Beitrag zur Errichtung einer eigenen Kirche aufgebracht werden könne. Da der dortige, eifrig katholische Doktor schon früher darauf hingearbeitet habe, einen Verein zur Sammlung der notwendigen Gelder zu bilden, sollte dies doch unterstützt werden.

Das Erzbischöfliche Ordinariat war nach dieser Anregung tatsächlich bereit, dem angesprochenen Mangel abzuhelfen. Es teilte dem Honauer Pfarramt bereits am 16.10.1857 mit, daß die Abhaltung eines Gottesdienstes in Rheinbischofsheim ein längst anerkanntes Bedürfnis sei, das am besten durch den Bau einer Kapelle für 150–200 Personen befriedigt werden könne. Die Kirchenbehörde zeigte sich geneigt, für die Herbeischaffung der nötigen Mittel Sorge zu tragen, schränkte jedoch ein, dass von den allgemeinen kirchlichen Fonds nichts zu erwarten sei. Um einer Preistreiberei vorzubeugen wurde angeregt, daß sich ein vertrauenswürdiger Katholik in aller Stille nach einem als Bauplatz geeigneten Stück Garten- oder Ackerland umsehen sollte.

Der Honauer Pfarrer nahm diese Mitteilung „mit freudigster Überraschung“ zur Kenntnis, wies aber das Ordinariat fürsorglicher Weise darauf hin, daß die Katholikenzahl in der Diaspora aufgrund der im Jahr zuvor erfolgten Aufhebung des Bezirksamtes Rheinbischofsheim und der Versetzung der Beamten, worunter sich auch Doktor Kreß befand, auf 72 zurückgegangen sei.³⁰ Das Ordinariat meinte daraufhin, daß unter diesen Gesichtspunkten die Kapelle zwar etwas kleiner ausfallen könne, aber nach wie vor ein dringendes Bedürfnis darstelle.

Bereits im November 1857 meinte der Honauer Pfarrer, einen geeigneten Platz zur Erbauung einer Kapelle in Rheinbischofsheim gefunden zu haben. Es handelte sich um den Garten des pensionierten Amtsdieners Kautz, der gegenüber dem Lindenplatz, an der Ecke der Kirchgasse (heute Kirchstraße) bzw. Dorfgasse (heute Altrheinstraße) lag.³¹ Diesen Garten, der 80 bis 88 Fuß lang und ungefähr 58 bis 60 Fuß breit war, hielt Pfarrer Weiser als Bauplatz für geeignet. Auch wenn eine Kapelle am Lindenplatz sicherlich gut gelegen gewesen wäre, sprachen letztendlich doch drei Punkte gegen einen Erwerb des angesprochenen Grundstücks. Zum einen

hätte man, da die Liegenschaften des Kautz verpfändet waren, außer dem Garten auch noch dessen Wohnhaus auf der anderen Seite der Dorfstraße erwerben müssen. Ferner war zu befürchten, daß die protestantische Kirchenschaffnei als künftiger Grundstücksnachbar mit der Begründung, ihr Grundstück würde durch eine Kapelle des Lichtes beraubt, Einwände erheben könnte. Und zu guter letzt bot der Kautz'sche Garten keine Möglichkeit, eine dort erbaute Kapelle bei Bedarf zu vergrößern. Von daher kam man von diesem Vorhaben ab und überlegte sich andere Lösungen.

So wurde der Ankauf eines Gebäudes ins Spiel gebracht, das einem Fräulein Gebhart gehörte. Dieses Gebäude hatte auch schon die Forstdirektion erwerben wollen, wegen der Höhe des geforderten Kaufpreises jedoch davon Abstand genommen. Beim Ankauf dieser Liegenschaft hätte man auch schon Wohnräume für einen eventuellen Pfarrkuraten gehabt, den man sich in Rheinbischofsheim wegen des Schulunterrichtes wünschte. Eine andere Möglichkeit wäre der Ankauf eines Grundstücks mit Wohnhaus in Neufreistett gewesen, das die Gebrüder Huth bis dahin an den Bezirksförster Fackelmann vermietet hatten. Für Neufreistett als Standort einer Katholischen Kapelle sprach, daß dort und in Freistett mehr Katholiken wohnten, als in Rheinbischofsheim, und daß erst kurz zuvor eine Einwohnerin Neufreistetts während einer Badekur in Baden³² zum katholischen Glauben konvertiert war und der Übertritt zweier Ehefrauen katholischer Männer des Ortes zu erwarten war. Dann wäre aber, so meinte man, aufgrund der Entfernung von Honau auf jeden Fall ein eigener Geistlicher für die Diaspora notwendig geworden, durch den der Gottesdienst hätte excurriendo versehen werden können.

All diese und weitere Überlegungen führten jedoch noch zu keinem greifbaren Ergebnis. Dies änderte sich erst, als sich ein paar engagierte Katholiken zusammen taten, um die Sache ganz gezielt zu fördern. Am 27.5.1858 trafen sich deshalb der Physikus Dr. Fritz, der Hauptmann Klehe und der Amtsrevisor Link, alle von Rheinbischofsheim, sowie Bezirksförster Fackelmann und Hauptzollamtskontrolleur Hory, beide von Neufreistett, um gemeinsam mit Pfarrer Weiser ein Komitee zur Förderung der Bauangelegenheit zu gründen.³³ Im Verlauf der Versammlung, die in der Wohnung des Physikus Dr. Fritz stattfand, wurde Pfarrer Weiser zum Vorsitzenden und Geschäftsführer gewählt. Das Komitee einigte sich, dem Ordinariat ein Stück Feld, das zwischen Neufreistett und Rheinbischofsheim lag, als geeigneten Platz für einen Kapellenbau vorzuschlagen. Das betreffende Grundstück grenzte mit seiner Länge an die Hauptstraße und mit einer Seite an das letzte Wohnhaus von Rheinbischofsheim. Die Größe dieses Bauplatzes bot – so das Komitee – mit einer Fläche von 1 Morgen, 3 Viertel, 60 Ruthen und 27 Fuß im Quadrat³⁴ nicht nur Raum für eine künftige Vergrößerung der Kapelle, sondern gegebenenfalls auch für ein Pfarrhaus und die Erbauung einer Schule. Beim ausgesuchten Objekt han-

delte es sich um jenes Grundstück, das der Staat gut 15 Jahre zuvor, im Jahre 1843, zum Zwecke der Erbauung eines Amtshauses mit Amtsgefängnis in Rheinbischofsheim erworben hatte. Durch die Aufhebung des Bezirksamtes Rheinbischofsheim war diese Planung jedoch hinfällig geworden, weshalb das Grundstück unbebaut geblieben war.

Mit Schreiben vom 4.6.1858 teilte das Ordinariat dem Honauer Pfarramt mit, daß es die Bildung des Komitees mit Freuden zur Kenntnis genommen habe und die hierzu erbetene Genehmigung erteile. Die Kirchenbehörde trat jedoch leicht auf die Bremse und wies darauf hin, daß sie ihr Augenmerk zuerst auf jene Orte richten müsse, in denen ein Kirchenneubau noch nötiger als in Rheinbischofsheim sei.³⁵ Die bereits gegebene Zusicherung, nach Kräften um die Erbauung einer Kapelle in Rheinbischofsheim besorgt zu sein, wollte sie aber erfüllen. So wurde denn das Komitee beauftragt, sich wegen des Grundstückskaufes direkt mit der Regierung des Mittelrheinkreises in Verbindung zu setzen. Die Kreisregierung legte die entsprechende Anfrage dem Großherzoglichen Justizministerium vor, das sich nicht abgeneigt zeigte, das Grundstück für den Preis abzugeben, zu dem man es im Jahre 1843 erworben hatte. Nachdem schließlich das Großherzogliche Staatsministerium den Verkauf genehmigt hatte, erhielt das Hauptsteueramt Neufreistett von der Amortisationskasse Karlsruhe den Auftrag, den Kaufpreis in Höhe von 1.726 Gulden und 31 Kreuzer beim Honauer Pfarramt zu erheben. Da man in Honau nicht über solche Mittel verfügte, wurde dem Pfarramt der entsprechende Betrag im Dezember 1858 aus Mitteln des vom Erzbischöflichen Domkapitel verwalteten Erzbischof-Bernhard-Stiftungsfonds zur Verfügung gestellt.

Bis zur Erstellung des Rohbaus

Nachdem man nun endlich im Besitz eines Bauplatzes war, versuchte das o.g. Komitee verständlicherweise den Bau eines Gotteshauses zu forcieren. So beauftragte es sofort den Rheinbischofsheimer Geometer Engel, einen Plan des Grundstückes aufzunehmen und ließ diesen bereits am 3.2.1859 dem Baudirektor Heinrich Hübsch³⁶ von der Großherzoglichen Baudirektion Karlsruhe zukommen.³⁷ Unter Hinweis darauf, daß es sich um die erste katholische Kirche des Hanauerlandes handeln würde, bat das Komitee, diese mit möglichster Einfachheit, doch auch einem ihrer Bestimmung würdigen Baustil zu planen. Sie sollte Platz für 200 Personen bieten und so eingerichtet werden, daß sie im Falle eines späteren Bedürfnisses leicht vergrößert werden könne.

Auf Wunsch des Ordinariates ermittelte Pfarrer Weiser im März 1859 nochmals die aktuellen Katholikenzahlen der Diaspora. Seiner Liste ist zu entnehmen, daß damals in Neufreistett 38, in Freistett 16, in Rheinbischofsheim 35 und in Holzhausen 4 Katholiken wohnten. Unter diesen 93

Katholiken befanden sich 5 schul- und 4 christenlehrpflichtige Kinder, denen – wenn überhaupt – nur in höchst eingeschränktem Umfang Religionsunterricht erteilt werden konnte.

Es ist verständlich, daß das Komitee vor diesem Hintergrund in der Kirchenbauangelegenheit möglichst schnell voran kommen wollte. Nachdem vom Karlsruher Baudirektor Hübsch nach fast drei Monaten noch keine Antwort eingegangen war, erinnerte man ihn Ende April. Baudirektor Hübsch entschuldigte sich daraufhin mit dem Eingeständnis, daß die Angelegenheit bei ihm aufgrund anderer dringender Amtsgeschäfte in Vergessenheit geraten sei und er die betreffenden Papiere verlegt habe. Er bat deshalb um entsprechende Abschriften und versprach, sich der Arbeit am Bauplan gerne zu unterziehen.

Tatsächlich wurden die Kirchenbaupläne dann auch relativ schnell vorgelegt. Zur Erstellung eines Kostenvoranschlags wurden Zimmermeister Fessler von Neufreistett und Maurermeister Winkler von Honau durch die Großherzogliche Baudirektion in Karlsruhe aufgefordert, mitzuteilen, zu welchen Bedingungen sie zur Übernahme des gesamten Kirchenbaus bereit wären. Deren Forderungen für die einzelnen Gewerke wichen allerdings derart voneinander ab, daß Baudirektor Hübsch zur Ansicht gelangte, die beiden Meister hätten keine richtige Vorstellung von der Qualität der von ihnen verlangten Materialien und Arbeiten. Aufgrund dessen forderte er von ihnen nochmals aufgrund einer von ihm erstellten spezifizierten Aufstellung eine genaue Berechnung ihrer Forderungen an. Nachdem die beiden Handwerker die angeforderten Unterlagen ausgefüllt hatten, sandte Pfarrer Weiser diese und die Pläne im September 1859 an die Karlsruher Baudirektion zurück, da von dort nun ein richtiger Kostenvoranschlag zu erstellen war.

In Honau wartete man allerdings vergebens auf die benötigte Stellungnahme der Baudirektion zu den Kostenvoranschlägen. Auf entsprechende Nachfrage stellte sich im Dezember heraus, daß sich Baudirektor Hübsch auf einer mehrmonatigen Urlaubsreise nach Rom befand. Seine Mitarbeiter teilten mit, daß sie vor dessen Rückkehr nichts in der Bausache tun könnten, den Kirchenbau aber anschließend derart fördern wollten, daß einem Baubeginn im kommenden Frühjahr nichts im Wege stehe.

Diese Zusage konnte allerdings nicht eingehalten werden. Erst am 10.6.1860 sah sich das Pfarramt endlich in der angenehmen Lage, dem Erzbischöflichen Ordinariat die Baupläne und den Kostenüberschlag vorlegen zu können. Hierbei machte man die Kirchenbehörde darauf aufmerksam, daß der Plan so ausgelegt wurde, daß später durch den Anbau eines Querschiffes und größeren Chors, wodurch der Grundriß ein lateinisches Kreuz bilden würde, eine bedeutende Vergrößerung möglich sei. Das Ordinariat teilte dem Pfarramt daraufhin am 23.7.1860 mit, daß einerseits der vorgelegte Plan zwar Beifall gefunden habe, andererseits aber die Finan-

zierung der auf zehn- bis elftausend Gulden veranschlagten Kosten noch nicht gesichert sei, weshalb die Ausführung des Baues einstweilen noch zu beruhen habe.

Zum Glück für die Diasporakatholiken revidierte das Ordinariat seine Meinung innerhalb weniger Tage. Nachdem der Vertrag mit Kain Bodenheimer von Rheinbischofsheim, an den das für den Kirchenbau vorgesehene Grundstück bis dahin verpachtet war, vor dem Auslaufen stand, fragte Pfarrer Weiser in Freiburg nach, ob und für welche Zeit denn der Bauplatz aufgrund des Ruhens des Bauvorhabens wieder verpachtet werden könne. Aufgrund dieser Anfrage befaßte sich das Ordinariat nochmals mit der Rheinbischofsheimer Kirchenbaufrage. In der Ordinariatssitzung vom 9.8.1860 wurde nun beschlossen, den Kirchenbau nicht weiter zu verschieben und den Bau soweit nötig aus Mitteln des „Bernardischen Stiftungsfonds“, zu dessen Lasten ja auch schon der Kaufpreis des Bauplatzes gegangen war, zu bestreiten. Noch am gleichen Tag wurde das Pfarramt hierüber unterrichtet und den vorgelegten Bauplänen und dem Kostenvoranschlag die Genehmigung erteilt.

Noch im gleichen Monat, am 21.8.1860, reichte das Pfarramt beim Bezirksamt Kork eine Eingabe zur Erlangung der baupolizeilichen Genehmigung ein. Diese wurde dann durch Beschluß vom 6.11.1860 durch die Großherzogliche Regierung des Mittelrheinkreises erteilt.

Von der Auftragsvergabe an Baudirektor Hübsch von der Großherzoglichen Baudirektion Karlsruhe im Februar 1859 bis zur Erteilung der Baugenehmigung im November 1860 waren annähernd zwei Jahre vergangen. Allein ein Jahr war dadurch verloren gegangen, daß Baudirektor Hübsch die Sache Anfang 1859 zuerst vergessen und die Pläne verlegt hatte; daß er dann im Spätjahr 1859 eine mehrmonatige Urlaubsreise nach Rom durchführte, und der Baubeginn anschließend nicht im Frühjahr 1860 erfolgen konnte, sondern – da Baudirektor Hübsch die Kostenvoranschläge nicht bearbeitet hatte – die Baugenehmigung erst im November 1860 erteilt wurde. Und da man im Winter nicht mit dem Bau anfangen konnte, vergingen bis zu der auf den 21.2.1861 terminierten öffentlichen Versteigerung des Kirchenbaus, zu der in verschiedenen öffentlichen Blättern³⁸ ins Honauer Rathaus eingeladen wurde, nochmals mehr als drei Monate.

Mit der Beaufsichtigung und Leitung des Baus sollte auf Vorschlag der Großherzoglichen Baudirektion der Offenburger Werkmeister Meisburger, beauftragt werden. Da sich dieser jedoch aufgrund anderer Geschäfte dazu nicht entschließen konnte, wurde die Bauleitung letztendlich dem Architekten Theodor Armbruster von Baden übertragen. Die Bezirks-Bauinspektion Achern drängte jedoch darauf, mit Architekt Armbruster einen klaren, schriftlichen Vertrag abzuschließen.³⁹ Da Armbruster nämlich zur gleichen Zeit an verschiedenen, ziemlich entlegenen Orten weitere Bauaufträge übernommen hatte, zog die Bauinspektion in Zweifel, ob dieser seinen

Verpflichtungen ohne einen Vertrag ordnungsgemäß nachkommen würde. Daß diese Befürchtung nur allzu begründet war, sollte sich später noch zeigen.

Am 13.6.1861 erfolgte die Grundsteinlegung. Pfarrer Weiser hätte diese gerne mit möglichst viel Feierlichkeit begangen, zumal das protestantische Pfarramt bereits mitgeteilt hatte, daß man zu diesem Anlaß das Kirchengeläute der evangelischen Kirche zur Verfügung stellen und mit der Ortsbehörde und der Bürgerschaft regen Anteil nehmen werde. Das Ordinariat wollte davon jedoch nichts wissen und teilte dem Honauer Pfarrer mit, daß man zur Vermeidung von Kosten auf Rechnung milder Fonds, die ja zu anderen Zwecken bestimmt und gestiftet seien, von einer Grundsteinlegung im üblichen Sinne Abstand nehmen solle. Allerdings durfte dem beim Bau beschäftigten Arbeitsleuten, statt der bei solchen Gelegenheiten üblichen Verabreichung eines Trunkes, ein Gulden ausbezahlt werden.⁴⁰

Unter Einberechnung eines Honorars für den Bauleiter hatte das Ordinariat im März 1861 dem Baukomitee einen Baukredit von rund 10.800 Gulden eröffnet. Um diesen Kostenrahmen einhalten zu können, vergab die Bauleitung vorerst jedoch nur Aufträge im Wert von 10.619 Gulden. Da allerdings im Verlauf der Bauphase verschiedene Änderungen vorgenommen wurden, wies die im Januar 1863 aufgestellte Abrechnung des Architekten letztendlich für den „äußeren Bau“ Aufwendungen i.H. von 11.046 Gulden 47 Kreuzern auf.

Da das Gotteshaus „auf freiem Platze isoliert von anderen Gebäuden auf einem ziemlich erhabenen Punkte steht, und überdies schwere Gewitter in dieser Gegend nicht zu den Seltenheiten gehören“, wurde es auch mit einem Blitzableiter versehen. Dem seinerzeitigen Schriftverkehr ist zu entnehmen, daß damals in Rheinbischofsheim alle nur einigermaßen hohen Gebäude mit einem Blitzableiter versehen waren.

Vom Innenausbau bis zur Einweihung

Bereits am 17.6.1861, also nur vier Tage nach der Grundsteinlegung, fragte Pfarrer Weiser, wie er schreibt, durch „das rasche Voranschreiten des äußeren Baus veranlasst“, beim Ordinariat nach, ob es nicht schon an der Zeit sei, durch den Architekten einen Überschlag sämtlicher zur inneren Einrichtung gehörenden Gegenstände aufstellen zu lassen. Gleichzeitig erkundigte er sich, ob denn Zeichnungen der Kanzel oder der Altäre vorzulegen seien. Das Ordinariat hielt die Aufstellung solcher Überschlüsse für „angemessen“, merkte jedoch bezüglich des von ihm verwendeten Ausdruckes „Altäre“ an, daß „ein Altar den dortigen Bedürfnissen hinlänglich entsprechen dürfte“.

Auch die Großherzogliche Baudirektion Karlsruhe interessierte sich für die Planung des Innenausbaus. Nachdem es erfahren hatte, daß die Absicht

Akkord = Vergabung.

Zur Erbauung einer neuen katholischen Kirche nach Rheinbischofsheim sollen nachstehende Bauarbeiten mittelst öffentlicher Versteigerung am Donnerstag den 21. Februar d. J. entweder einzeln oder im Ganzen in Akkord gegeben werden.

1) Für das Langhaus:

		Anschlag.
Maurer = Arbeit	5088 fl.	32 fr.
Steinhauer = Arbeit	851 "	27 "
Zimmer = Arbeit	1838 "	58 "
Schreiner = Arbeit	534 "	49 "
Schlosser = Arbeit	303 "	15 "
Glafer = Arbeit	181 "	— "
Blechner = Arbeit	139 "	54 "
Anstreicher = Arbeit	482 "	45 "

2) Für den Thurm:

		Anschlag.
Zimmer = Arbeit	323 fl.	39 fr.
Blechner = Arbeit	264 "	30 "
Anstreicher = Arbeit	25 "	— "

Die zur Uebernahme Lusthabenden Meister werden eingeladen, sich an obengenanntem Tage, Vormittags 10 Uhr, auf dem Rathhause zu Honau einzufinden, woselbst auch in dem Pfarrhause täglich die Pläne, Kostenberechnungen und Akkordbedingungen bis dahin zur Einsicht offen liegen.
Honau b. Rheinbischofsheim, den 6. Febr. 1861.

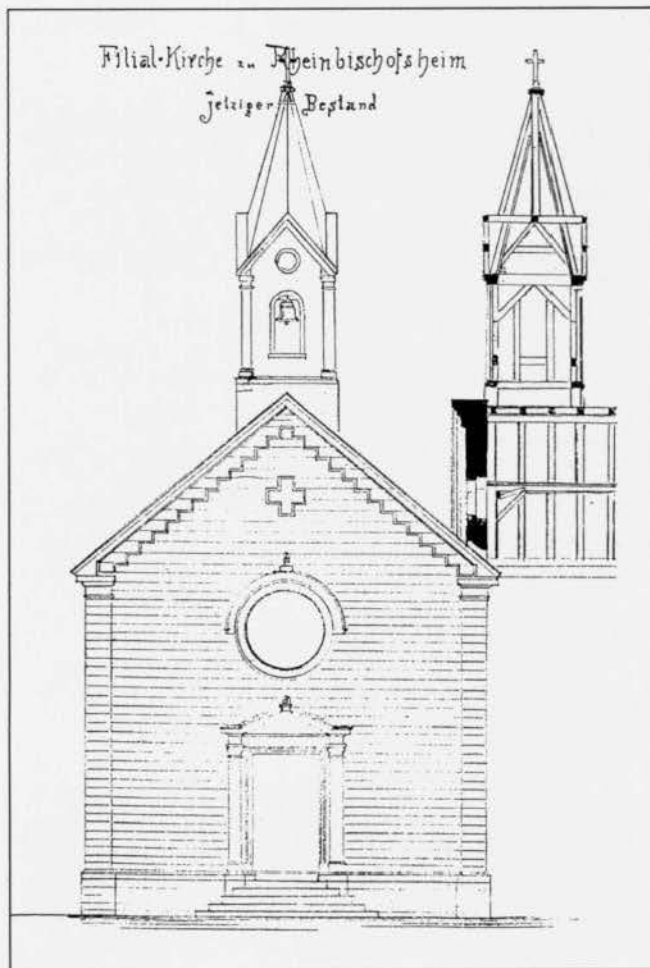
Der Vorstand des Bau-Komite's.

L. Weiser, Pfarrer.

Einladung zur öffentlichen
Versteigerung des Rhein-
bischofsheimer Kirchenbaus

bestehen würde, im Chor der Kirche ein Altarbild anzubringen, erkundigte es sich im November 1861 wegen der Übereinstimmung des Altares mit der Architektur nach den genauen Wünschen. Ziel der Anfrage war es, gemeinsam eine Einteilung der Dimensionen festlegen zu können. Da man sich jedoch über den Gegenstand der Darstellung des Hauptaltarbildes noch nicht im klaren war, verlief der Vorstoß der Baudirektion im Sande.

Was bei der Verpflichtung des Architekten Armbrusters befürchtet worden war, bewahrheitete sich jetzt. Erst Ende März 1862, also neun Monate nach Auftragserteilung, konnte Pfarrer Weiser den Kostenüberschlag für den Innenausbau in Freiburg vorlegen. Die Einreichung desselben hatte sich nicht nur aufgrund diverser Rücksprachen mit den verschiedenen Meistern und durch dessen Vorlage bei Baudirektor Hübsch verzögert, sondern auch weil Architekt Armbruster „mit anderweitigen Berufsgeschäften überhäuft, trotz wiederholter Aufforderungen“ nicht dazu gekommen war, diesen und die Zeichnungen fertig zu machen. Obwohl das Ordinariat der



Planskizze aus dem Jahr 1892

Errichtung von Nebenaltären bereits eine Absage erteilt hatte, hatte man solche in den Überschlag aufgenommen, da nach Ansicht von Pfarrer Weiser durch deren Weglassung in architektonischer Beziehung eine störende Lücke entstehen würde.

Die Kirchenbehörde war allerdings anderer Ansicht. Sie genehmigte die Herstellung des „Ingebäudes“ nach dem vorgelegten Kostenvoranschlag, ordnete jedoch an, daß die vorgesehene Herstellung der beiden Nebenaltäre und der Freskobilder im Chor einstweilen zu unterbleiben habe. Hingegen fand der von Seiten des Baukomitees geäußerte Wunsch, als Hauptaltarbild eine Darstellung von Johannes dem Täufer, der vor der Reformation in Rheinbischofsheim Kirchenpatron war, verwirklichen zu dürfen, den ausdrücklichen Beifall des Ordinariates.

Großzügig zeigte sich die Freiburger Kirchenbehörde in Bezug auf das neu anzuschaffende Kirchengeläute. Im Mai 1862 konnte das Baukomitee mit dem Rastatter Glockengießer Joseph Schweiger einen Vertrag über die Lieferung von zwei Glocken abschließen. Die größere erhielt das Bild Johannes des Täufers und die Inschrift: „Vox clamantis in deserto: Parate viam domini, rectas facite semitas ejus!“ Matth. III. 3., und die kleinere

das Bild der Jungfrau Maria und die Inschrift: „Ex hoc beatam me dicent omnes generationes!“ Luc. I. 48.⁴¹

Trotz aller Verzögerungen war der Innenausbau der neuen Kirche im Sommer 1862, also nur gut ein Jahr nach der Grundsteinlegung, so weit gediehen, daß Pfarrer Weiser voller Zuversicht war, das Gotteshaus in Bälde seiner Bestimmung übergeben zu können. Nachdem er vom Ordinariat schon die Vollmacht erhalten hatte, die Anfang August 1862 angelieferten neuen Glocken nach den kirchlichen Vorschriften einzusegnen, teilte er der Freiburger Kirchenbehörde am 12. August mit, daß die Arbeiten im Inneren der neuen Kirche bis längstens Anfang September vollendet seien. Er fragte deshalb auch an, in welchem Rahmen die anstehende Kircheneinweihungsfeier stattfinden dürfe und schlug vor, mit der Abhaltung der Gottesdienste nicht bis zum Eintreffen der benötigten Paramente abzuwarten, sondern diese von den Nachbarpfarreien auszuleihen.

Bedauerlicherweise traten jetzt, kurz vor dem Ziel, wieder Verzögerungen ein. Anfang Oktober beschied das Ordinariat, daß die „*nothwendigen Kosten bei der Einweihung der Kirche auf den Bernard'schen Fond übernommen*“ würden und erteilte dem Dekan des Landkapitels Ottersweier, Franz Xaver Ochs,⁴² und für den Fall dessen Verhinderung ersatzweise auch Pfarrer Weiser von Honau, die Vollmacht, den Tabernakel und den Hochaltar in Rheinbischofsheim zu benedizieren. Dekan Ochs teilte daraufhin seinem Honauer Amtsbruder mit, „*daß die Einweihung der Kirche zu Rheinbischofsheim nicht durch den unterzeichneten Decan vorgenommen werden kann, denn die Geschäfte häufen sich so maßenhaft an, daß es bei dem besten Willen nicht möglich ist*“.

Kurz darauf, Mitte Oktober 1862, bat Pfarrer Weiser das Dekanat, für ihn die Vollmacht zur Einsegnung des zwischenzeitlich aufgestellten Taufsteines zu erwirken. Dekan Ochs leitete das Gesuch an das Ordinariat weiter und ergänzte es in seinem Begleitschreiben wie folgt: „*Ohne Zweifel besitzt die katholische Gemeinde zu Rheinbischofsheim auch neue Glocken, und einen neuen Gottesacker, welche sodann auch der Einsegnung bedürfen, und deshalb dürfte Herrn Pfarrer Ludwig Weiser die facultas benedicendi vorläufig schon erteilt werden.*“ Dieser Zusatz zeigt, wie wenig der Dekan mit der Situation in Rheinbischofsheim vertraut war. Nicht nur, daß er nicht wußte, daß die Glocken schon längst geweiht waren, er war auch – was sich aus einer anderen Stelle seines Begleitbriefes ergibt – der irrigen Meinung, Pfarrer Weiser hätte die neue Kirche samt Tabernakel und Hochaltar bereits geweiht. Ferner läßt seine Vermutung, daß in Rheinbischofsheim ein neuer katholischer Friedhof angelegt würde, erkennen, daß er über äußerst wenig Hintergrundwissen verfügte. Diese erstaunliche Tatsache spiegelt die isolierte Stellung der Pfarrei Honau wider, die, weitab von den anderen Pfarreien des Dekanates, „jenseits des Hanauerlandes“ lag.



Innenansicht der Filialkirche Rheinbischofsheim (um 1939)

Pfarrer Weiser versuchte alles, um in der neuen Kirche baldmöglichst Gottesdienste anbieten zu können. Er unterbreitete deshalb dem Ordinariat mit Schreiben vom 29.10.1862 Vorschläge bezüglich einer künftigen Gottesdienstordnung für Rheinbischofsheim. Gleichzeitig sprach er auch die Frage der dadurch anfallenden Kosten an und wies darauf hin, daß er aufgrund der geringen Dotation der Pfarrei Honau nicht wie bisher in der Lage sei, die Kosten der Seelsorge in der Diaspora aus eigenen Mitteln zu bestreiten. In der Vergangenheit hatte er, da er der einzige katholische Geistliche im weiten Umkreis war, den Aufwand für die Betreuung der Diaspora aus eigenen Mitteln bestritten, doch sah er sich aufgrund der Unzulänglichkeit seiner Pfarrbesoldung nicht in der Lage, dies weiterhin zu tun. Zu Recht wies er darauf hin, daß er, sofern er sonntags sowohl in Honau als auch in Rheinbischofsheim Gottesdienst halten sollte, aufgrund der Entfernung und der schlechten Wege auf die Benutzung eines Fuhrwerkes angewiesen sei. Da es in Rheinbischofsheim jedoch keine eigene katholische Gemeinde gab, hätte er die dadurch entstehenden Auslagen selbst zu tragen gehabt.

Diesen Gedanken konnte man sich, zumal die Pfarrei Honau tatsächlich zu den schlecht dotierten gehörte, nicht verschließen. Deshalb stellte das Ordinariat mit Erlaß vom 20.11.1862 für die Besorgung des Gottesdienstes in Rheinbischofsheim und die Pastoration der dortigen Katholiken ein Honorar von 200 Gulden⁴³ in Aussicht und erließ für Rheinbischofsheim eine eigene Gottesdienstordnung. Pfarrer Weiser wurde gleichzeitig angewiesen, die Gottesdienste in der dortigen Kirche abzuhalten.

Im Oktober 1862 war die Rheinbischofsheimer Kirche zwar fertiggestellt, aber noch nicht eingeweiht. Eine Einweihung war unter anderem deshalb nicht möglich gewesen, weil die Kirche noch über keine eigenen Paramente verfügte. Pfarrer Weiser hatte feststellen müssen, daß es nicht machbar war, sämtliche zum Gottesdienst benötigten Gegenstände von den meist selbst armen Nachbarpfarreien auszuleihen. Doch nicht nur die Kirchenrequisiten fehlten, auch der vom Ordinariat zugesagte Altarstein ließ auf sich warten. Im Zusammenhang mit der Vollmacht zur Altarweihe hatte das Ordinariat mitgeteilt, daß ein konsekrierter – also vom Bischof geweihter –, tragbarer Altarstein übersandt würde, und gleichzeitig darauf hingewiesen, daß es ratsam sei, „den Tag der *Benediction* erst nach Eintreffen des konsekrierten altare portatile zu bestimmen“.

Da nun sowohl der versprochene geweihte Altarstein als auch die Paramente fehlten, übte sich Pfarrer Weiser zunächst in Geduld. Im Verlauf der nächsten Monate erhielt er nach und nach alle benötigten Requisiten geliefert, allein der Altarstein kam und kam nicht. Über die Winterszeit fiel es Pfarrer Weiser nicht so schwer, sich in Geduld zu fassen, im Februar 1863 griff er allerdings zur Selbsthilfe. Am Montag, den 16. Februar, weihte er die neue Kirche ein und übergab sie damit dem Gottesdienst. In Ermangelung des zugesagten geweihten Altarsteines hatte er „einen solchen für diese Feierlichkeit aus hiesiger Pfarrkirche⁴⁴ entliehen“.

Für den Tag der feierlichen Kircheneinweihung hatte man das äußere Portal der Kirche durch einen großen Mooskranz und das Kircheninnere durch dürre Blumen geschmückt. Damit die Kirchenweihe auch unter einer gewissen Prachtentfaltung vonstatten gehen konnte, hatte man aus der fünf Stunden entfernten Pfarrei Ulm bei Oberkirch ein paar Paramente entliehen, die der Honauer Hermann Schmidt mit seinem Fuhrwerk herbei brachte. Immerhin fünf Honauer Ministranten assistierten Pfarrer Weiser an diesem Tag, an dem – nebenbei bemerkt – in Rheinbischofsheim die erste heilige Messe seit der Reformation gefeiert wurde. Zur besonderen Ehre Gottes ertönte erstmals das neue Orgelmelodium mit 5 Oktaven und 8 Registern, das man vom Freiburger Musikalienhändler Ruckmich zum Preis von 238 Gulden 30 Kreuzer erworben hatte, und erstmals hatte der neue, mit 14 Sängern besetzte Honauer Kirchengesangsverein einen großen Auftritt.

Schlußbemerkungen

Die Freiburger Kirchenbehörde zeigte sich beim Bau der Rheinbischofsheimer Kirche nicht kleinlich. Zwar hatte man, da die gesamten Baukosten auf einen mildtätigen Fonds übernommen wurden, darauf geachtet, daß keine unnötigen Kosten entstanden, doch wurde eine solide ausgeführte und für die Bedürfnisse in der Diaspora hinreichend große Kapelle errichtet. Dieses Gotteshaus bot nun den Honauer Pfarrern die Möglichkeit, die Seelsorge an den Katholiken des Hanauerlandes in der gewünschten Form vornehmen zu können. Kamen die Gläubigen bisher so gut wie nicht nach Honau, so kam jetzt die Kirche zu ihnen.

Sieht man vom Finanziellen ab, hat man dieses Gotteshaus eindeutig dem Honauer Pfarrer Ludwig Weiser, der als herausragende Priestergestalt bezeichnet werden kann, zu verdanken.⁴⁵ Ohne dessen ehrliches Bemühen um eine verbesserte Seelsorge und ohne dessen Einsatz und Energie hätte es wohl noch lange kein katholisches Gotteshaus im Hanauerland gegeben. Als Pfarrer Weiser 1867 verstarb, stellte sich heraus, daß im Kauf- und Tauschbuch von Rheinbischofsheim – also dem Vorläufer des Grundbuchs – nicht die katholische Kirche, sondern Pfarrer Weiser persönlich als Eigentümer des Bauplatzes eingetragen worden war. Der im Jahre 1858 abgeschlossene Kaufvertrag wies als Käufer „*Herrn Pfarrer Weiser in Honau, zum Bauplatz einer Kath. Kirche in Rheinbischofsheim*“ aus. Die beiden Halbgeschwister des verstorbenen Pfarrers betrachteten jedoch weder das Grundstück noch das daraufstehende Gotteshaus als Bestandteil der Erbmasse und waren ohne weiteres bereit, das Eigentum auf den Katholischen Kirchenfonds Rheinbischofsheim umschreiben zu lassen.

Im Jahre 1872, als der Abbruch der alten evangelischen Kirche in Rheinbischofsheim bevor stand, mußte sich – wie gut zwanzig Jahre zuvor die Katholiken – das evangelische Pfarramt darüber Gedanken machen, wo sich die Gemeinde künftig zum Gottesdienst versammeln könne. Immerhin wurde für die neue evangelische Kirche mit einer Bauzeit von 2 Jahren gerechnet. Der evangelische Kirchengemeinderat von Rheinbischofsheim richtete deshalb „*an hochwürdiges Pfarramt die ganz erbetene Bitte, Wohldasselbe wolle gefällig erwirken, daß uns die hiesige katholische Kirche gutthatsweise für diese Zeit zum regelmäßigen Gottesdienst verwilligt werden*“. Das Honauer Pfarramt unterstützte das Bittgesuch, und auch die Freiburger Kirchenbehörde war ohne weiteres bereit, der Bitte zu entsprechen. So kam es, daß während der Bauphase der heutigen evangelischen Pfarrkirche in der katholischen Filialkirche Rheinbischofsheim an den Sonn- und Feiertagen morgens zuerst der evangelische und anschließend der katholische Gottesdienst gefeiert wurde. In Rheinbischofsheim wurde somit in den 1870er Jahren ein Stück Ökumene vorgelebt, das für die damalige Zeit durchaus als ungewöhnlich bezeichnet werden darf.

Anmerkungen

- 1 Benutzte Archivalien:
 - a) Erzbischöfliches Archiv Freiburg, Bestand Ordinariat:
 - Nr. 5148, Pastoration, Kirchenbau, Pfarrei Honau, Filiale Rheinbischofsheim, 1842–1890
 - Nr. 5149, Pastoration und Kirche, vol. II., 1891–1837
 - Nr. 5150, Kirchenbaurechnung Rheinbischofsheim, 1863
 - b) Pfarrarchiv Honau, Filialkirchengemeinde Rheinbischofsheim:
 - Faszikel Nr. 9, Kirchenbaulichkeit, a. Die Kirche, vol. I., 1857–1963
- 2 Rechtsrheinisch gab es noch das hanau-lichtenbergische Amt Willstett
- 3 Registrum Episcopatus et Dioecesis Argentinensis, Anno M. DCC. LXXVIII., Expertum Praecipue ex Visitationibus Episcopalibus, Inchoat. Anno 1758 & Finit. 1763, Straßburg 1778
- 4 Seinerzeit dürfte das Dorf Honau noch beidseits vom Rhein umflossen worden sein
- 5 1736 verstarb der letzte Graf von Hanau, worauf sein Schwiegersohn, Erbprinz Ludwig von Hessen-Darmstadt, die Regierung über die ehemals hanau-lichtenbergischen Lande antrat
- 6 Diebold, Johann Peter: Geb. ca. 1741 „Momlen im Elsaß“ (wohl Mommenheim), gest. 25.3.1778 Honau, von 1772 bis zu seinem Tod Pfarrer in Honau, er wurde in der alten Pfarrkirche vor dem Marienaltar begraben
- 7 Die im Schematismus von 1778 angeführten Ortschaften werden in der Schreibweise wiedergegeben, mit der sie dort aufgeführt sind
- 8 Bodersweier wurde zum 1.1.1959 aus dem Pfarrgebiet Honau losgelöst und kam zur Pfarrkuratie Kehl-Kork
- 9 Rencher Locherhoffen = Rencherloch, ein ehemaliger Weiler auf der Gemarkung Memprechtshofen (heute zu Rheinau); siehe auch:
 - Johannes Beinert, Die abgegangenen Dörfer und Höfe im Amtsbezirk Kehl. In: Ortenau 5/1914, 89–100
 - Suso Gartner, Die Ortsnamen der nördlichen Ortenau und ihre Deutung. In: Ortenau 62/1982, 315–352
- 10 Hammer, Philipp: Geb. 28.8.1805 Grünfeld, gest. 5.4.1880 Heiligenzell, von 1840–1845 Pfarrer in Honau
- 11 „Extract ex registris visitationum Capituli ruralis Ottershwiriani Dioecesis Argentinensis de anno 1761“. Der Verbleib dieses Beleges ist aus den Akten nicht ersichtlich. Er wurde damals dem Erzbischöflichen Ordinariat im Original zugesandt, dieses legte ihn dem Innenministerium vor, welches ihn dem Bezirksamt Rheinbischofsheim zuleitete. Es gingen zwar Belege an das Ordinariat zurück, die letztendlich an das Dekanat Ottersweier gesandt wurden, ob sich unter diesen aber das Visitationsprotokoll befand, ist nicht ersichtlich
Einen weiteren Hinweis auf dieses Visitationsprotokoll enthält das „Freiburger katholische Kirchenblatt“, 1892, Spalte 25. Demnach befand sich eine Abschrift im – inzwischen leider z.T. verschollenen – Archiv des Kapitels Ottersweier
- 12 Mit der Holzhändlergesellschaft ist die Kücksche Floßkompanie gemeint. Näheres zu dieser und dem nachfolgend erwähnten Maiwald kann folgenden Artikeln entnommen werden:
 - Beck, Eugen: Flößerei auf der Acher. In: Ortenau 34 (1959), 16–27
 - Schütt, Kurt: Die Kücksche Floßkompanie und Neufreistett. In: Ortenau 66 (1986), 306–320
 - Schütt, Kurt: Die Geschichte der Maiwaldgenossenschaft. In: Ortenau 68 (1988), 241–251

- 13 Nach der Ordnung der katholischen Kirche darf der Priester am selben Tag in der Regel nur einmal eine Eucharistie zelebrieren. In begründeten Fällen kann der Ordinarius (Bischof) jedoch Ausnahmen zulassen (Bination = zweite Zelebration)
- 14 Zur Heidenkirche siehe:
 - List, Karl: Das Heidenkirchlein in Freistett. In: Ortenau 53 (1973), 159–163
 - Honold, Nikolaus und Schütt, Kurt: Chronik der Stadt Rheinau. Ottersweier 1988, 50 f.
 - Schütt, Kurt: Das Heidenkirchl in Freistett, o.J., Herausgeber: Bürgermeister der Stadt Rheinau
- 15 Von 1788–1843 versah Johann Georg Anthonj den Glöcknerdienst in der Heidenkirche
- 16 Auf Fußnote 12 wird verwiesen
- 17 In Freistett bestanden zwei Kapellen, in Niederfreistett die jetzt noch erhaltene St. Nikolauskapelle (Heidenkirche), in Oberfreistett die St. Georgskapelle, die abgerissen und durch die jetzige evangelische Pfarrkirche ersetzt wurde
- 18 Ohne Licht und ohne Kreuz. Gemeint ist, ohne mit dem Sakrament der Krankensalbung, das damals noch als Sterbesakrament (letzte Ölung) verstanden wurde, versehen zu sein. Noch heute wird zur Erteilung der Krankensalbung ein Kreuz aufgestellt, das von zwei brennenden Kerzen flankiert wird (vgl. Gotteslob, Katholisches Gebet- und Gesangbuch, Nr. 76)
- 19 Die hier wiedergegebene Schreibweise der Ortsnamen entspricht der des Vorlageberichtes
- 20 Das Kapitel ist eine rechtsfähige Körperschaft des öffentlichen Rechts, die durch das Kollegium der Priester eines Dekanates gebildet wird. Die Bezeichnungen Dekanat und (Stadt- oder Land-)Kapitel werden vielfach gleichbedeutend gebraucht, das Dekanat ist jedoch lediglich ein Verwaltungsbezirk, also eine nicht rechtsfähige Einrichtung [vgl. Statut für die Dekanate im Erzbistum Freiburg vom 8.1.1980 (Amtsblatt der Erzdiözese Freiburg (ABI 277), zuletzt geändert am 20.7.1995 (ABI 237))]
- 21 Daniel, Gregor: Geb. 12.3.1788 Weier, gest. 7.5.1855, von 1824–1845 Pfarrer in Gamshurst, Dekan des Landkapitels Ottersweier
- 22 Zum Gerichtsbezirk Renchen gehörten die Stadt Renchen mit den Schneckenhöfen, das Dorf Wagshurst mit Ziegelhof, Schollenhof und Holzhof und das Dorf Honau. Da Wagshurst bis 1798 eine Filiale der Pfarrei Renchen war, weist die Bezeichnung Holzbauer wohl auf den zu Wagshurst gehörenden Holzhof hin
Zu Holzhof siehe auch den in Fußnote 9 erwähnten Artikel von Johannes Beinert
- 23 Durch Patent vom 14.5.1745
- 24 Auf Fußnote 12 wird verwiesen
- 25 Die katholische Kolonie Neufreistetts wird angesprochen in:
 - Leitz, Alfred: Geschichte der Gemeinden Freistett und Neufreistett bis zum Uebergang an das Großherzogtum Baden. Kehl 1890, 181 f.
 - Beinert, Johannes: Geschichte des badischen Hanauerlandes unter Berücksichtigung Kehls. Kehl 1909, 283
- 26 Weiser, Ludwig: Geb. 6.8.1821 Offenburg, gest. 27.2.1867 Honau, von 1851 bis zu seinem Tod Pfarrer in Honau. Auf dem dortigen Friedhof befindet sich heute noch seine Grabstätte
- 27 Revers = schriftliche Erklärung mit rechtlichem Inhalt
- 28 Proselytenmacherei = rasche, oft aufdringliche Bekehrung
- 29 Riesenecker, Anton: Geb. 31.12.1812 Freistadt/Oberösterreich, geweiht 6.5.1849 Solothurn, 1850 einstweilige Aufnahme in die Erzdiözese Freiburg, 1856–1857 Pfarrverweser in Wagshurst, 1867 nach Innsbruck (Kapuzinerkloster)

- 30 1856 verlor Rheinbischofsheim das Bezirksamt und 1864 dann auch noch das Amtsgericht
- 31 Neben der heutigen Sparkasse, dort wo die öffentliche Anhängerwaage steht
- 32 Baden-Baden
- 33 Aus den Akten ergibt sich bezüglich der Komiteemitglieder noch folgendes: Amtsrevisor Link verstarb am 3.11.1858, Bezirksförster Fackelmann wurde im Juni 1859 nach Rotenfels versetzt, Hauptzollamtskontrolleur Hory wurde im Jahre 1860 nach Freiburg versetzt und Physikus Dr. Fritz verzog im Juli 1862 nach Gernsbach
- 34 6.864,30 qm
- 35 Beispielsweise waren damals von Höllstein im Wiesental aus 2.300 Katholiken zu betreuen, ohne daß für diese ein Gotteshaus vorhanden war. Höllstein erhielt 1866 eine katholische Kirche, in Emmendingen und Kandern, zwei weiteren evangelischen Ortschaften, in denen dringend ein katholisches Gotteshaus benötigt wurde, konnten die Kirchen 1863 und 1866 erbaut werden
- 36 Hübsch, Heinrich: Geb. 9.2.1795 Weinheim, gest. 3.4.1863: 1820 Staatsprüfung als Architekt, 1824 Lehrer der Baukunst am Städel'schen Institut in Frankfurt a.M., 1827 Residenzbaumeister und Mitglied der Baudirektion in Karlsruhe, 1829 Baurat, 1831 Oberbaurat, 1842 Baudirektor, Professor am Polytechnikum (bis 1854), 1837 Ehrenmitglied und Korrespondent des königlichen Instituts der britischen Architekten, Mitglied der Kunstakademien in München (1846) und Berlin (1849), 1850 Doktor h.c. der philosophischen Fakultät Heidelberg
 Im Vorbericht der Kirchenbaurechnung Rheinbischofsheim wurde bezüglich der Anfertigung der Pläne und Kostenüberschläge ausdrücklich festgehalten, daß sich „Oberbaudirektor“ Hübsch „nicht nur bereitwilligst dieser Arbeit unterzog, sondern auch in opferwilliger Liebe, zum währenden und ehrenden Andenken sei es demselben hier nachgesagt, solche auch unentgeltlich anfertigte“. Hübsch führte, namentlich für Diasporagemeinden, zahlreiche Kirchenbauten aus, ohne ein Honorar zu beanspruchen. Statt dessen bat er sich in der Regel für später eine Seelenmesse aus (vgl. Joseph Sauer, Die kirchliche Kunst der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Baden, Freiburg 1933)
 Hübsch, dessen Mutter Friedericke geb. Pagenstecher die Tochter eines gräflich Erbachischen Kirchenrates und lutherischen Pfarrers im Odenwald war, war 1850 in Rom in die Gemeinschaft der katholischen Kirche eingetreten
 Über Hübsch vgl. z.B. Badische Biographien Teil I, Heidelberg 1875, 394–400; Historisch politische Blätter 1864. I. Band, 253–283 und 341–361; Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins Jg. 1926, 421–444 und 527–566 sowie Jg. 1927, 181–226
- 37 Baudirektor Hübsch wurde von Pfarrer Weiser stets als „Oberbaudirektor“ titulierte
- 38 Die Ankündigung erfolgte in folgenden Blättern: Der Ortenauer Bote, Verkündigungsblatt für die Amts- und Amtsgerichtsbezirke Offenburg, Oberkirch, Achern, Rheinbischofsheim, Kork, Gengenbach, Haslach und Wolfach, vom 12.2.1861, 15.2.1861 und 19.2.1861
 Wochenblatt für die Ämter Rastatt, Ettlingen und Gernsbach vom 12.2.1861, 14.2.1861 und 16.2.1861
 Wochenblatt für die großherzoglichen Bezirke Baden und Bühl vom 14.2.1861
- 39 Im Mai 1861 wurde ein entsprechender Vertrag abgeschlossen
- 40 Zum Zeitpunkt der Grundsteinlegung waren 20 Maurer, 5 Steinhauergehilfen und 5 Zimmerleute beschäftigt, so daß als Ersatz für die feierliche Grundsteinlegung insgesamt 30 Gulden ausbezahlt wurden

- 41 Nach der Einheitsübersetzung lauten diese Schriftstellen: „Eine Stimme ruft in der Wüste: Bereitet dem Herrn den Weg! Ebnet ihm die Straße“ bzw. „Siehe von nun an preisen mich selig alle Geschlechter“
- 42 Ochs, Franz Xaver: Geboren 9.12.1803 in Spessart über Karlsruhe, geweiht 19.9.1829, gestorben 24.8.1874: 1829 Vikar in Forst, Pfarrverweser in Wintersdorf, Ettlingenweiler, Kirrlach, Zeutern, Bruchsal, Vimbuch, 1841 Pfarrer und Schuldekan in St. Roman, 1843 Pfarrer in Wolfach, Großherzoglicher Dekan und Bezirksschulvisitator in Wolfach, 1853 Pfarrer in Ulm b. Oberkirch, Definitor und später Dekan des Landkapitels Ottersweier, 1866 Pfarrer in Schuttern, Dekan des Landkapitels Lahr
- 43 In dieser Summe war der „Rittlohn“ eingeschlossen
- 44 Mit „Pfarrkirche“ ist die Kirche in Honau gemeint. Der Kirche in Rheinbischofsheim stehen als „Filialkirche“ nicht die Rechte einer Pfarrkirche zu
- 45 Über Ludwig Weiser informiert das von der Kath. Kirchengemeinde St. Michael, Rheinau-Honau, zu Pfingsten 1999 herausgegebene zweite Heft der „Honauer Geschichten“. Pfarrer Weisers Testament wurde auch im „Freiburger Katholischen Kirchenblatt“ Nr. 38 vom 18.9.1867 veröffentlicht

„Das herabgekommenste Pfarrhaus im ganzen Bistum“ Aus der Geschichte des Honauer Pfarrhauses¹

Michael Rudloff

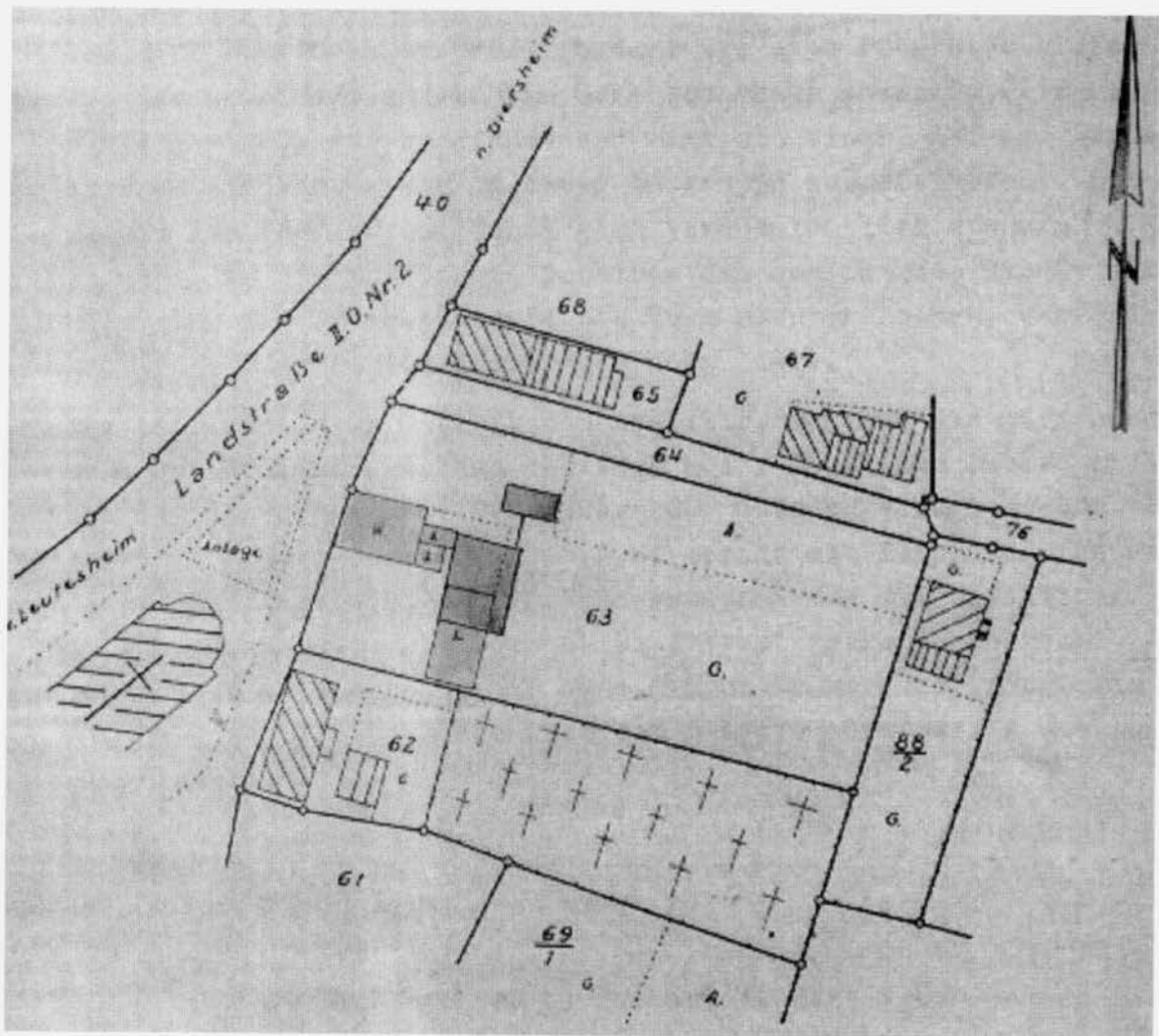
Von 1730 bis zum Ende der bischöflich-straßburgischen Herrschaft

Als im Jahre 1730 die im dreißigjährigen Krieg untergegangene Pfarrei Honau wieder errichtet wurde, erbaute man im Ort nicht nur eine Kirche,² sondern auch ein Pfarrhaus, das dem Ortspfarrer zur Unterkunft dienen sollte. Beide Gebäude ließ das in Straßburg belegene Stift zum alten St. Peter, dem in Honau die Kollatur, also das Recht die Pfarrstelle zu besetzen, zustand, errichten. Eines der beiden genannten Gebäude wurde wohl erst 1731 fertiggestellt, zumindest kann dies aus dem Umstand geschlossen werden, daß die Honauer Kirchenbücher erst am 20.2.1731 angelegt wurden.

Dem Stift zum alten St. Peter, das eine Nachfolgeeinrichtung des Chorherrenstiftes Rheinau und somit auch des Chorherrenstiftes und vormaligen Klosters Honau war, stand nicht nur die Kollatur, sondern auch das Recht des Zehntbezuges in Honau zu. An diesem Recht lastete die Verpflichtung, auch für den Unterhalt der kirchlichen Gebäude in Honau aufkommen zu müssen. Deshalb hatte das Stift auch die Kosten für Bau und Instandhaltung des Pfarrhauses und sämtlicher dort anfallenden Kleinreparaturen zu tragen.

Eine Besonderheit stellt dar, daß im Honauer Pfarrhaus für kurze Zeit sogar die Gottesdienste für die Gemeinde abgehalten wurden. Als im Jahre 1787 dem Dachstuhl des Langhauses der Kirche der Einsturz drohte, wurde diese durch das Oberamt Oberkirch geschlossen. In der ersten Not willigte der damalige Honauer Pfarrer Schirrmann ein, den Altar in der Wohnstube des Pfarrhauses aufzustellen und dort die Messe zu lesen. Aus Platzmangel, der größte Teil der Gottesdienstbesucher mußte im Pfarrhof stehen, verlegte man den Gottesdienst später in eine Scheune. Alle Bemühungen, einen dringend notwendigen Kirchenneubau finanzieren zu können, blieben erfolglos, so daß man 1793 die baufällige Kirche wenigstens notdürftig instandsetzte.

Aus diesen Fakten kann in bezug auf das Pfarrhaus gefolgert werden, daß an diesem Gebäude in den gut 70 Jahren von dessen Erbauung bis zum Übergang der Landesherrschaft an Baden,³ keine größeren Instandhaltungen vorgenommen wurden. War schon kein Geld für den dringend notwendigen Kirchenneubau vorhanden, wurde mit Sicherheit auch nicht all zu



Situationsplan mit altem und neuem Pfarrhaus

viel Geld ins Pfarrhaus gesteckt. Es kann deshalb nicht verwundern, wenn das Honauer Pfarrhaus zum Zeitpunkt des Wechsels der Landesherrschaft in den Akten als „*baufällig*“ bezeichnet wird.

Vom Übergang an das Land Baden bis zum Ende des 19. Jahrhunderts

Nach dem zu Beginn des 19. Jahrhunderts erfolgten Wechsel der landesherrlichen Zugehörigkeit Honaus von bischöflich-straßburgischen in kurfürstlich-badischen Besitz, stellte sich die Frage, wer künftig für die Unterhaltung des Pfarrhauses aufzukommen habe. In dieser Zeit des Umbruchs war es jedoch nicht leicht, eine Antwort zu finden, war doch niemand bereit, sich bzw. der von ihm vertretenen Behörde oder Amtskasse eine solche Verpflichtung aufzubürden.

Da das Honauer Pfarrhaus der Kurfürstlich-Katholischen-Kirchen-Kommission zu Bruchsal bereits im Jahre 1805 als *baufällig* bekannt war, war

es für die neue Obrigkeit wichtig, Klarheit darüber zu erlangen, wer für dessen Erhaltung aufzukommen habe. Deshalb beauftragte die Kirchen-Kommission das Oberamt Bischofsheim, dies abzuklären. Aus dem am 6.5.1805 verfaßten Bericht des Pfarramtes Honau, den dieses in dieser Sache dem Oberamt erstattete, gingen die bisherigen Verhältnisse eindeutig hervor. Das Oberamt Bischofsheim fand diese Angaben durch weitere Recherchen bestätigt und berichtete der Kirchen-Kommission mit Bericht vom 27.6.1805, daß die Unterhaltung des Pfarrhauses ursprünglich eine Verbindlichkeit des Stiftes zum alten St. Peter in Straßburg war. Da die meisten Gefälle⁴ des Stiftes aufgrund ihrer Lage auf der rechten Rheinseite dem Kurfürstentum Baden zugefallen waren und deshalb durch die Amtskellerei Kork verrechnet wurden, empfahl das Oberamt Bischofsheim, sich bei diesem zu erkundigen, wie es denn nun mit der Verpflichtung des Stiftes stehe. Nach einigem Schriftwechsel war schnell klar, daß künftig das kurfürstliche Ärar,⁵ dem jetzt die Einkünfte des Stiftes zuflossen, für die Unterhaltung des Pfarrhauses einzustehen hatte.⁶

Verwunderlich ist, daß nach Klärung dieser Frage dann doch nichts oder zumindest nicht viel an dem zuvor als „*baufällig*“ bezeichneten Pfarrhaus gemacht wurde. Zumindest ist aus den Akten nichts dergleichen zu erkennen. Erst für 1835 ist nachweisbar, daß vom Honauer Maurermeister Winkler Arbeiten am Pfarrhaus vorgenommen wurden. Um was es sich hierbei gehandelt hat, läßt sich jedoch nicht feststellen. Da aber anläßlich des im Jahr 1837 in Honau abgehaltenen Rügegerichts der Zustand des Pfarrhauses bemängelt wurde, ist zwei Jahre zuvor mit Sicherheit nichts Wesentliches gemacht worden. Das Bezirksamt Rheinbischofsheim drängte bei der Domainenverwaltung Kork allerdings vergebens auf eine Beseitigung der Mängel, so daß es bei der Abhaltung des Rügegerichtes 1840, die im Jahre 1837 beanstandeten Zustände immer noch vorfand. Hierauf teilte es den Sachverhalt der Großherzoglich Badischen Regierung des Mittel-Rheinkreises in Rastatt mit, welche ihrerseits die Großherzogliche Hof-Domainenkammer bat, sich der Sache anzunehmen. Die Kreisregierung vertrat die Ansicht, daß es doch auch im Interesse des Ärars liegen müsse, die nötigen Ausbesserungen durchzuführen, da ansonsten das Pfarrhaus noch mehr in Verfall gerate und am Ende ein Neubau nicht zu umgehen sei. Aus den Akten ergibt sich nicht, ob daraufhin etwas durchgeführt wurde.

Einer im Jahr 1845 aufgestellten „Darstellung des Vermögens der Pfarrpfründe“ kann folgende Beschreibung des Pfarrhauses entnommen werden:

Das Wohngebäude des Pfründenießers besteht in einem zweistöckigen Hause nebst Waschhaus, Scheuer, Rindvieh- und Schweinestall u. Holzremise. Das Pfarrhaus ist Eigentum der Pfründe und ist mit Nebenge-

bäuden im Brandversicherungsanschlag zu 3.200 fl⁷ und das Steuerkapital a 2.800 fl zu 3 % und enthält als Wohnung 3 heiz- u. 3 unheizbare Zimmer nebst Küche. Speisekammer und Keller, welcher letzterer sehr Bedürfnis ist, ist nicht vorhanden.

Die Baupflicht hat: Gr. Hofdomainenkammer

Im Zusammenhang mit der Ablösung des Zehnten befreite sich das Ärar unter anderem auch von der Bau- und Unterhaltungspflicht für das Pfarrhaus. Mit Vertrag vom 24.4.1844 wurde das Zehntbaulastablösungskapital zuerst auf 9.168 Gulden 45 Kreuzer festgelegt. Hiervon wurde letztendlich aber nicht einmal die Hälfte ausbezahlt.

Da das Ärar laut Zehntablösungsvertrag vom 22.8.1851 nur 4.524 Gulden 40 Kreuzer für die Ablösung des Zehnten anzusprechen hatte, war es nicht bereit, mehr als diesen Betrag für die Ablösung der auf dem Zehnten lastenden Baupflichten aufzubringen. Das Zehntbaulastablösungskapital, das teilweise zum Neubau der Pfarrkirche verwendet und in seinem Restbetrag zuerst von der Gemeinde verwaltet wurde, erhielt der Stiftungsrat erst auf den 1.1.1878 zur eigenen Verwaltung ausgehändigt.⁸ Bis dahin befriedigte zwar die Gemeinde die Baubedürfnisse für Kirche und Pfarrhaus, handelte insoweit aber zur Erfüllung ihrer Pflichten als Kirchspielsgemeinde.⁹ Mit der Einführung des Ortskirchensteuergesetzes¹⁰ ging die Baupflicht der Kirchspielsgemeinde dann auf die Kirchengemeinde über.

In der im Jahr 1853 erneuerten „Darstellung des Vermögens der Pfarrpfründe“ wird das Pfarrhaus wie folgt beschrieben:

*Ein zweistöckiges Wohnhaus mit 6 Zimmern, 1 Küche, 1 Keller.
Oeconomiegebäude, nämlich: Waschhaus, Scheuer, Stallung und Holzremise.*

Brandversicherungsanschlag 3.200 fl

Die Baupflicht hat: die Gemeinde Honau¹¹

Wie bereits erwähnt, handelte es sich beim Pfarrhaus um ein Gebäude, dem seit Jahrzehnten der Ruf der Baufälligkeit anhaftete. Aufgrund dessen war es dem Pfarrer sicherlich nicht recht, daß eine im Jahr 1870 begonnene Reparatur wegen des Kriegsausbruches¹² nicht vollendet wurde. Im Mai 1871 bat deshalb der damalige Honauer Pfarrer Eduard Martin Stark¹³ die politische Gemeinde, die Reparaturen zum Abschluß zu bringen. Als sich 6 Monate später noch nichts getan hatte, und es inzwischen in der Küche zum Kamin hereinregnete und -schneite, ließ die Gemeinde Honau 1872 endlich einige Reparaturen vornehmen, so daß die ärgsten Mißstände fürs erste behoben waren.

Die Freude an diesem Zustand dauerte jedoch nicht allzu lange. Anfang Juni 1886 war das Dach des Pfarrhauses so schadhaft, daß das Regenwas-

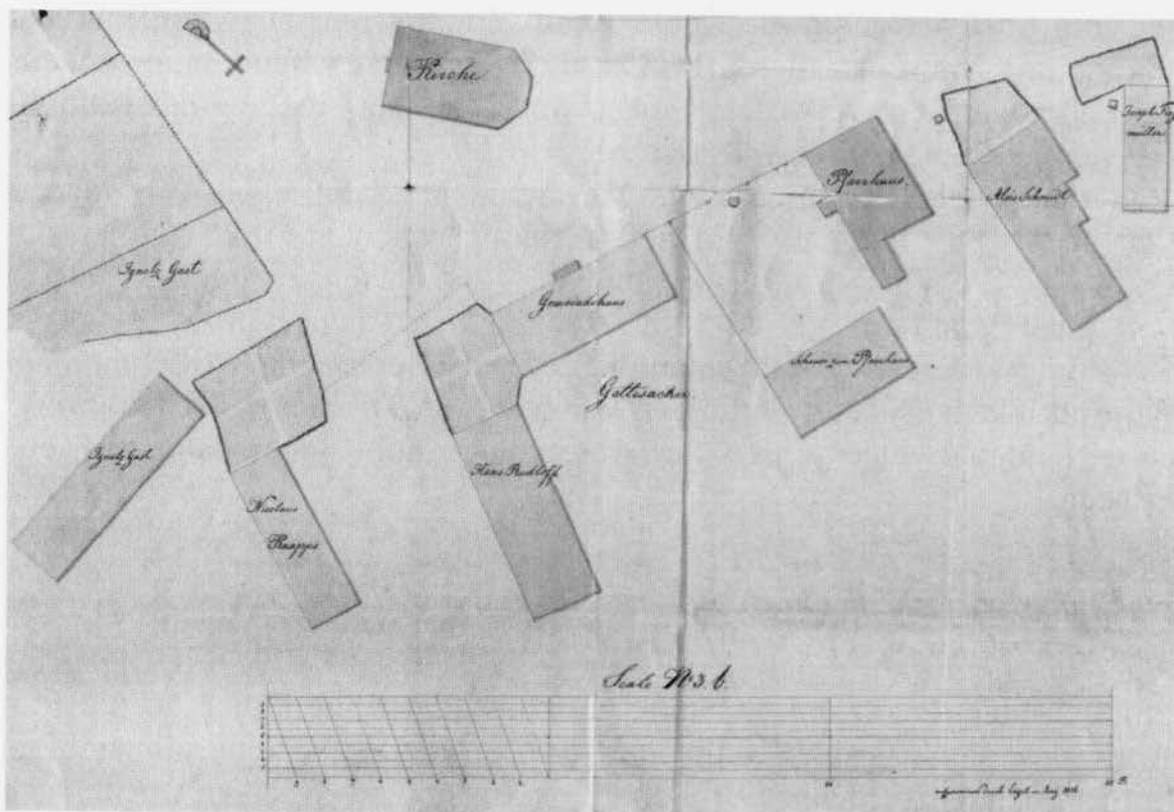
ser vom Speicher durch die Decke in ein Zimmer lief. Die Gemeinde be-
seitigte den Mißstand allerdings erst nach mehrfacher Intervention seitens
des damaligen Pfarrverwesers Geier¹⁴ und nach Einschaltung des Katholi-
schen Oberstiftungsrates in Karlsruhe.¹⁵

In den folgenden Jahren sorgte die Gemeinde dann regelmäßig für das
Pfarrhaus. 1887 ließ sie einen neuen Kamin errichten, 1896 wurden das
Dach des Wohnhauses erneuert und das der Nebengebäude umgedeckt
(Gesamtaufwand ca. 400 M), 1897 für 40 M ein neues Hoftor gefertigt,
1898 für 50 M ein neuer Brunnen in der Küche hergerichtet, 1899 die Fen-
ster und Läden erneuert und diese, wie auch die Türen und der Lambris,¹⁶
gestrichen und 1900 erhielt die Abortanlage auf Gemeindekosten neue
Pfosten.

Das Pfarrhaus im 20. Jahrhundert

Alles in allem wurde jedoch seit der Renovation des Jahres 1872 nichts
grundlegendes mehr am Gebäude gerichtet. Dies blieb auch so bis zum
Abriß des alten Pfarrhauses im Jahre 1963. Aus den Akten ergibt sich ein
immer düsterer werdendes Bild über den Zustand des Gebäudes. Anlässlich
einer am 9.12.1902 durchgeführten Visitation wurde der höchst vernach-
lässigte und verwahrloste Zustand der kirchlichen Gebäude, insbesondere
des Pfarrhauses, bemängelt. Das Erzbischöfliche Bauamt in Karlsruhe, das
daraufhin den Auftrag zu einer Bestandsaufnahme erhielt, schilderte die
Zustände im Pfarrhaus in einer derart drastischen Weise, daß in der Folge
ein „Sturm im Wasserglas“ losbrach. Im Bericht des Bauamtes werden die
Abmessungen des Pfarrhauses nicht nur als außerordentlich klein charakte-
risiert, es wird unter anderem ausgeführt, daß das Gebäude in gar keiner
Weise nach Gesichtspunkten angelegt sei, wie sie für ein Pfarrhaus sein
müßten, und daß überall eine übergroße Sparsamkeit wahrzunehmen sei.
So spottete der Zustand des Gebäudes bezüglich seiner baulichen Unterhal-
tung und Wohnlichkeit jeder Beschreibung, so daß man in der ganzen Erz-
diözese wohl kaum einen weiteren Pfarrer finde, der in dieses Pfarrhaus
einziehen und wohnen könne. Der Umstand, daß der jetzige Geistliche
ganz allein im Hause lebe und deshalb nur zwei Zimmer bewohne, hätte
wohl dazu geführt, daß die anderen Räume zu Rumpelkammern verkom-
men seien.

Das Bauamt befürwortete Baumaßnahmen in Höhe von 7.000 M, um
das Haus so einzuteilen, daß es der Würde einer Pfarrwohnung soweit als
möglich entsprechen könne und es in gesundheitlicher Hinsicht seinen
Zweck zu erreichen möge. Von der in vielen Teilen dem Verfall nahen
Pfarrscheuer sollte der ruinösere Bereich abgetragen und der Rest zweck-
entsprechend umgebaut werden. Hierfür veranschlagte das Bauamt weitere
1.200 M.



Ausschnitt aus einem 1836 gefertigten Ortsplan mit alter Kirche (1844 abgerissen), Gemeindehaus (Rathaus) und altem Pfarrhaus (1963 abgerissen)

Der Honauer Gemeinderat war über die Feststellung des Bauamtes, daß der Unterhalt des Gebäudes vernachlässigt worden sei, verärgert. Der Stiftungsrat stellte sich auf die Seite des Gemeinderates und schilderte dem Oberstiftungsrat in Karlsruhe den Zustand des Gebäudes völlig anders. Er führte aus, daß alle Räume hell, trocken und gesund seien und lediglich ein Zimmer im Erdgeschoß, das 1881 aus einer Vorratskammer zu einem Zimmer hergerichtet worden sei, dort wo die Waschküche angebaut sei, zeitweilig Spuren von Feuchtigkeit zeige. Der Honauer Seelsorger, Pfarrer Ochs,¹⁷ vertrat im gleichen Schreiben die Ansicht, daß die drei Räume im Erdgeschoß vollkommen ausreichend seien, wenn er seine Schwester und seine Eltern aufnehmen wolle. Dann verbliebe ihm immer noch das ganze obere Stockwerk. Zum Zeitpunkt seines Dienstantrittes in Honau, der damals schon 16 Jahre zurück lag, seien zwar die jetzt noch vorhandenen Tapeten schon sehr alt gewesen, seit dem Besuch des Bauamtes seien aber bereits drei Zimmer recht schön hergerichtet worden.

Als das Bauamt über die Honauer Reaktion informiert wurde, vertrat es die Ansicht, daß zwar die Anforderungen, die an eine „menschliche“ Wohnung gestellt würden, im Leben sehr verschieden seien, sich aber doch für einzelne Berufsklassen in ein Durchschnittsmaß zusammenfassen ließen. In dieser Hinsicht bleibe das Honauer Pfarrhaus so weit zurück, daß

es jede Vorstellung übersteige. Wenn man am Pfarrhaus nur oberflächlich herumstreichen wolle, sei dies hinausgeworfenes Geld. Deshalb empfahl das Bauamt, die Gemeinde aufzufordern, jede weitere Ausgabe für das Gebäude zu vermeiden. Der Kath. Oberstiftungsrat in Karlsruhe schloß sich dieser Meinung an und ließ der Gemeindeverwaltung eine entsprechende Empfehlung zukommen.

Als nur ein Jahr später Pfarrer Steinbach¹⁸ seine künftige Wirkungsstätte Honau besuchte, traf er nach eigenen Worten in bezug auf das Pfarrhaus auf „*schauderhafte Zustände*“. Tatsächlich hatte man zwar kosmetische Maßnahmen getroffen, die Grundübel waren jedoch bestehen geblieben. Das Bauamt äußerte erneut seine Meinung, daß es einer großen Bescheidenheit und Selbstüberwindung bedürfe, in diesem Haus zu verharren. Erst nach energischem Drängen führte man wiederum ein paar oberflächliche Reparaturen durch. Die verwahrlostesten Zimmer wurden tapeziert und die Hofmauer und der Locus instandgesetzt. Als im Jahre 1909 die Zimmerdecke gerade über dem Stuhl herunterbrach, der vor dem Schreibtisch des Pfarrers stand, ließ die Gemeinde die Decke neu verputzen. Bei dieser Gelegenheit wurde das Zimmer auf Kosten des Baufonds tapeziert und die ausgetretene Treppe zum Obergeschoß erneuert.

Die ganzen Arbeiten der vorhergegangenen Jahre erwiesen sich aber immer mehr als Flickwerk, so daß Pfarrer Steinbach im April 1911 erneut auf die Frage nach einer Gesamtrenovation zurückkam. Von den acht Zimmern waren nur drei beheizbar. Daß zu den unbeheizten Räumen auch die Schlafzimmer gehörten, war vor allem in kranken Tagen recht unangenehm und sorgte auch dafür, daß der Pfarrer im Winter keinen Besuch beherbergen konnte. Der Boden des Wohnzimmers war verbogen und buckelig und im Schlafzimmer bestand die Gefahr, daß nun auch dort die Decke herabkam. Das Zimmer der Haushälterin stank nach Auskunft des Pfarrers dermaßen, daß der Aufenthalt darin nicht bloß ekelregend, sondern direkt gesundheitsschädlich sei. Der Küchenschrank mußte im schmalen Hausgang aufgestellt werden, weil die Küche nur 8 qm groß war. Im brauchbareren der beiden Keller hausten trotz aller Aufmerksamkeit und Verschlusses ständig eine Menge Kröten, die auf dem Gemüse und den Kartoffeln umherkrochen und mit den Kohlen auch in die Zimmer verschleppt wurden.¹⁹ Die Schlafzimmer hatten nach Aussage von Pfarrer Steinbach das Aussehen von Schlachthäusern, weil man in den Sommermonaten jede Nacht mehrmals Jagd auf Schnaken machen müsse.

Das Ordinariat beabsichtigte daraufhin, tatkräftige Hilfe zu leisten. Mit Mitteln des Bonifatiusvereines und zweier allgemeiner kirchlicher Fonde und unter Mithilfe der politischen Gemeinde sollte das notwendige Kapital für die Renovation des Pfarrhauses aufgebracht werden. Der Honauer Bürgermeister Lorenz Gast,²⁰ nach Aussage des Pfarrers ein gewalttätiger und rabiater Liberaler gegen den die Gemeinderäte keinen Willen hatten, wei-

gerte sich aber beharrlich, eine Kostenbeteiligung zuzusagen. Somit blieb alles wie es war.

In den nächsten Jahrzehnten wurden wiederum nur primitive Flickarbeiten vorgenommen. Anlässlich des Wegzuges des Honauer Ehrenbürgers Pfarrer Joseph Vogelbacher²¹ im Jahre 1951 nahm der damalige Rechnungsinspektor Pfarrer Wilhelm Wacker²² das Pfarrhaus ab. Er bestätigte, daß sich Pfarrhaus, Ökonomiegebäude und Waschküche durchweg in einem schlechten, z.T. ruinösen Zustand befänden. Die durch Kriegseinwirkung entstandenen Schäden an der Fassade wurden zwei Jahre später zwar beseitigt, so daß das Gebäude von außen gar nicht so schlecht aussah, am maroden Zustand änderte dieses Übertünchen aber nichts.

Der Honauer Pfarrverweser Schludi²³ war der letzte Geistliche, der in das alte Pfarrhaus einziehen mußte. Als man 1961 eine grundlegende Innen- und Außenrenovation in Angriff nehmen wollte, waren die Mauern des Pfarrhauses derart feucht, daß die Kleider in den Schränken schimmelten. Die Kellerdecke war verfault, in den Kellerwänden war der Schwamm aufgetreten, der Abwassergrube drohte der Einsturz, der Speicherboden und der Dachstuhl waren zu erneuern und, und, und. Da Pfarrverweser Schludi im Winter nach Honau gekommen war, wurde er sofort mit einem der Nachteile des Honauer Pfarrhauses konfrontiert. Die Ofenfeuerung war derart ungenügend, daß morgens der Rauhreif auf seiner Bettdecke lag, weshalb es nicht verwundern konnte, daß er des öfteren in der warmen Backstube der benachbarten Bäckerei Zuflucht nahm. Unter seinem Vorsitz beschloß der Stiftungsrat in seiner Sitzung vom 26.6.1961 vernünftigerweise, keine Renovationen mehr durchzuführen, sondern einen Neubau anzustreben. Diese Entscheidung war sicherlich richtig, denn bei einer Renovierung des bestehenden Gebäudes hätte nicht einmal ein Badezimmer für den Pfarrer verwirklicht werden können. Mit finanzieller Unterstützung des Erzbistums konnte 1963 der längst überfällige Neubau an der Stelle der alten Pfarrscheuer verwirklicht werden. Bis zu seiner Fertigstellung blieb das alte Pfarrhaus stehen. Als das schmucke, neue Pfarrhaus stand, nahmen im Spätjahr 1963 Arbeiter der Honauer Schreinerei Knörle und weitere freiwillige Helfer die Abbrucharbeiten an dem weit über 200-jährigen alten Pfarrhaus vor. Das neue Pfarrhaus wurde durch das Bauunternehmen Karl Meyer in Gamshurst nach einem Plan des Architekten Karl Kohler, Fautenbach, zweistöckig erstellt. Die Bauausführung erfolgte als Ziegelbau mit drei Massivdecken. Neben dem Eingang wurde eine Garage mit Geräteschuppen errichtet. Die Garage wurde 1965 erweitert, um einen VW-Bus zur Verwendung für die Seelsorgearbeit unterstellen zu können.

Nachdem die Honauer Geistlichen über mehr als einhundert Jahre hinweg unter fast unzumutbaren Bedingungen hausen mußten, brach mit der Bezugsfertigkeit des neuen Pfarrhauses eine bessere Zeit an. Das ansprechende und zweckmäßige Gebäude läßt keinen Rückschluß mehr auf die

Zustände zu, die früher in Honau herrschten. Was im geschichtlichen Rückblick bleibt, ist das Staunen darüber, daß es überhaupt zu den geschilderten Zuständen kommen konnte.

Anmerkungen

1 Quellen:

- A. Erzbischöfliches Archiv Freiburg:
 - a) Aktenbestand Ordinariat (EO):
 - Nr. 5136 Kirchen- u. Pfarrhausbau vol. I, 1840–1937
 - b) Aktenbestand Oberstiftungsrat/Finanzkammer (FK):
 - Nr. 10951 Darstellung des Einkommens und Vermögens der kath. Pfarrpfünde Honau, 1845 und 1853
 - Nr. 10952 Kirchen- u. Pfarrhausbau vol. I, 1805–1851
 - Nr. 10953 desgl. vol. II, 1852–1944
 - B. Erzbischöfliches Ordinariat Freiburg (Aktenbestand der Registratur):
 - (EO): – Honau, Bauten, vol. II, 1946–1975
 - Rheinau-Honau, Bauten/Fahrnisse, ab 1976
 - (FK): – Honau, Kirchenbaulichkeit vol. III, 1945–1974
 - C. Pfarrarchiv Honau:
 - Fsz. Nr. 9: Kirchenbaulichkeit, a. Die Kirche, 1835–1948
- 2 Zur Baugeschichte der Honauer Kirche siehe Ortenau Nr. 76 (1996), 537–559; Michael Rudloff: Aus der Geschichte der Pfarrkirche St. Michael in Honau
 - 3 Infolge des Lunéville Friedenschlusses vom 9.2.1801, welchem ein Separatfrieden Badens mit Frankreich vom 22.4.1796 vorausgegangen war, kam das auf dem rechten Rheinufer gelegene weltliche Gebiet des Bistums Straßburg (das weltliche Gebiet des Hochstiftes Straßburg auf dem rechten Ufer des Rheines bildeten die Oberämter Ettenheim (mit der Abtei Ettenheimmünster) und Oberkirch (mit dem Kloster Allerheiligen)) durch Reichsdeputationshauptschluß vom 25.2.1803 an Baden. Die förmliche Besitzergreifung, der eine provisorische Okkupation vorausgegangen war, war durch ein Patent vom 19.11.1802 vollzogen worden
 - 4 An Grund und Boden gebundene Abgabe, Grundlast
 - 5 Ärar: hier in der Bedeutung von Staatskasse, ärarisch = der Staatskasse, dem Staat gehörig
 - 6 Dem Ärar stand innerhalb der Gemarkung Honau der Bezug des großen (bestehend aus Weizen, Korn, Gerste, Hafer) und des kleinen Zehnten (bestehend in Wintergerste, Raps, Hanf, Welschkorn (= Mais), Klee, Grundbirnen usw.), worunter auch der Neubruchzehnte fiel, zu. Die Zehntfläche betrug 80 Morgen 34 Ruthen Ackerfeld und 16 Morgen 33 Ruthen Wiesen. Zehntfrei waren 4 Morgen 20 Ruthen Ackerfeld (Quelle: Erzbischöfliches Archiv Freiburg, Aktenbestand Oberstiftungsrat/Finanzkammer (FK): Nr. 10950 Pfarrei; Zehntablösungsvertrag von 1851)
 - 7 1 Gulden (fl) = 60 Kreuzer (xr); von 1674–1874 in der Ortenau gängige Währung
 - 8 Hieraus entstand der Kirchen- und Pfarrhausfond Honau, der im gleichen Umfang baupflichtig war, wie es vor der Zehntablösung dem domänenärarischen Zehnten oblag (vgl. Erzbischöfliches Archiv Freiburg, Aktenbestand Oberstiftungsrat, Nr. 10957, Kirchendienste, vol. I, 1836–1944; dort Erlaß Nr. 21115 vom 26.3.1942)
 - 9 Das Gesetz über die Kirchen- und Schulbaulichkeiten vom 26.4.1808 (Regierungsblatt 1808, 114–120), auch Baudikt genannt, versteht unter der Kirchspielsgemeinde eine Rechtsperson des öffentlichen Rechts, zu der die Personen gehören, zu deren Nutzen

- gebaut wird. Zwar handelte es sich bei Kirchspielsgemeinden und politischen Gemeinden um unterschiedliche Rechtspersonen, vereinfacht kann jedoch gesagt werden, daß die Verpflichtungen der Kirchspielsgemeinden (bis zum Inkrafttreten des Badischen Ortskirchensteuergesetzes, vgl. Fußnote 10) den politischen Gemeinden oblag.
- 10 Gesetz vom 26.7.1888, die Besteuerung für örtliche kirchliche Bedürfnisse betreffend (Gesetzes- und Verordnungsblatt für das Großherzogthum Baden vom 6.8.1888, 383), in Kraft gesetzt zum 1.1.1889 durch Verordnung vom 12.10.1888 (Gesetzes- und Verordnungsblatt, 589)
 - 11 Richtig wäre hier die Bezeichnung Kirchspielsgemeinde
 - 12 Am 19.7.1870 erklärte Frankreich Preußen den Krieg, die süddeutschen Staaten stellten sich daraufhin an Preußens Seite. Am 4.8.1870 erfochten die deutschen Truppen bei Weißenburg ihren ersten Sieg. Nach weiteren Schlachten galt ab dem 31.1.1871 eine Waffenruhe, die bis zum Abschluß des Friedenspräliminarvertrags am 26.2.1871 zweimal verlängert wurde. Zuvor war es am 18.1.1871 in Versailles bereits zur Kaiserproklamation (Gründung des 2. Kaiserreiches) gekommen
 - 13 Stark, Eduard Martin, geb. 20.10.1834 Peterstal, Pfarrei Ziegelhausen, geweiht 2.8.1859, gest. 11.5.1893: vom 5.8.1869 bis Januar 1875 Pfarrer in Honau
 - 14 Geier, Anton, geb. 24.10.1848 Neunkirch, geweiht 31.1.1874, gest. 9.12.1909: vom 18.2.1886 bis 8.2.1887 Pfarrverweser in Honau
 - 15 Eine gemischt staatlich-kirchliche Behörde, die von 1862–1934 bestand. Vorgänger war der seit 1843 bestehende „Katholische Oberkirchenrat“, eine dem Innenministerium unterstehende „Central-Mittelbehörde“, zu deren Aufgaben es gehörte *die „... Oberaufsicht ... in allen den Staat berührenden katholischen kirchlichen Sachen“* wahrzunehmen.
 - 16 Lambris = Holztäfelung oder Marmorverkleidung (des unteren Teils einer Wand) <frz. lambris „Deckengetäfel, Schalwerk“>
 - 17 Ochs, Leopold, geb. 15.10.1850 Völkersbach, geweiht 31.1.1874 St. Peter, gest. 22.11.1912 Sickingen, beerd. 25.11.1912 Sickingen: vom 9.2.1887 bis 14.10.1903 Pfarrer in Honau
 - 18 Steinbach, Karl Franz, geb. 2.6.1865 Waldmühlbach, geweiht 8.7.1891 St. Peter, gest. 12.5.1927 Gernsbach: vom 4.8.1904 bis Okt. 1912 Pfarrer in Honau
 - 19 Mit Schreiben vom 16.11.1911 teilte Pfarrer Steinbach dem Kath. Oberstiftungsrat u.a. mit, daß in einem Jahr 138 Kröten aus dem Keller geholt wurden
 - 20 Gast, Lorenz (geb. 2.4.1865 Honau), von 1903 bis 1931 Bürgermeister von Honau. Pfarrer Steinbach charakterisiert ihn wie folgt: *„... ein Liberaler, ein Trunkenbold und wohl der ärgste Prozesser und Wirtshauskrakehler, der die Gemeinde in fortwährender Unruhe und Zwietracht erhält, mit dem das Bezirksamt wegen seiner zahlreichen Willkürakte und seines Pascharegiments fortgesetzt seine liebe Not hat, ... Die Gemeinderäte haben eine heillose Angst vor dem überaus groben Chef.“* (Schreiben vom 28.12.1914 an das Erzb. Ordinariat)
 - 21 Vogelbacher, Joseph Dr. phil., geb. 26.1.1892 Hänner, geweiht 20.6.1920 St. Peter, gest. 20.5.1960 Gündlingen (Herzinfarkt), beerd. 25.5.1960 Hänner: vom 28.7.1933 bis 7.11.1951 Pfarrverweser bzw. (seit 1935) Pfarrer in Honau
 - 22 Wacker, Wilhelm, geb. 25.6.1888 Nordweil, Pfarrei Bleichheim, geweiht 2.7.1913, gest. 11.12.1972 Nordweil, beerd. 14.12.1972 Nordweil, saß 1935 eine dreimonatige Gefängnisstrafe wegen Vergehens gegen das „Heimtückegesetz“ ab, 1947 zum Erzb. Geistl. Rat ad honorem ernannt, von 1952 bis 1965 Kammerer des Dekanates Offenburg
 - 23 Schludi, Karl Heinz, geb. 27.10.1929 Karlsruhe, geweiht 30.5.1954 Freiburg: vom 18.1.1961 bis 6.11.1963 Pfarrverweser in Honau

„. . . in den Krypten unter den Altären des seligen Jakobus . . .“

Neue Erkenntnisse zur Bau- und Kunstgeschichte der Jakobus- und der Hl. Grabkapelle auf dem *Bergle* zu Gengenbach

Juliana Bauer

Pfarrer Helmut Eberwein gewidmet

Mannigfaltig sind die Abhandlungen, Berichte und Erwähnungen, die sich, teils historisch und religiös erläuternd, teils poetisch, um das Gengenbacher *Bergle* und seine kleinen Heiligtümer ranken. Daten und Fakten ihrer langen Geschichte werden aufgereiht, aneinander gereiht, wiederholt, umspielt von den zur Sprache gewordenen Bildern einer rebenbewachsenen Landschaft, wie sie Besucher und Einheimische gleichermaßen lieben.

Die Jakobuskapelle

Der erste Bau

Die Kapelle St. Jakobus zeigt sich heute wieder im wesentlichen in der Gestalt, wie sie in den Jahren 1681/82 neu erbaut wurde. Ihre Geschichte führt jedoch über Jahrhunderte zurück zu einem Vorgängerbau, von dem bislang nicht mehr als frömmigkeitsgeschichtliche und bauliche Einzelheiten tradiert sind.

Allgemeiner Überlieferung zufolge wurde zu Beginn des 13. Jahrhunderts eine Kapelle auf dem über Gengenbach nordöstlich sich erhebenden Hügel erbaut,¹ der bereits den Römern nicht nur ein wichtiger strategischer Punkt, sondern auch eine heilige Stätte war.² Das bisher früheste gesicherte Datum für die Existenz der Kapelle, die dem Apostel Jakobus geweiht wurde, ist das Jahr 1289. In einer Abschrift aus dem 15. Jh. ist uns ein Dokument jenes Jahres erhalten, in dem Papst Nikolaus IV. u. a. die „*Kapelle St. Jakobus auf dem Kastellberg mit allen Rechten und Zugehör*“ als Besitz der Abtei Gengenbach bestätigt.³

Weitere, sowohl für die Frömmigkeits-, als auch die Baugeschichte aufschlußreiche Details erhellt eine im Original bewahrte Ablaßurkunde vom 30. Mai 1294. Darin gewährt der von dem Straßburger Bischof Konrad ermächtigte Bischof von Toul/Lothringen gleichen Namens den gläubigen Pilgern nicht nur einen Ablass von vierzig und hundert Tagen – vielmehr bezeugt das Dokument die, ebenso durch den Toulser Bischof vorgenommene Weihe eines Altars „*in den Krypten unter den Altären des seligen Jakobus*



Abb. 1: Jakobuskapelle Gengenbach, Außenansicht mit Eingang, n. d. Restaurierung von 1969/71

... zu Ehren der glorreichen Jungfrau Maria, des seligen Johannes des Evangelisten, der heiligen Perpetua und aller Heiligen“.⁴ Demnach verwundern die verschiedenen Patrone des kleinen Gotteshauses nicht mehr, die in den späteren Jahrhunderten neben dem heiligen Jakobus immer wieder auftauchen.⁵

Für die Baugeschichte der Kapelle ist nun jene Aussage von Bedeutung, die von *Krypten* spricht – eine Aussage, die bislang unbekannt oder gar unerkannt blieb und daher in keiner der bisherigen Veröffentlichungen Erwähnung findet. Somit beleuchtet sie einen neuen baulichen Aspekt des ersten Kirchleins. Von welcher Art die genannten Krypten jedoch waren, bleibt (noch) im Dunkeln. Wahrscheinlich handelte es sich um zwei kleine Räume unter Chor und beginnendem Schiff,⁶ die wohl ein einfaches Tonnengewölbe aufwiesen. Möglich wäre aber auch ein einziger Raum mit ein oder zwei Gängen gewesen⁷ – archäologische Grabungen würden hier konkrete(re) Antworten zu geben wissen.

Eindeutig indessen geht aus dem Urkundentext die religiöse Bedeutung der Krypten hervor, in denen mit der Errichtung eines Altars ein zusätzlicher Andachtsraum für die Gläubigen geschaffen wurde. Der an erster Stelle der Gottesmutter geweihte Altar dürfte der Ursprung für die sich auf dem Bergle entwickelnde Marienverehrung gewesen sein, wie sie nicht nur Briefe und Verkündbücher aus der späteren Zeit des zweiten Baus, sondern vielmehr noch die 1717 errichteten Wegstationen der *Sieben Schmerzen Mariens* bezeugen und in der Skulptur der Schmerzensmutter, die den Mittelpunkt der heutigen Kapelle bildet, seit wohl mehr als dreihundert Jahren verkörpert wird.⁸

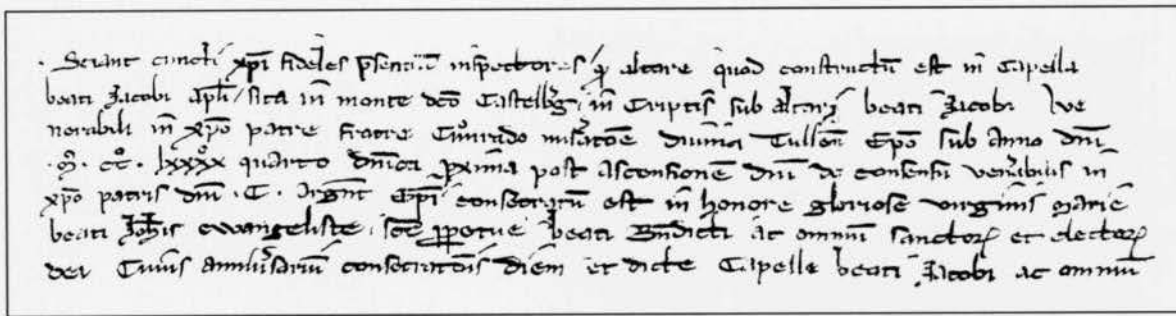


Abb. 2: Auszug aus der Ablaßurkunde von 1294

Über das ursprüngliche Aussehen des ersten Baus und dessen über die Jahrhunderte hinweg anzunehmenden Veränderungen gibt es keinerlei Hinweise. Eine Protokollbeschreibung, die Wingenroth für die letzten Jahre vor dem Neubau zitiert, erwähnt wenige Charakteristika des Kapelleninneren: ein dunkles Langhaus mit unregelmäßig angebrachten Fenstern, einen etwas helleren Chor und eine „Küche“ oder einen beheizbaren Raum.⁹ Die vergrößerte Abbildung der auf dem oben erwähnten Kupferstich dargestellten Kapelle (vgl. Anm. 5, Abb. 4) vermittelt immerhin einen Eindruck von deren Äußerem nach einer mehr als dreihundertjährigen Geschichte. Sie zeigt das schlichte Kirchlein mit flacher Chorwand, in der zwei Fenster erkennbar sind (drei sollen es gewesen sein), zwei Doppelfenstern wie auch zwei Strebepfeilern auf der Langhausseite und einem Dachreiter. Der kleine Vor- oder Anbau – wohl neben dem Eingang gelegen – könnte dort eine „Küche“ vermuten lassen.

Der zweite Kapellenbau

Mit der unter Pfarrer Helmut Eberwein 1969/71 durchgeführten, umfassenden Restaurierung des zweiten Kapellenbaus, bei der architektonische, das Äußere verfremdende Elemente der 1870/80er Jahre sowie die überladene Innenausstattung beseitigt wurden, näherte man sich dem Gebäude in seiner frühbarocken Ursprünglichkeit von 1681/82 wieder stark an. Der damalige Abt Placidus Thalmann (1680–96) ließ einen nahezu kompletten Neubau errichten – genaue Angaben zu Größe und Aussehen lassen sich den erhaltenen Richtlinien, die dem Gengenbacher Maurer *Daniel Johann* in zwölf Punkten an die Hand gegeben wurden, entnehmen.¹⁰

Die alte Kapelle wurde bis auf die Grundmauern abgetragen, einzig die Nordwand ließ man stehen.¹¹ Wichtig war den Bauherren vor allem ein in der Grundfläche größerer Raum, denn „erstlich solle daß Kirchlein umb 12 biß 13 Schuh erweitert (werden) alßo daß solches in der breite . . . inwendig 30 Schuh und außwendig sambt den beiden Mauren 35 Schuh, in der Länge biß an den Chorbogen inwendig 42 Schuh . . . alß in allem . . . in der



Abb. 3: Altarbild in der Bergle-Kapelle mit den Hl. Felicitas und Perpetua



Abb. 4: Die erste Jakobuskapelle (Detail von dem Brendel'schen Kupferstich von 1612)

Länge zusammen 75 Schuh . . .“ Bezüglich der Höhe orientierte man sich an jener des „alten gemäuer(s)“ – und damit an „24 Schuh“. Für die Stärke des Fundaments wurden 3 Schuh vorgegeben, die Mauer sollte sich bei der Hochführung jedoch auf $2\frac{1}{2}$ Schuh verjüngen.



Abb. 5: Die Jakobuskapelle 1682/89 (Detail von Abb. 3)



Abb. 6: Bergle-Kapelle auf einem Handwerkerbrief, Ende 18. Jh.

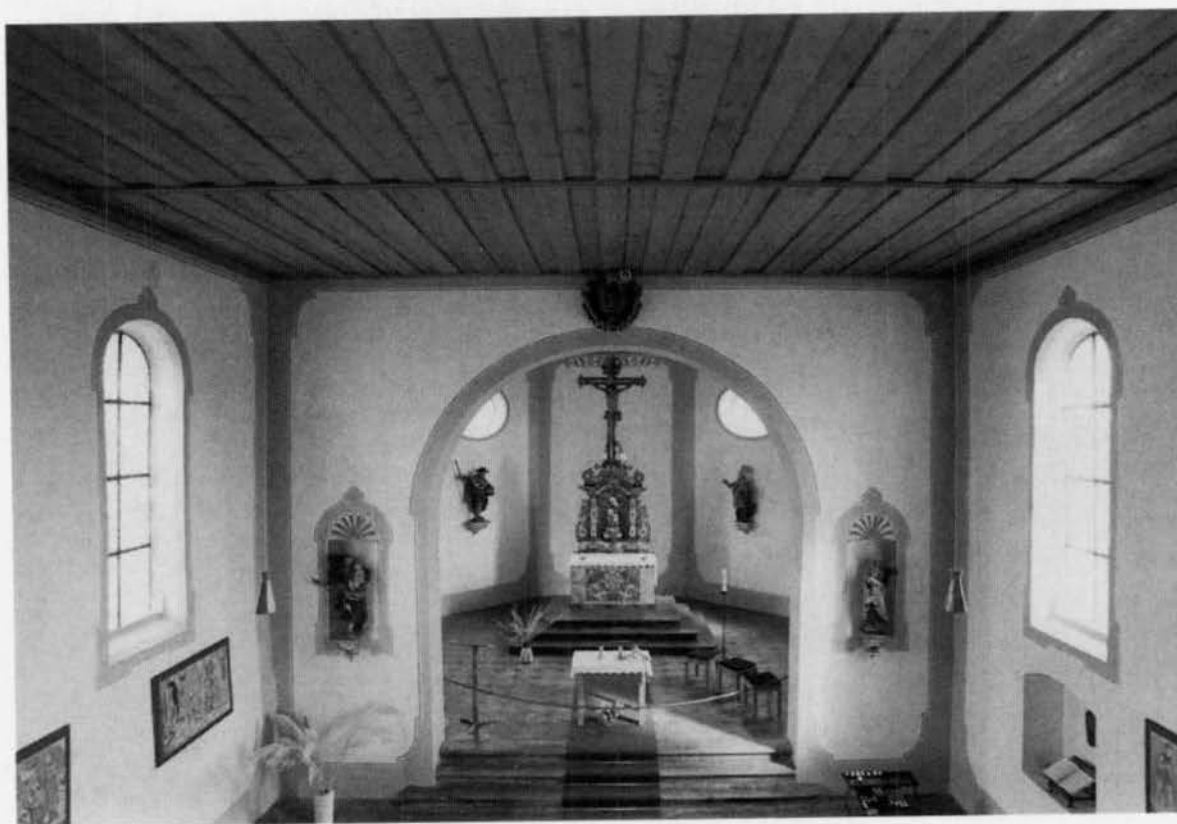


Abb. 7: Jakobuskapelle, Innenansicht

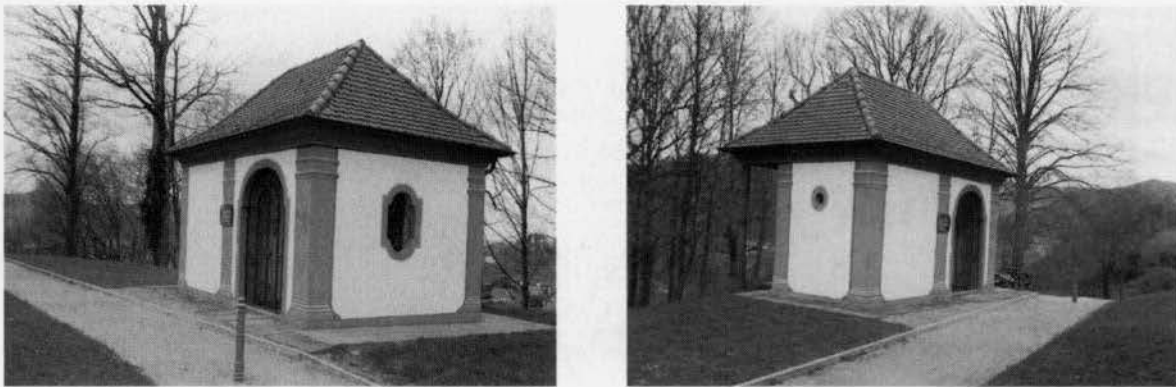


Abb. 8: Hl. Grabkapelle, Außenansicht, n. d. Restaur. von 1997/98

Unter Berücksichtigung eines jeden Bau- und Raumteils werden die Maßangaben detailliert aufgeführt. Eingefügt sind im weiteren Erläuterungen zu Form und Material einzelner Bauglieder.¹² So werden „bachen steine“ zum Ausbau der Triumphbogenlaibung sowie der Fensterlaibungen in Giebel und südlicher Langhausmauer verwendet, mit „sauberen . . . 8 eggige(n) Ziegelblatten“ aber die erste Stufe der dreigestaffelten Chortreppe belegt.¹³ Einen neuen Holzbelag erhielt der Fußboden unter dem Gestühl, wohingegen jener des Chors lediglich aufgebrochen und „mit den vorig Steinblatten“ wieder frisch ausgelegt wurde.

Exakt werden Anzahl und Form der Fenster genannt. Von den „3 fenster(n) ob der Thür am giebel“ sollten zwei nur Blendfenster und „gantz rund“ sein, jenes direkt über der Empore aber „in oval formb“.¹⁴ Die zwei Ellipsenfenster im Chor, in der Baubeschreibung als „oval fenster . . . in dem Chörlin“ betont, wurden während der Restaurierung von 1969/71 wieder freigelegt. Desgleichen erhalten sind die „6 fenster in der Langen Mauern . . . , . . . 3 auff jeder seite“,¹⁵ wobei die beiden östlichen der Belichtung des fünfseitigen Chores dienen.

In seiner Grundstruktur wiederhergestellt wurde damals der ursprüngliche Eingang. Nach der Entfernung des Staffelgiebels und der historistischen Vorhalle erhielt die dreistufige Treppe ihr „Vortächlin“ zurück, welches die auf dem ehemaligen Altarbild dargestellte Kapelle ausdrucksvoll veranschaulicht (Abb. 5).¹⁶ Das doppelgeschossige Dachreitertürmchen mit glockenförmigen Dächern büßte im Lauf des 19. Jhs. jedoch für immer seine barocke Gestalt ein – ihm folgte ein schutzblechummanteltes mit einem schlichten Zeltdach.

Besondere Erwähnung finden schließlich Seitenaltäre und Choraltar. Sie wurden abgebrochen, hernach aber wieder „sauber gesetzt“, neu aufgemauert und mit „den Altarsteinen belegt“.¹⁷ Die Umkleidung und Verzierung des Choraltars hält eine Akte vom 11. Juli 1682 fest – ein Schreiner mit Namen „*Hanß Jacob Feißt*“ wurde mit dieser Aufgabe betraut.¹⁸

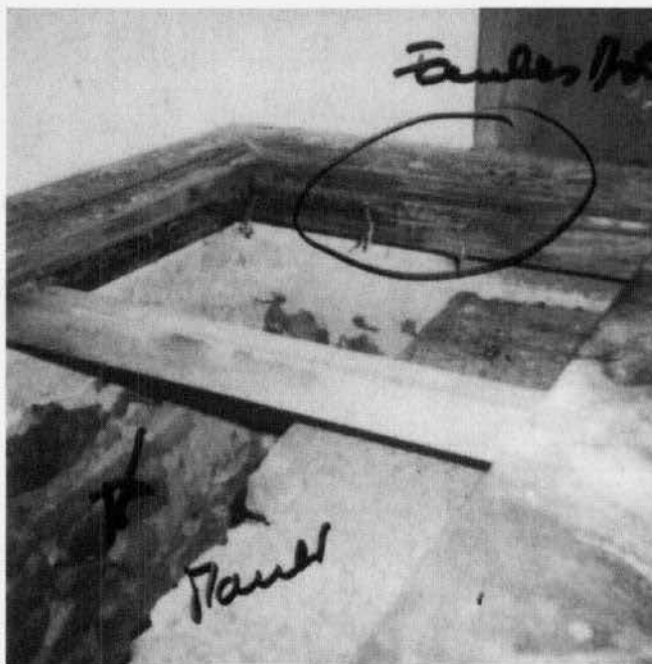


Abb. 9: Mauerfragmente unter dem Altar i. d. Hl. Grabkapelle, Aufn. während der Restaurierung 1997/98

Der Altar sollte wohlproportioniert und mit reichem Bild- und Ornamentschmuck ausgestattet sein. Zwei Bildtafeln in Oval- und Rechteckform sollten, von „Cieraden außschweifung“, d. h. von Schweifwerkornamentik und von „zwo schön gewundenen Säulen“ gerahmt, die Schauseite schmücken. „Neben“ diesen „sollen zu . . . zwey geschnitzelten bildern einen feinen proportionierlich gesimbs oder Postament . . .“, überfangen von sitzenden oder halb liegenden Engeln und Puttenköpfen. An oberster Stelle aber war der Name Jesu „in der Sonne“ anzubringen – ein Symbol für Christus als Ursprung des Lichts. Das Oval war mit den Wappen des Abtes und des „Gottshauß(es)“ sowie der Jahreszahl 1682 auszuführen.¹⁹ Die gesamte Arbeit mußte sauber ausgeführt werden.

Die Beschreibung weist auf einen volkstümlich geprägten, doch durchaus mit Stilelementen des Frühbarock ausgestalteten Altar hin, der noch Anklänge an die Spätrenaissance hat. Charakteristische Merkmale zeigen sich in der genannten Oval- bzw. Ellipsenform (vgl. auch die Chorfenster), dem Schweif- oder Rollwerk wie auch den Engelsköpfen. Ende des 19. Jhs. erhielt der Altar eine Neufassung durch einen Karlsruher Dekorationsmaler; eine neue Bildtafel löste jene von 1682 ab.²⁰ Im Zuge der schon mehrfach erwähnten Restaurierung von 1971 fand ein reich geschnitzter, bunt gefaßter Altar in der Manier eines ländlichen Barock seine zentrale Stelle im Chor.²¹

Nach der Fertigstellung 1682 hatte man die St. Jakobskapelle lediglich weiß getüncht.²² Zu dieser Schlichtheit kehrte man 1971 zurück, lockerte diese jedoch bei der letzten Renovierung, die Pfarrer Udo Hildenbrand 1992 ausführen ließ, durch eine zurückhaltende, dem Innenraum angemess-



Abb. 10: Unverputzte Hl. Grabkapelle, Aufn. während der Restaurierung 1997/98

sene Ornamentfreskierung auf. In einem zarten Rotpastell wurde eine allgemeine Wandgliederung durch Fenster- und Sockelrahmung sowie durch Lisenenfelder und raumvortäuschende Nischen mit Muschelwerk vorgenommen, letzteres dem im Barock beliebten Architekturillusionismus nachempfunden und somit den frühbarocken Charakter des Gotteshauses unterstreichend (Abb. 7).

Die Heilig-Grab-Kapelle

Nördlich der Jakobuskapelle steht am Abhang ein weiterer kleiner Kapellenbau: die Hl. Grabkapelle. Das einfache Haus mit Walmdach und säulenbemalten Außenfassaden wurde durch eine 1997/98 durchgeführte Restaurierung vor dem Zerfall bewahrt und zu einem zusätzlichen schmucken Kleinod des Kapellenensembles auf dem *Bergle*.²³

Bei der Grabkapelle handelt es sich in Teilen um einen zweiten, in Teilen um einen dritten Bau, von denen der ältere zeitlich parallel zu jenem von St. Jakobus errichtet wurde.²⁴ Über den ersten Bau weiß diesselbe Überlieferung, welche die Errichtung der Hauptkapelle in den Anfang des 13. Jhs. datiert: „. . . (hat . . . ein Abt. . .) . . . auf dem Platz, wo der heidnische Altar stand, ein Grab des Erlösers mit einer kleinen Kapelle . . . (erbauet).“²⁵ Konkretes jedoch läßt sich in keinen Akten finden.²⁶ Allge-

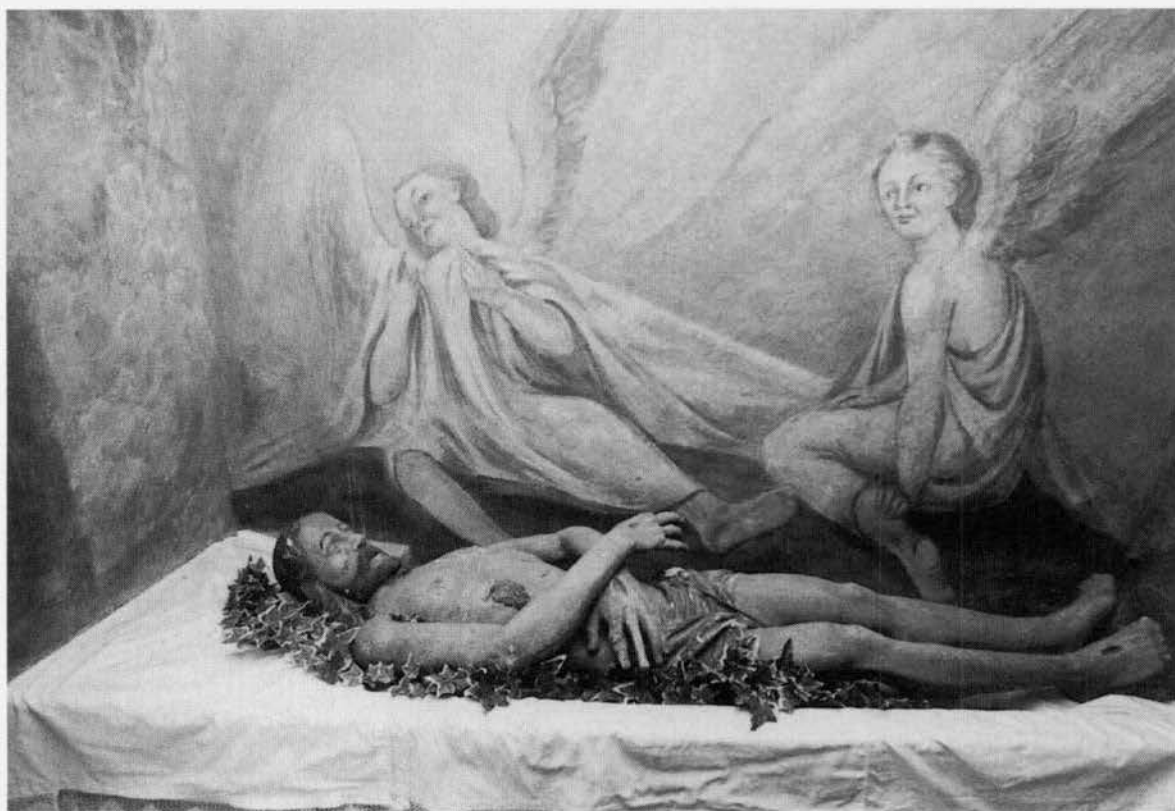


Abb. 11: Grabkammer, Engelfresko und Christusskulptur, 1716–18

mein verbreitete sich im abendländischen Kulturraum seit Ende des 11. Jhs. vermehrt die Sitte, im Gedenken an das Grab Christi und in der „Nachbildung“ der Jerusalemer Grabeskirche entsprechende Bauten zu errichten. Die Tradition läßt sich in Westeuropa bis ins 18. Jh. hinein verfolgen – eine Neubelebung erfuhr sie vor allem seit der zweiten Hälfte des 17. Jhs. durch die Jesuiten. Typisch für die meisten, in jener Zeit entstandenen kleinen Kapellenbauten ist ihre Zweiteilung in einen Vorbau und eine (hintere) Grabkammer, in der sich ein Sarkophag oder ein „Grabtrog“ mit einer liegenden Christusfigur befindet.²⁷

In dieser Traditionslinie steht die Hl. Grabkapelle auf dem *Bergle*. Ihre beiden Bauteile, Vorraum – der zugleich Altarraum ist – und Grabkammer, wurden, wie erwähnt, in zwei Bauphasen errichtet. Die sehr niedere Kammer, mit einem Tonnengewölbe ausgestattet,²⁸ stammt aus den Jahren 1681/82, während das Sanktuarium ein Bau aus dem frühen 18. Jh. ist.²⁹ Im Gegensatz zur Jakobs- wurde die kleine Grabkapelle 1681 „gratis undt in Frondienst“ von „Fuohrleuten und Handarbeitern“³⁰ aufgebaut. Daher ist es nicht verwunderlich, daß die vorwiegend aus Bruchsteinen hochgezogenen Mauern in ihrem Verbund z. T. massive Fundamentstörungen aufweisen (Abb. 10).³¹ Mit dem Neuaufbau des Altarraums sowie mit Ausbes-



Abb. 12: Engel,
Detail der Wandmalerei



Abb. 13: Hl. Grabkapelle, Altarraum

serungen der Grabkammer beauftragte man in den Jahren 1716–18 „... Michael Natterer (den) abhießigen Maurer.“³² Er verlieh der Kapelle barocke Elemente: Eingang und Fenster des Vorraums erhielten eingezogene Rundbogenformen, ein Fenster von gleicher Form wurde in die Nordwand der Grabkammer eingebrochen, die bis dahin nur einen Okulus, d. i. ein kleines Rundfenster, besaß.

Die zusätzliche Lichtquelle hatte ihren konkreten Sinn. Nun war es den Pilgern möglich, die neue Christusskulptur, in einen „Grabtrog“ aus Sandstein gebettet, sowie die neue Malerei in Augenschein zu nehmen. Die Wand über dem liegenden Christus hatte ein unbekannter Maler aus Offenburg im Rahmen der gesamten Neuerungen zwischen 1716–18 mit einem Fresko geschmückt.³³ Dieses zeigt überlebensgroße Engelsgestalten, die um den toten Christus trauern, ein Motiv, welches in der Bildkunst seit dem 12. Jh. bekannt ist und seit der italienischen Frührenaissance (*Giotto*, 1304/06) vermehrt auf Passionsdarstellungen auftritt.³⁴ Die ursprüngliche Malerei ist etwa zu einem Drittel erhalten, große Teile weisen Ergänzungen aus einer früheren Restaurierung von 1971 auf.³⁵

Die Skulptur des toten Christus wurde zeitgleich mit dem Fresko von einem „bildthawer von kippenheimb“ geschaffen.³⁶ Nachforschungen er-

gaben, daß es sich hierbei nur um den Schweizer *Daniel Muckhensturm* handeln konnte, den bisher einzig nachweisbaren Bildhauer jener Jahre in Kippenheim/Lahr. Er war dort zeitweise von 1712–30 ansässig und hatte für verschiedene Orte im Umkreis Aufträge ausgeführt.³⁷ Über den Künstler, der von 1702–05 in Schlettstadt tätig war, wo er sich verheiratete und das Zunft- und Meisterrecht erwarb, ist kaum etwas bekannt.³⁸ Nach einem Streit um das Arbeitsrecht mit dem Bildhauer Franz Hauser, dem Stiefbruder Philipp Winterhalders, hatte er Schlettstadt verlassen. Von seinen Werken sind außer der Gengenbacher Christusfigur und einem steinernen Kruzifixus in Wyhl a.K.³⁹ vermutlich keine weiteren erhalten; auch liegen andere seiner Aufenthaltsorte im Dunkeln.

Bei der Skulptur der Hl. Grabkapelle handelt es sich um eine Vollrundplastik aus Lindenholz. Sie wurde mehrfach farbig überfaßt, wobei die letzte, inzwischen verschmutzte Schicht eine Ölfarbfassung zeigt.⁴⁰ Könnten die oberen Schichten abgenommen und die erste, anzunehmende Kasein-Ei-Tempera-Fassung freigelegt werden, so käme nicht nur das sicherlich sehr feine Inkarnat der Figur wie überhaupt die ganze Schönheit der ursprünglichen Arbeit eines Bildschnitzers zutage, vielmehr wäre dann auch eine genaue kunsthistorische Zuordnung der stark restaurierungsbedürftigen Skulptur möglich.

Der im Kapellenvorraum errichtete Altar dürfte aus der ersten Hälfte des 18. Jhs. stammen. Durch die feine Marmorierung des Holzes, eine Imitationstechnik, die im 18. Jh. sowohl in der Kirchen- als auch in der Möbelmalerei verbreitet war, erfuhr das Stück eine Aufwertung. Die Ausschmückung des Antependiums mit christologisch-marianischer Blumensymbolik, auf dessen Grund das Monogramm der *Mater Dolorosa* den Mittelpunkt bildet, steht in sinnfälligem Kontext zur Errichtung der Bildstationen der *Sieben Schmerzen Mariens*. Wahrscheinlich war der Marienaltar, auf dem seit der letzten Restaurierung eine Terracottafigur der *Pietà* ihren Platz fand,⁴¹ von Anfang an als Höhepunkt des Prozessionsweges gedacht.

Danken möchte ich den folgenden Personen für ihre Auskünfte, Hilfe und Unterstützung: Frau Lilith Stromeyer-Sutter (Stadtarchiv Gengenbach), sowie den Herren Johannes Berger (Restaurierung u. Kirchenmalerei Bad Krozingen), Prof. Hermann Brommer (Merdingen), Pfarrer Helmut Eberwein (Gengenbach), Pit Hartmann (Gengenbach), Eugen Lang (Gengenbach), Bruno Lehmann (Gengenbach), Richard Schill (Erzbischöfl. Bauamt Freiburg), Prof. Louis Schlaefli (Bibliothèque du Grand Séminaire, Straßburg), und Dieter Weis (Ettenheim). Weiterhin danke ich den zuständigen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen der Archives Départementales du Bas-Rhin, Straßburg und des Generallandesarchivs, Karlsruhe.

Allgemeine Literatur zu Gengenbach und dem Bergle

- Brommer, Hermann: Gengenbach. Kirchen und Kapellen. München/Zürich, 1989 (4. Aufl.), 1994 (5. Aufl.)
- Ders.: Gengenbach. Kirchen und Berglekapelle, Lindenberg/Allgäu, 1999
- Eberwein, Helmut (Hrsg.): Die acht Seligpreisungen. Bilder von Ruth Schaumann in der Bergle-Kapelle. Gengenbacher Kostbarkeiten, Bd. 2. Gengenbach, 1991
- Gengenbach. Ein kunstgeschichtlicher Rundgang, begl. v. Brommer, H./Eberwein, H./u. a. München/Zürich, 1988
- Gengenbach. Ein Streifzug durch Geschichte und Gegenwart. Hrsg. Stadt Gengenbach. Gengenbach, 1990
- Göppert, Joseph: Das Gengenbacher Bergle. In: Badische Heimat 58/2, Juni 1978
- Kast, Augustin: Stadtgeschichtliche Forschungen, 4 Bde., Bearb. v. Glatz, A. Stadtarchiv Gengenbach
- Klein, Kurt: Der Kinzigtäler Jakobusweg. Waldkirch, 1994
- Schaaf, Paul: Gengenbach. Vergangenheit und Gegenwart. Konstanz, 1960
- Wingenroth, Max: Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden. 7. Bd., Kreis Offenburg. Tübingen, 1908

Anmerkungen

- 1 Vgl. das *Gesuch des Abtes Bernhard M. Schwörer an den kurfürstlich badischen Geheimrath* vom 4. Sept. 1803. In: IX Kirchenbaulichkeiten 1803–55, St. Jakobuskapellenfond, Pfarrarchiv Gengenbach, Blatt 1
- 2 Eine dort entdeckte Säule eines Jupitertempels befindet sich im Museum im Ritterhaus in Offenburg
- 3 „... Nicolaus Ep(isco)pus ... capellam sancti Jacobi in monte Castelberg cum omnibus juribus et pertinenciis suis ... Anno MCCLXXXIX pontificatus sui 2^o...“, siehe: *Kopialbuch Nr. 627*, 16, GLA (= Generallandesarchiv) Karlsruhe
- 4 „... altare quod constructu(m) est in capella beati ap(osto)li Jacobi ... sita in monte dicto Castelberg in criptis sub altares beati Jacobi ... in chr(is)to patre fratre Cunrado ... Tullen(si) Ep(iscop)o ... consecratu est in honore gloriose virginis Marie/beati Joh(ann)is evangeliste/ s(an)cte P(er)petue/beati B(e)n(e)dicti ...“, siehe: *Urkunde Nr. 1137*, 30. Mai 1294, Gengenbach/Reichsstifts-/Kirchenordnung 30/66, GLA Karlsruhe.
Was die Hauptaltäre der ersten Kapelle betrifft, so erwähnt Wingenroth zwei. Sie befanden sich jeweils im Chor und unter dem Triumphbogen (siehe: Wingenroth, Max: Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden. Beschreibende Statistik. 7. Bd., Kreis Offenburg. Tübingen, 1908, 424
- 5 So sind z.B. die Heiligen Perpetua und Felicitas als Schutzpatroninnen von Stadt und Bergle auf einem Kupferstich von 1612 dargestellt (siehe: Gengenbach. Ein kunstgeschichtlicher Rundgang begleitet von H. Brommer, H. Eberwein, R. End, B. Lehmann, K. H. Templin/München/Zürich, 1988, 11); ebenso zeigt das ehemalige *Altargemälde* von St. Jakobus Perpetua und ihre Herrin als Patroninnen von Bergle und Abtei (siehe die *Krönung Mariens mit den Hl. Perpetua und Felicitas*, St. Jakobuskapelle, Gengenbach, Abb. 3; siehe auch Anm. 20), Johannes/Ev. hingegen tritt nicht mehr in Erscheinung. Zum Patronat Mariens s.u. (= siehe unten).

- 6 Dies würde sich beispielsweise mit Wingenroths Zitat zur Lokalisierung der Jakobusaltäre decken (siehe Anm. 4, Wingenroth). Vgl. hierzu Krypten in romanischen Kirchenbauten am Oberrhein. In: Will, Robert: Romanisches Elsaß. Würzburg, 1982. Zu nennen wären u.a.: St. Fides in Schlettstadt, deren Krypta – hier unter der Vierung – aus zwei kleinen Räumen besteht, 227, die ehemalige Abteikirche in Andlau, deren weiträumige Hallenkrypta unter Chor und Vierung ebenfalls aus einem vorderen und hinteren Raum besteht, 242 – letztere jedoch sehr kunstvoll gestaltet
- 7 Siehe Anm. 6, Will, 300. Das Beispiel einer solchen Krypta, die zudem von kleinem Ausmaß und tonnengewölbt ist, findet sich in den Doppelkapellen in Neuweiler/Zabern
- 8 Vgl. hierzu Göppert, Joseph: Das Gengenbacher *Bergle*. In: Badische Heimat, 58/2, Juni 1978. Göppert zitiert u.a. aus einem Brief des Abtes Jakob Trautwein (1763–92) die Worte „unsere lieben Frauen Capell auf dem Bergle . . .“. Die um 1380 entstandene Pietà fand seit 1971 ihren Platz auf einem barocken Altar (s.u.). Ihre lokale Herkunft ist gleich ihrem zeitlichen Erscheinen in der Jakobuskapelle ungeklärt, sie dürfte sich aber seit Ende des 17. Jhs. dort befinden
- 9 Siehe Anm. 4, Wingenroth, 424: . . . ein „hypocaustum seu culinam . . .“ wird genannt, was unmißverständlich auf eine Verpflegung der Bergle-Wallfahrer hinweist. St. Jakobus bei Gengenbach war m.S. eine der Pilgerstationen auf dem Ost-West-Weg nach Compostela, lag die Stadt doch, als Umsteigeplatz eine Rolle spielend, an der im frühen 13. Jh. ausgebauten Fernhandelsstraße, der sogenannten *Königsstraße* von Süd-Osten nach Westen
- 10 Vgl. *Der Maurer Arbeith an dem New Vorhabenden gebäu des Kirchlins oder Cappellen auff dem Berglin gegen M. Daniel Johann dem Maurer alhier Anno 1681*, 5 Seiten. In: Gebäu oder Erweiterung der Kapelle oder Kirchlein auff dem Berglein in anno 1681. Domänenverwaltung Gengenbach, Kirchenbaulichkeiten. Die Unterhaltung der Kirche auf dem Kastellberg, 1520–1769. Abt. 409/Fasc. 822, Nr. 4, GLA Karlsruhe. Die Richtlinien, die mit einem „Kostenvoranschlag“ abschließen, wurden im Auftrag des Priors und Pfarrherrn Hieronymus Ziegler am 27. März 1681 unterzeichnet
- 11 Siehe Anm. 10, Punkt 1. Die Beschreibung des Abbruchs der einzelnen Bauteile ist an einigen Stellen durch stückweise Beschädigung der ersten Seite unterbrochen
- 12 Siehe Anm. 10, Punkt 3–8. Die Beschreibungen zu den Formen und Materialien sind stellenweise allerdings recht ungenau
- 13 Unter „bachen steinen“ sind die gebrannten, unbearbeiteten Tonziegel zu verstehen, während es sich bei den „sauberen“ Ziegelplatten zweifelsfrei um glatt bearbeitete oder glasierte Tonplatten handelte. Der Boden von Langhaus und Chor wie auch die Treppe(n)stufen (heute alle) sind mit Sandstein belegt
Neben Ziegelsteinen werden, vor allem für die Mauer der Längsschiffe, auch Quader, d. h. bearbeitete Natursteine, genannt
- 14 Heute weist die Giebelseite nur noch ein Fenster auf; indessen zeigt eine Zeichnung von 1860 die beschriebene Giebelfassade (siehe Anm. 5, Gengenbach, 11)
- 15 Siehe Anm. 10, Punkt 8. Die hohen, von Anfang an für den Neubau eingeplanten Rundbogenfenster werden an früherer Stelle als „Lange fenster“ bezeichnet
- 16 Siehe Anm. 5, Die *Krönung Mariens*. Vgl. hier auch der barocke Dachreiter, der noch Ende des 18. Jhs. auf einer Grafik auftaucht (vgl. Abb. 6). In der ersten Zeit befand sich auch ein Eingang in der Südwand des Kirchenschiffs, er wurde später zugemauert – leichte Nahtstellen sind gegenwärtig unter dem Verputz zu erkennen

- 17 Siehe Anm. 10 Punkt 5. Die Bauakte spricht von zwei „äußeren“ Altären, die sich links und rechts des Triumphbogens befanden, sowie vom Choraltar; den Sockel des letzteren setzt man bei der genannten Restaurierung wieder frei. Dieser ist vom jetzigen Altar verdeckt, die Seitenaltäre wurden bei der gen. Restaurierung entfernt (Mitteilungen von Pfarrer Helmut Eberwein)
- 18 Vgl. *Der Schreiner Arbeit deß Choraltars auff dem Berglin*, 2 S. In: siehe Anm. 10
- 19 Bei dem „Wappen des Gotteshauses“ konnte nur das Wappen der Abtei gemeint sein. Dieses zeigt einen doppelköpfigen Adler mit Herzschild, das einen Wellenschrägbalcken mit zwei Fischen umfängt
Was das Wappen des Abtes (Thalmann) betrifft, so hängt ein Exemplar noch heute über dem Scheitel des Chorbogens
- 20 Siehe Anm. 8, Göppert und Anm. 5, Altarbild *Krönung Mariens*. Das seit 1992 an der Nordwand hängende Gemälde war laut Überlieferung die erste Bildtafel des Choraltars von 1682 (vgl. auch Brommer, Hermann: Gengenbach. Kirchen und Kapelle, München/Zürich 1994, 19). Das Bild stellt ein unschätzbare Dokument zur Ansicht der Jakobuskapelle unmittelbar nach ihrem Neubau sowie der Abteikirche vor 1689 dar (Abb. 3)
- 21 Die überlieferte Aussage, es handle sich bei dem Altar um ein Stück aus der Werkstatt des Gengenbacher Barockbildhauers und -bildschnitzers *Philipp Winterhalder* (1667–1727), müßte noch eingehender erforscht werden
- 22 Siehe Anm. 10, Punkt 12
- 23 Ein drittes Kapellchen ist die sogenannte *Eckkapelle*, die an der Wegkreuzung unterhalb der südöstlichen Ecke der Jakobuskapelle steht (s.u. Anm. 32)
- 24 Siehe Anm. 4, Wingenroth, 425. Wingenroth nennt parallel zur Jakobuskapelle „das Kapellein außerhalb des Kürchleins ...“
- 25 Siehe Anm. 1, Blatt 2. Abt Schwörer spricht weiterhin von einer Weihe der Grabkapelle im Jahr 1294. Wurde sie mit solcher Verspätung geweiht? Oder doch erst 1294 erbaut bzw. erneuert?
- 26 Ob die unter dem Vorraum der jetzigen Kapelle erhaltenen Mauerfragmente von einer frühen Kapelle stammen oder lediglich Reste von dem ersten Altarraum von 1681 darstellen (s.u.), müßte untersucht werden (Abb. 9). Vgl. Akten zur Restaurierung der Hl. Grabkapelle 1997/98, Erzbischöfl. Bauamt, Freiburg/Br. sowie Mitteilungen von techn. Leiter Richard Schill, Erzbischöfl. Bauamt, Freiburg
- 27 Vgl. zu Hl. Grabkapellen v.a. Dalman, Gustav: *Das Grab Christi in Deutschland*. Leipzig 1922 und Kirschbaum, Engelbert. Braunfels, Wolfgang (Hrsg.): *Lexikon der christlichen Ikonografie*. Rom–Freiburg–Basel–Wien 1968–1976, Bde. 1–8, hier: Bd. 2, Stichwort: Grab, Heiliges
- 28 Im deutschen Sprachraum war es nicht unüblich, die in der Barockzeit entstandenen Hl. Grabkapellen mit einem Tonnengewölbe, das für Typik und Funktion dieses Raumes angemessen schien, zu versehen (siehe Anm. 27, Dalman)
- 29 Eine Baunaht zwischen Kammer und Vorraum verweist auf den Neuanbau des Altarraums (Mitteilungen von Restaurator Johannes Berger, Bad Krozingen und Richard Schill, Erzbischöfl. Bauamt, Freiburg)
Erhaltene Rechnungsbelege von 1716–18 sprechen zudem im Zusammenhang mit der Errichtung der Sieben Prozessionsstationen („der sibem Capellen auff dem Berglinsweg“) u.a. von der „auffbawung ... (des) hl. grab“, (... 1716, 1717, 1718 ... Specification deßjenigen, waß zur Erbauung der sibem Cappellen auff dem Berglinsweg aufgelegt worden, Blatt 2, Domänenverwaltung Gengenbach, Kirchenbaulichkeiten. Abt. 409/Fasc. 822, GLA Karlsruhe

- 30 Siehe Anm. 4, Wingenroth, 425
- 31 Siehe Anm. 26, Akten, Mitteilungen
 Siehe auch Anm. 4, Wingenroth, 425/27. Dieser stellt die Kosten von Jakobus- und Grabkapelle einander gegenüber. So betrug die Summe für erstere 1356, für „das Kapellein“ aber nur 15 florin
- 32 Siehe Anm. 29, Rechnungsbelege. Natterer erbaute m.S. auch die *Eckkapelle*, die dieselbe Eingangsform aufweist, wie die Grabkapelle. In den obigen Rechnungsbelegen wird immerhin „dem Maurer für die dritte Cappelle aufzubauen“ 12 fl. bezahlt, Blatt 5. Die Eckkapelle birgt, gleich der *Jakobuskapelle*, ein wertvolles Kreuzifix von *Philipp Winterhalder*, welches in letztgenannter unterhalb des Chorbogenscheitels hängt
- 33 Siehe Anm. 29. Die Rechnungen nennen 5 fl. 9ß, die „dem Mahler von Offenburg für . . . daß hl. grab zu mahlen“ bezahlt wurden, Blatt 4. Die Forschungen nach dem Namen des Künstlers blieben bislang ergebnislos
- 34 Siehe Anm. 27, Kirschbaum, Bd. 1, Stichwörter: Beweinung Christi, Engel
 Auf der Kreuzigungs- und Grablegungsdarstellung seiner großartigen Freskenzyklen in der *Cappella degli Scrovegni* in Padua verleiht Giotto als erster Künstler den Engelsgestalten starke menschliche Gefühle. Dies gelang auch dem volkstümlichen Maler aus Offenburg und seinen Restauratoren: der linke der beiden Engel verharrt ausdrucksvoll in einem Klagegestus (Abb. 11, 12)
- 35 Mitteilungen von Restaurator Johannes Berger, Bad Krozingen
- 36 Siehe Anm. 29, Rechnungsbelege: „ . . . dem bildthawer von kippenheimb für die bildnuß Christj in dem hl. grab bezahlt 10 fl.“, Blatt 4
- 37 Vgl. u. a.: Rechnung von 1712 mit Beilage Nr. 22 vom 27. 4. 1713 „für ein Neues Mutter Gottes bildt in die Kirchen nach . . . Kippenheimb . . . dem bildhauer Daniel Muckhensturm . . . 16 fl.“. Die Rechnungen von 1719/20 nennen Bildhauerarbeiten zu einem Altar in der „Dundenheimer Capellen“, für die Kirchen in Mahlberg und Friesenheim. In: Heiligenfondsrechnungen der Geistlichen Verwaltung des Badischen Oberamtes Mahlberg f. d. Jahr 1712, 62/908, GLA Karlsruhe
 Mitteilungen von Dieter Weis, Ettenheim
- 38 Vgl. Brommer, Hermann: Schlettstadter Bildhauer des 18. Jhs. In: *Annuaire de la Société des Amis de la Bibliothèque de Séléstat*, 1974, 20
- 39 Mitteilungen von Prof. Hermann Brommer, Merdingen und Dieter Weis, Ettenheim
- 40 Mitteilungen von Restaurator Johannes Berger, Bad Krozingen
- 41 Die Pietà ist ein Werk des 20. Jhs. und stammt aus dem Mutterhaus der Franziskanerinnen in Gengenbach

Wann wurde das St. Sixt-Kirchlein erbaut?

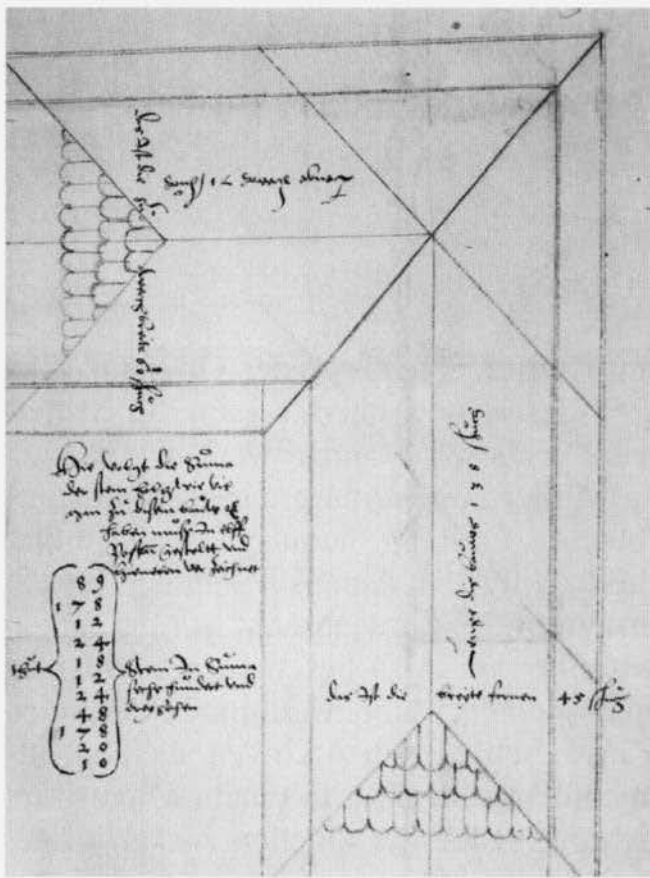
Weitere Einzelheiten aus der Vergangenheit des Hausacher Klösterleins

Kurt Klein

Im Jahre 1978 erschien unter dem Titel „Die Klöster der Ortenau“ eine Sonderausgabe der „Ortenau“ Nr. 58 des Historischen Vereins für Mittelbaden, der sogenannte „Klosterband“. Dieses Standardwerk wurde von Universitätsprofessor Dr. Wolfgang Müller aus Freiburg, ein weithin anerkannter Kirchenhistoriker des Erzbistums Freiburg, herausgegeben. In diesem umfassenden Werk habe ich die wichtigsten, damals bekannten Fakten und Erkenntnisse über „Das Klösterlein St. Sixt in Hausach“ zusammengefaßt. Inzwischen stieß der verdienstvolle wie auch bescheidene, leider zu früh verstorbene Hausacher Heimatforscher Wilhelm Heim im Rahmen seiner unermüdlichen Recherchen in verschiedenen Archiven auch auf urkundliche Hinweise aus der Geschichte von St. Sixt. In einem Manuskript hat er diese Regesten unter peinlicher Angabe der Quellen zusammengefaßt.

Aus diesen vorliegenden Unterlagen sollen nun weitere Hinweise entnommen werden, soweit sie von allgemeinem Interesse sein können. Leider ist es auch Wilhelm Heim nicht gelungen, in das bisherige Dunkel der Vorgeschichte des Klösterleins vorzudringen. Noch harren die Fragen nach der Gründung und dem Erbauer der Kapelle, des späteren Klosterkirchleins, auf eine Beantwortung. Fest steht nur, daß Graf Heinrich VI. von Fürstenberg im Jahre 1475 ein Franziskanerklösterleins „nahe bei der kleinen Kapelle St. Sixt“ erbauen ließ. Von diesem Zeitpunkt an kann die Vergangenheit des Barfüßerklösterleins mit seiner St. Sixt-Kapelle verfolgt werden.

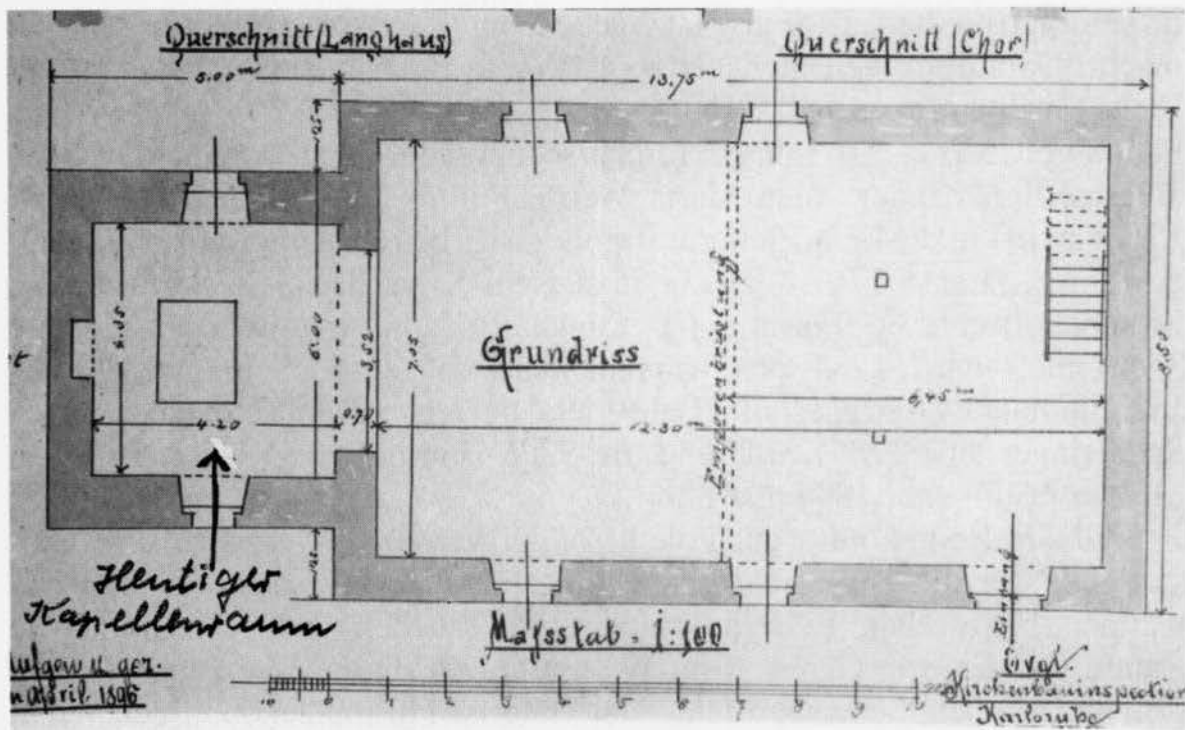
Aus dem Jahre 1517 taucht ein Schriftstück auf, aus dem hervorgeht, daß eine Pestepedemie das Klösterlein entvölkerte und nur noch ein Mönch das „Hospiz“ betreuen kann. Im Auftrag des Gutacher Pfarrers hat er auch die Seelsorge für die sechs Bauern „Unterm Graben zum Turm“ zu übernehmen, da diese zu jener Zeit noch dem Klösterlein abgabepflichtig gewesen sind. Doch mit der Einführung der Reformation befahl der Hornberger Oberamtmann Joseph Münch diese Leistungen einzustellen. Etwas später (1535) will Herzog Ulrich von Württemberg, ein Anhänger der neuen Lehre, die Mönche aus seinem Machtbereich vertreiben. Als der letzte Mönch das Klösterlein „wegen mangelndem Unterhalt“ verläßt (1518), fallen die Abgaben der Turnier Bauern endgültig an den evangelischen Prädikanten in Gutach.



Im F. F. Archiv Donaueschingen wurde dieser Bau-Riß des „Clösterleins zu Husen“ aus dem Jahre 1560 entdeckt. Repro: Goerlipp

Interessant, daß der evangelische Oberamtmann Hans Branz in Wolfach seinen Hornberger Kollegen Joseph Münch als Pfleger der Klostergebäulichkeiten mit dem Garten einsetzt (1558), nachdem zwei Jahre zuvor das Glöcklein vom Kirchlein abgenommen und vor das Rathaus gestellt worden ist. Branz schlägt sogar vor, der Orden möge auf das Hausacher Kloster verzichten, da sowieso keine Einnahmen mehr zu verzeichnen seien (1559). Doch im Jahr darauf wird der Vorschlag unterbreitet, das Kloster wieder zu erneuern. Dies scheint aber nicht geschehen zu sein, da 1565 das baufällige, leere Monasterium dem Grafen von Fürstenberg geschenkt wird. Im Gegenzug erhält der Orden 200 Taler. Ein Jahr später übernimmt der Hausacher Burgvogt Peter Nors und seine Frau Helene Bach den Klostergarten.

Ab 1567 wird das Klösterlein nach und nach abgerissen und das Baumaterial an Hausacher Bürger verkauft. Dagegen erfährt die St. Sixtkapelle eine Erneuerung (1584/85). Es werden sogar im Chörle unter Beschädigung der Fresken drei und im Langhaus vier Fenster eingesetzt (1586/87). Auch wird von einer Empore gesprochen und je ein Kirchenstuhl für den Herrn und seine Gemahlin vor dem Hauptaltar aufgestellt. Nach der Fertigstellung des „Clösterleins“ übernimmt ein Hausacher „Pfarrgenosse“ die



Der 1896 angefertigte Grundriß der früheren Klosterkirche St. Sixt. Der einstige Altarraum dient heute als kleine Kapelle.

Repro: Klein

Pflege des Gotteshauses, für das bald darauf ein Kapellenfond ins Leben gerufen wird (1591).

In den Jahren 1601/03 stellt der Gengenbacher Bildhauer Hans Felbaum einen neuen Altar im Kirchlein auf und schmückt ihn mit den Statuen der Heiligen Sixtus, Ulrich und Wolfgang. Auch ein neues Glöcklein läutet wieder die Betzeiten ein. 1616 „reconciliert“ der Konstanzer Weihbischof Mirgel das Gotteshaus und benediziert den Altar. Jahre später hegt Graf Wratislaus der Ältere den Wunsch, das Klösterlein wieder aufzubauen (1632). Beim großen Stadtbrand von 1643 erleidet auch die Kapelle Schaden, der jedoch beim Wiederaufbau der Stadt berücksichtigt wird (1657/58). Der Weihbischof spendet sogar in St. Sixt das Sakrament der Firmung. Auch eine neue, 40 Pfund schwere Glocke fertigt der Villinger Gießer Joachim Griening für 40 Gulden an.

Ein weiterer Eintrag aus dem Jahre 1720 berichtet, daß der Schulmeister Daniel Holl für das tägliche Singen des „Salve Regina“ und das Litaneibeten mit seinen Schülern ein jährliches Entgelt in Höhe von 1 Gulden und 30 Kreuzern erhält. Zur Aufstellung in der Kapelle kauft man den alten Altar der Haslacher Mühlenkapelle auf (1726).

Als eine wichtige Nachricht darf die aufgefundene Mitteilung gelten, daß der Kronenwirt Philipp Jakob Glück bereits 1758 auf den Bau einer

neuen Pfarrkirche auf dem Platz neben der St. Sixtkapelle aufmerksam macht. Daraufhin weilt der damals bekannte fürstenbergische Baumeister Franz Salzman zweimal in Hausach. Als die alte Kronenwirts-Witwe Catharina geb. Moser 1763 das Zeitliche segnet, geht ihr gesamtes Vermögen auf ihre drei Kinder Anna Maria Werra, Philipp Jakob Glück (seit 1755 Kronenwirt) und Maria Elenora Strehle als Erbgemeinschaft über. Einige Jahre später – 1767 – taucht in diesem Kreis der Gedanke auf, eine Frühmeßpfründe in Form einer Kaplaneistiftung ins Leben zu rufen. Tatsächlich wird 1784 das Kaplaneihaus auf dem „Schulgarten“, der „Schulhofstatt“ fertiggestellt. Bald zieht der erste Kaplan namens Jakob Scherzinger auf (1787), während die Stadt Hausach die Kosten für einen Mesner bis ins Jahr 1894 übernimmt.

Wilhelm Heim konnte auch die Liste der Vermögensverwalter des „Klösterleins“ für die Zeit von 1565, als die Fürstenberger das Gut in Besitz nahmen, bis ins Jahr 1776 auffinden. Darin tauchen auch Namen auf wie Simon und Cajetan Gebele vom Waldstein. Ab diesem Zeitpunkt werden örtliche Kirchenpfleger berufen – der erste ist Philipp Jakob Glück – und die anfallenden Reparaturkosten von der Pfarrei getragen. Auch eine Aufzählung der Seelsorger der Kaplaneistiftung von 1787 bis 1894 ist vorhanden.

Später wird die Notwendigkeit der Erhaltung der St. Sixtkapelle zur seelsorgerlichen Betreuung der Bevölkerung hervorgehoben. Zwischendurch kann die Kaplanei wegen fehlender Geldmittel, dann sogar wegen Priestermangels, nicht besetzt werden (1856). Aber es gelingt, für die Kapelle durch Spenden einen neuen Altar zu stiften und zwei Jahre später die „ruinösen Seitenaltäre“ abzureißen. Als 1894 die neue Stadtpfarrkirche in der Nachbarschaft des Klösterleins fertiggestellt worden war, wird das Sixtkirchlein als überflüssig betrachtet. Zunächst werden die Besitzverhältnisse durch richterliches Urteil geklärt: Die Kapelle gehört (etwa seit 1850) der Stadt, während das umliegende Gelände fürstliches Eigentum ist.

1897 verkauft die Stadt die baufällige Kapelle an die Witwe Anastasia Armbruster vom Hagenbuch. Diese läßt das Gebäude zu einem Wohnhaus umbauen. Später sind die Familien Durach, Kaiser und Wiegele nacheinander Besitzer des „Klösterles“. Auf der Suche nach einem Heimatmuseum stößt der Historische Verein auch auf dieses Haus. Nach jahrelangen Restaurationsarbeiten – besonders die Freilegung der kunstvollen Fresken – kann wenigstens der als Kellerraum benutzte einstige Altarraum des Klosterkirchleins ab 1973 wieder als eine würdige religiöse Andachtsstätte benutzt werden. In diesem einmaligen kunstgeschichtlichen Kleinod begehen seit 1975 die Hausacher Vereine den Namenstag des Kapellenheiligen Sixtus als ihr „Vereinspatrozinium“ mit einem Festgottesdienst.

Amtliche Sittenaufsicht im 18. Jahrhundert im Kirchspiel Lichtenau (1740–1821)

Ludwig Uibel

Die Grafschaft Hanau-Lichtenberg

In der heutigen Zeit hat der Bürger kein Verständnis mehr für die Eingriffe des Staates in die Privatsphäre seiner Mitbürger im Zeitalter des Absolutismus. Das bedeutet, daß wir in unserem Fall nach dem Territorium und dessen Landesherrn fragen müssen, dem das Städtchen Lichtenau in dem behandelten Zeitabschnitt angehörte. Das „Vaterländchen“ von Lichtenau, zusammen mit seinen vier Gerichtsorten Scherzheim, Muckenschopf, Helmlingen und Grauelsbaum war die Grafschaft Hanau-Lichtenberg, im Volksmund kurz „Hanauerland“ genannt. Das genannte Territorium bestand aus 11 Ämtern, von denen zwei rechts des Rheins lagen, nämlich die Ämter Lichtenau und Willstätt, die andern aber im Unterelsaß bzw. der Südpfalz (Amt Lemberg). Es war eine Schöpfung des unterelsässischen Adelsgeschlechts der Lichtenberger, das es verstand, vom 13. bis zum 15. Jahrhundert sich diesen Kleinstaat zu schaffen, dessen Verwaltung aber frühzeitig von der Stammburg in das zentral gelegene Buchweiler verlegt wurde.¹ Im Jahre 1480 erlosch das Haus Lichtenberg im Mannesstamm (Graf Jacob).² Über die weibliche Linie kam die Herrschaft schließlich in die Hände eines Zweiges der Grafen von Hanau. Die neuen Landesherrn nannten sich deshalb Grafen von Hanau-Lichtenberg. Was die Residenzen der Grafen und die Verwaltung anbetrifft, so blieb alles beim alten.

Durch die starke dynastische und auch geistige Bindung an die Stadt Straßburg (die Lichtenberger waren Obervögte der Stadt) beeinflusst, vollzog Graf Philipp IV. die Einführung der Reformation. Für das Gericht (Kirchspiel) Lichtenau geschah das im Jahre 1554.³ In die kirchlichen Rechte des Bischofs trat nun der Landesherr ein. In Lichtenau wurde ein lutherischer Pfarrer eingesetzt. Die Scherzheimer Mutterkirche als vormaliger Sitz des Pfarrers wurde zur Begräbniskirche, der sie umgebende Kirchhof blieb Begräbnisstätte für das Kirchspiel. Die Kirchenverwaltung für die ganze Grafschaft war das Konsistorium in Buchweiler, das gewissermaßen das „Ministerium des Kultus und des Unterrichts“ in der gräflichen Regierung bildete. Das Konsistorium stand unter der Leitung eines Superintendenten. In der Berichtszeit versahen die Herren Mizenius und (später) Oppermann dieses Amt. Ein Geistlicher der rechtsrheini-

schen Ämter führte den Titel „Special“ (Dekan). Er leitete den rechtsrheinischen Pfarrkonvent und führte neben dem Superintendenten Visitationen durch.

Nach den Wirren des 30jährigen und des Niederländischen Kriegs ergaben sich im Elsaß gravierende politische Veränderungen. Mit der Einsetzung von Reunionskammern (1679) strebte der französische König Louis XIV. die Oberhoheit über das ganze Elsaß an, die ihm im Frieden von Ryswijk (1697) auch völkerrechtlich zugestanden wurde. Der Graf von Hanau-Lichtenberg wurde infolgedessen für seine unterelsässischen Landesteile Vasall des französischen Königs, für die rechtsrheinischen Ämter erkannte er die Oberhoheit des deutschen Kaisers an. Graf Johann Reinhard III. verstand es, diesen Balanceakt zu praktizieren, indem er von Louis XIV. zwei „lettre patent“ erwirkte, die ihm eine beschränkte Souveränität zusicherten (1701 und 1707)⁴ und ihm so ermöglichten, die gemeinsame Verwaltung der gesamten Grafschaft wie bisher weiterzuführen. So blieb für die Lichtenauer Buchweiler der Regierungssitz und „Inland“, während das benachbarte Ulm „Ausland“ war.

Die politischen und gesellschaftlichen Zustände waren während der Regierungszeit des eben genannten Grafen (1691–1736) nicht die besten. Als er das Licht der Welt erblickte (1665), waren gerade die schlimmsten Wunden, die der 30jährige Krieg geschlagen hatte, in Heilung begriffen, als erneut Kriegsscharen durch das Land zogen (Niederländischer Krieg 1672–1678). Auch der nächste, von Louis XIV. begonnene Pfälzische Krieg (1688–1697) verheerte das Land. Lichtenau mit seinen Gerichtsorten Scherzheim, Helmlingen und Grauelsbaum (ohne Muckenschopf) wurde total niedergebrannt (1689), nachdem es gerade nach der Zerstörung von 1632 notdürftig wieder aufgebaut war. Der Spanische Erbfolgekrieg (1701–1714) folgte nach kurzer Atempause. In seinem Verlauf wurden in Lichtenau sieben Häuser niedergebrannt.⁵ Während des nächsten Feldzugs, des Polnischen Erbfolgekriegs (1733–1738), starb Joh. Reinhard III. (1736). Dieser Krieg brachte Lichtenau keine Kampfhandlungen, aber Truppendurchmärsche, Einquartierungen und Requisitionen. Während des nachfolgenden Österreichischen Erbfolgekriegs (1741–1748) waren die Verhältnisse ähnlich. Dieser fast 100jährige Kriegszustand mit den nur kurzen Ruhepausen hatte das Land am Oberrhein zwischen Straßburg und Fort Louis wirtschaftlich und gesellschaftlich ruiniert. Die Leute waren verarmt, die Ressourcen verbraucht.

Nach dem Tode von Graf Joh. Reinhard III. ging die Erbfolge durch die Heirat von dessen Tochter Charlotte Christine an das Haus Hessen-Darmstadt über.⁶ Mit der Übernahme der Landesherrschaft über das Hanauerland sahen sich die Landgrafen von Hessen-Darmstadt vor die Aufgabe gestellt, ihre neuen Untertanen aus dem allgemeinen Elend herauszuführen.

Die Aufgabe der Kirche

Mit dieser Aufgabe wurden die Organe der Kirche betraut. Um die Durchführung bemühten sich über einen Zeitraum von über 80 Jahren hinweg (1740–1821) die Lichtenauer Geistlichen (J. J. Müller 1740–52, G. E. L. Neßler senior 1752–86, E. L. Neßler junior 1786–1806, J. J. Schoch 1806–21) und die Kirchenältesten des Kirchspiels. Diese bildeten mit dem Pfarrer zusammen das Presbyterium. Die rechtliche Grundlage für dessen Tätigkeit war ein Dekret der Buchsweiler Regierung vom 8. Mai 1736: „(Es wird verfügt), daß jederzeit neben den Pastoren und Schultheißen zwei der ältesten und untadeligsten Gerichtsschöffen jeden Orts . . . als assessores dem Presbyterio beiwohnen sollen (1760).“ Das aus acht Personen zusammengesetzte Presbyterium (der Pfarrer, der Amtsschultheiß, jeweils zwei Kirchenälteste aus jedem der drei Kirchspielorte) sollte jeden Bettag (das war der erste Dienstag in jedem Monat) zu einer Session zusammentreten und „zur Beförderung besserer Sittlichkeit (1813)“ das Censurgericht abhalten. Dieses Gremium urteilte über alle Verstöße gegen die Gebote der Sittlichkeit im weitesten Sinne, also auch gegen Streit, Trunksucht, Spielleidenschaft, Gotteslästerung. Es ahndete auch Verstöße gegen die Kirchen- und Schulzucht.

Die Sittenaufsicht

Besonders in den ersten Jahrzehnten seiner Tätigkeit war es das zentrale Anliegen des Presbyteriums, der Institution der Familie und damit dem Ort der Realisierung des Ehestandes den höchsten gesellschaftlichen Stellenwert zu erkämpfen und zu erhalten. Es entsprach den tradierten moralischen Vorstellungen der Zeit, daß nur im Ehestand sexuelle Kontakte erlaubt seien. Jeder Verstoß gegen dieses Verbot wurde mit dem Verdikt der Unzucht belegt und mit staatlichen und kirchlichen Sanktionen bestraft. Die Härte der Strafen entsprach der hohen Wertschätzung des zu schützenden Rechtsguts. Das Censurgericht unterschied je nach den Begleitumständen vier Arten der Unzucht:

1. Die uneheliche Schwangerschaft.
2. Die Hurerei.
3. Das concubitum anticipatum (Intimitäten der Brautleute).
4. Der Ehebruch.

Der Kampf gegen die uneheliche Schwangerschaft

Bevor wir mit der Darstellung der geschichtlichen Einzelheiten beginnen, soll darauf hingewiesen werden, daß sie fast alle auf den Protokollen beruhen, die die jeweiligen Pfarrer von den Sessionen des Presbyteriums anfer-

tigten. Den betreffenden Zitaten und Behauptungen ist die Jahreszahl des Protokolls in Klammern beigefügt.⁷

Mindestens einmal im Jahr verlas der Pfarrer von der Kanzel das Edikt „Gegen die Verhehlung (Verheimlichung) der unehelichen Schwangerschaft“, auch „Hurendekret“ genannt (1741). Die ledigen schwangeren Frauen waren danach verpflichtet, ihren Zustand dem Pfarrer anzuzeigen. Was sich nach dieser Meldung in der Regel abspielte, soll anhand eines (leicht verkürzten) Originaltextes aus dem Protokoll des Jahres 1754 dargestellt werden:

„Anna Catharina . . . Hermann . . . erscheint (am 5. 3. 1754) und bekennet, daß sie schwanger worden sei und zwar von Augustin Lentz, einem Balzhofener Bauernknecht allda, welcher auch vor dem Pfarrer daselbe eingestanden und sich erboten, die geschwächte Person zu heiraten. Nachdem aber derselbe vor einigen Tagen echappiert (= entflohen), als(o) wurde die geschwächte Person vor das Presbyterium gefordert. Es erschien solche und wurde nach geschehener Vorstellung aus Gottes Wort bis nach geschehener Kirchenbuße vom Hl. Abendmahl ausgeschlossen, übrigens aber beschlossen, daß solches dem Hochfürstlichen Oberamt gehorsamst einberichtet werden soll.“ Nach einem halben Jahr erfolgte die Kirchenbuße: *„A. Catharina . . . Hermann . . . wegen dem begangenen Laster der Hurerei vom Hl. Abendmahl ausgeschlossen worden, hat den 1. Sept. (1754) in der (Sonntag-)Nachmittagskirche öffentliche Kirchenbuße getan und die Absolution empfangen und dadurch das aditum (Zugang) zur Beicht und zum Abendmahl wieder erhalten. Bei welcher Gelegenheit sowohl ihr als insonderheit der ledigen Jugend aus Gal. IV, 7 eine Vermahnung gegeben worden (irret euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten).“*

So ging das Jahr um Jahr. Aber im Jahre 1760 bahnte sich eine Änderung der Bußpraxis an. Georg Fritz, ein württembergischer Deserteur, der ein Grauelsbaumer Mädchen geschwängert hatte, wollte wieder zum Abendmahl zugelassen werden:

„. . . hat sich um die Rezeption geziemend gemeldet, aber sich zur öffentlichen Kirchenbuße nicht verstehen wollen . . . Nachdem nun (der) Superintendent, die schriftliche Erlaubnis erteilt, daß er praevia censura coram Presbyterio admittiert werden dürfe . . . also wurde ihm die nötige correction erteilt und darauf zum Abendmahl zugelassen.“

Von diesem Zeitpunkt an ist in den Protokollen kein Hinweis mehr auf eine öffentliche Kirchenbuße zu finden. Schon 1752 hatte Pf. Neßler eine Kirchenbuße in die Samstag-Vesper verlegt, die nur von wenigen Leuten besucht war. Er war offenbar kein Freund einer öffentlichen Demütigung der Beschuldigten. Wahrscheinlich war er der Meinung, daß man das Entgegenkommen, das man dem Württemberger gegenüber zeigte, einem Einheimischen nicht verweigern sollte.

Die Kirchenbuße war von da ab gewissermaßen der letzte Teil der Censur, und dieser wurde z. B. im Jahre 1776 im Protokoll so formuliert:

„Als(o) ist dieser actus heute vorgenommen (worden), ihnen ihr Verhalten ernstlich vorgehalten und sie zu wahrer Buße und künftiger Lebensbesserung nachdrücklich vermahnet worden, welches zu tun sie mit Hand und Mund versprochen.“ Von dem Vater des unehelichen Kindes war schon lang keine Rede mehr. Es waren die schwangeren Frauen, die von sich aus den Vater angaben. Wahrscheinlich wollten sie dadurch den Verdacht der „echten“ Hurerei, daß sie nämlich mit mehreren Männern Umgang gehabt hätten, ausräumen.

Während Pfarrer Neßler junior (Dienstzeit: 1786–1806) bei sittlichen Vergehen noch von der Exkommunikation Gebrauch machte, war bei seinem Nachfolger Pf. Schoch davon keine Rede mehr. Er verzichtete damit auf ein wirksames Mittel der Seelenführung, denn der Einfluß des Abendmahls auf die Gewissen war zu damaliger Zeit sehr stark. So berichtet Pf. Neßler senior, daß Melchior Bonaventura Timaeus aus Furcht vor dem Zorn Gottes, wenn er als Lügner zum Abendmahl ginge, eine uneheliche Schwangerschaft gestanden hat, die er bis dahin immer abgeleugnet hatte (1770).

Nach einem Bericht von Pf. Neßler aus dem Jahre 1760⁸ hatte die Kirchenbuße ein Jahrzehnt zuvor unter seinem Vorgänger J. J. Müller noch ganz anders ausgesehen:

„Gewohnheit war, daß das Paar, die Dirne mit einem Strohkrantz, nach zweistündiger Eintürmung im Streckturm durch den Bott in die Kirche geführt und vor den Altar gesetzt wurde. Nach beendigter Predigt hielt ihnen der Pfarrer vor versammelter Kirchengemeinde ihren Fehltritt unter allerhand Schimpf- und Scheltworten vor, worauf sie nach getaner Beichte Absolution empfangen.“

Ein Versuch Pf. Müllers, das Verfahren zu mildern, hatte ihm einen scharfen Verweis von Buchweiler eingetragen.

Wenn man die eben beschriebene Szene mit dem Verfahren unter Pfarrer Schoch vergleicht, der sogar auf den zeitweiligen Entzug des Abendmahls verzichtete, so wird die starke Veränderung der kirchlichen Disziplinierung im Verlauf von 60 Jahren offenbar, die diese unter dem Einfluß der Geistesbewegungen dieses Zeitabschnitts (Aufklärung, Humanität) erfahren hat. Der erfreulichste Aspekt dieser Entwicklung ist aber die Tatsache, daß die Sittlichkeit, wie die noch darzustellenden Zahlen beweisen, unter dieser Entwicklung keinerlei Schaden genommen hatte, und das Vertrauen, das man in die Mündigkeit der Menschen gesetzt hatte, nicht enttäuscht wurde.

Wenn bei einer unehelichen Schwangerschaft einer der Partner (z. B. der Knecht aus Balzhofen) kein Hanauer war, so erfolgte immer ein Bericht an den Amtmann. Diesen Meldungen wurden in besonderen Fällen

auch Empfehlungen beigegeben, die die Bestrafung der Beschuldigten betrafen. So wurde dem Amt nahegelegt, die Christine Schneider aus Gernsbach auszuweisen, da man „diese freche und unzüchtige Person nicht mehr in der Gemeinde haben wolle (1761)“.

Die Witwe Kunigunde Koch, „die schon einen Haufen Bettelkinder hat“, wurde wieder schwanger. Sie „wäre der Ausweisung würdig“, aber als Landestochter wird man sie nicht los (1755). Ähnlich verhielt es sich mit Rosina Gläser, „einer leichtsinnigen Person, die schon 3 uneheliche Kinder hat, die der Gemeinde und dem Almosen“^{8a} zur Last fallen (1754).

Welche Rolle haben nun die unehelichen Kinder (ohne nachfolgende Ehe) im demographischen Gesamtbild der Geburten gespielt? Eine jahrzehnteweise Addition der unehelichen Geburten im gesamten Kirchspiel ergibt folgendes Bild: 1752–59: 13 Geburten, 1760–69: 4 G., 1770–79: 9 G., 1780–89: 15 G., 1790–99: 22 G., 1800–09: 18 G., 1810–19: 18 G. Die Gesamtzahl der Geburten, (nur) in Lichtenau betrug: 1780–89: 298, 1790–99: 298, 1800–09: 313, 1810–1819: 326.⁹ Da die Bevölkerungszahl von Lichtenau (650 im Jahre 1802)¹⁰ rund zwei Drittel des gesamten Kirchspiels (1033)¹⁰ ausmachte, wären rechnerisch die Geburtenzahlen für das gesamte Kirchspiel um 50% höher anzusetzen:

Geburten:

	1780–89	1790–99	1800–09	1810–19
Geburtenzahl:	450	450	470	490
uneheliche Geburten:	15	22	18	18
Prozentualer Anteil der unehelichen Geburten:	3%	4%	4%	4%

Der prozentuale Anteil der unehelichen Kinder alleinstehender Mütter betrug also in der Zeit von 1780–1819 3 bis 4%. Das ist keine alarmierende Zahl und läßt vermuten, daß die Sittenaufsicht des Presbyteriums durchaus einen Beitrag zu diesem akzeptablen Ergebnis geleistet hat. Der Anstieg der unehelichen Schwangerschaften von 3 auf 4 Prozent beim Übergang von den 80ern in die 90er Jahre läßt sich leicht erklären. Die laufenden Einquartierungen während der Koalitionskriege dürfte die Ursache dieses Anstiegs gewesen sein, obwohl nur einmal „ein kaiserlicher Soldat“ als Vater angegeben wird. Die Anwesenheit von Truppen in den Jahren 1803, 1809 und 1815 erhöhte ebenso die Zahl der unehelichen Geburten von 1–2 auf 4–6 pro Jahr. Bereits im Jahr 1747, als in Lichtenau eine hanauische Grenadierkompanie lag¹¹, hatten von fünf unehelichen Kindern drei Grenadiere zu Vätern.

Gegen die „Hurerei“

Die unehelichen Schwangerschaften waren Teil eines viel umfangreicheren Geschehens, das die damalige Sprachregelung Hurerei nannte. Für die Akteure dieser Tatabläufe waren die Schwangerschaften ungewollt und wurden als Unfälle empfunden. Die Sittenrichter hätten das Übel gern an der Wurzel „Hurerei“ gepackt. Doch da das beklagte Geschehen sich seiner Natur nach im Verborgenen abspielte, war ihm schlecht beizukommen. Allerdings war bei den kleinen Lebensgemeinschaften im Kirchspiel Lichtenau das Verbergen nicht einfach, da man sich gegenseitig immer im Auge hatte, und dieses Auge bei Verdächtigen auch auf deren Schlafkammer gerichtet war, was dann auch gelegentlich zu Ergebnissen führte: „. . . *Michel Vogt (ist) mit der damaligen Magd in der ‚Krone‘ auf eine unerlaubte und unzüchtige Art umgegangen, also daß sie beieinander nachts in einem Bett gelegen*“. Dem M. Vogt wurde bei der Verhandlung mit der Exkommunikation gedroht, falls er dieses Verhältnis nicht sofort auflöse (1762).

Wenn aber die Kammer nachts verriegelt war, so wußten die Späher sich zu helfen: „*Wie nun einmal sonntagabends junge Leute . . . wußten, daß sie wieder zusammen wären, nahmen sie eine Latern und leuchteten zum Fenster hinein, da haben sie ihn bei ihr auf dem Bett gesehen (1744)*“. Aber auch weit weg von den Ortschaften im freien Feld waren die Pärchen vor den Späheraugen nicht sicher: „*Darauf ist sie fortgegangen . . . und (hat) sich in den Graben gesetzt, da habe ich wohl gesehen, daß sie . . . übrigens könne er nicht sagen, daß er sie entblößt gesehen habe*“ (Bericht des Viehhirten Waag aus dem Fünfheimburgerwald, 1748).

22 Jahre später (1770) war in der Rumpelsbühn Ähnliches beobachtet worden. Im Jahre 1748 spielte sich in Helmlingen ein Fall ab, den man „Verleitung zum unehelichen Beischlaf“ nennen könnte. Dort hatte ein Schuhmachermeister seinen 19jährigen Lehrbuben mit der Magd zusammen in einer Kammer untergebracht. Das Naheliegende blieb nicht aus. Das Presbyterium sah diesen Fall so kritisch an, daß er ihn zur Beurteilung dem Amtmann überwies.

Besonders klug glaubte es eine Witwe anzustellen, als sie bei der Verhandlung angab, sie sei „auf freiem Feld von einem fremden Mann genotzüchtigt worden“. Daher käme ihre Schwangerschaft. Das Gericht nahm ihr diese Behauptung nicht ab und verurteilte sie zu einer Geldstrafe von 30 Gulden. Die hohe Geldstrafe war offenbar weniger eine Sühne für das Vergehen, als eine Reaktion auf die Dreistigkeit ihrer Behauptung, die man ihr wahrscheinlich klar widerlegen konnte (1773).

Nach dem Sprichwort „Wehret den Anfängen“ wurden auch unzüchtige Berührungen vor dem Censurgericht verhandelt: „*Es ist vor einiger Zeit der Ruf erschollen, daß einige mutwillige Burschen des nachts unter dem Obertor hätten angefallen Margarete Jung und (haben) derselben unter den Rock greifen wollen. . . . (1744)*“.

Es wurden vor dem Presbyterium auch mehrere Anklagen wegen Hurerei verhandelt, bei denen jegliche Angaben von Einzelheiten fehlten. Der Versuch einer zahlenmäßigen Erfassung der „Hurerei“ hätte wegen der hohen Dunkelziffer keinen Sinn.

Der Kampf gegen das concubitum anticipatum oder den vorweggenommenen Beischlaf

Dieser Sonderfall einer sexuellen Beziehung zwischen jungen Leuten lag dann vor, wenn eine verlobte, aber noch nicht getraute Frau schwanger wurde. Das Censurgericht behandelte die einschlägigen Fälle mit erkennbarer Nachsicht. Wenn deshalb ein noch nicht verlobter Vater eines unehelecht gezeugten Kindes dem Gremium seine Absicht kundtat, die schwangere Frau zu heiraten, so wurden beide wie Verlobte behandelt, d. h. die Strafpredigt war nicht so scharf, es drohte keine Exkommunikation und die Genehmigung der Hochzeit wurde in Aussicht gestellt. Schließlich waren die Ortsvorgesetzten froh, daß das zu erwartende Kind ehelich zur Welt kommen konnte und nicht dem Almosen zur Last fallen würde. Aus der Vielzahl der Censurverhandlungen wollen wir drei Fälle auswählen, bei denen wir miterleben können, wie die Sittenrichter mit den vorehelichen Schwangerschaften umgegangen sind:

„Mattheus Zimmer, ein Fischer aus Grauelsbaum und dessen Ehefrau ... haben concubitum anticipiert und ist die Weibsperson ungeachtet 5monatiger Schwangerschaft mit dem Jungfernkranz zur Kirche gegangen, auf welches beide vom S.coenam (Hl. Abendmahl) excludiert worden.“ Die Exkommunikation hatte das Ehepaar sicher der Provokation zu verdanken, die im nicht gerechtfertigten Tragen des Jungfernkranzes zum Ausdruck kam. Symbole wie der Jungfernkranz hatten in der damaligen geistigen Welt nicht nur bei den einfachen Leuten einen hohen Stellenwert. Sie durften nicht ungeachtet mißbraucht werden (1757).

Ein Geschehen, das sich im August 1761 abspielte, zeigt, daß sich das Presbyterium mangels genügender Kenntnis des medizinischen Sachverhalts engstirnig verhalten hat. Da gebar eine Frau (Christina Schulmeister) sieben Monate nach der Trauung ein Kind, das infolge seiner schwachen Konstitution bald nach der Geburt starb. Dieses arme Wesen war wahrscheinlich ein Siebenmonatskind, wie es nicht allzuseiten geboren wird. Statt diese Möglichkeit zu bedenken und mit den Eltern rücksichtsvoll umzugehen, lud man sie vor das Censurgericht. Dort wurde ihnen „auf ihr Gewissen die nötige Vermahnung und Bestrafung gegeben . . .“. Warum hatte man die Hebamme nicht um Rat gefragt? Die amtlich geforderte Ächtung des concubitum anticipatum hatte, wie wir sahen, zur Folge, daß die Pfarrer bei der Taufe der nach der Trauung geborenen Kinder gegebenenfalls den Kalender zu Rate zogen, um zu prüfen, ob das Neugeborene auch

wirklich erst nach der Hochzeit gezeugt wurde. Daß der voreheliche Beischlaf keine Randerscheinung war, ersieht man aus der Gegenüberstellung der abgeurteilten Fälle von unehelichen mit vorehelichen Schwangerschaften in den zwei Jahrzehnten von 1770–1790. Dabei stellt sich heraus, daß die Zahl der vorehelichen Schwangerschaften gerade halb so groß war wie die der unehelichen. Es könnte also an dem Gerede doch etwas wahr sein, daß früher mancher Jungbauer aus Sorge um einen Hoferben die Braut erst dann zum Altar führen wollte, wenn ihre Fruchtbarkeit bewiesen war.

Bekämpfung des Ehebruchs

Bei der Aufgliederung der Sexualdelikte wurde als vierter Tatbestand der Ehebruch angeführt. Von den vier Fällen der Negativliste wird er als die verhängnisvollste Verfehlung betrachtet. Das hat seinen Grund in dem hohen Stellenwert, den Kirche und Staat der Familie im Rahmen der Gesellschaft zumaßen. Die eheliche Partnerschaft, die zusammen mit ihren Kindern dazu bestimmt ist, Garant für die körperliche und seelische Gesundheit der nächsten Generation zu sein, sollte in ihrer Integrität auf jede nur mögliche Weise geschützt werden. Da der Ehebruch eine schwere Erschütterung der Vertrauensbasis dieser Gemeinschaft bedeutet, mußte er einer strengeren Ahndung unterworfen werden als die übrigen Verstöße gegen die Ethik des Sexuallebens. Diese amtliche Haltung kam dann im Strafmaß zur Geltung. Eine Gefährdung der ehelichen Treue war z. B. dann gegeben, wenn junge Menschen, wie eine Magd oder auch ein Knecht dem Familienverband angehörten, wie wir am Beispiel des folgenden Falles sehen:

„Erschienen . . . Christine D. . . . bekannte, daß sie sich eine Zeit her schwanger befinde. Zum Vater gibt sie an Friedrich Vogt, bei welchem sie im vorigen Jahr gedient. Friedrich Vogt dermalen verheiratet . . . erklärte sich, das Laster der Hurerei begangen (zu haben) . . . und (es) also wohl sein könnte, daß er der Vater zu diesem Kinde sei.“ Friedrich V. wurde vom Presbyterium vom Abendmahl ausgeschlossen und dem Oberamt gemeldet, welches veranlaßte, daß der Beschuldigte 3 Tage am Pranger hat stehen müssen. Nach Jahresfrist versuchte das Presbyterium das Ehepaar zu versöhnen. Der Mann war sofort dazu bereit und bat seine Frau um Verzeihung. „Die Frau ließ alles Zureden vergeblich sein und deklarierte ein für allemal von ihm getrennt und geschieden zu sein.“ Erst nach eineinhalb Jahren wurde der Ehebrecher wieder zum Abendmahl zugelassen (1756–57).

Eine Anklage wegen Ehebruchs, der eigentlich keiner war, kam 1780 vor das Censurgericht. Da heiratete Susanne Finkenbein den Christian Rohr, verschwieg demselben aber, daß sie im vierten Monat schwanger wäre. Bald nach der Hochzeit offenbarte sie dem Pfarrer diesen Sachverhalt und „verlangte, von ihm (dem Ch.R.) geschieden zu werden, da sie ihn

durchaus nicht lieben und leiden könne“. Der betrogene Ehemann, der von der Schwangerschaft nichts wußte, war trotzdem bereit, die Ehe weiterzuführen, „wenn ihm die Alimentation ihres zweiten (!) Hurenkindes nicht aufgebürdet werde“. Da eine Einigung nicht zustande kam, wurde die Ehe ein Jahr später (1781) geschieden: „*Die drei beteiligten Personen wurden ernstlich und nachdrücklich censuriert . . . und haben Besserung versprochen*“. Eine weiche Welle in der Beurteilung der Sittlichkeitsdelikte erlaubte, von einer Strafe abzusehen. 22 Jahre früher (1759) sah das noch ganz anders aus: „*Salome Stengel, Ehefrau, (ist) wegen verdächtigem Umgang mit einem Ehemann allhier mit einer 8tägigen Turmstrafe belegt worden*“.

Eingreifen bei Verdacht auf Abtreibung

In dem umfangreichen Protokoll ist nur in zwei Fällen der Verdacht der Abtreibung erwähnt:

Am 19. 4. 1745 wurde die Hebamme Wurtz wie auch der Chirurg Flemming vor das Presbyterium geladen, um die Frage zu beantworten, ob ein zu früh geborenes Kind abgetrieben worden wäre. Beide verneinten das. Catharina F. . . . (hat) „ein Söhnlein geboren, dabei einen schändlichen Wandel geführt und in den Verdacht eines procurati abortus verfallen (1772)“.

Wie verhält sich die Kirche bei Verstößen von Honoratioren gegen die Sittlichkeit?

Auch in Lichtenau gab es wie allerorten eine Gruppe von Männern, die durch Ämter, Ehrenämter oder besondere Berufe aus der Menge ihrer Mitbürger herausragten. Wir nennen hier die Gruppe der Gerichtsschöffen (die zum Teil Kirchenälteste waren), die herrschaftlichen Beamten (Amtsschultheiß, Förster, Fiscal), den Arzt, die Chirurgen, den Apotheker und nicht zuletzt den Pfarrer. Ihre besondere Stellung verpflichtete sie, den Regeln des sittlichen Verhaltens in vorbildhafter Weise gerecht zu werden. Entsprachen nun die Angehörigen dieser Männergruppen in der Berichtszeit (1740–1821) diesem Anspruch? Leider müssen wir feststellen, daß gerade zwei Männer aus dem Kreis der Prominenten dieser Forderung nicht genügten: Der Amtsschultheiß Philipp Heinrich Schulmeister (Amtszeit: 1763–1775) und der Chirurg Dietrich. Nachdem die Lichtenauer Familie der Schulmeister innerhalb von 100 Jahren (1639–1763) dem Gericht Lichtenau drei tüchtige Amtsschultheißen gestellt hatte, war der letzte Vertreter der Familie in diesem Amt, ein Neffe seines Vorgängers Gottfried Christian Schulmeister (Amtszeit 1728–1763), ein Versager. Er wurde schon 44jährig wegen Untreue im Amt 1775 in Pension geschickt.¹² Bald

nachdem er sein Amt angetreten hatte, ließ er sich auf ein Liebesabenteuer ein, das ihm zur Schande gereichte. Er knüpfte mit zwei jungen, ledigen Frauen (Elisabeth Schwarz und Salome Schoch) Beziehungen an und gedachte bei ihnen auf seine ganz eigene Weise zum Ziel zu kommen. Durch die ausführlichen Aussagen der Elisabeth Schwarz sind wir über seine kuriosen Annäherungsversuche genau unterrichtet:

„Es sei nun ein Jahr, daß sie mit dem Amtsschultheißen in Bekanntschaft gekommen, und habe er ihr angeboten, wenn sie etwas von ihm verlangen würde, er es ihr geben wolle . . . Am Herbstjahrmarkt (1763) habe er ihr Geld gegeben. . . . Dieses sei hernach noch mehrmals geschehen. Am Thomastag Abend sei er zu ihr gekommen und habe von ihr begehrt, daß sie ihre Versicherung, sich ihm zu ergeben, mit einem Schwur bekräftigen solle.“ Der Schwur lautete: *„Das Hl. Abendmahl soll an ihrer Seele verloren sein, wenn sie sich nicht seinem Willen unterwerfen würde“*. Ferner mußte sie schwören: *„Ich verbleibe dir getreu bis in den Tod“*. Hierauf trafen sie sich fast jeden Abend in seinem abschließbaren Magazin. „Hier habe er zu mehrere Male versucht, seinen Sündenwillen zu vollbringen, sie habe sich aber allemal verweigert.“ Als Pfarrer Neßler, in dessen Haus sie als Magd diente, sie zu entlassen drohte, wenn sie ihre Beziehung zum Amtsschultheiß nicht abbrechen würde, „sei sie in eine harte Gewissensangst verfallen . . . und gebeten, ihr behilflich zu sein, daß sie aus dieser Verstrickung erlöst werden möchte“. Pfarrer Neßler erfüllte diese Bitte, indem er den Amtsschultheißen bat (am 30. 4. 1764), zu einem Gespräch ins Pfarrhaus zu kommen. Dieser „gestund, daß er gefehlet, (hat) seinen begangenen Fehler bekannt und alle Besserung versprochen“. Ein Jahr lang hatte der Amtsschultheiß versucht, sich die Elisabeth Schwarz gefügig zu machen. Gerade ihr Widerstand hat ihn offenbar gereizt, nicht aufzugeben. Den erwünschten Durchbruch sollte der Mißbrauch der Gläubigkeit der jungen Frau erbringen. Die Verquickung von Magie und Abendmahl war doch eine Perversion des Sakraments ohnegleichen. Ob er wohl selbst daran geglaubt hat oder nur die Naivität der jungen Frau ausnützte?

Mit der erzwungenen Abkehr des Amtsschultheißen von Elisabeth Schwarz (1764) bestand aber immer noch dessen Beziehung zu Salome Schoch. Ein Jahr später (Febr. 1765) ließ Pfarrer Neßler deshalb deren Vater vor das Presbyterium laden. Das Sittengericht drohte ihm mit der Exkommunikation der Tochter, wenn diese ihr anstößiges Verhältnis zum Amtsschultheiß nicht löse. Die Exkommunikation wurde tatsächlich ausgesprochen (mit der Rückendeckung durch den Superintendenten). Dann, abermals ein Jahr später (Jan. 1766), wurde die Salome Schoch nach einem seelsorgerlichen Gespräch von Pf. Neßler mit ihrem Vater wieder zum Abendmahl zugelassen unter der Bedingung, daß sie ihre Beziehung zum Amtsschultheißen abbreche. Besagter Vater unterrichtete den Amtsschultheißen von diesem Gespräch, worauf dieser vom Pfarrer Satisfaktion ver-

langte und sagte, „(er) halte ihn vor keinen braven Mann, bis er ihm ein Hurenstück beweise“. Als lieutenant des grenadiers à cheval¹³ hielt er wohl den Angriff für die beste Verteidigung. Auch der Vater der Salome Schoch wählte diese Taktik und „behauptete, daß seine Tochter unschuldig sei“. Da sich die vermuteten Verstöße gegen die Gebote der Sittlichkeit hinter verschlossenen Türen abspielten, war der geforderte Nachweis durch einen Augenzeugen natürlich nicht zu erbringen. Pf. Neßler dachte aber nicht daran, zu kapitulieren, sondern drohte der Salome Schoch mit einer zweiten Exkommunikation, falls sie ihr Verhalten nicht ändere. Mit diesem unbefriedigenden Schwebezustand schließt mangels einschlägiger Urkunden der Bericht über die Affären des Ph. H. Schulmeister, bis im Jahre 1775 durch die Amtsenthebung dieses unwürdigen Vertreters einer achtbaren Familie ein Schlußpunkt gesetzt wurde.

Das schlechte Beispiel des Vaters mag auch die Tochter des Amtsschultheißens (Louise Schulmeister) veranlaßt haben, sich in ein uneheliches Verhältnis mit dem Chirurgen Dietrich einzulassen. Als sie schon im siebten Monat schwanger war, wurde sie nach öffentlicher Kirchenbuße privat getraut (1778). In unserem Protokoll sind noch drei uneheliche Schwangerschaften von Töchtern von Kirchenältesten vermerkt (1772, 1780, 1818). Pf. Neßler junior blieb es durch seinen frühen Tod (1806) erspart, noch zu erfahren, daß seine Tochter Friederike (im Jahre 1819) ein uneheliches Kind zur Welt brachte. Immerhin bekannte sich in diesem Falle der Sohn des Bäckers Härer zur Vaterschaft. Wie wir sehen, waren auch einige Familien aus dem Kreis der Lichtenauer Honoratioren nicht frei von Verstößen gegen die Gebote der Sittlichkeit.

Regelung des familiären und öffentlichen Zusammenlebens

Alles was die Nachtseiten der Menschen des Kirchspiels Lichtenau an Unschönem zu Tage brachten, kam, wenn es ein bestimmtes Maß überschritt, vor das Censurgericht der Kirchenältesten. Es verwundert nicht, wenn Konflikte dort am häufigsten entstehen, wo Menschen dauernd eng zusammenleben, also vor allem in der Familie. Demnach finden wir in unserem Protokoll auch Ehekonflikte, bei denen es zu Tätlichkeiten kam: *„Adam Heyland und seine Ehefrau . . . haben bishero in Zank und Uneinigkeit gelebt, so daß er sie oft geschlagen, daß sie Blaumale davongetragen, deswegen sind sie vor das Presbyterium gefordert worden, damit sie ihr Leben ändern sollten . . . darauf (hat) er dann versprochen, daß er hinfüro sie nicht mehr mit Schlägen traktieren wolle und sie versprach auch Besserung (1744).“*

Ein zweiter Fall: *„Johannes Durban lebet mit seiner Frau in gar uneiniger Ehe und hat schon etliche Male dieselbige so hart traktiert, daß sie nicht nur um Hilfe gebeten, sondern auch sich auf einige Tage (hat) wegbe-*

geben müssen (1754). Ein Mann griff auf freiem Feld seine Schwester an und hatte sie dabei derart „mit Schlägen traktiert, daß sie vom Barbier hat kuriert werden müssen . . . weil beider verstorbene Mutter ein Testament wider seine Intention verfertiget (1756)“.

„Jacob Hermann (hat) ihm (dem Pfarrer) auf dem Sterbebett . . . geklaget, daß seine Kinder erster Ehe ihm den Tag vorher bis dato übel begegneten . . . (1756).“ Wie so oft hat auch damals schon bei Erbteilungen der Teufel die Regie geführt. Außer den angeführten Familienzänkereien sind noch sechs weitere vor das Censurgericht gekommen, wovon eine besonders häßliche noch auszugsweise angeführt sei: Friedrich Hochberger klagte, „daß ihr Sohn Jacob H. sie beide . . . aufs empfindlichste gekränkt habe, daß er den Vater einen Spitzbuben genannt und . . . die Mutter an den Haaren . . . auf dem Boden herumgezogen und blutig gestoßen habe . . . Weil er solches nicht leugnen konnte, wurde ihm eine Strafe von 6 Stunden Eintürmung mit dem Zusatz angekündigt, daß er seine Eltern in Gegenwart der Kirchencensoren um Verzeihung bitten (solle), (1811)“.

Das Presbyterium leistete auch manchen Beitrag zum Frieden unter den Bürgern: „Friedrich Barth und Joh. Martin Schoch zu Helmlingen sind wilens beide zum Hl. Abendmahl zu gehen, leben aber in großer Feindschaft miteinander. Nachdem beide vorgefordert und auch erschienen waren, so wurden sie ernstlich zur Versöhnung angemahnet und es hat Friedrich B. den Sch. um Verzeihung gebeten, auch ihm seine Fehler von Herzen zu vergeben versprochen, deswegen ihm der Genuß des Hl. Abendmahls zugelassen wurde. Dieweilen nun Martin Sch. sich zu Gleichem erklärt, so wurde denn ihm Gleiches angekündigt, mithin zwischen beiden eine zum wenigsten äußerliche Versöhnung gestiftet.“ Aus obigem Text ist zu entnehmen, daß beide verfeindeten Bürger, wie damals obligatorisch für jedermann, der am Abendmahl teilnehmen wollte, sich einige Zeit vorher beim Pfarrer anmeldeten. Das war für den Geistlichen eine günstige Gelegenheit, die Versöhnung der beiden in die Wege zu leiten, was dann auch einen zumindest äußeren Erfolg mit sich brachte (1754).

Trunkenheit, Kartenspiel und Störung der öffentlichen Ordnung. Ein besonderes Verdikt galt der Trunkenheit: „Erschienen . . . Jacob Duttweiler, nachdem solcher vielmal wegen des Lasters der, Trunkenheit privatim erinnert und bestrafet worden, es aber, immer mehr machet. . . . (1766).“ Im Protokoll sind noch vier weitere Fälle von Vorladungen von Alkoholikern angeführt. Da es damals noch keine Entziehungskuren gab, müssen wir davon ausgehen, daß die Lebenswege dieser Betroffenen in den sicheren Ruin führten.

Auch das Kartenspiel wurde als eine gefährliche Untugend angesehen: „Dieweilen das Kartenspielen sonntags gar sehr im Schwang geht, also daß man fast nicht weiß, wie dem Übel zu steuern ist . . . Am Sonntag Rem(iniscere) (haben) sich eine Anzahl lediger Burschen in der Mühl des

Kartenspiels unterfangen . . . “ Vom Censurgericht bekam jeder „2 Schilling Strafe ins Almosen zudiktiert (1758)“. (Ein Gulden hatte 10 Schilling).

Im Jahre 1761 wurde eine Gruppe von Bürgern im „Ochsen“ beim Kartenspielen ertappt und deshalb vor dem Presbyterium ermahnt. Das Kartenspiel war also, wie wir sahen, nicht nur öffentlich (Wirtschaft) sondern auch privat (Mühle) untersagt. Die öffentliche Ordnung (oder auch Unordnung) offenbart sich auf den Straßen und Gassen der Orte.

Im Jahre 1803 machte sich der ledige Schreiner Gottfried Wahl in Lichtenau unangenehm bemerkbar: „. . . (Er) hat sich verwichenen Sonntag nachts mit Brüllen, Fluchen und Schwören ungebührlich auf der Gasse auf geführt.“

Am Abend des Gründonnerstags 1820 haben fünf ledige Burschen „sich durch Saufen auf öffentlicher Straße, durch Brüllen und Lärmen und Verwerfen der Gläser aufs Schändlichste ausgezeichnet . . . und dadurch das Andenken an die Leiden Jesu schändlich entehret . . . Wegen des Vergehens wurden sie von der Censur mit 30 Kreuzer ins Almosen bestraft“.

In den Augen von Pfarrer Neßler spielte sich im Advent 1761 ein „öffentliches Ärgernis“ besonderer Art ab:

„In gegenwärtiger Hl. Adventszeit ist hier das Unwesen mit Christkindlein und Hanstrappen wieder angegangen. Verschiedene Sonntage gegen Abend sind dergleichen gemacht worden, ich habe aber niemand in Erfahrung bringen können. In der Christnacht ging hier ein abscheulich verkleideter Hanns Trapp herum, das gab einen Auflauf. Weil ich nicht wußte, wer es war, habe ich den Morgen drauf es auf der Kanzel sehr scharf bestraft. Hierauf habe (ich) Nachricht bekommen, daß es die Magd in der Apotheke gewesen. Ungeachtet Frau und Tochter zum Hl. Abendmahl gegangen, so haben sie doch diesen Unfug teils ausgesonnen, teils gestattet.“

Der Geistliche hatte keinerlei Verständnis für die geschilderten Weihnachtsbräuche. Er betrachtete sie in streng puritanischer Weise als sträflichen, heidnischen Mummenschanz. Es ist zu vermuten, daß die Kirchenältesten diese Ablehnung ihres Pfarrers nicht teilten, denn der Fall kam nicht vor das Censurgericht und die beiden Weihnachtsgestalten haben bis heute überlebt. Dagegen war das Fasnachtstreiben kein Thema. Es hatte offenbar nicht stattgefunden und wurde deshalb auch nie erwähnt.

Die Schulaufsicht

Mit der Einführung der Reformation im Kirchspiel Lichtenau (1554) gewann das Lesen der Bibel eine besondere Bedeutung. Jeder mündige Christ sollte so direkten Zugang zum „Wort Gottes“ erhalten. Deshalb mühten sich die Lichtenauer Pfarrer 20 Jahre lang, im Pfarrhaus 80–90 Jugendlichen des Kirchspiels das Lesen beizubringen. Im Jahre 1575 wurde vom Grafen Philipp IV. ein Schulmeister (David Lieb) angestellt, der bis

1600 diese Aufgabe übernahm. Da der damalige Geistliche (Johannes Rodt) wegen fortgeschrittenem Alter das umfangreiche Kirchspiel nicht mehr zur Genüge versorgen konnte, fand die gräfliche Regierung eine Lösung, die Schule und Kirche gerecht wurde. Sie schuf die Stelle eines Diakons, welche mit einem jungen Pfarrer (Vikar) besetzt wurde, der

1. in der Lichtenauer Schule die Rolle des Lehrers übernahm,

2. den Pfarrer als Vertreter im Kirchspiel unterstützte.^{13a} Dieser Zustand währte vom Jahre 1600 bis 1746, als Scherzheim mit Muckenschopf eine eigene Pfarrei bildete. Von da ab wurden in Lichtenau wieder „Schuldienner“ (so die amtliche Bezeichnung) eingesetzt. In den Filialgemeinden Helmlingen und Grauelsbaum wurden selbständige Schulen eingerichtet. Von diesem Zeitpunkt an setzt auch die Überlieferung des „Protocollum Presbyterii“ ein. In Lichtenau wurde schon 1605 ein eigenes Schulhaus bezogen (Hauptstr. 38). In den beiden Filialgemeinden war das Finden eines Unterrichtsraumes schon schwieriger. In Grauelsbaum traf Pfarrer Neßler senior bei einer Visitation (1782) folgenden Zustand an: *„Die Schulstube zu Grauelsbaum werde alle Jahr an den wenigst Bietenden versteigert und sei die dermalige Stube zu klein und zu finster. Die Leute haben ein kleines Kind, das Geschrei mache und also die Information hindere“*. In Helmlingen (Schuldienner: Joh. Michael Schiele) war die Situation nicht viel besser: *„Dabei (habe er, der Pfarrer) folgende Hindernisse und Inkonvenienzen angemerkt: . . . durch das (Hoch-)Wasser aus seines Schwiegervaters Haus vertrieben worden, wohne (er) nun mit demselben und seinem Weibe und fünf meist kleinen Kindern in der ohnehin kleinen Schulstube. Nebst ihm und 38 Schulkindern lebten noch acht Menschen in demselben. Die Unruhe, (das) Geschrei und anderes Verhalten der Kinder, die Arbeit seiner Frau und dergl. hindere ihn, sowohl als die Kinder an der nötigen Aufmerksamkeit . . .“*

Aber nicht nur diese äußeren Umstände erschwerten den Lehrern ihre Arbeit. Dazu kam noch die geringe gesellschaftliche Einschätzung ihres Berufsstandes, wie sie in folgender Episode zum Ausdruck kommt: *„Jacob Vogt, dermaliger Schulkollaborator zu Lichtenau, beschwert sich über Ludwig Schulmeister, Metzger dahier, daß er, weil er seinen Buben, der seine Lektion nicht gekonnt, um 3 hinunter gesetzt, ihm am oberen Tor aufgepaßt und bei seiner Ankunft ihn unter heftigen Drohworten an den Haaren gezauset, mithin auf der öffentlichen Gasse angegriffen habe. Weil nun die hiesigen Eltern gar keine Schulbestrafungen leiden wollen, also ihre Kinder in der Bosheit und Nachlässigkeit unerstützen, also wurde ermelder Schulmeister heute vorbeschieden. Erschien derselbe und deklarierte seine Übereilung mit Versprechen, es in Zukunft zu unterlassen. Hierauf wurde derselbe unter Verwarnung dimittiert (1783).“*

Hier wurden die Verhältnisse vom Presbyterium auf den Kopf gestellt. Der tätlich angegriffene und beleidigte Lehrer, der von einem harmlosen

Zuchtmittel Gebrauch gemacht hatte, wurde zum Angeklagten. An den Formulierungen des Protokolls wird deutlich, daß Pfarrer Neßler auf seiten des Lehrers stand, sich aber nicht durchsetzen konnte gegen die Front der Handwerksmeister im Presbyterium, die es nicht hinnehmen wollten, daß Kinder ihres Standes von einem „Schuldiener“ ehrenrührig behandelt würden. Darüber hinaus wird deutlich, daß der Pfarrer das Presbyterium keineswegs dominierte.

Doch schon im Jahre 1767 machte sich zum ersten Mal eine Tendenz in der Schulaufsicht bemerkbar, die eine positive Entwicklung des Schulwesens versprach. Es wurden fünf Väter von Schulkindern vor das Presbyterium geladen und ihnen vorgeworfen, daß diese „unfleißig“ zur Schule gingen. Sie wurden im Wiederholungsfalle mit Strafe und Meldung beim Amt bedroht. Offenbar wurde von jener Zeit an die Anwesenheit der Kinder genau registriert. In späteren Fällen wurde ziemlich regelmäßig bei Schulschwänzen 12 Kreuzer Strafe verhängt plus „3 Kreuzer Bestellungsgebühr für den Botten“, der das Geld einziehen mußte. Im Jahre 1811 standen einmal nicht weniger als 16 Väter gleichzeitig vor dem Censurgericht. Den Kindern von acht Vätern wurden mehr als 10 Versäumnisse zur Last gelegt. Sie mußten deshalb die doppelte Taxe von 30 Kreuzern zahlen. Sollte bei Vätern aber Zahlungsunfähigkeit vorliegen, so hatte das Censurgericht für diesen Fall vorgesorgt: „... ihnen dabei gesagt, daß inskünftig die Armen mit Turmstrafe, die Vermöglichen aber mit Geld ins Almosen würden bestraft werden (1807).“ Das Presbyterium hat auch keineswegs gezögert, von der Arreststrafe Gebrauch zu machen: Innerhalb von vier Jahren (1817–20) wurde viermal die Strafe der „Einhäuselung“ zu zwei bis 24 Stunden verhängt. Es scheint in jener Zeit kein Schulversäumnis ungerügt geblieben zu sein. Im Jahre 1815, 32 Jahre nach der schmachvollen Behandlung des Schulkollaborators Vogt (1783), dokumentierte das Censurgericht seinen Sinneswandel in der Einstellung zum Lehrerstand: Der Schullehrer (nicht mehr Schuldiener) Schiele von Helmlingen war von drei Bürgern und deren Ehefrauen „angegriffen und insultiert worden . . . , weil er die Kinder derselben wegen mutwilliger Schulversäumnisse mit einigen Stockschlägen bestraft hatte . . . Das Censurgericht verurteilte sie also dazu, den Schullehrer Schiele um Verzeihung zu bitten und zu versprechen, für die Zukunft sich vor ähnlichen Übereilungen und Kränkungen des Schullehrers sorgfältig zu verwahren . . . (darauf) wurde ihnen die bereits anerkannte 2stündige Eintürmung wieder erlassen“.

Die positive Einstellung der Karlsruher Regierung in bezug auf die Rolle der Schule äußerte sich auch in einer Erweiterung der Schulpflicht durch Einführung der Nachtschule (1806) während des Winterhalbjahrs für die Burschen des 13. bis zum 20. Lebensjahr, einer Näh- und Strickschule für die gleichaltrigen Mädchen (1808, 1810) und der für beide Geschlechter bis zum 20. Lebensjahr verbindlichen Sonntagsschule (1–2 Uhr nachmit-

tags). Der nachhaltige staatliche Druck über das Censurgericht bei der Durchsetzung der Schulpflicht wurde offenbar (durch Jahrzehnte hindurch) solange beibehalten, bis der Schulbesuch der Kinder von den Eltern als selbstverständlich angesehen wurde.

Der über 13 Lebensjahre andauernde Unterricht (vom 7. bis zum 20. Jahr) der gesamten Jugend war ein Stück Volkserziehung, das in dem bald anhebenden Industriezeitalter seine Früchte trug. Der erhöhten Bedeutung der Schule entsprach das in einer Generation gestiegene Ansehen des Lehrers im Gesellschaftsgefüge. Er, der 1780 noch dem Viehhirten gleichgestellt war, entwickelte sich zum geachteten Mitbürger, den man nicht mehr ungestraft beleidigen durfte.

Wahrung von Kirchenordnung und Glauben

Der Auftrag der Kirchenrüger: Wie der Name schon sagt, sollten sie alle Verstöße gegen kirchliche Sitten und Anordnungen beim Presbyterium zur Anzeige bringen. Das war keine populäre Aufgabe, und der Eifer der Beauftragten war so gering, daß Pf. Neßler die Rüger vor die Kirchenältesten zitierte (1765): *„Eben dieses Protocollum besaget auch, wie schlecht und saumselig die Kirchenrüger dieses Kirchspiels sich erweisen, also daß es scheint, als wenn ihr Amt, wovon sie doch einigen Genuß und Freiheit haben, ganz vergeblich sei, inmaßen, ungeachtet . . . so viele Unordnung vorgeht, sie fast gar nichts dem Presbyterio denunzieren . . .“* Amtliche Schnüffelei war damals so wenig beliebt wie heute, so daß die Zurückhaltung der Kirchenrüger verständlich erscheint. Ihre Tätigkeit als Ordner während des Gottesdienstes war hingegen akzeptiert. So saß der Lichtenauer Rüger am Lettner, der Helmlinger auf der Empore und der Grauelsbaumer im Chor, um etwaige Störungen des Gottesdienstes sofort unterbinden zu können (1753). Unliebsame Zwischenfälle gingen oft von jungen Burschen aus. So warfen diese in einem Sonntagnachmittagsgottesdienst von der Empore Blumen auf die unter ihnen sitzenden „Weibspersonen“ herab oder sie rissens sich gegenseitig die Stühle weg (1783, 1787, 1817, 1818).

Wenn ein Mitglied der Gruppe der Honoratioren gegen die guten Sitten verstieß, war es nicht so einfach, den Schuldigen zur Rechenschaft zu ziehen wie einen Bauernburschen. Das sollte sich am Beispiel des Barbiers (Chirurgen) Joh. Paul Roos erweisen. Dieser war während des Gottesdienstes dadurch unangenehm aufgefallen, daß er sich mit dem Sohn des Amtmanns Schübler unter Lachen laut unterhielt. Als Roos vor die Kirchenältesten geladen wurde, lehnte er ein Erscheinen unter despektierlichen Ausdrücken ab („Wenn man in der Kirche nichts mehr reden darf, muß man drausbleiben“). Daraufhin meldete Pf. Neßler den Vorfall dem Konsistorium. Dieses beauftragte den Amtmann Schübler, die Angelegenheit zu bereinigen. Dieser hatte allerdings nicht das Format, seinen Sohn amtlich

zu belangen, sondern hat die Affäre „seinen actis beigesellet“. „So wenig Hilfe hat man zu gewarten“, meinte der Pfarrer (1768).

Als Sitzgelegenheiten standen in der Lichtenauer Kirche Stühle zur Verfügung. Um die Anschaffung und die Reparatur derselben bezahlen zu können, wurden diese zum Teil vermietet (Miete: Ein Viertel bis ein ganzer Gulden im Jahr). Die erste Stuhlreihe vor der Kanzel war für die Bediensteten der Herrschaft reserviert. Die zweite Reihe gehörte den Schöffen. Die übrige Kirchengemeinde war nach Alter, Geschlecht und Familienstand in Gruppen aufgeteilt. Jeder dieser Gruppen waren bestimmte Stuhlreihen zugewiesen. Es war die Aufgabe der Rürger, dafür zu sorgen, daß diese Sitzordnung eingehalten wurde, besonders, daß niemand sich auf einen Mietstuhl setzt, auf den er kein Anrecht hat (bei Strafe von 2 Schilling, 1753–54). Eine Generation später (1782) wurde es aber schwierig, die geschilderte Ordnung noch aufrecht zu erhalten. Der Pfarrer klagte: „... *fast niemand mehr wolle noch einen Sitz kaufen . . . Ja verschiedene Bürger von Lichtenau setzten sich mit Absicht auf Plätze, die sie selbst nicht gemietet hatten . . . und dabei sich vernehmen lassen, wie sie weder sich der Strafe, noch der Verordnung, eigene Plätze zu kaufen, unterwerfen wollten.*“ Das war gewollte Provokation. Wie die Kraftprobe ausging, darüber schweigt das Protokoll. Ein Zeichen erwachender Selbständigkeit gegenüber der Kirche?

Wir hatten schon gehört, daß die Kirchenrürger gewissermaßen das Auge des Sittengesetzes repräsentierten. Zu ihrer Ordnungsfunktion gehörte noch die Aufsicht über die Leichenbegängnisse von Verstorbenen ihres Ortes (1760).

Bekämpfung der Entheiligungen der Sonn- und Feiertage

Unter den Verstößen gegen die Zehn Gebote nahmen die Sonn- und Feiertagsentheiligungen einen breiten Raum ein. Die fürstliche Regierung hatte in der Sabbatordnung vom 9. Nov. 1737, zusammen mit den Erläuterungen von 1743 in über 20 Paragraphen die einzelnen Gebote bzw. Verbote der Sabbatheiligung festgelegt (1755, 1757). Wenn man sich eine Vorstellung von der Übersetzung dieses Dekrets in die Praxis machen will, muß man sich klar machen, daß es zu jener Zeit viel mehr Feiertage gab als heute. Zu den im Augenblick geltenden kamen noch die Halbfeiertage, z. B. die Aposteltage, dann die Bettage (jeweils der erste Dienstag im Monat), dann noch der Oster- und der Pfingstdienstag.

Während der Amtszeit von Pfarrer Müller, soweit sie das Protokoll betrifft, wurde nur ein Fall von Sabbatschändung verhandelt. Eine Gruppe von Unteroffizieren hatte am Thomastag einen Tanz veranstaltet. Das Presbyterium sah sich leider außerstande, eine Anklage zu erheben, da man fremden Soldaten nichts befehlen könne (1747).

Als Pfarrer Neßler senior das Pfarramt übernommen hatte, war er voll jugendlicher Energie und wollte auch gegen die Sabbatentheiligung neue Akzente setzen:

„... er dennoch leider wohl wisse, wie schmäzlich der Sabbat entheiligt, und alle christliche Zucht und Ehrbarkeit in der Gemeind von vielen Personen unterlassen werde . . . wie die fürstliche Sabbatordnung übertreten werde.“ Vorerst beschränkte er sich darauf, von der Kanzel durch Zitate aus derselben mit erläuternden Beispielen die Gewissen zu schärfen und durch das persönliche Gespräch etwaige Verstöße zu bereinigen. Er verwies auch darauf, daß der Amtsschultheiß genauso wie das Censurgericht die Pflicht habe, die Einhaltung des Sabbats zu überwachen und Verstöße zu bestrafen (1755). Das ist eine der möglichen Erklärungen dafür, daß in seiner ganzen Amtszeit nur zwei Fälle vor das Presbyterium kamen:

An einem Sonntag des Jahres 1761 fuhr Jacob H. nach Baden-Baden und zurück. Seine Mutter entschuldigte sich deswegen, denn an Sonntagen war das Reisen untersagt. Problematischer gestaltete sich der Verlauf eines Festessens am Dreikönigstage 1764, zu dem der neue Amtsschultheiß (Ph. H. Schulmeister) die herrschaftlichen Bediensteten von Lichtenau und (Rhein-)Bischofsheim eingeladen hatte. Die Festgäste verstießen gleich mehrfach gegen die Gebote der Sabbatheiligung: Sie tanzten, sangen weltliche Lieder und lärmten, die Bischofsheimer Gäste fuhren über Land. Hier stand die Willkür des weltlichen Amtsinhabers gegen die Amtspflicht des Geistlichen. Pfarrer Neßler beschloß, „auf der Kanzel zu bestrafen und die Gemeinde vor der Nachfolge zu warnen . . . jedoch nur in generalibus und ohne jemandes Benennung“. Nachdem der neue Amtsschultheiß Dekrete mißachtete, deren Übertretung er selbst ahnden sollte, blieb dem Presbyterium nur Zurückhaltung übrig. Vom Landesfürsten, dem Erbprinzen und späteren Landgrafen Ludwig IX. (ab 1768), erhoffte offenbar niemand eine Beseitigung dieses Schwebezustandes, denn er stand der Aufklärung und deren säkularen Bestrebungen sehr nahe. So wurden vierzig Jahre lang vor dem Censurgericht keine Sabbatentheiligungen verhandelt. Nur der direkte persönliche Einsatz der Geistlichen und ihrer Helfer konnte etwaige Verstöße in Grenzen halten.

Nur in einem Punkt, wenn auch nur im Protokoll, entlastete Pfarrer Neßler sein Gewissen, indem er sich nachdrücklich dagegen aussprach, daß eine ohnehin problematische Art von Strafvollzug auch noch am Sonntag ausgeführt wird: „Am 23. August (1761) . . . nach geendeter Nachmittagskirche ließ der H. Amtsschultheiß junior (Ph. H. Sch.) 2 Personen wegen geringen Diebstahls von Gänsen und Grundbirnen in die, dieses Jahr auf seine Angaben neuerbaute Trille setzen. Dieses Schauspiel dauerte bei 2 Stunden und war so beschaffen, daß ichs unmöglich (habe) billigen können. Etliche hundert Personen von hiesigen Orten und dem benachbarten Ort Ulm weideten ihre Augen daran. An Gelächter und anderem unar-

tigen Bezeigen hat es nicht gefehlt. Der Tag des Herrn wurde zum Tag der Sünden gemacht . . .“ (Trille = drehbarer Käfig).

Ein zweiter Vorgang von ähnlicher Qualität ereignete sich 1767: *„Diesen (Sonntag-)Nachmittag unter und nach dem Gottesdienst nahm der Amtsschultheiß eine höchst ärgerliche Exekution unter einem großen Tumult der Menschen vor mit 2 Personen von Muckenschopf, welche er vor der Kirchentür (hat) in die Geige stellen und hernach prügeln lassen“*. Pfarrer Neßler erweist sich hier als einer der frühen Vorkämpfer für einen humanen Strafvollzug, der nicht zum Gaudium entarten darf, das die Psyche der Bestraften unheilbar verletzt.

Nach über 40 Jahren Pause (1805) nahm das Censurgericht den Kampf gegen die Sabbatentheiligung wieder auf. Dieser Neuanfang scheint nicht aus der persönlichen Initiative des Pfarrers (Neßler junior) hervorgegangen zu sein, denn sie erfolgte an dessen Lebensende (gest. 1806). Wahrscheinlich hat die Kirchenbehörde des neuen Staates (ab 1803), der Karlsruher Kirchenrat, den Anstoß dazu gegeben. So wurden in den Jahren von 1805 bis 1821 26 Verstöße abgeurteilt, ein Drittel davon wegen Feldarbeit an Bettagen (pflügen, Rüben hacken, Rüben abschneiden, Rinde schälen, Heu machen, Garben binden usw.). An den Halbfeiertagen einschließlich Bettagen, schien die Hausarbeit erlaubt zu sein, nicht aber die Arbeit auf Acker und Wiese. Hausarbeit, die mit größerem Lärm verbunden war, wie Holz spalten oder Vieh schlachten, war auch untersagt. An Sonn- und Feiertagen galt das erst recht, dazu kam noch das Verbot zu reisen, d. h. mit dem Fuhrwerk über Land oder ins Feld zu fahren, z. B. Klee oder Hanf zu holen. So arbeitete ein Grauelsbaumer Mann am Gründonnerstag im katholischen Ulm (1809), wo das gestattet war. Er mußte 15 Kreuzer Buße zahlen. ein anderer putzte am Sonntagmorgen seinen Stall. Ein Wirt ließ am Ostermontag mit großem Gepolter seinen Tanzboden ausbessern (1813). Ein häufiges Vergehen gegen die Sonntagsheiligung war das Weiden des Viehs. Bei vielen Urteilen des Censurgerichts fällt auf, daß die Censoren es als einen erschwerenden Umstand ansahen, wenn die verbotene Tätigkeit während eines Gottesdienstes erfolgte. Das traf für die Hälfte der Sonntagsentheiligungen zu. Ohne Zweifel wollte man damit auf das Versäumen des Gottesdienstes hinweisen, scheute sich aber, das Vermeiden des Kirchenbesuchs als alleinigen Tatbestand erscheinen zu lassen.

So wird Andreas Ludwig angezeigt, *„daß er sich nicht nur gegen seine alte Mutter, sondern auch in Ansehung seines Christentums sehr tadelhaft betragen und äußerst saumselig zur Kirche und Gottes Wort gekommen sei . . .“* (1809). Die Rüge über einen geringen Gottesdienstbesuch wurde immer mit der Anklage wegen eines anderen sittlichen Fehlverhaltens verknüpft. Vielleicht stand hier unbewußt die Meinung Luthers dahinter, daß der Glaube und damit eng verbunden der Kirchenbesuch nicht mit Strafandrohungen erzwungen werden sollte.

In ungefähr der Hälfte der angezeigten Fälle wurden Geldbußen von 15 Kreuzer bis zu einem Gulden in den Almosen verhängt. Besonders streng wurde das sonntägliche Fischen bestraft. Der eine von zwei Fischern, ein armer Mann, mußte mit sechs Stunden „Einhäuslung“ büßen (1817), der andere wurde mit 12 Stunden Turmarrest bestraft (1816), weil er das Fischen zuerst abgeleugnet hatte. Der Turmarrest fand im Streckturm, dem alten Amtsgefängnis, statt, die „Einhäuslung“ wahrscheinlich nur in einem Arrestraum des Rathauses. Nach dem Bibelwort „Einen reuigen Sünder hat Gott lieb“ wurde mit denjenigen, die ihre Verfehlungen ohne Umschweife zugaben, milde verfahren. Sie kamen meist mit Verwarnungen davon. Wenn sich aber ein Beschuldigter rechtfertigen wollte oder unglaubwürdige Entschuldigungen vorbrachte, dann konnte sich das Strafmaß verdoppeln. Dasselbe geschah, wenn der Angezeigte die Vorladung mißachtete und ein zweites Mal vorgeladen werden mußte (1808).

Es ist bemerkenswert, daß Verstöße der Juden gegen die Sabbatordnung (Holzspalten am Betttag oder am Sonntag, Wellen holen am Betttag, Heu holen am Sonntag usw.) immer milde beurteilt wurden. Sie wurden jeweils nur verwarnt und mußten nie eine Geldbuße erlegen. Es war ja auch für einen Juden nicht einfach, neben den eigenen Feiertagen noch mit dem komplizierten, christlichen Feiertagskalender zurecht zu kommen. So ließ das Censurgericht „Unwissenheit“ als Entschuldigungsgrund gelten.

Kampf gegen die Gotteslästerung

Im ganzen Presbyter-Protokoll wird nur von einem Fall von Gotteslästerung berichtet:

„Der vor acht Jahren schon (in) puncto Blasphemie inhaftierte Delinquent Ezechiel Weyler . . . Backer allhier, mußte . . . heute (Sonntag), den 3. August (1755) nach geendigter Morgenpredigt vor . . . volkreicher Versammlung in praesentia . . . (des) Amtmanns Otto zu Kork, Kirchenbuße tun. Dazu wurde er mit der Wacht bis an die Kirchentür, von dem Botten aber bis an den Altar geführt, allwo er fast den ganzen Gottesdienst durch auf den Knieen liegen mußte. Nach der Predigt und abgesungenem Lied . . . wurde eine nachdrückliche Sermon über Levit. 24, 16 (Steinigung) . . . gehalten. Nach Absolution und Segen wurde der Delinquent wieder in Verhaft geführt und am folgenden Montag eine Stunde an den Pranger gestellt, darauf mit Ruten ausgehauen und auf ewig des Landes verwiesen.“ Die Gotteslästerung des E. Weyler war sicher ein Werk von dessen loser Zunge. In den Censurprotokollen wird von zwei Fällen berichtet, die man als Vorstufen der Gotteslästerung ansehen kann:

Im Jahre 1760 arbeitete in Lichtenau der Wagnergeselle Johannes Bäuerle aus dem Bühlertal. Er erwies sich als ein „Erzreligionsspötter“ von solcher Qualität, daß Pfarrer Neßler senior von seinem Meister die Entlas-

sung forderte. Dieser zögerte, obwohl sein Geselle „viele Gottlosigkeiten so allhier als an anderen Orten verübet hat, . . . das einige Herren Geistliche im Kloster (Schwarzach) dem Pfarrer in faciem gesagt, wie sie sich wunderten, daß ein solcher boshafter Kerl hier gelitten werde“. (J. B. war Katholik). Zuletzt wurde das Oberamt um Rechtshilfe gebeten.

Wie man dieser Notiz entnehmen kann, bestand zwischen den benachbarten Geistlichen beider Konfessionen ein durchaus kollegiales Verhältnis. Die Beziehungen zwischen den Schwarzacher Äbten und zwischen den Vertretern der hanau-lichtenbergischen Regierung waren sogar freundschaftlich, denn die letzteren unterstützten immer, wenn sich Gelegenheit bot, die Unabhängigkeitsbestrebungen der Abtei gegen die Annexionsgelüste der Markgrafen von Baden.¹⁵

Den oben geschilderten Verstößen ähnlich waren die Vorwürfe, die fast 50 Jahre später (1808) gegen Jacob Bertsch erhoben wurden. Dieser war ein (ursprünglich) wohlhabender Mann. Er fiel dadurch auf, daß er durch öffentliches Reden sich als „Verächter der Religion und des „Gottesdienstes“ erwiesen hatte. Er war sogar Mieter eines Kirchenstuhls, den er aber schon zwei Jahre nicht mehr benutzt hatte. Der Fall Jacob B. war aber nicht mit normalen Maßstäben zu messen, da „selten ein Tag vergeht, wo er nüchtern bleibt . . . Er wurde zur Besserung ermahnt“. Es verwundert nicht zu hören, daß er später entmündigt wurde.¹⁶

Wahrung des konfessionellen Friedens

Nach dem 30jährigen Krieg war eines der wichtigsten Ergebnisse des Friedensschlusses die Wahrung der konfessionellen Parität. Diese hatte sich besonders dort zu bewähren, wo Territorien mit verschiedenen Konfessionen aneinander grenzten, was für Lichtenau und das direkt benachbarte Ulm zutraf, da das erstere der lutherischen Grafschaft Hanau-Lichtenberg, das letztere aber der Abtei Schwarzach bzw. der Markgrafschaft Baden-Baden angehörte. Die erste Notiz in den Presbyter-Protokollen, in der das Problem konfessioneller Reibereien auftaucht, stammt aus dem Jahre 1755. Hier berichtet Pfarrer Neßler senior, daß „die Ulmer Buben und Mägdlein in dem Städtlein (Lichtenau) und vor der Kirche herumlaufen, unter dem Gottesdienst allerlei Üppigkeiten treiben und unsere Religion verspotten“. Die zweite einschlägige Nachricht wurde von dem Grauelsbaumer Kirchenältesten und dem Grauelsbaumer Kirchenrüger gemeldet: Beide „zeigen heute an, daß letzten Sonntag, den 27. Jan. (1760), ein Geistlicher aus dem Kloster Schwarzach der Reichsordnung zuwider in Grauelsbaum gewesen und des dasigen Hirten Joh. Michael Saier Tochter die Sakramente gereicht habe“. Das Censurgericht beschloß, den Vorfall dem Konsistorium zu melden und dem Hirten unauffällig zu kündigen.

Bleibende Wirkungen

Die Gruppe der Kirchenältesten (Presbyterium) hatte sich unter der Leitung des Pfarrers zur Instanz der moralischen Ausrichtung und Selbstkontrolle der Gemeinde entwickelt. Im Presbyterium herrschte das demokratische Prinzip. Es war keineswegs nur ein Sprachrohr des Pfarrers. Das verschaffte ihm Autorität und Rückhalt bei den Bürgern. Seine Entscheidungen wurden respektiert.

Bei diesen guten Voraussetzungen für die Arbeit des Presbyteriums mußte sein Einfluß auf die gesellschaftspolitische Entwicklung nachhaltig gewesen sein. In ihrem Kampf gegen die uneheliche Schwangerschaft hatten die Kirchenältesten die Familie als Fundament der Gesellschaft herausgestellt. Die geringe Rate der unehelichen Geburten spricht für den Erfolg ihrer Arbeit.

Ein zweites, positives und bis heute nachwirkendes Ergebnis ist die Akzeptanz der allgemeinen Schulpflicht in ihrer stark erweiterten Form durch die Bevölkerung verbunden mit der Anhebung der gesellschaftlichen Stellung des Lehrers. Erinnern wir uns an den jahrzehntelangen Kampf des Censurgerichts gegen die Schulversäumnisse mit der öffentlichen Aburteilung der nachlässigen Eltern. Wenn die Bevölkerung den Weg in die Industriegesellschaft mit nur geringen Reibungsverlusten schaffte, dann haben auch die Censurgerichte einen wesentlichen Beitrag zu diesem Erfolg geleistet.

Bemerkenswert auf der Ebene der Geistesgeschichte ist das über viele Jahrzehnte hin andauernde Eindringen und Wirksamwerden der Gedanken der Aufklärung. Die Strafrechtspraxis von Drille und Pranger wurden kritisiert (Pfarrer Neßler senior). Die Methoden der Kirchenbuße nahmen mehr und mehr Rücksicht auf die Menschenwürde der Angeklagten: Der Strohkranz entfiel, die Buße wurde vom Hauptgottesdienst am Sonntag auf eine Andacht verlegt und erfolgte am Ende nur noch vor dem Presbyterium. Auch auf die Disziplinierung durch den Entzug des Hl. Abendmahls wurde verzichtet. Dem Bürger wurde nach und nach ein höherer Grad von Mündigkeit zuerkannt. Auch „auf dem Lande“ stand im 18. Jahrhundert die Zeit nicht still.¹⁷

Anmerkungen

- 1 Eyer, Fritz: Das Territorium der Herren von Lichtenberg. Bad Neustadt a. d. Saale, 1985, 235 ff.
- 2 Beinert, Johannes: Geschichte des badischen Hanauerlandes. Kehl, 1909, 54
- 3 Beinert, J.: a. a. O., 176
- 4 Lehmann, J. G.: Urkundliche Geschichte der Grafschaft Hanau-Lichtenberg im unteren Elsass, Mannheim, 1863, 511
- 5 Beinert, J.: a. a. O., 262

- 6 Beinert, J.: a. a. O., 275
- 7 „Protocollum Presbyterii“, ein Lederband von 476 handgeschriebenen Folioseiten die Jahre 1740 bis 1821 umfassend. Es wird im ev. Pfarramt Lichtenau aufbewahrt
- 8 Lauppe, Ludwig: Burg Stadt und Lichtenau, herausgegeben von Lisbeth Lauppe und Dr. Wilhelm Lauppe, Weinheim 1984, 393
- 8a „Almosen“ ist ein verkürzter Ausdruck für Almosenfond
- 9 Kirchenbücher von Lichtenau
- 10 Lauppe, L.: a. a. O., 431
- 11 Lauppe, L.: a. a. O., 372
- 12 Lauppe, L.: a. a. O., 397 f., 480
- 13 Wie Anm. 12
- 13a Lauppe, L.: a. a. O., 91–93
- 14 Wie Anm. 13
- 15 Uibel, Ludwig: Die Endphase der Auseinandersetzung der Abtei Schwarzach mit der Markgrafschaft um die Landeshoheit nach den Prozeßschriften des 18. Jahrhunderts. In: Die Ortenau, 1991, 206 ff.
- 16 Der Beschuldigte Jacob Bertsch ist ein Ururgroßvater des Verfassers und sein unrühmlicher Lebenslauf ist daher diesem aus der Familientradition bekannt.
- 17 Der Ursprung und der geistesgeschichtliche Hintergrund der Sittengerichte wird von Leonhard v. Muralt (Zürich) in seinem Beitrag „Die Reformation“ („Historia mundi“, 7. Bd., 95 f.) wie folgt dargestellt: „Zwingli hatte seiner Züricher Kirche eine kleine Behörde gegeben, die ihr ein ganz besonderes Gepräge gab, das Ehegericht, zusammengesetzt aus zwei Leutpriestern (Pfarrern) und je zwei Vertretern des Kleinen und des Großen Rats. . . . Das Ehegericht machte weit herum in allen reformierten Gebieten der Schweiz Schule. . . . Die Reformatoren wollten durch den Ausschluß vom Abendmahl nicht im Sinne weltlichen Strafrechts der damaligen Zeit Sühne erzwingen, sondern den offenbar Fehlbaren und Unwürdigen zur echten geistlichen Buße und Umkehr führen. Ehe- und Chorgerichte wurden ferner in vielen süddeutschen Reichsstädten und im Herzogtum Württemberg eingeführt. Es gab eine Zeit, da der oberdeutsche Protestantismus enger mit dem schweizerischen und zwinglichen als mit dem niederdeutschen-lutherischen Typus verbunden war.“
Straßburg führte 1529 ausdrücklich nach Zürcher und Konstanzer Vorbild das Ehegericht ein. Ein großes Sittenmandat normierte alle Bereiche des täglichen Lebens. Bucer konnte dies nicht genügen. Er wollte die Kirchengzucht durch Organe der Kirche selbst durchführen, mußte aber die Oberaufsicht der städtischen Behörde überlassen, sie galt doch als eine evangelische. Bucer suchte dann für die von der Obrigkeit bestellte Siebenerkommission in Kirchensachen die biblische Begründung und glaubte sie in den urchristlichen „Ältesten“ (= Presbytern) gefunden zu haben. Er vermischte damit, wie es in Basel und Zürich der Fall war, Stadt- und Kirchengemeinde. Pfarrer und Kirchenälteste arbeiteten in der „Konvocatz“ zusammen. Bucers Ziel war die „Gemeinde ohne Flecken und Runzeln“.

Festung, Stadt und Dorf Kehl 1771 bis 1815: Aufstieg, Blütezeit und Untergang

Hartmut Stüwe

Nach der Wiedervereinigung der beiden Markgrafschaften Baden-Baden und Baden-Durlach im Jahre 1771 entwickelte sich Kehl durch Fördermaßnahmen des neuen Regenten, dem Markgrafen Karl Friedrich, zu einem blühenden Handelszentrum. Einen Höhepunkt dieser Entwicklung bildete die Verleihung der Stadtrechte am 24. August 1774. Mit den Koalitionskriegen ab 1792 wurde dieser Prozeß jedoch gestoppt. Es begann eine Phase der mehrmaligen Besetzung und Zerstörung von Dorf und Stadt Kehl, die 1815 mit der Schleifung der Festung endete.

Die Wiedervereinigung Badens unter Markgraf Karl Friedrich im Jahre 1771

1771 wurden die Markgrafschaften Baden-Baden und Baden-Durlach nach 236 Jahren der Trennung wiedervereinigt. Der letzte Markgraf von Baden-Baden, Ernst August, blieb ohne männlichen Nachfolger. Nach seinem Tod am 21. Oktober 1771 fiel durch einen 1765 abgeschlossenen Erbvertrag die Markgrafschaft Baden-Baden an Karl Friedrich, den Markgrafen von Baden-Durlach¹. Von dieser Wiedervereinigung der badischen Herrschaftshäuser waren auch die Festung Kehl und das Dorf Kehl betroffen.

Denn die Festung Kehl war – mit mehreren Unterbrechungen – seit 1698 in baden-badischem Besitz. Von Ludwig XIV. nach Plänen von Vauban 1681 erbaut, wurde sie nach dem Pfälzischen Krieg durch den Friedensvertrag von Rijswijk 1697 dem Deutschen Reich zugesprochen. Der deutsche Kaiser Leopold I. übergab sie dem Markgrafen Ludwig von Baden-Baden, auch Türkenlouis genannt, wegen seiner Verdienste im Krieg gegen die Türken als sogenanntes Reichsmannlehen. Die Festung, zwischen Rhein und Kinzig gelegen, blieb bis zur Ära Napoleon in badischem Besitz und wurde 1815 geschleift. Sie bestand im wesentlichen aus der Citadelle und einem vorgelagerten Teil, dem sogenannten Großen Hornwerk². Innerhalb dieses Hornwerks begann die Entwicklung der späteren Stadt Kehl. Bei Bauarbeiten in der heutigen Innenstadt werden immer wieder massive Reste der Festungsanlagen freigelegt³. Ansonsten ist ein Fensterrahmen aus Sandstein, schön verziert im Stile Louis Seize, die einzige erhalten gebliebene Erinnerung an die Kehler Festung.

Innerhalb der badischen Markgrafschaft bildeten die Festung und das Hornwerk als politische Gemeinde ein eigenes Amt. An der Spitze dieser

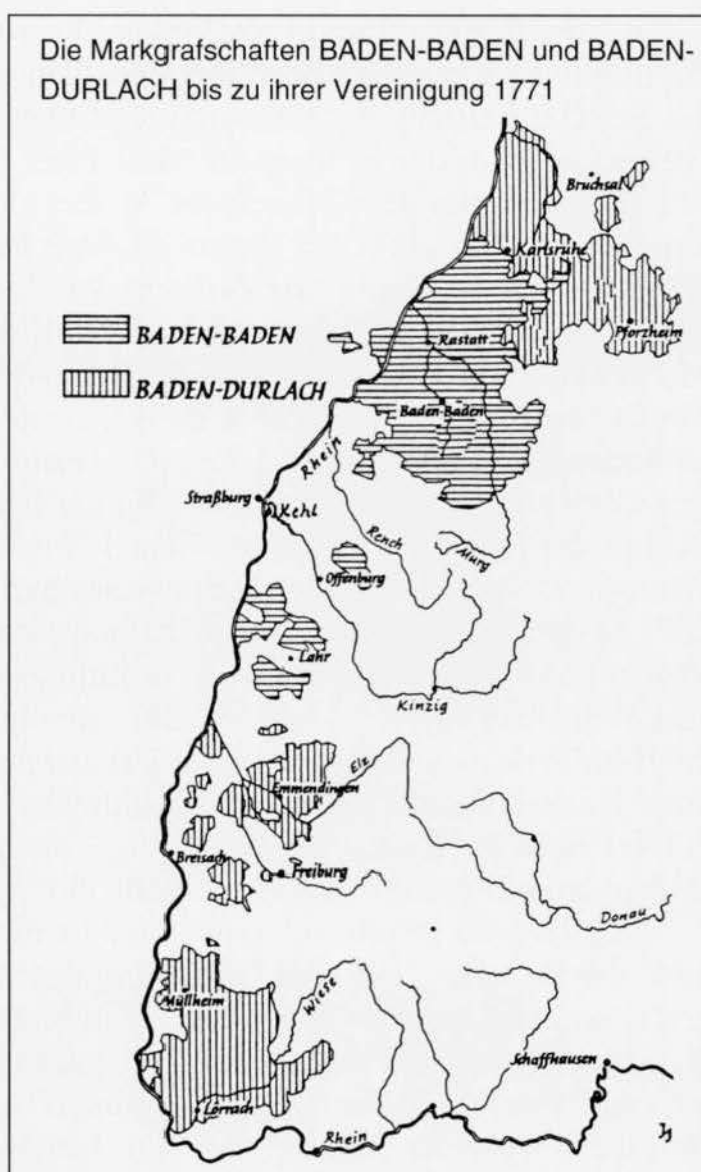
unteren Verwaltungsbehörde befand sich der Amtmann, der direkt den Zentralbehörden in Karlsruhe unterstand⁴. Er hatte tiefgreifenden Einfluß auf alle Zweige der Gemeindeverwaltung und die Justiz. Ihm oblag die Aufsicht über die Geschäftsführung des Bürgermeisters und seiner Räte. Bürgermeister und Räte wurden zwar von der Gemeinde gewählt. Sie waren aber im Grunde machtlos und eher Vollzugsorgane des Amtmanns, der seine Weisungen von den Zentralbehörden bekam. Von der Selbstverwaltung waren die Gemeinden somit noch weit entfernt⁵. Der Amtmann in dem hier behandelten Zeitraum in Kehl war bis 1774 Ignatius Boll und dann August Benjamin Frederic Strobel, der bis 1803 im Dienst war.

Von dem internen Machtwechsel innerhalb der badischen Häuser war auch das spätere Dorf Kehl betroffen. Es bildete seit Jahrhunderten eine Dreiergemeinde, bestehend aus dem Dorf Kehl, dem Mitteldorf, das die durch die Rheinfluten von ihrer Insel verdrängten ehemaligen Iringheimer bebaut hatten, und Sundheim. Im Dorf Kehl – etwa zwischen der heutigen Oberländerstraße und der Christuskirche gelegen – hatten sich die Bewohner des ursprünglichen Dorfes Kehl angesiedelt, die seit Jahrhunderten (urkundliche Ersterwähnung im Jahr 1038) auf dem Gebiet der Festung gewohnt hatten und durch deren Bau 1681 verdrängt worden waren. Diese Dreiergemeinde war seit Jahrhunderten im Besitz von Herrschaftsgemeinschaften, sogenannten Kondominaten, die ihre Rechte gemeinsam ausübten⁶. Im 18. Jahrhundert gehörte die Dreiergemeinde zur Hälfte dem Straßburger Stift Unserer Frauen Werk, zu einem Viertel dem Grafen Nassau-Saarbrücken und zu einem weiteren Viertel (je einem Achtel) den Herren Böcklin von Böcklinsau und dem Markgrafen von Baden-Baden. In den Genuß des badischen Achtels der Dorfgemeinschaft Kehl kam 1771 – auf Grund des erwähnten Erbvertrags – Karl Friedrich von Baden-Durlach.

Die Besitzergreifung Kehls durch Karl Friedrich

Die Besitzergreifung der Erbschaft war gut vorbereitet, als der Erblasser August Georg, Markgraf von Baden-Baden, am 21. Oktober 1771 starb⁷. Seit Abschluß des Erbvertrages 1765 hatte Karl Friedrich von Baden-Durlach Vorbereitungen treffen lassen, um die Aktion der Machtübernahme rechtlich, politisch und organisatorisch abzusichern. In Kehl, das als badisches Territorium abgeschieden für sich lag⁸, mußte genau wie in allen anderen geerbten Landesteilen die Inbesitznahme per Anschlag dokumentiert und vollzogen, der Bevölkerung der Treueid und später die Huldigung abgenommen werden.

Noch am Todestag von August Georg entsandte die neue Regierung Truppen und speziell für diese Aktion ernannte Kommissare in die neu zu übernehmenden Landesteile, um *„unseren würdlichen Regierungsantritt in den gedachten Orten gehörig bekannt zu machen und in unserem Namen*



Karte aus dem Katalog zur Ausstellung „Carl Friedrich und seine Zeit“, Baden-Baden 1981

die Besitzergreifung zu verrichten“⁹. Mit der Durchführung in Stollhofen, Schwarzach und Kehl wurde der Hofkammer-Sekretär Franz Müller beauftragt, der für die neue Regierung die Verbindung zu Kontaktpersonen in den einzelnen Orten unterhielt. In der Festung Kehl waren das der Amtmann Ignatius Boll und der Amtsbürgermeister Jakob Apfler. Als zuverlässige Personen waren in die geplante Aktion außerdem eingeweiht der Schiffer und Hirschwirt Johannes Winter und der Geheime Legationsrat de Rochebrune, ein zwielichtiger, aber nützlicher Advokat in badischen Diensten, der auf dem bebauten Wall zwischen Rhein und Hornwerk ein Haus mit schönem Garten bewohnte¹⁰. Die Kontaktperson in der Dorfgemeinschaft Kehl war der Amtsschultheiß Ludwig Kobolt. Der Notar Franz Anton Leutner aus Kehl hatte den Auftrag, den Amtshandlungen beizuwohnen und sie durch ein von den Zeugen und Amtsvorsitzenden unterzeichnetes Protokoll zu beglaubigen.

Aus den Berichten und Protokollen, die von den beteiligten Personen an die fürstliche Regierung abgeliefert werden mußten, läßt sich der Vorgang der Besitzergreifung in der Festung und Dorf Kehl sehr genau beschreiben. Gleich nachdem der Kommissar Müller per Pferd am 21. Oktober um sieben Uhr morgens dem Hirschwirt Winter die Nachricht nach Kehl überbracht hatte, daß „*ihro hochfürstliche Durchlaucht des Herrn Markgrafen zu Baden August Georg das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselt habe*“, begann die genau geplante Aktion zur Besitzergreifung im Namen des Markgrafen von Baden-Durlach, Karl Friedrich. Zunächst sollten die von Müller überbrachten Besitzergreifungspatente (mit Siegel versehene Besitzurkunden) „*an schicklichen Orten der Festung und des Dorfes*“ angeschlagen werden. Damit war Hirschwirt Winter beauftragt worden. Der über den Beginn der Aktion informierte Notar Leutner machte sich gemeinsam mit Winter und weiteren als Zeugen ausgesuchten Bürgern sowie vier Soldaten auf den Weg. Unter den Zeugen befand sich auch der Kaufmann Johann Martin Lamey, der Vater des 1772 in Kehl geborenen späteren Dichters August Wilhelm Lamey¹¹. Um 1/2 8 Uhr erreichte diese Gruppe das Amtshaus im Hornwerk, wo Winter eine der Urkunden anschlug. Um 8 Uhr erfolgte unter Beisein des dortigen Amtsschultheißen Ludwig Kobolt der Anschlag in Dorf Kehl am Gasthaus „Zum Pflug“, das zu der Zeit eine zentrale Rolle als Versammlungsort in der Dreiergemeinde spielte.

Anschließend begab sich der Notar Leutner mit Begleitern in die Citadelle der Festung – auf dem Gebiet um den heutigen Bahnhof herum gelegen – und ließ an der katholischen Kirche eine weitere Urkunde anschlagen. Um 9 Uhr traf er wieder am Amtshaus im Hornwerk ein, wo eine weitere Amtshandlung stattfand. Kommissar Müller hatte durch Amtmann Boll die Bürger der Festung und den Amtsbürgermeister Jakob Apfler sowie das ehrsame Gericht zusammenrufen lassen. Er verkündete im Namen der markgräflichen Regierung die Inbesitznahme der Festung Kehl und ließ sie „*das würdliche Handgelübde an Eides statt bis zur bevorstehenden förmlichen Huldigung ablegen*“. Dann erinnerte er sie „*nachdrücklich an ihre theuren Pflichten und solchen in allen Stücken nachzukommen*“. Die gleiche Zeremonie wurde mittags um 12 Uhr in Dorf Kehl vorgenommen.

Um diesen verbalen Besitzergreifungen auch realen Nachdruck zu verleihen, mußten bewaffnete Bürger und Militär Posten beziehen. Der nach Kehl in Marsch gesetzte Unteroffizier von Beulwitz entsandte seine Mannschaft „*in die Festung und in das Dorf, um allen Widerwärtigkeiten vorzubeugen; es war aber niemand da, der nur ein Wort hätte einwenden mögen*“. Amtmann Boll ließ durch bewaffnete Bürger die Wälle und Eingänge der Festung besetzen und die angeschlagenen Besitzurkunden bewachen. Solche Vorsichtsmaßnahmen waren nicht ganz unangebracht. Die Übernahme der baden-badischen Landesteile durch den neuen Landesherrn verlief nicht überall reibungslos. Es kam auch zu Widerständen, wobei die

konfessionellen Gegensätze der beiden Markgrafschaften den Ausschlag gaben. Einige stark katholisch geprägte Orte lehnten die neue evangelische Herrschaft ab. Aus Protest wurden beispielsweise Besitzergreifungspatente abgerissen¹². Anders in Kehl, wo keine der Konfessionen dominierte: Als es acht Stunden nach der Besitzergreifung immer noch ruhig geblieben war, wurden die Wachtposten abgezogen. Die Besitzergreifung war vollzogen.

Die Abnahme der Huldigung folgte bald darauf. Die Huldigung war der Treueid, den die Untertanen dem Landesherrn in feierlicher Form ableisten mußten. Abgenommen wurde die Huldigung von speziell beauftragten Kommissaren der Landesherren. Ein Protokoll von dieser Amtshandlung anlässlich der Besitzergreifung liegt leider nicht vor. Aber nach einem Protokoll aus dem Jahr 1765 lief die Zeremonie in der Dorfgemeinschaft Kehl folgendermaßen ab¹³: Die vier Huldigungskommissare, entsandt von den vier Herrschaftshäusern Nassau, Böcklinsau, Baden und dem Straßburger Stift Unserer Frauen Werk, stiegen im Wirtshaus „Zum Pflug“ ab. Dort mußte sich die Bürgerschaft einfinden. Zunächst wurden die Amtsinhaber hereingerufen und in „*die vordere Eckstube vorgefordert*“. Außer dem Amtmann Boll waren das der Amtsschultheiß, der Gerichtsschreiber, der Stabhalter und das Gericht. Nach Verlesung der Vollmachten trug der mitgereiste Sekretär die sogenannte Dienerpflichtsformel vor, wonach sie den vier gemeinschaftlichen Herrschern Treue und Gehorsam geloben und mit erhobenen Fingern schwören mußten.

Anschließend wurde die vor dem Haus versammelte Bürgerschaft auf die Amtshandlung vorbereitet und die Bürgerliste verlesen. Für Dorf Kehl, das Mitteldorf und Sundheim waren insgesamt 326 Bürger (einschließlich Witwen) eingetragen. Sie mußten sich jetzt „*in Form eines halben Mondes*“ aufstellen. Nach Verlesung der Huldigungsformel und der Frage, ob alles verstanden worden sei, mußte der Eid nach der vorgesprochenen Formel auf die vier Herrschaften geschworen werden. Zum Abschluß wurde den Untertanen unter der „*Zusicherung aller wohl hergebrachten Freiheiten, Rechte und guten Gewohnheiten*“ Glück gewünscht.

Kehl vor 1771: Probleme mit Landstreichern, Bettlern und Handwerksburschen

Die Festung Kehl mit dem Hornwerk war bis 1771 weder als Wohnort noch für geschäftliche Niederlassungen attraktiv. Abgesehen von der fehlenden Infrastruktur hatte sie auch in anderen Belangen keinen guten Ruf. Zum einen verursachten versumpfte Festungsgräben in den Sommerzeiten regelmäßig gefährliche Fieber und ließen Fremde davor zurückschrecken, sich dort anzusiedeln. Zum anderen herrschte große Verunsicherung wegen mangelnder Sicherheit vor Diebstählen und Gewalt. Die Furcht, jederzeit



Die Kehler Festung nach einem Stich von Gabriel Bodenehr, um 1720.
 A: Die Zitadelle in der Mitte oben. B: Das Große Hornwerk unterhalb. C: Das kleine Hornwerk rechts. M: Die Rheinbrücke oben links. Unten links das Dorf Kehl. Die Festung liegt zwischen Rhein und Kinzig

bestohlen werden zu können, hielt nach den Erfahrungen des Geheimrats de Rochebrune auch Fabrikanten davon ab, sich in Kehl niederzulassen. Die besondere Gefahr für Kehl sah der Geheimrat, der selbst in Kehl wohnte, darin, daß Dieben und Gewalttätern von Einheimischen Unterschlupf gewährt würde. Als Beispiel nannte er in einem Bericht des Jahres 1772 den im gleichen Jahr verhafteten Wirt des „Schwarzen Ochsen“ und dessen Frau, Groß¹⁴. Diese hätten mit einer Bande zusammengearbeitet, die seit 1766 mehr als zwanzig Diebstähle in Kehl begangen habe. Auch Rochebrune waren zahlreiche Wertpapiere gestohlen worden¹⁵.

Industrie gab es 1771 in der Festung Kehl noch keine, Handel und Gewerbe waren unbedeutend, und für die Betreibung von Landwirtschaft fehlten die Anbauflächen. In Dorf Kehl dominierte neben der Fischerei und Flößerei die Landwirtschaft. Neben Hanf wurden verschiedene Feld-

früchte angebaut, „das mehreste aber an Küchenspeisen, womit der hiesige Ort (die Festung) größtentheils versehen wird, weil es hier an Ackerfeld und Gärten fehlet“, schrieb Amtmann Boll 1772 aus der Festung Kehl seiner vorgesetzten Behörde¹⁶. Die wenigen in der Festung vorhandenen Gärten waren äußerst begehrt. So wehrte sich Boll im Jahr 1773, als er das von ihm seit neun Jahren zur Selbstversorgung genutzte Gärtchen in der ehemaligen Mittelwacht der Festung an einen Offizier abtreten sollte. Boll durfte seinen Garten behalten, dem Offizier wurde ein anderes, gerade freigewordenes Stückchen Land in der Festung zugewiesen. Für die Nutzung dieses herrschaftlichen Gartens in der Größe von 8 × 9 Ruthen (24 × 27 m) zahlte der Offizier drei Gulden Miete jährlich. Zum Preisvergleich: Das Jahresabonnement der dreimal in der Woche erscheinenden Zeitung „Der Oberrheinische Hinkende Both“ kostete drei Gulden¹⁷. Den größten Wirtschaftszweig im beengten Hornwerk bildeten die 18 Wirtshäuser mit zum Teil heute noch vertrauten Namen wie „Blume“, „Salmen“, „Hirsch“, „Lamm“, „Engel“, „Rössel“ oder „Stadt Karlsruhe“. Ihre Wirte lebten nach eigenen Angaben zum größten Teil von den Gästen aus Straßburg, „ohne welche außer allem Zweifel wir sämtlich schon längst zu Grund gerichtet wo nicht gar an (den) Bettelstab gebracht seyn würden“. Sie beneideten ihre Kollegen der Dorf Kehler Wirtschaften, die – an der Hauptstraße gelegen wie „Bären“, „Pflug“, „Schwarzer Adler“ und „Grüner Baum“ – sich zuerst der besten, aus dem Reich kommenden Kundschaft erfreuen würden¹⁸.

1771 gab es in der Dorfgemeinschaft Kehl – also Dorf Kehl, Mitteldorf und Sundheim – 325 Bürger, die einen eigenen Haushalt führten und ein selbständiges Gewerbe trieben. Diese Zahl läßt auf insgesamt ungefähr 1800 Einwohner schließen. In der Festung samt Hornwerk waren es etwa 60 Bürger, die Zahl der Einwohner ist ungewiß¹⁹. Im Verhältnis zur Bürgerzahl war sie wahrscheinlich sehr hoch: als Grenzstation hatte Kehl starken Durchgangsverkehr, es war außerdem Sammelpunkt für Auswanderer von beiden Seiten des Rheins²⁰ und galt als Asylum für Leute, „die um Schulden oder anderer Kleinigkeiten dieser Art willen“ – wie ein Zeitgenosse formulierte – dort Unterschlupf suchten²¹. Der Verfall der Festungsanlagen war weit fortgeschritten, das militärische Kommando auf einen Feldwebel und vier Gemeine reduziert worden, die in der Reutter Kaserne im Hornwerk einquartiert waren. Die lange Friedenszeit seit 1736 und Streitigkeiten um die finanzielle Verantwortlichkeit für die Unterhaltung der Befestigungsanlagen hatten den Auflösungsprozeß verursacht. Von den insgesamt zwanzig Gebäuden innerhalb der Zitadelle einschließlich Kasernen, Pulvertürmen und Kasematten waren von der badischen Herrschaft die Hälfte an Händler und Gewerbetreibende vermietet. Die andere Hälfte war an „arme Tagelöhner verliehen, welche so darinnen hausen, daß sie aus Mangel des Holzes nicht nur Bäume und Dachsparren, sondern

*Fußböden, Türen und Läden ruinieren und verbrennen, folglich 5–10 mal mehr Schaden tun, als der fast nicht zu benennende Zins beträgt*²².

In dem Gebiet zwischen Zitadelle und Hornwerk, das von Morast und Sümpfen durchzogen war, und im Hornwerk selbst hatten Einwohner teilweise wild gebaut. Ein Zeitgenosse fand bei seiner Betrachtung Kehls *„ungefähr sechzig schlecht gebaute Baracken. Die meisten stehen dem Boden gleich, der an etlichen Orten merklich zu tief ist. Kein Haus steht also, daß es einen eigentlichen Keller haben könnte. Fast alle Häuser könnten auf Walzen spazieren geführt werden. Sie stehen nur in Verwirrung untereinander und sind meistens unreinlich*²³.

Als Grenzposten mit Brückenübergang war Kehl Durchzugsgebiet für den regionalen Reise- und Handelsverkehr zwischen Frankreich und dem Deutschen Reich. Umgehungsstraßen gab es noch nicht. Wer die Grenze überschreiten wollte, mußte auf der Hauptstraße Dorf Kehl und das Hornwerk in der Festung durchqueren. Durchziehende Landstreicher, Bettler und verarmte Handwerksburschen nutzten die Gelegenheit, um Almosen zu erbetteln. Von Zeit zu Zeit nahm das Betteln oder das Fechten, wie es die Handwerksburschen nannten, überhand, so daß der Kehler Amtmann Strobel auf Drängen der Bürger sich Anweisungen von seiner vorgesetzten Dienststelle in Karlsruhe erbat, *„wie die Landstreicher, Bettler und alles liederliche Gesindel von hiesigem Orte am füglichsten vertrieben und dadurch die Einwohner in Ruhe und Sicherheit gebracht werden könnten“*. Die Bürger erwarteten im Gegenzug für ihre monatlichen Armensammlungen, *„daß von ihnen niemand mehr auf den Gassen angegangen werde“*. Auch die Handelsleute wünschten mehr Sicherheit für ihre Ware *„wegen des in dortiger Gegend sich aufhaltenden Diebsgesindels*²⁴.

Als Gegenmaßnahmen wurden zunächst Schilder an den Eingängen der Festung von Dorf Kehl und von der Rheinbrücke aufgestellt und mit der Aufschrift versehen: *„Allhier ist das Betteln bei Leibesstrafe verboten“*. Ertappte Bettler wurden für mehrere Tage *„bei Brot und Wasser“* zu öffentlichen Arbeiten herangezogen. Bei Antritt und Ende der Strafe durften den Ertappten *„nach eines jeden Leibes Constitution Stockstreiche öffentlich verabreicht werden“*. Ein aus der Garnison Rastatt geschicktes Kommando von dreißig Mann und einem Offizier überwachte anfangs die Einhaltung des Bettelverbots, und die Bestrafung sorgte für Abschreckung. Das Interesse der Soldaten an der Überwachung von Bettlern und Handwerksburschen nahm jedoch schnell ab. Ohne Belohnung, klagte Amtmann Strobel, wollten sie keinen Bettler abführen. Das Kommando wurde wieder nach Rastatt abgezogen.

Um einen Anreiz für die Überwachung zu schaffen, genehmigte die badische Regierung im Jahr 1773 Fanggebühren, die allerdings aus den Gemeindegeldern bezahlt werden mußten. Für einen eingelieferten Landstreicher gab es einen Gulden, für einen Bettler und Handwerksburschen nur

den vierten Teil, das waren 15 Kreuzer. Kehls Antrag auf Zahlung der Gebühren aus der Landeskasse wurde abgelehnt. Genehmigt wurde dagegen die Bitte, die Gebühren „*armutshalber*“ halbieren und zur Bekämpfung des Bettelwesens in Kehl einen sogenannten Hatschier einstellen zu dürfen. In der badischen Markgrafschaft wurden Hatschiere – vergleichbar mit den späteren Gendarmen – normalerweise zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit eingestellt. Sie sollten durch regelmäßige Streifen die Hauptverkehrsstraßen sichern und wurden auch zur Bekämpfung des Schmuggelhandels eingesetzt²⁵. In Kehl hatten sie folgende Aufgaben, zu deren Erledigung meistens ausgediente Soldaten herangezogen wurden: Der Hatschier sollte die pünktliche Einhaltung des Feierabends in den Wirtschaften überwachen, nach empfangenen Instruktionen die Einfuhr von Wein und Früchten kontrollieren und auf Verstöße gegen das Bettelverbot in den Straßen achten. Für diese Arbeit bezog er außer den schon genannten geringen Straf- und Fanggebühren alle drei Jahre eine neue Montur, das waren eine Hose und Stiefel im Wert von 20 Gulden. „*Er muß also*“, beklagte sich Amtmann Strobel, „*sein Brot die meiste Zeit durch Tagelöhnen zu verdienen suchen, wodurch er seinen Pflichten nicht vollkommen nachgehen kann. Sollte er hingegen alle die auf dem Bettel und Fechten Betreffenden vorführen, so würde er in betracht des starken Durchlaufs durch die Fanggebühren sich fortbringen können, allein dieses könnte die Gemeindegasse nicht ertragen, da ohnehin die Ausgaben die Einnahmen übersteigen. Mithin bringt er blos dann und wann welche ein, wenn sich die Fanggebühren zwischen 8 und 10 Gulden das Jahr belaufen*“²⁶.

Amt und Behörde einigten sich schließlich auf folgende Besserstellung: Der Kehler Hatschier erhielt ein kostenloses Quartier, das sonst für sechs Gulden jährlich vermietet wurde, und wurde von der Schatzungssteuer, in seinem Fall 1 Gulden und 20 Kreuzer im Jahr, befreit. Außerdem erhielt er einen Gulden Fanggebühren wöchentlich, ein Drittel von den gemeldeten Frevelstrafen und die schon erwähnte Montur alle drei Jahre, alles aus der Gemeindegasse. Aus der Staatskasse erhielt er zusätzlich 25 Gulden jährlich. Somit kam der Hatschier auf einen Jahresverdienst von etwa 100 Gulden. Der jährliche Lebensunterhalt für eine Person wurde in Kehl zu der Zeit auf 150 Gulden angesetzt²⁷. Der Kehler Amtmann bekam übrigens ein festes Gehalt von 450 Gulden und er selbst bezifferte seine Nebeneinkünfte aus Beteiligung am Einzug von Gebühren, Zuwendungen und Geschenken einschließlich Vergünstigungen wie Gartenbenutzung und Jagdverpachtung auf etwa 900 Gulden im Jahr²⁸. Trotz unzureichender Bezahlung und schlechtem Ansehen des Hatschiers gab es zahlreiche Bewerber um diese Posten, die meistens als Nebenbeschäftigung ausgeübt werden mußten, um die Existenz der Familie zu sichern. Besser als dem Hatschier in Kehl erging es manchem seiner Kollegen, die per Pferd auf den Hauptverkehrsstraßen unterwegs waren. Ursprünglich wurden die Fanggebühren in



Carl-Friedrich 1728–1811, regierender Markgraf von Baden-Durlach 1746–1771, der vereinigten Markgrafschaften Durlach und Baden-Baden von 1771–1806, Badens erster Großherzog 1806.

Bild nach einem Kupferstich von Witt, 1745, gedruckt von Bousquet in Genf

dem Ort ausbezahlt, wo dem Hatschier der Fang eines Landstreichers gelungen war. Einige besonders pffiffige ritten deshalb mit ein und demselben Gefangenen – bevor sie ihn in einem Amtsgefängnis ablieferten – durch mehrere Dörfer und ließen sich so von den ahnungslosen Ortsvorstehern die Fanggebühren mehrfach ausstellen. Wegen der hohen Auszahlungssummen in einigen Landesteilen wurde schließlich die wachsame Rentkammer in Karlsruhe aufmerksam, und der Schwindel flog auf²⁹.

Daß das Problem des Bettelwesens nicht durch Bekämpfung zu lösen war, zeigte sich auch in Kehl. Noch zwanzig Jahre später schickte Amtmann Strobel seine Berichte zu diesem Thema an die vorgesetzte Dienstbehörde, wie z.B. im Februar 1791, über das „seit einiger Zeit so sehr überhand nehmende Bettelwesen“³⁰.

Maßnahmen zur „Emporbringung Kehls als Handelsort“

Unter dem Herrscher der seit 1771 wiedervereinigten Markgrafschaft Baden, Karl Friedrich, vollzog sich innerhalb von zwei Jahrzehnten der bemerkenswerte Aufschwung der stark vernachlässigten Festung zu einer

blühenden Stadt, von Zeitgenossen mit dem Prädikat „Klein-Straßburg“ versehen³¹. Karl Friedrich, der als Musterregent unter den Herrschern des aufgeklärten Absolutismus gilt³², begnügte sich nicht mit der Besitzergreifung der Festung. Er förderte – entsprechend seiner Maxime, „daß das Wohl des Fürsten untrennbar von dem des Staates sei“³³ – die ihm 1771 zugefallenen baden-badischen Landesteile.

Die Wirtschaft Badens beruhte im 18. Jahrhundert zwar überwiegend auf der Landwirtschaft, aber in dieser Zeit begannen die systematischen Bemühungen um die Entwicklung der Industrie, des Handels und des Kleingewerbes³⁴, in die Kehl mit einbezogen wurde. Im November 1771, kurz nach der Besitzergreifung, erhielten Bauinspektor Müller und Baumeister Weyhing, beide im Bauamt Karlsruhe tätig, den hochfürstlichen Auftrag, sich über die Beschaffenheit der Lage Kehls zu informieren und einen Generalplan nebst einzelnen Rissen vorzulegen. Kehls Eignung als Handelsstadt sollte geprüft werden. Nach den Vermessungsarbeiten kamen Müller und Weyhing in ihrem ausführlichen Bericht zu dem Schluß, „*daß die Lage des Ortes zur Handlung sehr vorteilhaft sei und wenig seines Gleichen habe. Auf dem Zwischenraum des Forts und dem Hornwerk, in dem Hornwerk selbst, auf der anderen Seite des Hornwerks gegen den Rhein sodann außer dem Hornwerk gegen das Dorf Kehl bis an die sogenannte Commandantenbrücke (über den Kasernengraben, der heutigen Großherzog Friedrich-Straße, d. Verf.) können eine ziemliche Anzahl Häuser erbauet und als eine Vorstadt angelegt werden*“. Empfohlen wurde auch die Auffüllung der Gräben, die Austrocknung von Sümpfen, die Pflasterung der Hauptstraße und die Stabilisierung des Rheinufers auf Kehler Seite³⁵.

Das war das Signal für das weitere Vorgehen. Die markgräfliche Regierung ließ sofort durch den Kehler Amtmann die Aufforderung verbreiten, „*Vorschläge zur Verbesserung des Nahrungsstandes und des Commerci*“ im Amt Kehl einzureichen³⁶ – Bürgerbeteiligung in Kehl vor 228 Jahren! Unter den Akten des Generallandesarchivs Karlsruhe befinden sich mehrere Gutachten, die im Laufe des Jahres 1772 eingegangen sind. Darunter zwei sehr ausführliche. Das eine stammte von dem schon erwähnten Geheimrat de Rochebrune, der seit 1755 in Kehl wohnte und seit 1765 als Advokat für Karl Friedrich die badischen Rechtsangelegenheiten in Frankreich erledigte. Der Verfasser des anderen Gutachtens war der Handelsmann Daniel Balthasar Schneider, der eine Niederlassung in Kehl hatte.

Um aus „*Kehl eine namhafte Handelsstadt*“ zu machen, seien nach Schneider „*viele reiche, mit Ernst geschäftstreibende Bürger notwendig*“. Daher müßten „*bei der Anlage einer Stadt auf dem Platz der Veste Kehl solche Maßnahmen ergriffen werden, welche schon reiche Bürger in Menge anziehen können. Hierzu gehören in Betracht der Erbauung folgende Stücke:*

1. *der Ernst oder die größte Wahrscheinlichkeit, daß die neue Stadt zustande kommen werde,*
2. *die rechte Lage,*
3. *die Annehmlichkeit oder Schönheit,*
4. *die Reinlichkeit und gesunde Anlage,*
5. *die Bequemlichkeit,*
6. *die Dauer und Sicherheit*³⁷.

Der Geheimrat de Rochebrune erstellte im Juni 1772 ein sehr umfangreiches, in seiner Muttersprache – Französisch – geschriebenes Gutachten, das über den rein baulichen Aspekt weit hinausging. Es trägt sinngemäß den Titel: „Überlegungen zu den Vorteilen, die das fürstliche badische Haus durch Förderung des Handels aus Kehl und seiner Umgebung herausziehen kann“³⁸ und ist in 27 Artikel unterteilt. In den einzelnen Punkten machte Rochebrune unter Berücksichtigung rechtlicher und grenzüberschreitender Aspekte konkrete Vorschläge für die bauliche und gewerbliche Entwicklung der Festung Kehl. Er empfahl beispielsweise den Bau einer reformierten Kirche neben den schon bestehenden evangelischen und katholischen Einrichtungen, die Auffüllung morastiger Gräben, die Befestigung des Rheinufer, die Förderung der Schifffahrt und des Speditionswesens durch Einrichtung von Wochenlinien, Lagerhäusern und Gründung eines Schiffervereins, den Bau von Anlagen für den Schiffsbau, befristete Steuervergünstigungen für zuziehende Händler und Fabrikanten, die Stationierung eines militärischen Kommandos von 30 Mann in Kehl zur Erhöhung der Sicherheit, die Einrichtung von Holzlagern, den Abbau von Kies- und Sandvorkommen und die Errichtung eines Wochen- und Viehmarkts³⁹.

Kehl 1772–1780: Die Gründerzeit

Auf der Sitzung des Geheimen Rats⁴⁰ vom 19. Oktober 1772 wurden die eingereichten Vorschläge beraten und – immer abhängig von der Zustimmung des anwesenden Markgrafen Karl Friedrich – für die weitere Zukunft Kehls wichtige Beschlüsse gefaßt⁴¹. Das war der Startschuß für eine rasante Gründerzeit in Kehl. Mit der Förderung des Bauwesens, Ausbau der Verkehrswege, einem verschönerten Ortsbild sowie wirtschaftlicher Infrastruktur sollten grundlegende Voraussetzungen geschaffen werden, um die Festung und das Hornwerk für Ansiedlungen und wirtschaftliche Niederlassungen attraktiv zu machen und als Handelszentrum auszubauen.

Der bereits genannte „*Plan zur Anlegung einer neuen Stadt*“ nach den Entwürfen von Müller und Weyhing unter Einbeziehung verschiedener Vorschläge erhielt den hochfürstlichen Beifall. Auf dem geplanten Gebiet

zwischen dem Fort und dem Hornwerk wurden Bauplätze für insgesamt 80 Häuser angeboten. Als besondere Anreize wurden den Baulustigen „*die Plätze gratis angewiesen, eine 8 bis 10jährige Schatzungsfreiheit versichert*“ (Schatzung war die direkte Steuer auf die Häuser)⁴² und außerdem „*die auf eigene Kosten von denen Vestungs Werkern abzubrechenden Steine ohnentgeltlich*“ überlassen. Auflagen waren lediglich die Einhaltung der Baufluchten und „*daß in denen Hauptstraßen kein einstöckiges Haus gebaut werde*“. Ein Verzeichnis der zwischen 1773 und 1784 neu gebauten Häuser dokumentiert den Erfolg dieser Planung: 84 Bauwillige machten Gebrauch von dem Angebot. Nach Berufen eingeteilt, wurde die Liste angeführt von den Handwerkern (18), es folgten die Gastwirte (11), dann kam das Kleingewerbe (10), die Kaufleute (9), die Schiffer (3), die Fabrikanten (2) und einige vereinzelt wie der Amtsbott, ein Steinbrecher und ein Fischer⁴³.

In dem Zeitraum zwischen 1772 und 1774 ließen sich – soweit bekannt – sieben Händler und Fabrikanten in der Festung und dem Hornwerk nieder: Fabriken für Tapeten, Knopf- und Haushaltswaren, Seidenzeug, Band und italienische Blumen, Puder und Stärke sowie eine Tabak- und Mehlmühle entstanden⁴⁴.

Auch den sowohl vom Handelsmann Schneider als auch von Rochebrune geäußerten Bedenken wegen der mangelnden Sicherheit in Kehl wurde Rechnung getragen, obwohl die Möglichkeiten zur Unterbringung der nach Kehl abkommandierten Mannschaft äußerst begrenzt waren – so weit war die Festung heruntergewirtschaftet und ihrem eigentlichen Zweck entfremdet worden. Der 1773 nach Kehl geschickte Offizier und seine 30 Soldaten wurden in der sogenannten Reutter-Kaserne im Hornwerk untergebracht. Laut Anordnung erhielt der Offizier als Ranghöchster mehrere Zimmer, ein Gärtchen und in Ermangelung von Kellern in der Kaserne ein kleines Gewölbe in den Kasematten der Festung. Ein Zimmer wurde vorsorglich für Kranke reserviert. Der Belegung der übrigen Zimmer, in denen meistens vier Betten standen, wurde nach Ranghöhe und Familienstand vorgenommen. Die Ranghöheren wie Feldwebel, Korporal und Gefreite erhielten genau wie alle Verheirateten ein Einzelbett. Die Ledigen unter den einfachen Soldaten mußten sich zu zweit ein Bett teilen. Die Einteilung der Kinder blieb dem vorgesetzten Offizier „*nach Gutbefinden*“ überlassen⁴⁵. Beschränkt waren in der Reutter-Kaserne auch die Kochmöglichkeiten. So gab der Offizier in seinem Bericht an die Hofkammer zu bedenken, daß sich „*die sechs Feuerherde, auf welchen die Soldaten ihr Essen kochen müssen, in keiner Küche, sondern auf einer offenen langen Galerie*“ befänden und „*bei dem geringsten Windstoß eine Feuersbrunst entstehen könnten*“. Die zu Rate gezogenen Baumeister des Hornwerks hatten die Kochstellen besichtigt und die Gefahr bestätigt. Aus den Akten geht aber leider nicht hervor, ob oder in welcher Form auf die Warnung reagiert wurde.

Einige Vorschläge von Rochebrune wurden abgelehnt oder aufgeschoben wie beispielsweise die Einrichtung einer Lotterie, die Tanzerlaubnis für die Wirtschaften und der Artikel 14 mit dem Titel: *„Die Notwendigkeit, Kehl als Stadt zu ernennen und jeder Straße einen Namen zu geben.“* Rochebrune führte dazu aus: *„Bis jetzt ist man recht unschlüssig gewesen hinsichtlich der Benennung des Hauptortes, wo die Gemeinde von Kehl sich entwickelt. Wenn man auf das Fort hinweist, kennt man es als notorisch zerstört und es hinterläßt einen schlechten Eindruck. Wenn man vom Hornwerk spricht, weiß der Fremde, daß solche Werke gewöhnlich nur ein finsternes Loch für Truppen sind, was für den Handel wenig geeignet ist. Da sich Fremde oft von dem Namen eines Ortes beeindrucken lassen ..., wäre es notwendig, daß Ihre Durchlaucht Patente bewilligt, um das Stadt Kehl zu nennen, was heute das Hornwerk bildet ... und daß jede Straße mit einem Namen bezeichnet wird, der an jeder Straßenecke auf Weißblech angeschlagen würde, so daß die Bezeichnung nicht verlorengelhe“⁴⁶.* Den Vorschlag, Kehl den Namen einer Stadt zu geben, hat Rochebrune 1774 in seiner zweiten Denkschrift erneut vorgetragen, diesmal mit Erfolg. Dazu beigetragen haben offensichtlich die Versuche von Straßburger Seite, die Entwicklung Kehls aufzuhalten.

Verleihung der Stadtrechte 1774

Die Bemühungen um Fördermaßnahmen zur Entwicklung Kehls erfuhren eine Beschleunigung, als bekannt wurde, daß Straßburg Störmanöver plante. Die linksrheinische Metropole fürchtete um ihre wirtschaftliche Vorrangstellung in der Region und auf dem Rhein, zumal etliche Straßburger Kaufleute im aufstrebenden Kehl tätig wurden. Der Geheimrat Rochebrune hatte die Abschrift eines Berichts an die markgräfliche Regierung eingesandt, *„welchen vor einiger Zeit die Stadt Straßburg dem Hof zu Versailles in der Absicht hat überreichen lassen, um den anscheinenden Wachstum des commercii zu Kehl in der Geburt zu ersticken“⁴⁷.*

Als wirtschaftlicher Emporkömmling versuchte Kehl natürlich, den Straßburgern Marktanteile streitig zu machen. So wurde zum Beispiel der von Rochebrune vorgeschlagene und im August 1773 eingerichtete Wochenmarkt auf den Freitag gelegt, den gleichen Tag wie der Straßburger Wochenmarkt – aber früh morgens von sechs bis neun Uhr, da *„an diesem Tag eine starke Passage von Käufern und Verkäufern durch Kehl gehe“* und diese, wenn sie *„in Kehl ihre Sachen ver- und einkaufen, den in Straßburg zu entrichtenden Brückenzoll und andere Abgaben allerdings ersparen können“⁴⁸.* Als Lockmittel erließ die Gemeinde den Händlern zunächst für ein Jahr das Standgeld.

Im November 1773 folgte die Reaktion von französischer Seite, das Verbot für alle ihre *„Unterthanen, und insonderheit denen Burgern und*

Einwohnern der Stadt Straßburg, kein Magazin oder Niederlag ihrer Kaufmanns-Güter und Waaren zu Kehl zu haben; wie auch weder directe noch indirecte an diesen Etablissements Theil zu nehmen, noch dieselbige auf einige Art und Weise zu begünstigen ... by Straf wider diejenige welche dem Inhalt gegenwärtigen Artikels nicht nachkommen würden, des Verlust ihres Burger-Rechts, der Untersagung aller Handlung, und einer Geldbus von Zweytausend Livres“⁴⁹. Von diesen massiven Drohungen haben sich jedoch nicht alle Straßburger abschrecken lassen. Unter den Fabrikanten und Händlern, die sich künftig in Kehl niederließen, waren auch französische Unternehmer.

Das Signal aus Frankreich war für die badische Seite jedoch Anlaß, die in der Grenzstadt begonnene Entwicklung verstärkt fortzusetzen. Rochebrune verfaßte 1774 ein zweites Gutachten mit dem sinngemäßen Titel „Denkschrift über die verschiedenen Angelegenheiten, die für Kehl zu entscheiden sind“⁵⁰. Dieses Gutachten umfaßte 29 Punkte. Es ging u.a. um die Auffüllung verschiedener Gräben, um Besoldungsfragen, Entschädigungsanträge und Schlichtungsvorschläge in Streitfällen. Einige der Punkte waren schon in der Denkschrift von 1772 enthalten, aber ohne Erfolg geblieben. Sie wurden erneut vorgetragen und fanden jetzt Zustimmung. Neben der Empfehlung zur Einrichtung von Lotterien war es der Vorschlag, Kehl zur Stadt zu erheben. Die Verfügung des Markgrafen Karl Friedrich mit dem entsprechenden Beschluß – festgehalten im vorliegenden Hofratsprotokoll vom 3. August 1774 – lautete: „Aus bewegenden Ursachen wollen wir gestatten, daß die uns zugehörige Veste Kehl fuerhin mit dem Namen der Veste und Stadt Kehl beleget werde“⁵¹. Diese Verfügung trägt den Vermerk „ab d. 24. August“. Demnach haben die Kehler zu diesem Zeitpunkt erfahren, daß der Markgraf Karl Friedrich ihre Gemeinde zur Stadt erhoben hatte. Ihm zu Ehren wurde später die Hauptstraße in Carlstraße umbenannt. Ein Fest hat es anscheinend nicht gegeben. Erst 1784, anläßlich der Geburt des markgräflichen Prinzen Carl Friedrich, war es nach Angaben eines in Kehl lebenden Zeitzeugen – dem Herausgeber des „Obersrheinischen Hinkenden Bothen“, Müller, – „das erstemal seit der Gründung der Stadt Kehl, daß die Bürgerschaft aufzog“⁵².

Die Denkschrift von Rochebrune aus dem Jahr 1774 mit den Begründungen zu seinen Vorschlägen ist leider nicht erhalten oder nicht auffindbar. Das Hofratsprotokoll enthält neben dem schon vorgetragenen Beschluß eine erste, durchgestrichene, also verworfene Version, aus der sich Rückschlüsse auf die Begründung Rochebrunes für seinen Vorschlag ziehen lassen. Sie lautet: „Wir haben vernommen, daß bei der immer von Tag zu Tag sich mehrenden Bürgerschaft in Kehl dem dortigen commercio sehr ersprieslich seyn dürfte, wenn der bisherigen Veste Kehl der Name einer Stadt samt allen davon abhängenden privilegiis erteilet würde ... Wir erteilen daher hirmitt der Veste Kehl alle und jede einer Stadt zukommende

Extraktus
Hofraths Prot. vom 3ten
Augl. 1774.

1447. In dem Urtel des Hof-
raths: (aus der Reichs-
in dem 2ten 2ten Punkt
das Recht zu dem
bst C.)

Conclusum

Fiat Rescriptum aus dem
Kehl, welches dem
gräflichen Rector ff. 16 von
gültig:
C. F.

Obgleich wir die
gräflichen Urtel zu
halten, in dem Reich
gräflichen Hofe Kehl
zu dem mit dem Namen
der Hofe und Stadt Kehl
belegt werden.

Es hat also jeder Hof
belehrt zu werden und
auf selbst in dem Hofe,
in dem Hofe. (aus dem Hofe
vom 3ten Augl. 1774.)

Graf von
Hofrath

21. (21. 08. 1774)

Das Hofrats-Protokoll vom
3. August 1774:

„Aus bewegenden Ursachen
wollen wir gestatten, daß die uns
zugehörige Veste Kehl fñrohin mit
dem Namen der Veste und Stadt
Kehl belegt werde“

Rechte, Freiheiten und Vorzüge, und wollen dabei gnädigst, daß solche
hinfñro die Stadt und Veste Kehl genennet werden soll⁵³.“ Dieser letzte
Satz – „Wir erteilen der Veste Kehl alle einer Stadt zukommenden Rechte,
Freiheiten und Vorzüge“ – löste damals wie heute verzweifelte Suchaktio-
nen in den Archiven aus.

Die vergebliche Suche nach der Kehler Freiheitsakte

Die Suche des Verfassers im Generallandesarchiv nach den Rechten, Frei-
heiten und Vorzügen, die Kehl laut Hofratsprotokoll vom 3. August 1774

durch eine hochfürstliche wenn auch verworfene Verfügung erteilt worden waren, brachte eine 1788 angelegte Akte hervor. Sie trug den vielversprechenden Titel „*Die Freiheiten der Stadt Kehl betreffend*“⁵⁴. Diese Akte berichtet jedoch lediglich von der damaligen Suche der Behörden nach der Akte über „*die der Stadt Kehl verwilligten Freiheiten und Begünstigungen*“. Anlaß für diese Suche war eine Anfrage aus dem Amt Kehl wegen der Gewährung von steuerlichen Vergünstigungen, die zwei Händler beantragt hatten. Die zuständige Rentkammer wollte vor ihrer Entscheidung die genannte Akte einsehen, um sich über die in Kehl geltenden Regelungen zu informieren. Die Akte war nicht auffindbar und hat offensichtlich überhaupt nie existiert. Denn nach Auskunft der markgräflichen Registratur waren „*Kammeracten von den Freyheiten der Stadt Kehl in der Geh. Registratur niemals befindlich, es findet sich auch keine Spuhr, daß jemals Geh. Raths Acten diese Freyheiten betreffend unter den baden-badischen oder baden-durlachischen Geh. Raths Acten vorhanden gewesen wären*“. Die Registratur legte stattdessen der Rentkammer zwei andere Akten vor, „*mit der Anzeige, daß darin verschiedenes sachdienliches enthalten*“ sei. Es handelte sich dabei um die Akten zur Förderung des Bauwesens und des Handels, die sich im Generallandesarchiv befinden und aus denen hier schon ausführlich zitiert worden ist.

Das Kehl der 80er Jahre: eine aufblühende Stadt

Die Erhebung Kehls zur Stadt verhalf der Gemeinde zu weiterem Prestigegegewinn, der Zuzug von neuen Einwohnern und die Ansiedlung weiterer Händler und Fabrikanten hielt an. So wurde in der sehr lückenhaften Überlieferung für die Zeit vom Oktober 1783 bis Februar 1785 die Aufnahme 16 neuer Bürger registriert⁵⁵. Zwischen 1775 und 1790 sind in den Akten elf weitere Ansiedlungen oder Eröffnungen dokumentiert, darunter Fabriken für Seidenherstellung, Strickerei, Porzellan, Tabak, Stärke, Goldschmiedearbeiten und Silberdraht, eine Garnfärberei, eine Schweizerei, ein Leihhaus, eine Waren- und zwei Klassenlotterien⁵⁶ sowie drei Druckereien⁵⁷. Der größte und bekannteste Betrieb war zweifellos die Literarisch-Typographische Gesellschaft des Dichters, Unternehmers und Abenteurers Caron de Beaumarchais. Von 1781 bis 1791 wurden in den zu Werkstätten umfunktionierten ehemaligen Festungsanlagen u.a. die in Frankreich verbotenen Werke von Voltaire und Rousseau gedruckt. Etwa 160 Mitarbeiter mit ihren Familien, überwiegend aus Frankreich stammend, waren hier beschäftigt und genossen genauso wie das ganze Unternehmen vertraglich abgesicherte Privilegien und Steuervergünstigungen, die es zweifelhaft erscheinen lassen, ob sich positive Auswirkungen auf die wirtschaftliche Entwicklung Kehls ergeben haben. Diese nach übereinstimmender Ansicht der Zeitgenossen „*außerordentliche Unterneh-*

mung“ und einzigartige Druckerei⁵⁸, war eher ein Fremdkörper in der Festung und Stadt Kehl. Sie hat zwar den Namen der Stadt über die Grenzen des Deutschen Reiches hinaus bekannt gemacht und auch viele Reisende angelockt. In der ortsansässigen Bevölkerung jedoch waren die Druckerei, ihre privilegierten Handwerker und Arbeiter sowie besonders ihr Geschäftsführer le Tellier, der als „Tyranne von Kehl“ in die Geschichte eingegangen ist, äußerst unbeliebt, was zahlreiche Zwischenfälle und Beschwerden dokumentieren⁵⁹.

Das Kehl der 80er Jahre läßt sich jedoch nicht auf die Druckerei des Beaumarchais beschränken. Nach Ansicht vieler Zeitzeugen hatten sich das Stadtbild und die wirtschaftliche Struktur stark verändert. So hielt ein Handelsmann 1784 fest: *„Die Anzahl der Einwohner hat sich ganz sichtbar vermehrt...und man sieht mehrere sehr artige Gasthöfe und Kaffees in dem sonst kleinen und ehemals so ganz verachteten Kehl sich erheben, und der Einwohner von Strasburg belustigt sich oftmals in dem so schönen und angenehmen Spaziergange unter den Pappeln und Linden am Rhein⁶⁰.“* 1787 schrieb ein Reisender: *„Wer Kehl vor zwanzig Jahren gesehen hat und sieht es jetzt, der wirds, wegen der großen Vermehrung der Häuser und der vielen Magazine und Warenlager, die seitdem daselbst errichtet wurden, nicht mehr erkennen⁶¹.“* Bei einem der damaligen professionellen Reiseschriftsteller, dessen eigentliches Ziel die Druckerei von Beaumarchais war, schnitt die Stadt allerdings nicht so gut ab: *„Im ganzen Ort ist keine einzige Kirche!!! ... Übrigens ist es schade, daß der Ort nicht regelmäßig angelegt ist.“* Etwas geringschätzig sah er *„die Zahl ihrer Häuser sich wohl nicht über 100 belaufen“*, räumte aber ein, daß sich *„einige recht artige“* darunter befänden⁶².

Eine eindrucksvolle Schilderung des Stadtbildes und der Bürgerschaft befindet sich im „Oberrheinischen Hinkenden Bothen“, einer der zahlreichen Periodika, die damals in Kehl herausgegeben und gedruckt wurden und eine der wenigen, von denen noch Einzelexemplare vorhanden sind⁶³. Herausgeber dieser Zeitung, die dreimal in der Woche erschien, war Johann Gottlieb Müller der Ältere. Seine Zeitung berichtete – bedingt durch eine strenge Zensur – überwiegend über die Politik in Europa und die Vorgänge an den Höfen. Anlässlich der Geburt des badischen Prinzen Carl Friedrich am 13. September 1784 schrieb er in mehreren Folgen ausführlich über die Freudenfeste in Stadt und Dorf Kehl nach der fürstlichen Geburt⁶⁴. Bei der Darstellung der Feiern in Stadt Kehl am 26. Oktober zeichnete Müller ein eindrucksvolles Bild von den herrlichen Fassaden und prächtigen Gärten – verschönt durch eine „allgemeine Illumination“ in den Kehler Villenvierteln wie auf dem Wall zwischen Rhein und Hornwerk und auf dem Glacis. Müller stellte auch besonders *„das vereinigte Bemühen der ganzen Bürgerschaft, ihr Korps zu bilden“*, heraus. *„Es war das erstemal seit der Gründung der Stadt Kehl, daß die Bürgerschaft auf-*

zog.“ Die Hoffnung, „*daß diese erste Gelegenheit Anlaß zur Formierung einer Schützengesellschaft geben wird*“, sollte sich jedoch nicht erfüllen. Das Gesuch des Bürgermeisters Bergmann an den Landesvater, „*die Erlaubnis zur Errichtung einer Bürger- und Schützenkompagnie zu erteilen, welche nach den Farben des Höchsten Hauses Baden gekleidet würde*“ fand keine Gnade. Es wurde mit dem Hinweis abgewiesen, durch die Bildung einer Bürger- und Schützenkompagnie würde „*öfters ein Anlaß zu Kosten und Unordnungen gegeben*“⁶⁵.

Die Besichtigung Kehls kurz nach dem Ende der Kriegshandlungen und dem endgültigen Abzug des französischen Militärs aus Kehl im Jahr 1814 war Anlaß zu einem Reisebericht mit einem kurzen Rückblick auf das Kehl vor der Französischen Revolution: Kehl „*war am blühendsten in den 80er Jahren ... Da waren zwei Kirchen darin, eine evangelische und eine katholische, ein Amthaus, ein Rathaus, ein Theater, zwei Apotheken. Es hatte die größte Buchdruckerei in Deutschland, einen ausgedehnten Holzhandel, eine ansehnliche Kaufmannschaft, bedeutende Fabriken und glänzende Gasthöfe. Viele vornehme Familien hielten sich zu ihrem Vergnügen hier auf, die Ritterschaft hatte hier ihren Rittertag. All diesen Wohlstand und noch schönere Hoffnung von Klein-Straßburg, so konnte man den Ort mit Recht nennen, hat der Krieg zerstört, dabei verloren die Einwohner ihr Glück und mehr als 15 000 Krieger nach und nach ihr Leben*“⁶⁶.

Auch ein Blick in die spärlich überlieferten Bilanzen der Stadtkasse zeigt zumindest für die Jahre von 1773 bis 1783 einen Aufwärtstrend. Hatte die Gemeinde 1773 noch 19 Gulden Schulden zu verzeichnen, so blieb sie ab 1774 schuldenfrei und erwirtschaftete sich ein geringes Aktiv-Vermögen. Aus den Bilanzen geht nicht hervor, auf welche Einnahmen sich die Gewinne stützten. Das Vermögen der Gemeinde pendelte sich zwischen 1774 und 1783 auf durchschnittlich 350 Gulden im Jahr ein. Die Stadt investierte in dieser Zeit Gelder im Bauwesen und in dem Bereich, der in den Bilanzen unter der Rubrik „*Uhren, Glocken, Feuerspritzen*“ geführt wurde⁶⁷. Bilanzen aus den Jahren nach 1783 sind nicht mehr vorhanden. Ende der 80er Jahre scheint sich das Blatt dann gewendet zu haben. Wahrscheinlich war dies auch eine Folge des Niedergangs der drei in Kehl ansässigen Druckereien und das Ausbleiben neuer Ansiedlungen von Unternehmen. Es ist jedenfalls aktenkundig, daß die Stadt 1790 mit 3.470 Gulden verschuldet war, dieses Problem aber durch glückliche Umstände lösen konnte. Dem Gesuch der Stadt, das einige Jahre zuvor gebaute, aber mittlerweile zu kleine Rathaus für 7.000 Gulden an den Direktor der Offenburger Lotterie zu verkaufen, wurde stattgegeben. Damit konnten die Schulden getilgt und „*noch ein so kostspieliges aber bequemes Rathaus, das auch Amtsstube und Registratur fasse*“, gekauft werden. Außerdem blieb der Stadtgemeinde noch ein Aktivvermögen von 800 Gulden⁶⁸.



Preußische, österreichische und dänische Offiziere konkurrierten in Kehl um die Anwerbung von Freiwilligen für ihre Truppen. Szene in einem preußischen Werbehaus um 1775. Von links: der Korker Schultheiß August Johann Hess, zwischen zwei Freiwilligen der preußische Werbeoffizier

Die Schattenseiten des Aufschwungs

In dem hier behandelten Zeitraum von 1771 bis 1793 hat es, wie schon dargestellt, zahlreiche Gründungen von Fabriken und anderen Unternehmen gegeben. Angaben über die Anzahl der Beschäftigten gibt es nicht bis auf die Ausnahme der Druckerei des Beaumarchais, in der 157 Arbeiter und Handwerker beschäftigt waren, die überwiegend aus Frankreich kamen, und der Druckerei von J. G. Müller dem Älteren, der nach eigenen Angaben mit mehr als 36 Mitarbeitern den „Obersrheinischen Hinkenden Bothen“ und andere Periodika herausgab⁶⁹. Amtmann Strobel stellte in einem Bericht nach Karlsruhe im Oktober 1782 „die merklichen Zunahme der Einwohner seit etlichen Jahren“ heraus. Der hier bereits geschilderte

wirtschaftliche Aufschwung Kehls erreichte jedoch nicht alle Einwohner. Gerade in der Zeit der Vereinigung der badischen Landesteile unter Karl Friedrich hatte Baden unter mehrjähriger Hungersnot und Teuerung zu leiden, über die auch Strobel berichtete: *„Daß übrigens die Lebensmittel theuer seien, ist leider zu beklagen, allein bekanntermaßen ist fast alles in diesem Jahr mißrathen ... von Strasburg aus darf keine Frucht herüber, das Gemüs war diesen Sommer so rar, daß man ebenfalls von dorthen eine Zeit gar keines herüber ließ. Das Heu steht in großem Werth ... Erdäpfel und das Welschkorn sind nicht gerathen, daher die Mastung kostbar und das Fleisch theuer ist“*⁷⁰.

Von der weit verbreiteten Armut eines großen Teils der badischen Bevölkerung war auch Kehl betroffen. Auch in der Blütezeit Kehls, den 80er Jahren, gab es in der Stadt und Festung offensichtlich eine nicht geringe Anzahl armer Einwohner. Ihre genaue Zahl geht aus den Quellen nicht hervor. Jedenfalls ist von einem Zeitzeugen zu erfahren, daß im Jahr 1784 an dem schon erwähnten Freudenfest anlässlich des fürstlichen Geburt *„über vierzig Witwen und Waisen beider Religionen“* von einer wohlhabenden Familie *„mit Wein, Brod und Braten bewirtet“* wurden, *„bis alle recht satt“* waren. An demselben Festtag ließ der Geheimrat de Rochebrune *„nach geendigtem Gottesdienste ... an die Armen beider Religionen etwas Geld“* und *„um die Mittagszeit den Armen Knackwürste, Wein und Brod“* in seinem Haus austheilen⁷¹. Für diese sogenannten Hausarmen⁷², so die Bezeichnung für die hiesigen Armen, mußte von der Gemeinde gesorgt werden. Die Kehler Bürger veranstalteten *„eine monatliche Almosenkollekte für die hiesigen Armen“*⁷³.

In Kehl, das allgemein als besonders teuer galt, war selbst so mancher Handwerksmeister gezwungen, außerhalb seines Berufs etwas dazu zu verdienen oder den Beruf aufzugeben und in anderen Bereichen zu arbeiten, um den Lebensunterhalt seiner Familie sicherstellen zu können. Begehrt waren Stellungen bei der Gemeinde, zum Beispiel der Posten als Amtsbott. Trotz schlechter Bezahlung waren die Qualifikationsanforderungen recht hoch. Der Amtsbott sollte lesen und schreiben sowie Französisch sprechen können. Er mußte Bürgschaften beibringen und als geldeinziehende Amtsperson eine Kautions hinterlegen, eine nicht unbegründete Vorsichtsmaßnahme, wie sich zeigen sollte. Die Gemeinde stellte dem Bott dafür eine mietfreie Wohnung und zahlte ihm das Gehalt von 24 Gulden jährlich sowie alle drei Jahre eine neue Dienstkleidung einschließlich Hut im Wert von 40 Gulden. Wenn er seine Montur so geschont hatte, daß er sie nach Ansicht des Amtmanns nach den drei Jahren weiterhin tragen konnte, durfte ihm der Betrag von 40 Gulden auch in bar ausgezahlt werden, allerdings nur in Raten. Tagelöhnen durfte der Amtsbott nicht, da er stets in Amtsbereitschaft sein mußte. Allerdings wurde ihm zugestanden, sein Gehalt durch gelegentliche Zollwächterdienste aufzubessern. Durch Beteiligung

am Weggeld, das er bei solchen Einsätzen kassieren mußte, konnte er sich 1779 beispielsweise 40 Gulden dazuverdienen⁷⁴.

Als der 70jährige Jakob Geist, Amtsbott im Kehler Hornwerk seit 33 Jahren, 1787 in den Ruhestand ging, gab es zahlreiche Bewerber um seine Nachfolge. Amtmann Strobel mußte der zuständigen Behörde in Karlsruhe genaue Informationen über das Vermögen, eventuelle Schulden, den Familienstand, die beruflichen Fertigkeiten und die Lebensführung der einzelnen Kandidaten liefern. Im Folgenden einige dieser Kurzbiografien, wie Strobel sie geschrieben hat:

„Friedrich Peter, der Bäcker, 27 Jahre alt, besitzt ein ansehnliches Haus, treibt die Bäckerei, hat von seiner Frau Vermögen zu erwarten, führt sich ordentlich auf, kann gut lesen und schreiben, auch etwas Französisch reden ...;

Mathias Schwehr, der Schneider, 36 Jahre alt, treibt sein Handwerk, hat ein kleines Häuschen, kann lesen und schreiben, versteht aber kein Französisch, hat seine Aufführung seit 3 Jahren, da er die Wirthshäuser öfters besuchte, verbessert ...;

Georg Schütterlin, der Schuster, etliche 30 Jahre alt, befließigt sich eines stillen Lebenswandels, hat sein eigenes Haus⁷⁵, arbeitet auf seiner Profession, versteht das Lesen und Schreiben aber nichts von Fransösischem ...;

Dyonihsius Braun, der Tabakskrämer, etliche 40 Jahre alt, hat gar kein Vermögen sondern fallirt (d.h. er war zahlungsunfähig, d. Verf.), ist außerdem ein bescheidener und ruhiger Mann, kann lesen, schreiben und ziemlich Französisch sprechen“⁷⁶.

Eingestellt wurde Georg Schütterlin, obwohl er nicht wie gefordert Französisch sprechen konnte. Es zeigte sich bald, daß man mit ihm keine gute Wahl getroffen hatte. Vier Jahre später teilte der Amtmann seinen Vorgesetzten mit: *„Mit dem hiesigen Amtsbott Schütterlin sieht es sehr schlimm aus.“* Schütterlin hatte Schulden gemacht und eingenommene Gelder veruntreut. Er wurde entlassen, erhielt 4 Tage Arrest bei Suppe, Wasser und Brot und mußte die Untersuchungskosten seines Verfahrens tragen.

Interessant ist die Bewerbung um die Nachfolge Schütterlins. Zum einen zeigte die Auseinandersetzung um die Stellenbesetzung, daß die Gemeinden und ihre Gremien in der politischen Hierarchie einen relativ geringen Stellenwert einnahmen. Zum andern kündigten sich hier die ersten Anzeichen für die politisch und wirtschaftlich schweren Zeiten an, die auf Kehl zukamen.

Der umstrittene Bewerber war der Buchbinder Johann Forgemol, der sich im Dezember 1790 um die Stelle bewarb, weil er *„durch die Verwirrungen in Frankreich, durch die Aufhebung der Buchdruckereien allhier (in*

Kehl) und überhaupt durch den Geldmangel ... als Buchbinder gänzlich ohne Verdienst“ sei. Im Januar 1791 übermittelte Amtmann Strobel seiner Behörde die Kurzbiografien von drei Bewerbern. Außer Forgemol waren es die Schneider Dehlono und Engel. Dehlono hatte laut Amtmann Strobel „den Fehler, daß er die Wirtshäuser zu oft besucht“ und Engel den Nachteil, daß er „zur Zeit nichts an Vermögen besitzt, so daß er, da er durch sein Handwerk nicht viel zu verdienen weiß, Nachtwächter sein muß“. Die Wahl fiel auf Forgemol. Nach Strobels Bericht besaß er „ein eigenes Haus, hat in französischem Kriegsdienst gestanden, hat keine Kinder und versteht seine Muttersprache, nämlich die französische recht gut, allein in der deutschen ist er wenig erfahren“. Forgemol war seit 16 Jahren in Kehl als Buchbinder ansässig.

Drei der fünf Kehler Ratsverwandten und 16 Bürger erhoben „im Namen der ganzen Bürgerschaft“ Einspruch gegen die Einstellung mit der Bitte, „ein tauglicheres Subjekt als der Buchbinder Forgemol ist, zum Amtsbottendienst dahier gnädigst aufzustellen“. Forgemol sei zwar „Bürger, wie wir, in hiesiger Stadt und in diesem Anbetracht jedem andern gleich zu halten. Er ist aber ein Franzos von Geburt und Erziehung, der weder deutsch lesen noch schreiben kann und die deutsche Sprache nur gebrochen spricht ... Überdies hat ihn die Natur so übel verunstaltet, daß er von jeher der Gegenstand des allgemeinen Gelächters von In- und Ausländern war ... Er ist anbei der hitzigste Verteidiger der französischen Aufruhr, er hat sogar versucht, mehrere hiesige Bürger nach dem Beispiel Frankreichs zur Aufruhr zu verleiten“.

Amtmann Strobel bestätigte, daß Forgemol auf Grund einer Kriegsverletzung „etwas verunstaltet“ sei, „allein die Leute sind seine Figur gewohnt und man sollte ihm dieses Übel nicht vorwerfen...Ob er einen Hang zur Französischen Revolution trage, ist dem Amt unbewußt ... Inwiefern er versucht hätte, die hiesigen Bürger zum Aufruhr im Jahr 1789 zu verleiten, stünde noch zu beweisen, wobei zu bemerken ist, daß wenn er der deutschen Sprache im Reden, Lesen und Schreiben unerfahren sei, sie ihn dennoch verstanden haben müßten“. Außerdem habe Forgemol, der schon einige Monate im Amt war, „die bisher erhaltenen amtlichen Aufträge gehörig besorgt und sich sehr dienstfertig bewiesen“. Forgemol blieb bis zu seinem Tod im Dienst. Er starb 1799 in dem deutschen Spital in Straßburg.

Kehl und die Französische Revolution: Die Tumulte in Dorf Kehl

In der Veste und Stadt Kehl, so der offizielle Name seit 1774, hatte sich die Französische Revolution nicht sonderlich bemerkbar gemacht bis auf die gerade erwähnten Agitationsversuche des Buchbinders und späteren Amtsbotten Forgemol, denen die Stadt Kehler offensichtlich widerstanden hat-

ten. Anders in der Umgebung und in Dorf Kehl. Am 20. August 1789 berichtete der Lahrer Oberamtmann, Langdorf, seiner Dienststelle in Karlsruhe: *„Wir befinden uns in den hiesigen Gegenden dermalen in einer sehr mißlichen, kritischen und gefährlichen Lage. Der Geist der Unruhe und Rebellion, welcher in allen Provinzen Frankreichs soviel Unheil angerichtet, hat sich nun, leider! auch aus dem nahen Elsaß in die diesseits Rheinische Gegenden ausgebreitet ... Auch in Dorf Kehl sind öffentliche Unruhen entstanden, so daß der Amtsschultheiß sich nach Straßburg geflüchtet hat ... Sodann hat die ganze Gemeinde ... sich gestern früh zusammengerottet, und die Gemarksteine gegen Eckartsweier (in der Gemarkung Hundsfeld, d. Verf.) ausgerissen und verschlagen, sind allsdann mit Jubelgeschrei über diesen erfochtenen Sieg nach Haus gezogen und haben die Wirthshäuser eingenommen⁷⁷.“*

Tatsächlich hatte sich in Dorf Kehl lange aufgestaute Unzufriedenheit über die Amtsführung und Verwaltung der Gemeinde Luft verschafft. Klagen über den angeblich unfähigen Amtsschultheiß Blümel, der sie zugunsten des Straßburger Frauenstifts – einer der vier Herrschaften des Dorfes – bei den Gebühren und Abgaben übervorteile, und Unmut über die mehr als 100 Tage im Jahr für die Herrschaften zu leistender unentgeltlicher Frondienst waren zwar immer wieder in Form von Beschwerden geäußert worden, aber ohne Gehör geblieben. Und die etwas sonderbar scheinende Wut der Einwohner auf die Grenzsteine gründete sich auf eine willkürliche Grenzziehung zwischen dem hanauischen Eckartsweier und Dorf Kehl, die der Kehler Dorfgemeinschaft zusätzlichen Frondienst zugunsten des Straßburger Frauenhauses aufgebürdet hatte⁷⁸.

Zur *„Untersuchung des in dem gemeinschaftlichen Dorf Kehl entstandenen Tumults“* wurde eine Kommission mit Vertretern aller vier Herrschaften eingesetzt, die ein Jahr später tätig wurde⁷⁹. Die Suche nach Urhebern in der dörflichen Gemeinschaft war vergeblich. In allen Vernehmungen wurden als Ursachen die schon genannten, nicht erhörten Beschwerden und die *„benachbarten Unruhen“* genannt. *„Es seie ein allgemeiner Schwindelgeist gewesen, alle, keiner ausgenommen, seien freiwillig oder aus Furcht mitgezogen.“* Die Kommission beließ es bei der relativ milden Bestrafung von vier Hauptteilnehmern, *„die, wäre ihnen nicht Nachsicht zugesichert worden, Zuchthausstrafen wohl verdinet hätten“*. Sie mußten je nach Strafzumessung 8, 10 oder 20 Gulden in die Gemeindekasse einzahlen⁸⁰. Für die Gemeinde gab es eine Kollektivstrafe: *„... einen wohlthätigen Einfluß für die folge würde es haben, wenn man bei der Wiedereinsetzung (der Grenzsteine, d. Verf.), in Gegenwart der Kommission, die Gemeinde den nemlichen Pomp, die nemliche Förmlichkeit beobachten ließe, die sie beim Herausreißen brauchte“*.

Trotz dieser Schikane und der Einzelstrafen konnte die Gemeinde ihren Aufstand als einen Erfolg verbuchen, denn die Kommission nahm die bis-

her übergangenen Beschwerden jetzt zum Anlaß für Dienstvisitationen. Das Resultat war eine Veränderung der Dorf Kehler Verfassung zugunsten der Dorfgemeinschaft. Beispielsweise sollte der Amtsschultheiß künftig ein „tüchtiger, redlicher und angesehener Bürger des Orts“ sein. Er sollte nicht wie bisher durch die Herrschaften bestellt werden, sondern die Dorfgemeinschaft sollte maßgeblich durch eine Vorauswahl beteiligt werden. Der bisherige, in der Dorfgemeinschaft nicht gern gesehene und ortsfremde Amtsschultheiß Blümel wurde abgesetzt. Da ihm aber von seiten der Kommission trotz schwerer Belastung durch die Gemeinde „nichts erhebliches“ nachzuweisen war, wurde er nicht entlassen, sondern mit der Stelle des Amtsschreibers abgefunden, in der er auf „die Leitung und Verfassung des Ortes keinen direkten Einfluß“ habe. Außerdem wurde die Besoldung einiger Ämter angehoben, damit diese Beamten keinen Anlaß hätten, „unnötige Geschäfte zu machen, nur um Gebühren zu kassieren“, an denen sie ja beteiligt waren.

Auch in anderen Bereichen wurden Mängel festgestellt und abgeändert. Im Polizeiwesen existiere zwar „manche gute Verordnung, aber man befolgt sie nicht“. So werde zum Beispiel „das Tanzen in Kehl übertrieben und mancher opfert bei einer einzigen Gelegenheit zuweilen 6–8 Gulden auf ... Wir haben daher den zweiten Tanztage aufgehoben und die Tanzzeit, die bisher die ganze Nacht dauerte, auf Nachts 11 Uhr eingeschränkt“. Bei Kindstufen werde mittags und nachts gezecht, „und so dauern die verderblichen Gelage fast 24 Stunden“. „Das Dorf Kehler Schulwesen ist in dem äußersten Zerfall, die Schuldiener sind elend und die Aufsicht schlecht. Das höchste was die Kinder lernen können, ist, erbärmlich lesen, noch schlechter schreiben und elend rechnen ... Wer mehr lernen wollte, hätte den freien Willen, er mußte es aber außerordentlich bezahlen. Im 12. bis 13. Jahr entließ man die Knaben aus der Schule.“

1796: Bericht des Amtmanns Strobel über „die traurige Beschaffenheit Kehls“

Größere Auswirkungen als die Französische Revolution sollten die ihr folgenden Kriege auf Kehl haben. Einer fast 60 Jahre andauernden Friedenszeit (seit 1736), an deren Ende Kehl wirtschaftlich, gesellschaftlich und kulturell aufgeblüht war, folgte die Periode der sogenannten Koalitionskriege und die Ära Napoleon. Dieser Zeitraum zwischen 1793 und 1815 sollte zu einem der größten Einschnitte für die Geschichte Badens – mit glücklichem Ausgang – und auf lokaler Ebene für die Geschichte Kehls – mit bösem Ende – werden. Aus der kleinen Markgrafschaft wurde das Großherzogtum Baden, aus Kehl ein Trümmerfeld.

Baden war Bestandteil des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation mit dem österreichischen Kaiser Leopold an der Spitze. Die Markgraf-



Dreitägiges Bombardement der Festung und Stadt Kehl im September 1793 durch französische Artillerie. Oben rechts die brennende Zitadelle und darunter die teilweise betroffene Stadt. In der Bildmitte die zerstörte Rheinbrücke. Darüber das Straßburger Münster

schaft Baden einschließlich Kehl gehörte im Ersten Koalitionskrieg von 1792 bis 1797 – bis zu ihrem Frontwechsel – noch zu den Gegnern Frankreichs. Kehl war – gleichgültig auf welcher Seite es als Teil Badens stand – auf Grund seiner strategisch wichtigen Grenzlage besonders gefährdet. Für zwei Jahrzehnte wurde Kehl – wie mehrmals in seiner Geschichte vorher und auch wieder später – zum umkämpften Brückenkopf. Eingeleitet wurde diese Schreckenszeit für die Kehler Bevölkerung mit einem dreitägigen Bombardement durch französische Artillerie im September 1793, das hauptsächlich der Festung galt, in dem jetzt ein schwäbisches Infanterieregiment lag. Nach dem Bericht des Amts Kehl vom 18. September 1793, wenige Tage nach der Beschießung, sei in der Festung „nichts mehr als das sog. Kommissariatshaus stehn geblieben, und dieses auch stark durchlöchert ... In der Stadt aber sind die Häuser des Blumenwirts Heusler, Nagelschmidt Roth, Schuster Bergers und 2 Häuser des Straßburger Kaufmanns Groselle“ sowie einige an der Kinzig gelegene Häuser eingäschert und „eine Menge anderer Häuser sehr beschädigt worden“⁸¹.

Einer kurzen Phase des Wiederaufbaus folgten erneute Belagerungen, Beschießungen, Besetzungen, Plünderungen und Vertreibungen. Am 21. Juni 1796 wurden Stadt und Dorf Kehl von den Franzosen besetzt. Baden



Kampf um die neu angelegte Schanze im Dorf Kehl, Juni 1796

und Frankreich befanden sich zu der Zeit schon in separaten Verhandlungen und schlossen am 22. August – kurz nach der Besetzung Kehls – einen Sonderfrieden, der den Frontwechsel Badens in den Koalitionskriegen einleitete. Der badische Markgraf, Karl Friedrich, zögerte die Ratifizierung des Sondervertrages mit Frankreich jedoch bis zum Dezember 1797 hinaus, sehr zum Nachteil Kehls und seiner Bevölkerung, die von den französischen Besatzern offensichtlich noch nicht als Verbündete behandelt wurden. Am 15. September 1796 begann die Belagerung der von Frankreich besetzten Kehler Festung. Seit dem 21. September hatte der samt Familie aus seinem Haus in Kehl vertriebene Amtmann Strobel aus Straßburg vier Berichte über die Situation im besetzten Kehl an seine vorgesetzte Behörde in Karlsruhe geschickt, einen mit der Bitte „*um seine rückständige Besoldung und um ferneren Beistand*“. Er hatte keine Antwort erhalten.

Kurz darauf, am 7. Oktober, meldete er sich erneut mit „*einer Anzeige über die traurige Beschaffenheit dahier*“. Sein Bericht, der von seinen Vorgesetzten in Karlsruhe als „*beunruhigende Nachrichten*“ eingestuft wurde, beschrieb die Situation seiner Familie und die Lage in Kehl: „*Seitdem (seinem letzten Bericht, der Verf.) sind mehrere Häuser in der abgestorbenen Stadt Kehl vernichtet worden, so daß die bereits abgerissenen, wovon de-*

ren Eigentümern weder die Ziegeln noch das Bauholz, so die Soldaten verbrennen, gelassen werden, sich nunmehr wohl über 80 erstrecken können. In den Häusern, welche wahrscheinlicherwise stehen bleiben, und die unbewohnt seien, hat man in die unteren Stuben Pferde eingestellt. Etliche-male sind in solchen Brände entstanden ..., wobei das Übel ist, daß es an den gehörigen Rettungsmitteln fehlt. In dem Dorf Kehl, wo sich wenig Einwohner befinden, sieht es ebenfalls erbärmlich aus ... Bei mir wohnen jezo zwei Generäle mit deren Gefolg, welches mir große Unannehmlichkeiten, da sie die Mobilien und erforderlichen Betten behalten, verursacht, und ich wegen Mangel an Platz die Nächte in Straßburg, wo alles theuer ist, zu-bringen muß. Seit dem 18. vorigen Monats werden sogar für jede Nacht 2 bis 3 Pfund Lichter⁸² gefordert, welches ich nicht mehr leisten kann, weil ich von Geld ganz entblößet bin und ich mir durch borgen forthelfen muß. Ich bitte daher unterthänigst um einen Vorschuß ... Sieben Kehler sind in Straßburg bey den gedeckten Brücken⁸³, ohne daß man weiß warum, eingekerkert worden.“⁸⁴.

Strobel, der sein Amt in Kehl bis zu seiner Pensionierung im Jahr 1803 ausübte, soweit es die kriegerischen Ereignisse zuließen, erhielt einen Vorschuß von 200 Gulden, der ihm über einen Handelsmann in der Straßburger Schlossergasse zugestellt wurde. Wenig später, am 28. November, begannen die Österreicher mit der Beschießung Kehls und am 6. Dezember mit der Erstürmung der Festung, die ihnen am 10. Januar 1797 von den Franzosen übergeben wurde.

Der Kehler Dorfgemeinschaft – Dorf Kehl, Mitteldorf und Sundheim – erging es nicht besser als den Einwohnern der Festung und Stadt Kehl. In ihrer Not verfaßten die Bewohner von Dorf Kehl in den Kriegsjahren einen Aufruf zur Hilfe mit dem Titel: „Der gewesenen Einwohner des Dorfs Kehl und Zugehörden Bitte an gute Menschen: Schon in das fünfte Jahr wandern wir ohne Brod, ohne Wohnung in aller Bedürfniß herum und preisen jene unsere Mitbrüder glücklich, die ... im friedlichen Grabe ruhen. Als unsere Häuser noch stunden, waren wir, durch den ganzen Feldzug, mit den stärksten Einquartierungen heimgesucht, und unsere schönen Fluren durch deutsche und französische Verschanzungen beynahe ganz verdorben ... Die wiederholten Überfälle der Franzosen verheerten unsere Dorfschaften mit Plünderungen, mit Sengen und Brennen: nur allein im Dorfe Kehl verlohren wir 235 Häuser: wir flohen händeringend mit unseren jammern-den Weibern, wimmernden Kindern und dem Reste des ausgemerkelten Viehes in entferntere Gegenden und bettelten das karge Brod. Beym Anscheine des Friedens durch den Kongreß zu Rastadt, flickten wir 93 kleine Wohnungen zusammen, um wenigstens nicht unter freyem Himmel von Hitze oder Frost getödtet zu werden. Aber im Frühling 1799 mußten wir Bedrängte, auf Befehl der Franzosen, unsere Häuser in Zeit von 48 Stunden wieder zusammenreißen, und dem Feinde jedannoch Frohndienste leisten.

*O ihr guten Menschen! unbeschreiblich ist unsere Noth und ohnsäglich unser Jammer ... Wir flehen Vertrauensvoll zu Euch, zu euren mildtätigen Herzen um Erbarmen, um Unterstützung und Hülfe!*⁸⁵

Im April 1814 fanden die letzten Kampfhandlungen in Kehl statt. Am 2. Mai verließen die Franzosen das zerstörte Kehl, das wieder an Baden zurückfiel. Die Festung mußte auf Grund der Bestimmungen des Pariser Friedens geschleift werden. Ab 1815 folgte der mühselige Wiederaufbau von Stadt und Dorf Kehl. Es war ein völliger Neuanfang, dessen architektonische Spuren sich – verbunden mit den Namen Weinbrenner und Tulla – bis heute verfolgen lassen.

Während der Koalitionskriege zwischen 1792 und 1815 hatte Kehl mehrmals die Herrschaft gewechselt. 1808, als Kehl erneut an Frankreich abgetreten werden mußte und Napoleon die Festung wieder aufbauen ließ, zog der badische Regierungsrat von Wechmar das verzeifelte Fazit: *„So endigt sich die ganze Existenz der Stadt Kehl und ist für die Zukunft weiter nichts als eine militärische Position“*⁸⁶. Die düstere Prognose des badischen Regierungsrats sollte noch sehr lange Bestand haben, ist aber glücklicherweise heute endlich Geschichte geworden.

Anmerkungen

Der vorliegende Aufsatz ist die erweiterte Fassung eines Vortrags, den der Verf. anlässlich der Festveranstaltung „225 Jahre Stadtrechte für Kehl“ am 24. Sept. 1999 gehalten hat.

- 1 Windelband, Wolfgang: Die Verwaltung der Markgrafschaft Baden zur Zeit Karl Friedrichs. Leipzig 1916, 6 ff.
- 2 Die Zitadelle lag auf dem Gebiet des heutigen Bahnhofs und der Kasernen. Das Große Hornwerk erstreckte sich zwischen heutiger Gewerbe- und Kasernenstraße. Außer dem Großen Hornwerk gab es als vorgelagerte Festungswerke noch das Kleine Hornwerk – etwa zwischen der Zitadelle um den heutigen Bahnhof herum und der Kinzig gelegen – sowie einige Bastionen
- 3 Zur Geschichte und Beschreibung der Festung: Steckner, Carl Helmut: Die Festung Kehl. In: Schneider, Hugo (Hg.): Burgen und Schlösser in Mittelbaden. Kehl 1984, 260–271 und Rusch, Otto: Schicksale der Reichsfeste Kehl bis 1814. Kehl 1921
- 4 Die wichtigsten Zentralbehörden waren der Geheime Rat, der Hofrat und die Rentkammer. Ausführlich dazu: Windelband, a.a.O., 172 ff.
- 5 Zur Rolle der Lokalverwaltungen s. Windelband, a.a.O., 287 ff.
- 6 Ausführlich dazu Klaus Hornung: 700 Jahre Condominats- und Wappengeschichte der Großen Kreisstadt Kehl. Kehl 1973
- 7 Windelband, a.a.O., 10 ff.; Zum detaillierten Ablauf der Besitzergreifung s. GLA 149/33
- 8 Nach Westen waren die Festung und Dorf Kehl vom Rhein (Frankreich) begrenzt. Jenseits der Kinzig nach Norden und Osten lag das Hanauerland (Hessen-Darmstadt). Südlich von Kehl betrat man mit Marlen und Goldscheuer Territorium der Land-Vogtei Ortenau (ab 1771 Vorder-Österreich)

- 9 Zitate im Folgenden aus GLA 149/33, wo die Vorbereitung und der Ablauf der Besitzergreifung ausführlich dargestellt sind
- 10 Dittler, Erwin: Rudolphe de Rochebrune (Guillaume Plateret) – Geheimer Legationsrat in Kehl. In: Die Ortenau 53 (1973), 105 ff.
- 11 Dittler, Erwin: August Wilhelm Lamey (1772–1861). In: Die Ortenau 59 (1979) 120
- 12 Hacker, Werner: Auswanderungen aus Baden und dem Breisgau. Stuttgart 1980, 133 f.
- 13 GLA 149/32
- 14 GLA 207/193
- 15 Dittler: Rochebrune, a.a.O., 113 f.
- 16 GLA 149/26
- 17 GLA 149/19
- 18 GLA 149/56
- 19 1765 gab es in der Dorfgemeinschaft Kehl 326 Bürger (GLA 149/32), 1776 waren es 323 laut dem Bürgerbüchlein über die Gemeinden Kehl, Mitteldorf und Sundheim pro Anno 1776 (Stadtarchiv Kehl). Das Amt Kehl gab 1773 die Zahl der Bürgerschaft mit „etwa 60“ an (GLA 207/476)
- 20 Metz, Friedrich: Land und Leute. Stuttgart 1961, 463 f.
- 21 Ehrmann, Theophil Friedrich: Briefe eines reisenden Deutschen an seinen Bruder in H. Frankfurt 1789, 89
- 22 GLA 207/56 f.
- 23 GLA 207/269
- 24 GLA 149/16
- 25 Windelband, a.a.O., 292
- 26 GLA 149/16
- 27 Im Februar 1774 rechnete Amtmann Strobel 150 Gulden an „Speise und Trank“ für eine Person, wobei „die Lebensmittel hier teuer zu rechnen seien“ (GLA 149/10)
- 28 GLA 149/9 und 149/10
- 29 Windelband, a.a.O., 293
- 30 GLA 149/16
- 31 Kehler Wochenblatt 16.4.1889
- 32 So z.B. Duchhardt, Heinz: Das Zeitalter des Absolutismus. München 1998³, 99
- 33 Windelband, a.a.O., 23
- 34 Windelband. a.a.O., 86 ff.
- 35 GLA 207/56 f.
- 36 GLA 149/26
- 37 Das Gutachten von Schneider ist in der Akte des GLA 207/269 enthalten
- 38 Der Originalartikel des Gutachtens lautet: „Mémoire d’Observation sur les Avantages que la Sérénissime Maison de Bade peut retirer du Fort de Kehl et Dépendance en y favorisant le Commerce“ (GLA 207/269)
- 39 GLA 207/193
- 40 Der Geheime Rat war – obwohl ihm formell die anderen Zentralbehörden wie Hofgericht, Hofrat, Kirchenrat und Rentkammer gleichgestellt waren – die höchste Verwaltungsbehörde (Windelband, a.a.O., 193 f.)
- 41 Das Protokoll mit den Beschlüssen der Sitzung vom 19. Oktober 1772 befindet sich in der Akte des GLA 207/193
- 42 Die Schatzung war eine direkte Steuer, die von jedem Untertan erhoben wurde, der einen selbständigen Haushalt führte, also Bürger war. Sie setzte sich aus verschiedenen Besteuerungsarten zusammen, in diesem Fall betraf sie die Häuser. Befreit von ihr waren der Adel und die Geistlichkeit (Windelband, a.a.O., 54 f.)

- 43 In der Liste der Bauherren (in GLA 207/193) sind 28 ohne Berufsbezeichnung geblieben
- 44 GLA 207/211–217 u. 219
- 45 GLA 149/19. Die Frauen, die damals üblicherweise mit den Männern reisten, sind in der Akte nicht erwähnt
- 46 GLA 207/193
- 47 GLA 207/269
- 48 GLA 207/476
- 49 Harder, Wolf von: Wie Kehl sein Stadtrecht erhielt. In: Mein Heimatland, Heft 5/6 (1933), 193
- 50 Der Originaltitel lautet: „Mémoire sur les différentes affaires qui sont à décider pour Kehl“. Diese Denkschrift von 1774 ist nicht mehr vorhanden oder nicht auffindbar. Aus den Fürstlichen Hofratsprotokollen von den Beratungen am 3.8.1774 (GLA 61/2055) über einzelne Punkte dieser Denkschrift lassen sich jedoch Rückschlüsse auf die Begründungen in der Denkschrift ziehen. Auch die Denkschrift von 1772, aus der damals abgelehnte Vorschläge 1774 erneut vorgetragen oder weiterentwickelt wurden, gibt Hinweise auf die Begründungen zu einzelnen Punkten
- 51 Dieser Text befindet sich in den Hofratsprotokollen vom 3.8.1774 bei der Verfügung zum Punkt 24 aus der Denkschrift von Rochebrune „*das Stadtrecht betreffend*“. Er befindet sich als gültige Verfügung neben einer durchgestrichenen ersten, also ungültigen Verfügung. Der gültige Erlaß ist auch als Auszug aus dem Hofratsprotokoll in die Akte GLA 207/194 übernommen mit dem Titel „*Freyheit Sache. Das der Veste Kehl verliehene Stadtrecht*“
- 52 Der Oberrheinische Hinkende Bothe, 30.10.1784
- 53 GLA 61/2055
- 54 GLA 207/189
- 55 Dittler, E.: Stadt und Veste Kehl nach Verleihung der Stadtrechte In: Badische Heimat, Heft 3 (1974), 328
- 56 GLA 207/220–224, 226, 228, 229, 231–234, 236, 319
- 57 Dittler, E.: J.G. Müller, a.a.O. und ders. Kehl als Druckort in den Meßkatalogen 1782–1786. In: Die Ortenau 53 (1973), 178 ff.
- 58 So z.B. Theophil Friedrich Ehrmann, Briefe eines reisenden Deutschen an seinen Bruder in H. Frankfurt/Leipzig 1989, 92
- 59 Umfassend zu diesem Thema: Robert Diehl, Beaumarchais als Nachfolger Baskervilles, Frankfurt a.M. 1925 und Anton Bettelheim, Beaumarchais. Eine Biographie, München 1911
- 60 Zitiert bei Dittler, wie Anm. 56, 327 f.
- 61 Löper, Carl: Die Rheinschiffahrt in früherer Zeit und die Straßburger Schiffler-Zunft., Straßburg 1877, 118
- 62 Ehrmann, a.a.O., 88
- 63 Ein ausführlicher Überblick über die Druckereien in Kehl und ihre Erzeugnisse findet sich bei Erwin Dittler: Johann Gottlieb Müller (Bärstecher), Verlagsbuchhändler im Zeitalter der Aufklärung. In: Die Ortenau 52 (1972), 188 ff.
- 64 Der Oberrheinische Hinkende Bothe vom 16.9., 21.9., 26.10., 28.10. und 30.10.1784
- 65 GLA 207/482
- 66 Kehler Wochenblatt 16.4.1889
- 67 GLA 207/204
- 68 GLA 207/200
- 69 GLA 207/334; ausführlich zu Müller s. Dittler, wie Anm. 64

- 70 GLA 207/476; Allgemein zur Hungersnot und Teuerung in Baden s. Windelband, a.a.O., 93
- 71 Der Oberrheinische Hinkende Bothe, 30.10.1784
- 72 Hausarme waren arme Leute, die sich – im Unterschied zu den Gassenbettlern – schämten zu betteln und Almosen in das Haus geliefert bekamen oder von sogenannten guten Häusern mit Almosen versorgt wurden (Nabil Osman: Kleines Lexikon der untergegangenen Wörter. München 1988⁵, 112 f.)
- 73 GLA 149/16
- 74 Das Wegegeld, das die Durchreisenden in der badischen Markgrafschaft als Beitrag zu den Unterhaltungskosten der Straßen bezahlen mußten, kassierte die Staatskasse. In Kehl betrug diese Abgabe im Zeitraum zwischen 1767 bis 1771 durchschnittlich 1.200 Gulden im Jahr (GLA 207/473). Ab den 80er Jahren wurde das Wegegeld nach und nach abgeschafft, um den Handelsverkehr zu erleichtern und zu fördern (Windelband, a.a.O., 88)
- 75 Georg Schütterlin gehörte zu den Bauwilligen, die das günstige Angebot mit unentgeltlichem Bauplatz und Steuervergünstigungen ab 1773 angenommen hatten (s. Kapitel „Kehl 1772–1780: Die Gründerzeit“)
- 76 Zu dem Zitat und den folgenden Angaben s. GLA 149/17
- 77 GLA 207/888
- 78 GLA 207/891
- 79 GLA 207/888
- 80 GLA 207/891
- 81 GLA 207/62
- 82 Kerzen, die für die abendliche Beleuchtung im Haus notwendig waren, dienten als Zahlungsmittlersatz für das Übernachtungsgeld (frdl. Hinweis v. Walter Fuchs, Auenheim)
- 83 Das Gefängnis befand sich in den Aufbauten der „Gedeckten Brücken“, die über die Ill führten (frdl. Hinweis v. Walter Fuchs, Auenheim)
- 84 GLA 149/9
- 85 Kehler Wochenblatt Nr. 8, 18.1.1890
- 86 Metz, a.a.O., 925

Zur Geschichte der Familie Peter in Achern

Gerhard Lötsch

Die erhaltenen Acherner Kirchenbücher reichen zurück bis ins Jahr 1673. Die Stürme, die immer wieder das Land am Oberrhein verheerten, verwehten die zuvor geschriebenen Einträge. Wahrscheinlich lebten die „Peter“ seit alter Zeit in Achern. Sie waren Bauern und Handwerker, von anderen Familien nicht unterschieden. Ihr Name hatte für Achern und die umliegenden Orte keine herausragende Bedeutung; frühe Urkunden nennen ihn nicht. Die Kirchenbücher kennen zwei „Peter“-Stämme: die heute noch in Achern lebenden Handwerker – und die Handelsleute, von denen nun die Rede sein wird.

Achern gehörte (mit Unterbrechungen) zu „Vorderösterreich“, zum Haus Habsburg. 1805 sprach der Friede von Preßburg die österreichische Landvogtei Ortenau der Markgrafschaft Baden zu. Ein Jahr später machte Kaiser Napoleon den Markgrafen Karl Friedrich zum „Großherzog“. Schon 1803 war das durch den „Reichsdeputationshauptschluß“¹ säkularisierte Prämonstratenserkloster Allerheiligen an Baden gefallen; seine altberühmte Schule wurde ersatzlos aufgelöst. Niemand fragte das Volk nach seiner Meinung. Die führenden Familien, durch Generationen hindurch österreichischer Herrschaft und Lebensart verbunden, nahmen den Wechsel nur widerwillig in Kauf. Das 1808 durch Karl Friedrich zur Stadt erhobene Achern, damals „Nieder“- oder „Unter“-achern genannt, behielt die österreichischen Farben rot-weiß und zumindest den halben Habsburger Adler im Wappen.

Die Peter'sche Familiengeschichte beginnt mit *Josef Peter*, der 1714 in Achern zur Welt kam. Von Beruf Nagelschmied, verlegte er sich bald auf den Handel mit Hanf und Eisen und gewann durch Fleiß und unternehmerisches Geschick ein ansehnliches Vermögen. 1745 heiratete er *Maria Magdalena Glaser*, Tochter aus einem Acherner Bauerngeschlecht. Die Lebenserinnerungen seines Enkels Josef Ignaz² zeichnen ihn als Patriarchen, der streng, aber gerecht über seine große Familie und viele Dienstboten regierte. Josef Peter baute in der Mitte des 18. Jahrhunderts das spätere Rathaus. (Es fiel dem Fliegerangriff am 7. Januar 1945 zum Opfer.) 1781 erwarb er einen Acker auf dem Hundsrücken; der Besitz wurde nach seinem Tod durch Zukauf erweitert. (Ende des 19. Jahrhunderts entstand dort die große Brauerei an der Fautenbacher Straße.)

Josef Peter starb im Oktober 1797 im Alter von 84 Jahren an den Folgen der Mißhandlung durch plündernde Franzosen. Sein Sohn Franz schrieb: „Sterbend segnete er noch seine Enkel. Er war ein rechtschaffener Mann,

und dafür war er geschätzt von allen, die ihn kannten. Er erwarb sich durch viel Mühe ein Vermögen von ungefähr 40 000 fl., welches unter uns Brüdern geteilt wurde.“³ – Josef Peter hinterließ drei Söhne: *Josef*, den schon genannten *Franz* und *Johann Anton*.

Die Peter-Familien hatten zahlreiche Kinder, von denen aber viele schon in frühem Alter starben. Andere heirateten nach auswärts. Ein Peter'sches „Familiengeflecht“ überzog die nördliche Ortenau. Von den Vielen wird im Folgenden nicht die Rede sein, nur von denen, es waren gar nicht wenige, die im 18., 19. und bis ins 20. Jahrhundert das politische und wirtschaftliche Leben Acherns prägten.⁴ Der Patriarch Josef hinterließ „ein strebsames und unternehmendes Geschlecht“.⁵ Seine Söhne und Enkel waren „freidenkende, demokratisch fühlende Männer“, „der Regierung nicht angenehm“.⁶ Viele schlossen sich der Reformbewegung an, gerieten schließlich in die badische Revolution und haben dafür teuer bezahlt.

Die II. Generation

Josef Peters ältester Sohn kam 1748 zur Welt und erhielt als Erstgeborener den Namen seines Vaters. Auch *Josef II.* war Unternehmer und Handelsmann. 1775 heiratete er *Maria Anna Schmieder* aus Renchen, Tochter des Renchener Hufschmieds und Gerichtszwölfers Johann Jakob Schmieder, eines Nachkommen Grimmelshausens. Beide Ehegatten starben 1808 am selben Tag, an einer durch einquartierte österreichische Soldaten eingeschleppten Seuche. Zu ihren Kindern gehörten die beiden Söhne *Gottfried* und *Friedrich*.

Elf Jahre jünger als Josef war der 1759 geborene *Franz*. Er schrieb 1807: „Alle Peter waren Handwerks- und zum Teil Bauersleute. Mein Vater Josef aber hat sein Vermögen durch Geschicklichkeit und gesunden Verstand weiter gebracht, so daß wir, seine Kinder, Handelsleute geworden sind.“⁷ Das große Vermögen ging nach des Vaters Tod in den Wirren revolutionärer und napoleonischer Zeit verloren. Franz Peter – auch ein Unternehmertyp – verkaufte im Rheinland viele Flaschen Kirschwasser und erwarb durch eisernen Fleiß wieder ein großes Vermögen. – 1782 heiratete er *Maria Barbara Sartori* aus Herbolzheim. (Sie soll mit Heinrich Hansjakob verwandt gewesen sein.) 1808 übernahm Franz Peter für die Kinder seines verstorbenen Bruders Josef die Vormundschaft. Als die von England gegen Napoleon verhängte „Kontinentalsperre“ den Zucker knapp und teuer werden ließ, errichtete er eine Rübenzuckerfabrik. Als diese nach dem Ende der Sperre mit Verlust arbeitete, richtete er eine Brauerei ein, die noch lange den Namen „Fabrik“ trug. (Es handelt sich um die spätere „Republik“, die heutige „Hoffnung“.) Franz Peter starb 1815, seine Witwe 1824. Die Eheleute hinterließen drei Kinder: *Franz Xaver*, *Helene* und *Josef Ignaz*.

Ein dritter Sohn von Josef Peter war der 1762 geborene *Johann Anton Peter*. Er heiratete 1789 *Therese Zachmann*, die Tochter des verstorbenen Oberacherer „Rössel“-Wirts, Johann Ignaz Zachmann. Johann Anton war reich, starb aber schon 1803 im Alter von 51 Jahren und ließ zahlreiche Kinder zurück.

Die genannten drei Peter-Familien der II. Generation waren bedacht, ihren Kindern eine gute Bildung zu vermitteln. Wichtig für die ganze Region war das Gymnasium des Klosters Allerheiligen, eine ausgezeichnete Schule, der aber – zum Leidwesen vieler Eltern – die „Säkularisation“ ein Ende bereite. – Mehr noch als zum offenen Reformkatholizismus Wesenberg'scher⁸ Art neigten die Peters der freien Religiosität der Deutschkatholiken⁹ zu. Ihrer viele „vertrugen die Kirchenluft nicht“.¹⁰ Das Peter'sche Glaubensbekenntnis¹¹ lautete: „Baut in die Herzen eure Altäre, dort will Gott angebetet sein“.¹²

Die III. Generation

Wir fassen zusammen: Josef I. Peter hatte drei Söhne: den Handelsmann Josef II. († 60 J.), den Zuckerfabrikanten und Bierbrauer Franz († 65 J.) und den Oberacherer Rösselwirt Johann Anton († 52 J.). Alle drei mußten harte Schläge einstecken und starben verhältnismäßig jung. Gemeinsam war ihnen der Wille zum Durchstehen, zum Zusammenhalten, zum Überleben.

Von den Nachkommen des Josef waren zwei Söhne für Achern wichtig. Einer war der 1792 geborene *Friedrich*, Erbe der Grundstücke am Hundsrücken. Er wurde Kaufmann wie Vater und Großvater und handelte mit Holz. 1813, 21 Jahre alt, heiratete er die erst 19 Jahre alte *Kreszenz Matter*, Erbin des Gasthauses „Engel“. Hochwasser schwemmte 1824 das Friedrich Peter gehörende Holz weg. Am Heiligen Abend ließ er anspannen, um nach dem rechten zu sehen. Mit Pferd und Wagen ging er in den Wassermassen unter. Er war erst 31 Jahre alt¹³ und hinterließ seiner Witwe sechs Kinder.

Gottfried hieß der 1785 geborene, ältere Bruder des Friedrich. Auch er war Kaufmann. 1810 heiratete er seine Cousine *Helene Peter*, die Tochter seines Vormunds. Gottfried war maßgeblich beteiligt an der Gründung der Sparkasse. Ihr Archiv bewahrt die Reproduktion seines Porträts, dessen Original aber als verloren gelten muß. In den Wirren der Befreiungskriege erbaute er das später (nach seinem Sohn) „Franz-Peter'sche“ genannte Haus. „In dem geschmiedeten Gitter des Balkons steht der Buchstabe G mit der Jahreszahl 1812.“¹⁴

Gottfried Peter wurde im Juni 1827 Bürgermeister und waltete dieses Amtes zunächst bis September 1834. Als Vertreter Acherns huldigte er am 15. April 1830 dem neuen badischen Großherzog Leopold.¹⁵ Nach ihm übernahm Karl Klar, Sohn des Schullehrers Franz Ignaz Klar, das Amt des

Bürgermeisters. Gottfried Peters zweite Amtsperiode dauerte von Oktober 1840 bis November 1846. Wie Gottfried Peter nach dem frühen Tod des Vaters die Hilfe seines Onkels Franz erfuhr, so sorgte er seinerseits für dessen Sohn Josef Ignaz, der durch politische Umstände in große Not geriet. – Gottfried Peter starb 1864.

Einige ergänzende und erklärende Worte sind an dieser Stelle angebracht. Vom 18. August bis zum 6. Oktober 1844 wurde in Trier der „Heilige Rock“ ausgestellt. Am Ende der Wallfahrt verfaßte der schlesische Kaplan Johannes Ronge¹⁶ ein „Offenes Sendschreiben an den Bischof Arnoldi von Trier“, in dem er schrieb: „Wissen Sie nicht – als Bischof müssen Sie es wissen – daß der Stifter der christlichen Religion seinen Jüngern nicht einen Rock, sondern den Heiligen Geist hinterließ.“ Das Schreiben, veröffentlicht in Robert Blums „Sächsischen Vaterlandsblättern“, erregte ungeheures Aufsehen und ließ die größte Volksbewegung des Vormärz entstehen: den Deutschkatholizismus, der religiöse, soziale und politische Gedanken eng ineinander verwob. – Schon im März 1845 wurde der Illenauer Anstaltsgeistliche Franz Xaver Klihr¹⁷ verdächtigt, Anhänger Ronges zu sein.¹⁸

Am 15. Dezember 1845 forderte in der II. Kammer der evangelische Pfarrer Karl Zittel¹⁹ für die Deutschkatholiken das Recht kirchlicher Organisation unter staatlichem Schutz.²⁰ Erzbischof Hermann von Vicari rief die katholischen Gemeinden zum Protest auf. Über den Landtag ergoß sich eine Flut von 347 Petitionen gegen Zittel. Für Zittel sprachen sich immerhin 31 Petitionen aus. Deren neunzehnte, eingegangen am 23. Januar 1846, kam aus Achern, unterschrieben von 57 Bürgern.²¹ Es ist wahrscheinlich, daß darunter auch Peter'sche Unterschriften waren und daß der neuerliche Amtsverzicht des Bürgermeisters Gottfried Peter im November 1846 bedingt war durch Querelen mit dem Amtmann Johannes Bach²² im Zusammenhang mit dem Aufkommen der deutsch-katholischen Glaubensrichtung.²³

Franz Peters, des Gründers der „Fabrik“, ältester Sohn war *Franz Xaver*, 1783 geboren. Er war Handelsmann und zusammen mit seinem Vater in der gescheiterten Produktion von Rübenzucker tätig. 1810 heiratete er *Josefa Lang* aus Endingen, starb aber schon 1822 im Alter von 39 Jahren. Seine und seiner Eltern Grabstelle befindet sich noch auf dem Acherner Friedhof. Die Spur seiner Witwe und seiner Kinder verlor sich, ausgenommen die der ältesten Tochter *Josefa*. – Franz Peters Tochter *Helene* wurde 1786 geboren und heiratete ihren Vetter *Gottfried Peter*. Dem jüngeren Bruder Josef Ignaz war sie eng verbunden. Sie starb 1875.

Josef Ignaz, jüngster Sohn Franz Peters, kam 1789 zur Welt.²⁴ Er besuchte nach der Volksschule das Gymnasium Allerheiligen; nach dessen Auflösung das Gymnasium Baden-Baden und schließlich das Lyzeum in Straßburg. Dort machte er das Abitur. Zeit seines Lebens war fortan seine

Seele geteilt zwischen der Liebe zur Heimat und der zur französischen Lebens- und Denkart. Nach dem Studium der Philosophie und Jurisprudenz in Freiburg, Heidelberg und Straßburg, trat Josef Ignaz Peter in den badischen Staatsdienst. Für seinen Charakter kennzeichnend ist eine Episode aus der Praktikantenzeit. Grenzwächter griffen zur Fastenzeit 1818 einen Schwaben auf, der einen Sack voll Schnecken ins Badische zu schmuggeln versuchte. Die Schnecken wurden beschlagnahmt, der „lamentierende, flehende, arme Schelm“, bis zur Erschöpfung ermüdet, wurde verurteilt. Josef Ignaz berichtete in seinen „Erinnerungen“: „Die Männer des Gesetzes hatten sich nach erfüllter Amtspflicht augenblicklich in Privatleute verwandelt. Herr Frech und ich schossen sofort aus unseren Taschen die nötige Barschaft zusammen, um sowohl den Zollsatz, als auch den Betrag der verwirkten Strafe zu decken, und dem geängsteten Württemberger war geholfen. Eine andere Art, die Sache abzutun, wäre entweder eine klare Gesetzeswidrigkeit oder eine barbarische Härte gewesen.“²⁵

1823 heiratete Josef Ignaz Peter die 17jährige *Therese Kirn*, Tochter des Großh. Direktors des Kinzigkreises Emerich, Wilhelm Kirn. Josef Ignaz ging in die Politik, wurde Landtagsabgeordneter, Regierungsdirektor, geriet in den Hecker-Aufstand, wurde Abgeordneter der Frankfurter Nationalversammlung, endlich Justizminister der Revolutionsregierung. Zu 20 Jahren Zuchthaus verurteilt, floh er zunächst in die Schweiz, dann nach Frankreich. Im Exil schrieb er seine „Lebenserinnerungen“ aus Kindheit und Jugendzeit vor allem in Achern und Allerheiligen, die eine Fülle von historisch wertvollen Angaben enthalten. Erst 1862 wurde Josef Ignaz Peter amnestiert und kehrte nach mehr als 12jährigem Exil nach Achern zurück. Hier starb er 1872. Seine Frau war drei Jahre zuvor in Frauenfeld in der Schweiz gestorben.

Von zahlreichen Kindern des Oberacherer Rösselwirts *Johann Anton Peter* ist in unserem Zusammenhang zu nennen die 1800 geborene Tochter *Anna Maria*. Sie heiratete 1825 in Renchen den Witwer *Franz Ignaz Goegg* und wurde damit Stiefmutter des 1820 geborenen *Amand Goegg*.²⁶ Sie hatte aus ihrer Ehe den 1827 geborenen Sohn *Gustav Goegg*, der mit seinem Stiefbruder Amand durch dick und dünn ging. Ihm gelang es, aus der schon eingeschlossenen Festung Rastatt noch zu entkommen. Anna Maria starb 1869.

Anna Marias älterer Bruder *Franz Josef*, geboren 1789, war Handelsmann. Er heiratete *Magdalena Hof* aus Oberkirch und wurde 1846 Bürgermeister von Achern. Er geriet in die Mühlen der Revolution und wurde nach deren Scheitern mitsamt seiner Frau verhaftet. Zu 4 Jahren Zuchthaus verurteilt, gelang ihm mit stillschweigender Billigung des Amtmanns Johannes Bach die Flucht. Mit Frau, dem Sohn Wilhelm, den Töchtern und dem Schwiegersohn Max Frech emigrierte er nach Amerika. Als Amnestierter kam er noch einmal nach Achern zurück, um seine Angelegenheiten zu

ordnen. Dann kehrte er der geliebten Heimat endgültig den Rücken. Der Gedanke, in Achern sterben zu können, begleitete ihn aber durch sein Leben. Er starb 1865, wenige Monate nach dem Tod seiner Frau, kurz vor Ausfahrt des Schiffes, das ihn hätte zurückbringen sollen.

Leider haben sich die Spuren der vielen, vielen aus Stadt und Amt Achern nach Amerika emigrierten Menschen verloren. Eine lohnende Aufgabe – für die man allerdings viel Zeit und Geld bräuchte – wäre die Suche nach den Ausgewanderten. Sie müßte ausgehen von den zahlreichen zu jener Zeit in Amerika veröffentlichten deutschen Zeitungen. – Die Revolution und die dann folgende harte Reaktion beschädigten die wirtschaftliche Basis einiger Peter-Familien und zerstörten die anderer ganz. Die zum „Engel“-Stamm gehörenden Peter-Familien überstanden die politisch schwierige Zeit unbeschadet, obschon der Balkon ihres Gasthauses bei politischen Versammlungen eine große Rolle spielte. – Schicksale aus der nächsten Generation machen das eine wie das andere deutlich.

Die IV. Generation

Der Bürgermeister Gottfried Peter und seine Frau Helene, die Schwester von Josef Ignaz, hatten einen Sohn *Franz*, geboren 1811. Als Gemeinderat verabschiedete er mit einer Acherner Delegation im September 1848 Friedrich Hecker in Straßburg. Nach der Revolution wurde er zu 3 Jahren Zuchthaus verurteilt. Er begleitete die Familie seines Bürgermeister-Onkels Franz Josef Peter nach Amerika; dort erfuhr er von seiner Begnadigung zu drei Monaten Gefängnis und kehrte zurück. Franz Peter heiratete 1841 *Therese Oberholzer* aus Oberachern, deren Stiefvater, der Kaufmann Jacob Rüster, nach der Revolution ebenfalls „in Untersuchung“ kam.

Franz Peter blieb seiner demokratischen Gesinnung treu. Eine Acherner Chronik sagte im Zusammenhang mit der durch die deutschen Siege im Krieg 1870/71 ausgelösten Begeisterung: „Eine Familie war allerdings da, die anders dachte. Das waren die immer demokratisch und umstürzlerisch angehauchten Franz-Peter, die auch in der achtundvierziger Revolution sich hervorgetan hatten. Die freuten sich auf das Kommen der Franzosen.“²⁷ Trotzdem – oder vielleicht gerade deshalb – wählten die Acherner Franz Peter 1872 zum Bürgermeister. Er starb 1884. Der Sohn des im Hochwasser ertrunkenen Engelwirts Friedrich Peter, der 1813 geborene *Friedrich Aloys*, wurde, volljährig geworden, Nachfolger seines Vaters. Auch er war als Offizier der Bürgerwehr in die Revolution verwickelt, kam aber glimpflich davon. – Die 1819 geborene Schwester *Caroline Louise* heiratete 1835 den Kronenwirt *Josef Huber*. Von ihr stammt die Linie Adolf Huber ab, der neben anderen das große Anwesen am Bahnhof und das Sternwirtshaus auf der Hohritt gehörte. – Die Peter aus dem „Engel“ bauten am Ende des 19. Jahrhunderts die neue Brauerei in der Fautenba-

cher Straße. *Karl Friedrich*, Enkel von Friedrich Aloys, Erbe des „Engel“ und der Brauerei, kam 1922 bei einem Autounfall ums Leben. Seine Frau *Berta Kiefer* stammte aus dem Hanauerland. Er hinterließ die beiden Kinder *Maria* und *Ernst*, die nach dem Krieg nach Argentinien auswanderten und völlig verarmt, aber stolz auf ihren Namen und ihre Herkunft, nach Achern zurückkehrten, um hier zu sterben.

Die Tochter *Josefa* des früh verstorbenen „Fabrik“-Gründers Franz Peter kam 1810 zur Welt. Josef Ignaz Peter, der Bruder ihres Vaters, war ihr Taufpate. Sie heiratete 1830 (Wo?) den aus Kappel am Rhein stammenden Rastatter Advokaten *Franz Josef Richter* und starb 1833 in Rastatt im Alter von 23 Jahren. Nach ihrem frühen Tod ging die „Fabrik“, damals Brauerei mit Bierausschank, in den Besitz ihres Mannes, der sie an seinen Bruder, den Bierbrauer Erhard Richter, zunächst verkaufte, und, als dieser sich als zahlungsunfähig erwies, später vermietete. Erhard Richter²⁸ kam um 1833 nach Achern; sein Bierhaus, von jungen Leuten „Republik“²⁹ genannt, wurde Zentrum revolutionärer Agitation.³⁰ Erhards Bruder Franz Josef, 1842 zum Abgeordneten des badischen Landtags für den Wahlkreis Bühl–Achern gewählt, zog nach Achern. Durch seine erste Ehe mit den Peters versippt, wohnte er im Haus des Bürgermeisters Franz Josef Peter.

Amtmann Johannes Bach schrieb am 8. Juli 1850 in seinem Rechenschaftsbericht:³¹ „Das Ansehen, in welchem die zahlreiche Peter'sche Verwandtschaft durch Vermögen und Bildung bei den Einwohnern von Achern stand – die häufigen Besuche von Kammer-Oppositions-Mitgliedern wie z. B. Welckers,³² Brentanos³³ und anderer Gesinnungsgenossen, auch Struves,³⁴ zu den auf dem Richter'schen Bierkeller unter dem Namen von „Bierfesten“ veranstalteten Volksversammlungen, wo aufregende Reden gehalten und Lieder gesungen wurden – die öftere Anwesenheit (Josef Ignaz Peters) daselbst – die durch die beiden Richter und ihre Anhänger geleiteten Wahlen von Gemeindebeamten, Wahlmännern und Abgeordneten, das alles brachte die revolutionäre Bewegung in Achern heraus.“

Josef Ignaz Peter hatte zwei Töchter, aber keine Enkel. Die Tochter *Emma*, verheiratete Reiffer, ließ ihrem Vater den Grabstein setzen, der hoffentlich in diesem Jahr einen würdigen Platz findet. „Bleibende Spur des ehemaligen Justizministers der Revolution bildet nur ein zweckentfremdeter Grabstein auf einem eingeebneten Friedhof des jetzt nach Achern eingemeindeten ehemaligen Dorfes Fautenbach.“³⁵ Der Grabstein trägt die Inschrift: „Liebreich und treu war sein Herz / Glühend für Wahrheit und Recht / Volkes Wohl hat er erstrebt / Männlich gekämpft und gelitten. / Dem vielgeprüften teuren Vater die dankbare Tochter.“ Den Nachlaß des Vaters vermachte Emma den Kindern von Gottfried und Helene Peter.³⁶

Amand Goegg, Anna Maria Peters Stiefsohn, blieb seiner Gesinnung bis zum Lebensende treu. Nach der Amnestie 1862 kehrte er zurück in die Or-

tenau. Sein Plan, den durch die Reaktion ums Leben gekommenen Freunden ein Denkmal zu setzen, zerschlug sich. Der Sandstein-Obelisk, den er in Rastatt hatte aufstellen wollen, wurde 1879 zum Renchener Grimmelshausen-Denkmal. Wer die Schrift auf dem Stein liest, hört die Stimmen der Achtundvierziger, der Verfemten und Vergessenen: „Deutsch Volk, belogen und betrogen / Im Streit um hohes Ideal / Durch Not und Elend durchgezogen / Aus Wunden blutend ohne Zahl / Einfält'gen Herzens, tief verwildert / Berührt doch von der Muße Kuß / Deutsch Volk, du warst, den er geschildert / Der arme Simplizissimus.“ – Amand Goeggs Stiefbruder *Gustav Goegg*, Anna Marias Sohn, muß als verschollen gelten.

Das bewegteste Schicksal erlitt die Familie des Bürgermeisters Franz Josef Peter. *Wilhelm Peter*, in den USA *William* genannt, gründete eine Brauerei. Dreimal war er mit deutschstämmigen Frauen verheiratet. Mit Karl Schurz³⁷ befreundet, spielte er in Kreisen deutscher Auswanderer und Flüchtlinge keine geringe Rolle. In den letzten Jahren seines Lebens reiste er mehrmals in die alte Heimat. Von vielen Bildern, die er im Schwarzwald malte, hat sich m. W. nur eines erhalten.³⁸ Viele Erinnerungen an die Peter'sche Familiengeschichte verbrannten bei dem Angriff auf Achern am 7. Januar 1945 in dem zur Brauerei gehörenden Wohnhaus. Wilhelms Bruder *August Peter* heiratete *Magdalena Schneider* aus Urloffen. Dort besteht die Familie Peter bis heute. – Der Bruder *Hubert* geriet in die Mühle der nachrevolutionären Gerichte. Von ihm stammen die Acherner Schriever ab. – Die Schwester *Magdalena* heiratete 1848 den Notar *Max Frech*, Anführer der Korker Volkswehr. Mit ihm floh sie nach Amerika. – *Louise* heiratete den Kanonier *Franz Braunstein*, den Anführer der revoltierenden Rastatter Artillerie. – *Anna* schloß die Ehe mit dem Heidelberger Studentenführer *Wilhelm Hexamer*.³⁹ – Das Oberacherer „Rössel“ blieb noch für Generationen im Besitz der Familie Peter. Die aus dem „Rössel“ stammende *Ida Peter*, eine 1861 geborene Enkeltochter von Johann Anton Peter, heiratete den Oberacherer Bürgermeister *Wilhelm Müller*, den „Dichmüller“.

An dieser Stelle brechen wir ab. Wir hörten von Menschen, die dem politischen und wirtschaftlichen Leben ihrer Zeit Halt und Richtung gaben. Ist solches Erinnern idealisierendes Träumen, das sich in der Vergangenheit verliert? Oder gibt solches Erinnern realistische Weisung für die Zukunft? Ich bin davon überzeugt, daß Letzteres möglich ist, wären wir nur bereit, Geschichte, das Geschehene, Gutes wie Böses, zur Kenntnis zu nehmen und daraus zu lernen.

Anmerkungen

Vortrag am 22. Januar 2000 vor dem Historischen Verein Achern

- 1 Der Friede von Luneville legte fest, daß die deutschen Fürsten ihren linksrheinischen Besitz an Frankreich abtreten und durch geistlichen rechtsrheinischen Besitz entschädigt werden sollten. Der „Reichsdeputationshauptschluß“ legte den Modus der „Säkularisation“ fest. Sie war, bei Licht besehen, ein gigantischer Diebstahl
- 2 Josef Ignaz Peter schrieb seine „Lebenserinnerungen“ im französischen Exil. Die Originalhandschrift und die Transkriptionen von Dr. Otto Hörth befinden sich im Staatsarchiv Freiburg
- 3 Schriever, Karl: Zur Geschichte der Familie Peter. Achern, o. J., 7
- 4 Jörgler, Max: Anekdoten, Schnurren, Geschichten um Alt-Acherner Originale. Achern, 1958, 53
- 5 Beck, Eugen: Die Revolution 1748/49 und das Acherner Geschlecht Peter. In: Die Ortenau, 35 (1955), 9 ff.
- 6 Schriever, Karl: a. a. O., 14
- 7 Schriever, Karl: a. a. O., 7
- 8 Ignaz Freiherr von Wessenberg (1774–1860) wurde 1800 zum Generalvikar des Bistums Konstanz ernannt. Ihm lag die Versöhnung zeitgenössischer Kultur und Wissenschaft mit Religion und Kirche am Herzen. Auch der Acherner Stadtpfarrer Andreas Martin (1781–1860) galt als „Wessenbergianer“
- 9 Am Ende der „Wallfahrt zum Heiligen Rock“ schrieb im Oktober 1844 der schlesische Kaplan Johannes Ronge einen „Sendbrief“, in dem er dem Bischof von Trier schrieb, Jesus habe seinen Rock den römischen Soldaten, seinen Jüngern aber den Heiligen Geist hinterlassen. Seine Worte erregten ungeheures Aufsehen und führten zum Entstehen der „Deutschkatholiken“, einer Massenbewegung, die religiöse, soziale und politische Inhalte ineinander verwob. Die „Deutschkatholiken“ fanden auch in Achern Zulauf. – Vgl. auch zu Anm. 11
- 10 Jörgler, Max: a. a. O., 53
- 11 Paletschek, Sylvia: Frauen und Dissens. Göttingen, 1990, 99, 123, zitiert deutschkatholische Bekenntnisse, die sich mit dem Peter'schen decken: „Wir können auch sagen: das Leben Gottes in uns ist unsere Religion.“ – „Jeder Mensch hat den Gott in sich selbst.“
- 12 Aus einem Artikel zum 150jährigen Stadtjubiläum im „Acher-Bühler-Bote“ vom 19. 8. 1958: „Sonnige, behütete Jugendzeit. Was zwei Freundinnen von der Vaterstadt erzählen.“
- 13 Jehle, Edmund: Gesammelte Aufsätze. Offenburg, o. J., 106 ff.
- 14 Schriever, Karl: a. a. O., 10
- 15 GLA Bestand 46: Großherzogliches Haus- und Staatsarchiv. Für das Amt Achern huldigten die Vögte Knapps von Kappelrodeck, Lettner von Obersasbach, Ketterer von Sasbachwalden und Gutsbesitzer Doll vom Schelzberg
- 16 Johannes Ronge (1813–1887) wurde nach seiner scharfen Kritik exkommuniziert. Nach dem Scheitern der Revolution floh er nach England. Die Deutschkatholiken gerieten unter die Räder der Reaktion. Aus ihnen entstand die freireligiöse Bewegung
- 17 Franz Xaver Klihr (1806–1875) war der erste katholische Anstaltsgeistliche in Illenau. Mehr über sein Schicksal bei Gerhard Lötsch, „Christian Roller und Ernst Fink. Die Anfänge von Illenau“. Achern, 1996
- 18 Bericht des Dekans Gregor Daniel vom 6. 3. 1845 im Archiv des Erzb. Ordinariats in Freiburg in der Akte „Anstalten – Achern – Illenau“ Vol. I / Sign. B 6/1

- 19 Karl Zittel (1802–1871) damals Pfarrer in Bahlingen am Kaiserstuhl und Abgeordneter der II. Kammer. Er gehörte zu den Führenden Köpfen der Reformbewegung, verweigerte sich aber der Revolution. – Alexander Mohr, „Karl Zittel, Pfarrer und liberaler Politiker in der II. Ständekammer und im Paulskirchen-Parlament“. In: Protestantismus und Politik, hg. von der Bad. Landesbibliothek. Karlsruhe, 1996, 132 ff.
- 20 Beilage Nr. 1 zum Protokoll der 9. öffentlichen Sitzung der II. Kammer am 15. 12. 1845
- 21 GLA 231/1436. Die Akte trägt den Vermerk: „Da alle Petitionen im wesentlichen gleichen Inhalts sind, wurden sie bis auf je ein Exemplar im Jahr 1905 vertilgt.“ Leider bleiben so die Namen der 57 Acherner Unterzeichner unbekannt
- 22 Johannes Bach (1790–?) seit 1833 Amtmann des Amtes Achern. Da er den Eid auf die Revolutionsregierung schwor, auch die Flucht des Bürgermeisters Franz Josef Peter begünstigte, wurde er am 8. 9. 1849 seines Amtes enthoben. Sein „Rechenschaftsbericht“ vom 8. 7. 1850 gibt einen erschöpfenden Überblick über Acherns revolutionäre Zeit. – GLA 76/203
- 23 Lötsch, Gerhard: Bis daß die Freiheit aufersteht. Vormärz und Revolution in Stadt und Amt Achern. Achern, 1998, 56, Die Deutschkatholiken
- 24 Schneider, Hugo: Josef Ignaz Peter, ein Achtundvierziger aus Achern. In: Die Ortenau 66 (1986), 427 ff. – Franz X. Vollmer: Joseph Ignaz Peter, Regierungsbeamter und Revolutionär. In: Lebensbilder aus Baden-Württemberg, hg. von Gerhard Taddey und Joachim Fischer, 18. Band. Stuttgart, 1994, 224 ff. – Gerhard Lötsch, Anm. 16
- 25 Zu Josef Ignaz Peters „Lebenserinnerungen“, vgl. Anm. 2. Sie enthalten eine Fülle bislang unveröffentlichter Bilder aus Acherns Vergangenheit
- 26 Amand Goegg (1820–1897) organisierte die Volksvereine. In der provisorischen Regierung war er Finanzminister. Der lebenslänglichen Zuchthausstrafe entzog er sich durch Flucht
- 27 Schriever, Carl: Zur Geschichte der Familie Schriever (Manuskript 1913), 8 Kriegs- und Friedenszeiten
- 28 Erhard Richter, Bierbrauer aus Kappel am Rhein, kaufte von seinem Bruder Franz Josef die „Fabrik“ – konnte aber später den Kaufpreis nicht bezahlen. Sein „Bierkeller“ war das Zentrum revolutionärer Agitation in Achern. Als seine Stellung unhaltbar wurde, emigrierte er 1846 nach Amerika. Er beteiligte sich auf seiten der Nordstaaten am amerikanischen Bürgerkrieg, verlor mit zwei Söhnen all sein Hab und Gut und starb im Elend. – Gerhard Lötsch, a. a. O., 50 ff.
- 29 Die „Fabrik“ genannte Brauerei und Wirtschaft trug in den wenigen Wochen der Revolution den Namen „Republik“, nach deren Scheitern den Namen „Hoffnung“, unter dem sie noch heute blüht
- 30 In diesem Haus wohnte auch der Arzt Karl Habich, der revolutionäre „Zivilkommissär“ für Stadt und Amt Achern. – Gerhard Lötsch, a. a. O., 114
- 31 GLA 76/203
- 32 Karl Theodor Welcker (1790–1869) Professor der Rechte in Freiburg, einer der führenden badischen Reformer. Als er die Revolution ablehnte, wurde er von den Radikalen erbittert bekämpft
- 33 Lorenz Peter Brentano (1813–1891) Rechtsanwalt in Mannheim, als Verteidiger von politisch Angeklagten populär. Wurde nach der Mai-Revolution 1849 Haupt der provisorischen Regierung. Emigrierte nach Amerika und wurde Mitglied des amerikanischen Kongresses

- 34 Gustav (von) Struve (1805–1870) Advokat und Zeitungsredakteur in Mannheim. Durch unablässige Anfeindungen der Zensur trat er auf die Seite der „Radikalen“. Führer des nach ihm benannten September-Aufstandes 1848. Floh nach dem Scheitern der Revolution nach Amerika, kehrte 1862 zurück und starb in Armut
- 35 Lanzenauer, Reiner Haehling von: Joseph Ignaz Peter, Regierungsdirektor und Revolutionär, Manuskript eines Vortrags vom 23. September 1889 im Stadtmuseum Baldreit in Baden-Baden
- 36 Der an Mina Blaß, Franz Peters Schwester, gekommene Teil befindet sich heute zum großen Teil im Staatsarchiv Freiburg. – Der an Franz Peter gekommene Teil befindet sich in Lörrach
- 37 Carl Schurz (1829–1906) entkam aus der Festung Rastatt, emigrierte in die USA und machte unter Präsident Lincoln Karriere
- 38 Bei einem der Kinder von Frau Klein, geb. Volk. Die Familie Volk wohnte in dem 1945 zerstörten Haus der Familie Peter in der Fautenbacher Straße
- 39 Lötsch, Gerhard: Bis daß die Freiheit aufersteht. Achern, 1998, 149 ff.

Die Acherner Familie Peter

I. Generation

Josef Peter
Nagelschmied; Handelsmann
1714–1797

II. Generation

Josef Peter
Handelsmann
1748–1808

Franz Peter
Zuckerfabrikant; Brauer
1759–1815

Johann Anton Peter
„Rössel“-Wirt, Oberachern
1762–1803

III. Generation

Gottfried Peter
Sohn des Josef
Bürgermeister
1785–1864

Franz Xaver Peter
Sohn des Franz
Handelsmann
1783–1822

Franz Josef Peter
Sohn des Johann Anton
Bürgermeister
1789–1865

Friedrich Peter
Sohn des Josef
„Engel“-Wirt
1792–1824

Helene Peter
Tochter des Franz
∞ mit Gottfried P.
1786–1875

Anna Maria Peter
Tochter des Johann Anton
∞ mit Fr. Ign. Goegg
1800–? († in Renchen)

Josef Ignaz Peter
Sohn des Franz
Abgeordneter usw.
1789–1872

IV. Generation

Franz Peter
Sohn des Gottfried
Bürgermeister
1811–1884

Josefina Peter
Tochter d. Franz Xaver
∞ mit Franz Jos. Richter
1810–1833

Wilhelm USA
Hubert Achern
August Urloffen

Friedrich Aloys Peter
Sohn des Friedrich
Engelwirt
1813–1883

Emma Peter
Tochter des Josef Ignaz
∞ mit Dr. Reiffer

Magdalena USA
Louise USA
Anna USA
Ida USA
Franziska USA
Wilhelmine USA
(Kinder von Franz Josef)

Caroline Luise
Tochter des Friedrich
∞ mit Josef Huber
1818–1882

Amand Goegg
Gustav Goegg
(Söhne von Anna Maria)

Gottlieb Bernhard Fecht (1771–1851)

Gerhard Lötsch

Vor mehr als 30 Jahren, im Ortenau-Jahrbuch 1967, veröffentlichte Wilhelm Gräßlin seinen Aufsatz über den Korker Dekan Gottlieb Bernhard Fecht. Das Revolutions-Gedenken gibt Anlaß, sich dieses Mannes zu erinnern, der wie wenige das Schicksal der heute weithin vergessenen badi-schen Reformen verkörperte. Geduldig, durch staatliche Schikanen weder verbittert noch entmutigt, setzten sie ihre ganze Kraft ein, den Absolutismus der Monarchen mittels der „Constitution“, der „Verfassung“, in Schranken zu weisen – um am Ende dann doch zu scheitern.

Die Kriege, die der französischen Revolution folgten, ließen das Hanau-erland „Unbeschreibliches“ leiden.¹ Im Jahre 1808 wies Napoleon den badi-schen Großherzog Karl Friedrich² an, Kehl an Frankreich abzutreten.³ Am 16. März des Jahres berief der Fürst den Pfarrer von Graben, Gottlieb Bernhard Fecht, zum Special⁴ und Pfarrer nach Kork.⁵ Am 10. Mai 1808 zog Fecht in die neue Gemeinde⁶ und begann im August, seine „Diöcese“ zu visitieren: die Dörfer Hesselhurst, Legelshurst, Eckartsweier, Auenheim, Kehl, Sand, Willstätt, Kork und schließlich, am 15. November, Neumühl.

Im ersten Teil des im Februar 1809 ausgefertigten „General Visitations Berichts“⁷ verglich Fecht die Sittlichkeit des Volkes mit dem Ackerboden des Landes: *Dieser ist auffallend verschieden, meist aber derb, schwer, kraftvoll und erfordert, wenn er nicht statt der Früchte ungemein viel üppi-ges Unkraut bringen soll, ungemeinen Fleiß und eine starke Hand. – Ver-leitet durch das Beispiel der älteren fürstlichen Diener der vorigen Regie-rung, und irregeführt durch die alles Höhere und Übersinnliche verspote-tende Behauptungen der Militärs und der Schreiber, hatte ein großer Teil den Glauben an die christliche Religion und, wie es besonders beim Volk zu gehen pflegt, zuletzt alle auch die natürliche Religion aufgegeben. In öf-fentlichen Häusern wurden Religion und ihre Verkündiger verspottet.*

Die erlittene Not dämpfte den Spott. Fecht schrieb: *Ich nutzte diese Ge-legenheit, um mit aller Wärme die Notwendigkeit und Vortrefflichkeit der Religion zu lehren. Ich gestehe es, daß weil ich wußte, daß ein großer Teil meiner Zuhörer sich bloß zur Unterhaltung in der Kirche eingefunden hat-te, ich selbst ihrem Hang nachgab, und mehr als es sonst die Simplicität der Religion erlaubt, durch Blumen und Bilder sie einstweilen in die Kir-che lockte. An ihre Freude suchte ich wieder die ersten religiösen Überzeu-gungen anzuknüpfen und schritt erst zum Positiven, als ich die Zuhörer von der Notwendigkeit der christlichen Religion aus dem Innern ihres Herzens*

und ihren bisherigen traurigen Erfahrungen überzeugt hatte. – Im Blick auf die „Spötter, der Religion“ sagte Fecht⁸: In hiesiger Gemeinde hat seit den ersten ernstlichen Auftritten, die ich mit Leuten dieser Art hatte, niemand mehr gewagt, Unglauben und Religionsverachtung zu predigen. Das Lavieren gegen solche Menschen taugt nichts; hat man mit Liebe und Sanftmut Freunde durch Vorstellung zu gewinnen gesucht, so muß man der entschiedenen Bosheit, dem Teufel, auf den Kopf treten.

1809 überschritten französische Heere den Rhein zum Feldzug gegen Österreich. Als Sieger kehrte Napoleon im Februar 1810 zurück. Das Amt Kork ordnete an, für ihn die Straßen des Hanauerlandes durch Feuer zu erleuchten. Am 5. März reiste Napoleons junge Braut Maria Luise auf ihrem Weg nach Paris durch Kehl. Großherzog Karl Friedrich starb in der Nacht vom 10. auf den 11. Juni 1811. Ein Jahr nach seinem Tod mußten 7166 badische Soldaten, unter ihnen viele Hanauer, mit Napoleon nach Rußland ziehen. Der Rückzug im russischen Winter wurde zur Katastrophe. Die Badener deckten am Ostufer der Beresina die Flucht der geschlagenen Armee. Ende Dezember 1812 erreichten noch 42 Offiziere, 111 Unteroffiziere, 15 Spielleute und 369 Mannschaften deutschen Boden, von denen aber nur ein Teil zurück nach Baden kam.⁹ Vielleicht haben die Pelzmützen der Hanauer Tracht ihren Ursprung in den Pelzkappen, welche die Überlebenden aus Rußland mitbrachten.

In der Völkerschlacht bei Leipzig vom 16. bis 19. Oktober 1813 wurden Napoleons Weltmachtsträume zerschlagen. Eine ungeheuerere Freiheits- und Einheits-Begeisterung ergriff alle deutschen Stämme und verschmolz in heute kaum mehr vorstellbarem Maß nationale mit religiösen Gedanken. – Am 20. November wechselte Großherzog Karl, der Thronfolger seines Großvaters Karl Friedrich, die Front und trat der Allianz gegen Napoleon bei.

Russische Regimenter rückten am 23. Dezember in das Hanauerland ein. Am 14. Januar 1814 übernahm Markgraf Wilhelm, ein Bruder des nachmaligen Großherzogs Leopold, das Kommando über die badischen Truppen, die zusammen mit den Verbündeten Kehl und Straßburg belagerten. Die Hanauer Bauern mußten die Belagerer in Quartier nehmen und Schanzarbeiten für sie verrichten. „Die Menschen am Oberrhein erlebten noch immer Politik als „Schicksal, dem man sich fügen mußte.“¹⁰ Fecht teilte das Schicksal der Kranken, Hungernden, Verzweifelten, Verbitterten. In einer Eingabe an den Kaiser in Wien wies er darauf hin, daß die aus der zerstörten Stadt geflohenen Kehler den vergangenen Winter in Gruben und Erdlöchern überlebt hätten, auf Dachböden eng mit Soldaten zusammengepfercht. Viele seien ansteckenden Krankheiten zum Opfer gefallen.¹¹ Sein Hilferuf verhallte.

Als am Karfreitag 1814 die Franzosen einen verzweifelten Ausfall aus der belagerten Festung unternahmen, stand Fecht inmitten der Kämpfen-

den; deren Bitte, die Sturmglocke läuten zu dürfen, „um für das Vaterland und ihr Eigenthum mit zu kämpfen“, er aber abschlug, „aus weisen und humanen Gründen“.¹² Fecht berichtete später von dem Tag, an welchem die Franzosen die Schlüssel der Festung den Deutschen übergaben, vom 8. Juni 1814: *Selbstgefühl und hohe Freude drückte sich in Miene und Haltung jedes deutschen Militärs aus, auf den Gesichtern der diesseitigen Einwohner strahlte der Widerschein dieser Empfindung. Gekränktes Ehrgefühl, zurückgehaltener Zorn stund auf den meist blassen Angesichtern der Franzosen, und die große Anzahl jenseitiger Einwohner theilte sichtbar jene Gemütsbewegung ihrer Krieger. Dieser Schmerz wurde von den Unserigen geachtet. Niemand, selbst aus der untersten Volksklasse, erlaubte sich etwas, das Spott oder Hohn ähnlich sehen konnte. Die Wandelbarkeit des Glücks hatte tief die reichen Gemüther des allemannischen Stammes ergriffen – jenes Stammes, den Gott nach Natur, Sprache und Sitten zusammengefügt, der Mensch aber durch Gewalt in zwei sich oft bekämpfende Hälften getrennt hatte.*

Im März 1815 verließ Napoleon seinen Verbannungsort, die Insel Elba. Noch einmal zitterte Europa. Am 18. Juni wurde er bei Waterloo endgültig geschlagen. Für das Hanauerland aber war die Zeit der Prüfungen noch nicht zu Ende. Nach der Mißernte des Jahres 1816 brach 1817 eine schreckliche Hungersnot aus. Der erste große Auswanderer-Strom des Jahrhunderts verließ Baden. Auf das Hungerjahr zurückblickend schrieb Fecht: *Immer achtete ich unser braves Volk. Ich bewunderte seine Geduld und Ausdauer in Ertragung des fremden Joches; seine Kraft im Befreiungskrieg; am meisten aber seine reine Menschlichkeit und sein tiefer religiöser Sinn in der Hungersnot. – Ihr kommenden Geschlechter! steht ihr einst auch in Versuchung, durch unglückliche Zeiten und Weltereignisse kleinmütig und verzagt zu werden; so erinnert euch, daß Gott euren Voreltern immer mit seiner Hilfe am nächsten erschien, wenn Not und Gefahr am größten waren. Unsere lehrreiche Geschichte ruft euch zu: wenn Gott und sein Wort nicht wäre unser Trost gewesen, wir wären vergangen in unserem Elend. Tut nur immer recht; scheuet die Erfüllung eurer Pflicht niemand; stehet fest mit christlichem Sinn in den Stürmen des Lebens und der Gott des Friedens wird mit euch sein, wie er mit uns war.*

Am 22. August 1818, wenige Monate vor seinem Tod, unterzeichnete Großherzog Karl in Bad Griesbach die badische Verfassung. Ihr Urheber, der damalige Finanzrat Karl Friedrich Nebenius, wollte durch die „Constitution“ Alt- und Neubadenern ein gemeinsames Staatsbewußtsein vermitteln. Die Verfassung von 1818 blieb bis zum Ende der Monarchie 1918 in Kraft. Den Zeitgenossen galt sie als die freiheitlichste aller deutschen Staaten. Sie sah zwei „Kammern“ vor; der I. gehörten geborene und berufene, der II. aber 63 gewählte Abgeordnete an. Die offenen und nicht selten leidenschaftlichen Debatten im Karlsruher Ständehaus wurden zu einer

Schule deutscher Demokratie.¹³ 1819 wählte der Landkreis Karlsruhe Gottlieb Bernhard Fecht zu seinem Abgeordneten.

Einsichtige, weitsichtige Männer waren bemüht, dem jungen Staat zu innerer Einheit zu helfen. Sie waren auch bestrebt, die Grenzen der Konfessionen zu überwinden. Die große Mehrheit der Badener, soweit sie evangelisch waren, konnte und wollte die Unterschiede zwischen „lutherisch“ und „reformiert“ nicht mehr nachvollziehen. Vier Dekane, unter ihnen die beiden „lutherischen“ Friedrich Wilhelm Hitzig¹⁴ (Schopfheim) und Gottlieb Bernhard Fecht wurden berufen, ein allen evangelischen Christen im Großherzogtum gemeinsames Lehrbuch zu verfassen. Im Protokoll ihrer am 26. Mai 1818 zu Rastatt abgehaltenen Beratung hielten sie fest:¹⁵ *Die Zeit und die Welt ereignisse haben so viel von dem Boden, auf welchem die Kirche in ihrem irdischen Bestand ruhet, teils verschlungen, teils untergraben, daß wir bei jeder Veränderung besorgen müßten, es könnte noch manches nachstürzen.*

Die Dreihundert-Jahr-Feier von Martin Luthers Thesen-Anschlag am 31. Oktober 1817 gab dem Gedanken einer „Union“ beider evangelischer Bekenntnisse in Baden gewaltigen Auftrieb. Nicht wenige Badener träumten davon, daß auch die katholische Kirche sich beteiligen werde. Einer von ihnen war Gottlieb Bernhard Fecht, der volksverbundene, dem Leben zugewandte, auf dem freien Gebrauch seiner Vernunft bestehende Korker Dekan. Im Rückblick auf das Reformations-Jubiläum in der Korker Kirche schrieb er:¹⁶ *Wenn z. B. aus manchen rein evangelischen Ländern die Klage über seltenen Besuch des öffentlichen Gottesdienstes laut erschallt, so haben manche unserer Kirchen oft kaum Raum genug, die Gottesverehrer zu fassen. Unverkennbar wirkt hierbei das Beispiel der um uns lebenden, ihren Kult nicht leicht versäumenden Katholiken. Wenn in manchen rein katholischen Ländern, der in seinen Folgen so zerstörend wirkende Aberglaube noch immer sein Unwesen treibt, so hat sich der badische Katholik, selbst in den sogenannten unteren Ständen bei aller Treue gegen seine Religion, belehrt durch seine meist heldenkenden Geistlichen, vom Aberglauben größtenteils losgerissen. Ebenso unverkennbar wirkt hiebei der Umgang mit seinen protestantischen Brüdern. Wir rühmen uns gegenseitiger Achtung und herzlicher, tätiger Liebe.*

Großherzog Ludwig, Karl Friedrichs dritter Sohn, Nachfolger seines am 8. Dezember 1818 verstorbenen Neffen Karl, eröffnete am 22. April 1819 den ersten badischen Landtag. Am 5. Juni des Jahres veröffentlichte das „Staats- und Regierungsblatt“ seinen Antrag, die Union der beiden evangelischen Konfessionen im Großherzogtum in die Wege zu leiten.¹⁷ Am 3. Februar 1820 forderte die Kirchenbehörde die Pfarrsynoden der Kirchenbezirke auf, über die Union zu beraten.¹⁸ Die gemeinsame Synode der beiden „Diöcesen“ Rheinbischofsheim und Kork stimmte am 13. März 1820¹⁹ der Union zu. Auf Drängen Gottlieb Bernhard Fechts beantragte sie, eine

„Generalsynode“ einzurichten, eine regelmäßig zusammentretende Versammlung gewählter Synodaler. So werde gewährleistet, daß die Vereinigung der beiden evangelischen Kirchen nicht ein gemeiner Vergleich durch Ab und Zugeben über das Heiligste werde; sondern ein neuer gesegneter Fortschritt der Reformation, durch welche das ganze kirchliche Wesen in allen Beziehungen wieder Einheit und Kraft erhält und der unwandelbare Grundsatz der protestantischen Kirche: Bestreitung alles Geistes-Zwanges und aller menschlichen Autorität in Glaubenssachen mittelst unerschütterlicher Festhaltung an der Offenbarung Gottes in Bibel, Vernunft und unverdorbenem Gemüthe.

Die Unionssynode begann am 2. Juli 1821. Nach zwölf Sitzungen unterzeichneten ihre berufenen Synodalen am 26. Juli die Unionsurkunde. Der Korker Dekan Gottlieb Bernhard Fecht bestand auf einer gewählten „Generalsynode“. Rasch wurde offenbar, daß zwischen den von Fecht und den meisten Synodalen vertretenen constitutionellen Prinzipien und den monarchisch-absolutistischen der Regierungsvertreter unüberbrückbare Gegensätze bestanden.²⁰ Nach scharfem Wortwechsel wies der Präsident der Synode darauf hin, daß allein der Regent das Recht habe, eine neue Verfassung aufzustellen. Fecht entgegnete, eine Verfassung dürfe „weder auf subjektivem Vertrauen noch auf persönlichen Gesinnungen und Beschaffenheiten“ beruhen. Man müsse den Vorwurf der Nachwelt fürchten, gründe man organische Bestimmungen „auf die individuellen Ansichten der Regenten“. – Die Unionsurkunde wurde am 13. September 1821 im „Staats- und Regierungsblatt“ veröffentlicht. Großherzog Ludwig bestimmte den 28. Oktober „zur allgemeinen Feier der Kirchenvereinigung in allen evangelischen Gemeinden des Landes“.

Ein zweites Mal widerstand Fecht dem Willen des Großherzogs. Angesichts der Not des Volkes, das noch lange an den Folgen der napoleonischen Kriege und der Hungerkatastrophe von 1817 litt, stimmte er im Landtag am 30. Januar 1823 gegen die Erhöhung des Militärhaushaltes.²¹ Man hat mich beschuldigt, sagte er in der Debatte, ich hätte die Not des Volkes übertrieben. Ich glaube dieses nicht. Um sich davon zu überzeugen, dürfte ja nur der Regent, wie sein unsterblicher Vater oft tat, auch andere Männer fragen und hinaussenden in das Land, um sich näher um die Lage des Vaterlandes zu erkundigen. – Wenn eine einzelne unglückliche Familie ruft: „erbarmt euch“, so dringt das tief in die Herzen der Menschen. Wenn aber Tausende von Familien unter der Last der Abgaben, unter dem Mangel an Verdienst, erliegen, Tausende rufen: „erbarmt euch“, dann müßte der Mensch die Menschheit ablegen, wenn dieser Ruf nicht in sein Innerstes dringen sollte. Ich glaube es, wenn unser Ludwig, unser Regent, genau von dem Zustand des Landes unterrichtet wäre, so würde er gewiß der erste sein, der seinen Ministern befiehlt, hier zu helfen.

Die II. Kammer lehnte den Militärhaushalt ab. Der Regent schickte die Abgeordneten nach Hause. Gottlieb Bernhard Fecht aber hatte sich die Gunst des Regenten ein für allemal verscherzt. Am 14. März 1823 übermittelte ihm das Innenministerium eine „Höchste Entschliebung“²²: *Seine Königliche Hoheit der Großherzog haben sich, in Beachtung mehrerer Berücksichtigungen, gnädigst bewogen gefunden, den Dekan Fecht zu Kork seiner Dekanatsstelle zu entheben, und zu befehlen, daß derselbe bei erster sich ergebender Gelegenheit auf eine Pfarrei in dem Main-Tauber-Kreis oder in den Neckar-Kreis baldmöglichst versetzt werde.* – Die Ungnade wurde dadurch gemildert, daß die vorgesehene Versetzung in eine entlegene Pfarrei nicht stattfand.

Großherzog Ludwig starb am 30. März 1830. Sein Halbbruder Leopold, der nach ihm den Thron der Großherzöge von Baden bestieg, übertrug das Dekanat Kork wieder dem Pfarrer Gottlieb Bernhard Fecht. Als Abgeordneter für den Wahlbezirk Kinzigtal gehörte er dem Landtag von 1831 an, über dem der Schatten des reaktionären Ministers Friedrich Karl Landolin von Blittersdorf lag. Seine Erfahrungen hinderten Fecht nicht, sowohl für die Freiheit wie auch für die Monarchie – die *konstitutionelle* Monarchie – einzutreten. In der Debatte über die Pressefreiheit rief er am 13. Oktober 1831²³: *Vom konstitutionellen Deutschland soll man nie wieder sagen können, es liegt wieder zu den Füßen des Absolutismus; darum muß im konstitutionellen Geiste fortgehandelt und dem Volk gegeben werden, was ihm gehört. Es wird keinen Schritt weiter gehen, und nicht mehr verlangen; die Throne stehen sicher. – Ich bin deshalb ruhig, hoffe aber auch, die Regierung werde uns geben, was sie uns verheißten hat.* – Wie anders hätte Badens Geschichte verlaufen können, hätte Blittersdorf nicht jede freiheitliche Regung „hochmütig, junkerhaft abstoßend“ bekämpft?²⁴

Ein ruhiger Lebensabend im Kreis seiner Familie und seiner Gemeinde war Fecht nicht beschieden. 1841 wurde er wieder als Abgeordneter in die II. Kammer gewählt. Auch als alt gewordener Mann, in unruhiger werdender Zeit, erhob er seine Stimme für die Freiheit – und für die Ordnung, die Constitution. Bei der zweiten Offenburger Volksversammlung am 19. März 1848 ergriff er das Wort²⁵, „das ihm freilich laut genug zu führen sein Alter versagte. Er sei kein Pfaffe, sondern ein Verkünder der Wahrheit. So wolle er auch jetzt die Wahrheit sagen: Wir alle haben gefehlt durch Knechtssinn, statt dem göttlichen Ebenbild treu zu sein, waren wir kriechende Würmer. Er danke Gott, der ihn diesen Tag habe erleben lassen“.

Vierzehn Tage später, am 2. April 1848, am Tag der großen Acherner Volksversammlung, zu der auch viele Hanauer strömten, bat Gottlieb Bernhard Fecht um Pensionierung. Die Radikalen, denen er im Weg stand, hatten das Ohr des Volkes gewonnen. Öffentlich antwortete Fecht ihren Verleumdungen; aus seinen Worten sprach Resignation:²⁶ *Ich, der Verkündiger des Evangeliums, kein Pfaffe, d. h. kein unwürdiger Geistlicher, der sein*

heiliges Amt zu eigennützigem Zwecken mißbraucht, im 78. Lebensjahre und 40 Jahre hier als Pfarrer und Dekan stehend, dessen Namen (ich muß dies sagen) im ganzen Lande einen guten Klang hat, sehe mich, obgleich mit schmerzlichen Gefühlen, um meiner Ehre willen zu folgender öffentlichen Erklärung veranlaßt: Es wurde durch einzelne boshafte Menschen das Gerücht verbreitet, daß ich bei der obersten Kirchenbehörde darauf hingewirkt hätte, den Armen ihre Unterstützung aus dem Kirchenschaffnerfonds zu schmälern. – Um welcher Wohltat und um welcher Leiden und Verfolgungen willen, denen ich mich für euch aussetzte, schmäht ihr mich? Dies kann ich fragen am Rande meines Grabes.

Gottlieb Bernhard Fecht war sicher, daß Freiheit und Ordnung einander bedingten. Keine würde ohne die andere Bestand haben. Wie im Rausch aber lösten die jungen Hanauer die wesentliche Verbindung von Freiheit und Ordnung auf. Der greise Dekan kannte sie alle, die in die Revolution zogen wie zu einem Fest.²⁷ Ihr Übermut schmerzte ihn tief; tiefer noch mag ihn geschmerzt haben, als zwei Monate später, am 30. Juni 1849, die Korker Volkswehr, von preußischen Truppen umzingelt, 23 Mann verlor.²⁸

Am 29. Juni hatten die Preußen die letzte republikanische Widerstandslinie, das Murgtal, durchbrochen. Am selben Tag bat Gottlieb Bernhard Fecht den Oberkirchenrat um Aufschub der Pensionierung.²⁹ *Die Gründe, welche mich zu dieser Bitte bewegen, sind folgende: mit großer Genugtuung nehme ich wahr, daß bei fast sämtlichen Einwohnern dieser Gemeinde die Mißbilligung meiner laut und oft ausgesprochenen constitutionellen Gesinnung gegen die republikanischen, gar leicht zur Anarchie und Kommunismus führenden Bestrebungen volle Anerkennung und Zustimmung findet, und sie auch bei allen Gelegenheiten äußern, daß ich sie so lange als möglich nicht verlassen möchte.*

Gottlieb Bernhard Fecht erlebte das Scheitern der Reform wie das der Revolution. Die folgende Frage ist in revolutionsseligem Zeitalter nicht nur erlaubt, sondern geboten: was wäre geworden, hätte nicht der Revolutionäre ungeduldiges Treiben das geduldige Werk der Reformer scheitern lassen? Die Zeit der Reaktion, die gegen Reformer und Revolutionäre gleichermaßen wütete, überlebte Gottlieb Bernhard Fecht nicht. Er starb am 20. August 1851 im Alter von über 80 Jahren an einem Schlaganfall. Sein und seiner Familie Grab befindet sich auf dem Korker Friedhof.

Anmerkungen

- 1 Beinert, Johannes: Geschichte des badischen Hanauerlandes. Kehl 1909, 314 ff.: Die französischen Revolutionskriege 1793–1801. Das Kapitel schließt mit den Worten: Unermessliches seelisches und materielles Unglück war die Errungenschaft der französischen Revolution
- 2 Karl Friedrich verdankte seinen Titel „Großherzog“ samt dem neugeschaffenen „Großherzogtum Baden“ Napoleons Gunst

- 3 Beinert: Anm. 1, 357
- 4 „Special“: ein damals gebräuchlicher Ausdruck für „Dekan“
- 5 Amtliche Abschrift der Urkunde in StA Freiburg, Bestand B 713/8, Nr. 691
- 6 Gräßlin, Wilhelm: Gottlieb Bernhard Fecht. In: Ortenau 47/1967, 185
- 7 Landeskirchliches Archiv 2249
- 8 LKA 2249
- 9 700 Jahre Legelshurst, 68
- 10 Hug, Wolfgang: Geschichte Badens. Stuttgart 1992, 202
- 11 Gräßlin: Anm. 6, 186
- 12 Fecht, Gottl. Bernh.: Predigten und deren geschichtliche Veranlassung. Karlsruhe 1824, 38 ff.
- 13 Hug: Anm. 10, 205 ff.
- 14 Friedrich Wilhelm Hitzig (1767–1849) gehörte einer Pfarrerdynastie an, die in der badischen Geschichte keine geringe Rolle spielte. Mit Johann Peter Hebel war er eng befreundet. 1820 wählten ihn die Wahlmänner der beiden Ämter Schopfheim und Kandern zum Abgeordneten der II. Kammer
- 15 Zitiert von Ernst-Otto Braasch: Die erste badische Generalsynode. In: Vereinigte Evangelische Landeskirche in Baden 1821–1971 (Hg. Hermann Erbacher / Karlsruhe 1971), 116, Anm. 10
- 16 Predigten und deren geschichtliche Veranlassung, Anm. 12, 53 ff.
- 17 Bauer, Johannes: Die Union 1821. Heidelberg 1921, 28
- 18 Bauer, Johannes: Anm. 17, 41
- 19 Protokoll in LKA 336: Union 1821 betreffend, hier die Diöcesansynoden 1820 in den Großh. bad. alten Landen. – Vgl. auch Gustav Adolf Benrath: Die Entstehung der vereinigten evangelisch-protestantischen Landeskirche in Baden. In: Vereinigte Evangelische Landeskirche, 49 ff.
- 20 Bauer, Johannes: Anm. 17, 119 ff.
- 21 Verhandlungen der Stände-Versammlung des Großherzogthums Baden 1823, 13. Protokollheft, 406 ff.
- 22 Dieses und die folgenden Schreiben in LKA 2243: Dekanatsdienst der Diöcese Kork
- 23 V. St. K. 1831, 26. Protokollheft, 131
- 24 Weech, Friedrich von: Badische Biographien, I. Teil, 87 ff.
- 25 „Die Volksversammlung in Offenburg“ im „Wochenblatt für die Amtsbezirke Offenburg, Oberkirch, Achern . . .“, Nr. 12/1848 vom 24. März 1848
- 26 GLA 435/1232: Den Pfarrdienst zu Kork betreffend
- 27 Volksstaat und Einherrschaft/Dokumente aus der badischen Revolution, Hg. Friedrich Lautenschläger. Karlsruhe 1920, 358 ff., ursprünglich veröffentlicht in „Deutsche Revue“ vom 12. April 1887. Joseph Victor von Scheffel berichtete als Augenzeuge über die Geschehnisse am 13. Mai 1849: Die Hanauer Bauern hatten sogar ihren Pferden große rote Blumensträuße auf die Häupter gesteckt und große rote Blumengirlanden um die Wagen gebunden, also die rote Farbe mehr in scherzhaften Dienst des Schönen als der Revolution verwendet
- 28 Goegg, Amand: Nachträgliche authentische Aufschlüsse über die badische Revolution von 1849. Zürich 1876, 95
- 29 GLA 435/1232: Pfarrdienst zu Kork

Der Seelbacher Wahlskandal von 1842

Bestechung von Urwählern bei der Seelbacher Wahlmännerwahl im März 1842 durch die Lahrer Parteien, die „Blauen“ und die „Gelben“

Gerhard Finkbeiner

Die Wahlfälschungen in Seelbach im Jahre 1842 beurteilte der Alterspräsident Johann Nepomuk Wetzel in seiner Stellungnahme vor der Zweiten Kammer der badischen Landstände am 1. Juni 1842 als einen Skandal von nationaler Bedeutung. „Zum ersten Mal“, so der Deputierte, „erscheint hier die deutsche, die badische Ehre befleckt durch bestimmte Anklagen des Verbrechens der Geldbestechung zur Verfälschung der Volkswahlen.“

Was hatte sich an Skandalösem in Seelbach, in der Provinz Badens, zugetragen, um schließlich als „Seelbacher Wahlskandal von 1842“ in die badische Parlamentsgeschichte einzugehen?

Am 2. April 1842 erhob Michael Müller, Müllermeister auf der „Unteren Mühle“ zu Dautenstein, als Beschwerdeführer von vierzehn namhaften Seelbacher Bürgern gegen die am 30. März 1842 in Seelbach durchgeführte Wahlmännerwahl beim Großherzoglichen Badischen Oberamt Lahr Einspruch.

Zum Hintergrund der Wahlanfechtung

Seelbach, Hauptort der erst Ende 1819 an das Großherzogtum Baden gelangten Fürstlich von der Leyenschen Herrschaft Hohengeroldseck, gehörte zum Ämterwahlbezirk Lahr. Und, wie bei Ämterwahlkreisen dieser Art häufig zu beobachten, stand die politische Lage im Zeichen der Verhältnisse in der dominierenden Stadt.

Daran vermochte selbst der Umstand nicht zu rütteln, daß die Stadt Lahr überwiegend protestantisch, das Amt Lahr seit dem Anfall der Standesherrschaft Hohengeroldseck mehrheitlich katholisch bewohnt war.

Wie in der Stadt lagen damit im Ämterwahlkreis die „Blauen“ unter dem Tabakfabrikanten Ferdinand Freiherr von Lotzbeck und die „Gelben“ unter dem Zichorienfabrikanten Johann Daniel Völcker miteinander im Wettstreit. Der Gegensatz war wohl weniger politischen als vielmehr persönlichen Ursprungs. Wenn man überhaupt einen politischen Unterschied ausmachen kann, dann den, daß Völcker bei gleicher gemäßigt liberaler Grundhaltung der bedingungslosere Anhänger der Regierung war.

Völcker gehörte der Zweiten Kammer seit dem ersten Landtag 1819 ununterbrochen an; seit dem Jahre 1831 war er Abgeordneter des Ämterwahlbezirks Lahr.

Mit der Wahl seines Gefolgsmanns Wilhelm Fingado zum Bürgermeister im Jahre 1838 und zum Abgeordneten im Jahre 1841 besaßen die „Gelben“ auch in der Stadt Lahr das Übergewicht. Im März 1842 scheint es nun in der Stadt zu einem Bündnis zwischen den „Blauen“ und den Oppositionellen gekommen zu sein. Darauf deutet zumindest der Umstand hin, daß bei den Urwahlen Oppositionelle und „Blaue“, voran Rudolf Baum und Ferdinand Freiherr von Lotzbeck, gewählt wurden, während Johann Daniel und Friedrich Völcker, der Bürgermeister und der Oberamtmann durchfielen, und daß neben dem regierungsfreundlichen früheren Lahrer Amtmann, Karl Freiherr von Neubronn, zunächst Johann Adam von Itzstein und nach dessen Verzicht Rudolf Baum mit fast gleich hoher Mehrheit zu Deputierten bestellt wurden.

Im Ämterwahlbezirk kam offensichtlich dasselbe Bündnis zustande, die Bezeichnungen blaue und liberale Partei wurden jedenfalls synonym verwandt. Völcker sah sich also zu besonderen Anstrengungen genötigt, wenn er sein Mandat verteidigen wollte.¹

Um seine Wiederwahl zu sichern, ließ Johann Daniel Völcker, so die Einspruchs begründung der 14 Seelbacher Bürger, stimmberechtigte Wähler bestechen. Außerdem sollen nicht stimmberechtigte Bürger an der Wahl teilgenommen haben. Das Oberamt Lahr wies jedoch am 11. April 1842 die gegen die Gültigkeit der Wahl erhobenen Beschwerden der Seelbacher Bürger als unbegründet zurück.²

Die Seelbacher Petition vor der Zweiten Kammer

Die 14 Bürger wandten sich nun mit einer am 17. Mai 1842 unterzeichneten Petition an Karl Theodor Welcker, Rechtsprofessor in Freiburg, der in den Wahlbezirken Ettenheim und Bonndorf zum Abgeordneten gewählt worden war. In der öffentlichen Sitzung vom 1. Juni 1842 sollte Welcker vor der Zweiten Kammer über die vorgenommene Prüfung der Abgeordnetenwahl im 19. Ämterwahlbezirk (Landorte des Oberamts Lahr) berichten. Welcker nahm die Berichterstattung zum Anlaß, ausführlich zur Wahl des Deputierten Völcker im 19. Ämterwahlbezirk Stellung zu nehmen und die Seelbacher Petition den Abgeordneten der Zweiten Kammer³ vorzutragen:

„Die Wahl wurde am 18. April durch den landesherrlichen Wahlcommissär, Geheimen Regierungsrath von Stockhorn, in der Stadt Lahr vorgenommen. Alle 42 Wahlmänner waren anwesend, keiner von ihnen war später als den 10. April, alle waren also sechs Tage vor der Wahl eingeladen. Bei der Wahl erhielt Herr Fabrikant Daniel Völcker von Lahr 29 Stimmen, also mehr als die absolute Mehrheit.



*Johann Daniel Voelcker
(1784–1859)
Stadtarchiv Lahr*

Er nahm die Wahl an und bescheinigte ein Steuercapital von 99 000 fl. Eines Taufscheins bedurfte es nicht, da Herr Völcker schon früher wiederholt Abgeordneter war.

Die Wahl wurde beanstandet durch eine Petition von 14 Bürgern von Seelbach, welche ich Ihnen nothwendig vollständig vortragen muß.

Sie lautet:

Hochansehnliche
zweite Kammer der badischen Landstände!
Bitte
um Umstoßung der Abgeordneten- und Wahlmännerwahl des 19ten
Aemterwahlbezirks Lahr.

Die Unterzeichneten fühlen sich veranlaßt, der hohen Kammer Kunde zu geben von den Unregelmäßigkeiten und Nichtigkeiten, welche bei der Wahlmännerwahl in Seelbach am 30. März d. J. vorgefallen sind. Wir haben uns zwar deshalb schon beschwerend an das Großh. Oberamt Lahr gewendet, wurden jedoch mit unserer Beschwerde abgewiesen. Wir halten dafür, daß diejenigen Thatsachen, welche wir anführen werden, diese Wahlmännerwahl nichtig machen, und unterwerfen dieselben der Prüfung einer hohen Kammer.

Wir wollen davon nicht reden, daß der später gewählte Abgeordnete Daniel Völcker sich selbst nach Seelbach verfügte, eine Rede an die Wähler hielt, worin unter andern die Worte vorgekommen sein sollen:

Ihr Bürger, helft mir, ich bitte, ich bitte, helft mir meine Ehre retten, gebt mir meine Ehre wieder.

Wir wollen nicht davon sagen, daß derselbe beständig vor dem Wahlzimmer sich aufhielt und durch ein Mitglied der Wahlcommission, den Gemeinderath Eustachius Durst von Seelbach, sich öfters zum Fenster hinaus Zeichen geben ließ, ob die Wahl für die von ihm unterstützten Candidaten gut stehe oder nicht, was ihn öfters bewogen haben soll, selbst fort zu gehen, um noch mehr Stimmende zu holen. Hiervon, wie gesagt, sprechen wir nicht, jedoch müssen wir folgende Thatsachen, welche durch die Abhör der genannten Personen bewiesen werden können, anführen.

1. Schullehrer Ludwig Eberenz ist Lehrer und wohnhaft in Reichenbach; Symphorian Rottmann wohnt in Burgheim bei Lahr und Jacob Fischer wohnt in Kuhbach. Diese Drei sind zwar Bürger von Seelbach, sie sind aber in dem Wahlorte nicht angesessen, weshalb wir glauben, daß dieselben nach § 43. Nr. 3. der Wahlordnung in Seelbach nicht wählen durften, was sie aber dennoch gethan haben.
2. Georg Linsenmayer war am Wahltage, das ist am 30. März d. J., noch nicht Bürger in Seelbach; er wurde erst, nach seiner eigenen Aussage, am 31. März Bürger, die über die Bürgerannahme ausgestellte Urkunde ist aber vom 29. März datirt, während am 31. März noch kein Mitglied des engern Bürgerausschusses, so wie auch noch nicht alle Gemeinderäthe über die Bürgerannahme befragt worden waren. Mit diesem neu aufgenommenen Bürger hat es noch folgende Bewandniß: er wollte Vormittags schon seine Stimme abgeben, ward aber von der Commission abgewiesen, angeblich weil er noch kein Stimmrecht besitze, in der Wirklichkeit aber deshalb, weil er dem Gegencandidaten die Stimme geben wollte. Mittags erhielt er von Daniel Völcker selbst zehn Gulden, damit er dem von ihm bezeichneten Candidaten die Stimme gebe, und nun wurde er von der Wahlcommission für stimmfähig erklärt und zur Wahl zugelassen.
3. Raimund Griebhaber und Philipp Göppert waren, wie der eben Bezeichnete, am Wahltage noch nicht Bürger, sie wurden durch verschiedene Drohungen zum Wählen bewogen, und erhielten den Tag nach der Wahl die um zwei Tage früher datirte Bürgerannahmsurkunde zugestellt, von welcher Bürgerannahme selbst den Tag nach der Wahl noch kein Mitglied des engern Ausschusses etwas gewußt haben soll.
4. Philipp Thomas von Seelbach erhielt nach seiner eigenen Aussage von Daniel Völcker selbst vier Gulden gegen das Versprechen, seinen Candidaten die Stimme zu geben. Dieser nahm das Geld und gab seine erkaufte Stimme ab.
5. Dem Anton Holzer von Seelbach hat Daniel Völcker einen Kronenthaler geboten, wenn er seinen Candidaten die Stimme gebe, er wurde aber abgewiesen.

6. Schwanenwirth Xaver Kempf von Reichenbach und Valentin Beck, Wirth in Schönberg, haben dem Augustin Fehrenbacher von Seelbach den Ertrag eines Kleeackers ein Jahr lang versprochen, wenn er den von Daniel Völcker vorgeschlagenen Candidaten die Stimme gebe, derselbe hat aber diesen Bestechungsversuch von sich gewiesen.
7. Landolin Moser von Seelbach erhielt einen Kronenthaler und das Versprechen einer Nachzahlung von zwei andern, wenn er denselben Candidaten die Stimme gibt. Dieser Bürger von Seelbach kam aber so spät zum Wahlzimmer, daß der Wahlact bereits eine Viertelstunde von Seiten des Bürgermeisters und des Rathschreibers von Seelbach für geschlossen erklärt war; dessenungeachtet und trotz der von den Unterzeichneten hiergegen mündlich erhobenen Protestation wurde er noch zum Stimmen zugelassen.

Aus diesen Thatsachen wird Eine hohe Kammer die Ueberzeugung schöpfen, daß die Wahlmännerwahl zu Seelbach null und nichtig ist. Wir stellen deßhalb die ehrerbietige Bitte:

Hochdieselbe wolle die Wahl für ungültig erklären.

Seelbach, den 17. Mai 1842

Michael Müller,	(Müllermeister zu Dautenstein)
Benedict Fehrenbach,	(Bauer im Litschental)
Ludwig Fehrenbach,	(Königshofbauer, Litschental)
J. Nepomuck Schreiber,	(Stubenwirt auf dem „Bären“)
Jacob Haberstroh,	(Küfer zu Dautenstein)
Victor Obergfell,	(Hafnermeister zu Dautenstein)
Bernhard Schneider,	(Schneiderhofbauer, Litschental)
Jacob Fautz,	(Engelwirt)
Xaver Neumayer,	(Schneider)
Georg Steer,	
Michael Lehmann,	
Anton Flach jung,	
Michael Herz,	
Johannes Rieger.	

Dieser Petition folgte später ein Nachtrag, welchen ich Ihnen sammt dem an mich gerichteten Begleitschreiben ebenfalls vollständig mittheilen zu müssen glaube;

er ist folgenden Inhalts:

Nachtrag

„Eine Thatsache haben wir noch anzuführen, nämlich die, daß die Wahlcommission sich während des Wahlactes aus dem Wahlzimmer zu dem auf dem Todtbette liegenden und seitdem gestorbenen Schullehrer (Ludwig) Eberenz (61 Jahre, gest. 4. April 1842) in's Haus verfügte, und denselben stimmen ließ.“

Die Obigen.

„Geschehen zu Seelbach den sieben und zwanzigsten Mai Eintausend Achthundert zwei und vierzig.

In Gefolge der von dem Advocaten Baum von Lahr heute bei mir gestellten expressen Requisition habe ich, der unterzeichnete Notar für den District Seelbach, Amtsrevisoratsbezirks Lahr, W. Heinrich Marbach, zu Seelbach wohnhaft, ernannt durch höchstes Decret vom 4. Dezember 1841 Nro. 5721, die von dem mitunterschriebenen Georg Linsenmayer, Bürger und Maurer von Seelbach, in Gegenwart der zwei Zeugen, des Engelwirths Jacob Fautz und des Schneidermeisters Xaver Neumaier jun, beide dahier wohnhaft, zur öffentlichen Beurkundung abgegebene Erklärung in folgende Urkunde gebracht:

Georg Linsenmayer erklärte:

„Ich bekenne, daß ich bei der unter'm dreißigsten März dieses Jahres dahier stattgefundenen Wahlmännerwahl für den Ort Seelbach von dem Fabrikanten Daniel Völcker in Lahr die Summe von zehn Gulden (10 fl.) unter der Bedingung erhielt, daß ich den von ihm vorgeschlagenen Wahlmännern meine Stimme gebe.“

Vorstehenden Act habe ich, der Notar, sofort dem Deponenten und den Zeugen vorgelesen, worauf Ersterer denselben anerkannt, und mit den Zeugen wie folgt unterzeichnet:

Georg Linsenmayer,
Jacob Fautz,
Xaver Neumaier,
Rudolf Baum, Advocat,
(L. S.) Marbach.

Lahr, den 27. Mai 1842.

Hochgeschätzter Herr Hofrath!

Wegen der Wahl des Fabrikanten Daniel Völcker zum Abgeordneten des Amtes Lahr haben mit mir einige Freunde für nöthig erachtet, neben der

von Seelbacher Bürgern eingereichten Petition wegen Umstoßung jener Wahl noch eine öffentliche Urkunde zur Unterstützung dieser Petition zu erwirken.

Ich habe mich deshalb heute Vormittag mit dem Handelsmann Georg Kleb nach Seelbach verfügt, und dort die anliegende Urkunde durch den Notar aufnehmen lassen.

Wir haben geglaubt, auch den in jener Petition aufgeführten, bestochenen Philipp Thomas bewegen zu können, seine Bestechung notariell zu bekennen; er verweigerte dieses aber ungefähr mit folgenden Worten:

„Ich habe mich für 4 fl. dem Herrn Daniel Völcker verkauft, aber ich unterschreibe nichts, bis ich vom Amte dazu aufgefordert werde; ich werde dort Alles gestehen und auch dabei dort angeben, daß es mich, so lange ich lebe, reut, mich verkauft zu haben.“

Daß Thomas dieses geäußert hat, dafür garantire ich und mein Freund Kleb.

Ich erlaube Ihnen, von diesem Schreiben beliebigen Gebrauch zu machen, und unterzeichne mit Hochachtung

Ihr

Rudolf Baum, Advocat.

„Zum ersten Mal erscheint hier die deutsche, die badische Ehre befleckt“

Vorsitzender in der Sitzung der Zweiten Kammer am 1. Juni 1842 war der Alterspräsident Wetzel. Obwohl es Johann Nepomuk Wetzel äußerst peinlich war, über die vorgebrachten Beanstandungen gegen den Volksabgeordneten und vieljährigen Kollegen Völcker verhandeln zu müssen, betrachtete er es als die Pflicht der Zweiten Kammer zu überprüfen, ob die den Deputiertenwahlen im 19. Ämterwahlbezirk zugrunde liegenden Wahlmännerwahlen verfassungsmäßig vorgenommen oder gesetzwidrig gefälscht worden waren.

Hierzu der Alterspräsident wörtlich:

„Hier erzählen 14 Seelbach Bürger mit der genauesten Bestimmtheit eine ganze Reihe gesetzwidrige, ja zum Theil verbrecherische Fälschungen der Urwahlen. Diese Erzählungen erhalten durch die so durchaus bestimmten Angaben, welche die Bürger im Falle der Unwahrheit den schwersten Verläumdungsklagen und Strafen aussetzen würden, eine bedeutende Glaubwürdigkeit. Die Petenten beglaubigen zugleich eine der wichtigsten Thatsachen selbst durch ein beigebrachtes Notariatszeugnis.

Schon die unter den vorliegenden Umständen wohl gewiß nicht zufälligen, sondern einer gesetzwidrigen Wahlverfälschungsbemühung dienstbaren verfassungswidrigen Zulassungen der unter Nr. 1 angeführten im

Wahlbezirke nicht angesessenen und nicht wohnenden, so wie der unter 2. und 3. Erwähnten am Wahltage noch nicht zu Bürgern aufgenommenen Männer, ferner die Zulassung der nach Nr. 1. erst nach geschlossenem Wahlacte Abstimmenden, so wie endlich die unstatthafte Verlegung des Sitzes der Wahlcommission in das Wohnzimmer eines Kranken, um auch noch seine Stimme zu fischen, sind gewiß sehr bedenkliche Erscheinungen. Sie sind an sich rechtswidrig und bezeugen nur zu deutlich die partiische Einmischung zu Gunsten Herrn Völckers.

Als vollends unglücklich aber erscheinen die unter 4. 5. 6. und 7. angeführten Geldbestechungen.

Meine Herren! Zum ersten Male erscheint hier die deutsche, die badische Ehre befleckt durch bestimmte Anklagen des Verbrechens der Geldbestechung zur Verfälschung der Volkswahlen und der Reihen der Volksvertreter.

Gewiß, wenn jemals, so ist es hier unsere Pflicht, für die Reinheit der badischen Volks- und Deputirtenehre, für die Treue und Verfassungsmäßigkeit unserer Wahlen zu wachen und nach dem Grundsatz: principii obsta! dem ersten Beginne solchen krebsartigen Uebels mit Nachdruck entgegenzutreten. Hierzu kommt, daß landeskundig diese ganze Bestechungsgeschichte im weiten Umkreise den größten Scandal erregt hat, und daß somit eine öffentliche Widerlegung oder eine öffentliche Genugthuung durchaus nothwendig ist.

Ich glaube nicht weiter hinzufügen zu dürfen, um Sie zu überzeugen, daß wir diese Wahl beanstanden müssen.“

Nach dem Bericht des Vorsitzenden über die Seelbacher Petition meldeten sich die Abgeordneten zu Wort. Als erster bat Johann Adam von Itzstein, 1842 in den Wahlkreisen Lahr (Stadt), Villingen und Rastatt (Amt) als Abgeordneter gewählt, folgende Tatsachen zur Kenntnis der Kammer bringen zu dürfen:

„Als ich vor etwa 14 Tagen in Lahr war, vernahm ich in einer Versammlung von 20 bis 25 der geachtetsten Bürger jener Stadt bei der Nachfrage über die durch das ganze Land gedrungene Bestechung bei den Wahlen, daß die Bestechungen, welche bei der Wahlmännerwahl in dem Landamtsbezirke Lahr stattgefunden haben, einen sehr tiefen und empörenden Eindruck auf sämtliche Bürger gemacht, und eine wahre Aufregung darüber erzeugt haben, daß ein Uebel der Art in Deutschland erscheine, und bei dieser Wahl zum ersten Male vorgekommen sei. Es wurde von diesen Männern die Hoffnung ausgesprochen, daß die Entscheidung der Kammer einem solchen Uebel künftig entgegenzutreten werde.“



Im Februar 1844 sollte für den am 8. Juli 1842 zurückgetretenen Johann Daniel Völcker in Lahr ein neuer Abgeordneter gewählt werden.

Die von der Bevölkerung gewählten Wahlmänner aus dem Wahlbezirk des Lahrer Umlandes mußten zu diesem Zweck in die Amtsstadt kommen.

Als nun die Wahlmänner von Seelbach – so die Vermutung des Lahrer Stadthistorikers Thorsten Mietzner – das Wahllokal verließen, wurden sie von versammelten Demonstranten ausgepöfht und beschimpft. Der Küfer Hockenjos, der Kronenwirt Müller und der Kürschner Leonhard Roos riefen: „O Schand!“ – und wurden daraufhin vom Bezirksamt zu acht Tagen Gefängnis verurteilt.

Bei ihrem Strafantritt am 16. Juli 1844 trug man den Verurteilten einen Blumenkranz vorweg, mit dem man später das ausgehängte Urteil bekränzte.

(Privatbesitz Koebele, Lahr)

Stellungnahme durch Oberamtmann Lang von Lahr

Es folgten weitere Wortmeldungen. Völckers Freunde plädierten für Nichtbeanstandung. Sie hielten „die Seelbacher Petition“, so der Abgeordnete Franz Anton Regenauer, „für ein niedriges Machwerk, das mit tiefer Indignation zurückgewiesen zu werden verdient“.

„Nicht gegen Völcker, sondern gegen die Petenten selbst sollte eine Untersuchung eingeleitet werden, da sie unerlaubte, schlechte Handlungen begangen haben“, so die Meinung des Abgeordneten Johann Baptist Bekk.

Dagegen sprachen sich die neueren Mitglieder der Kammer für die Beanstandungen aus, „da sich die Bestechung von Urwählern letztlich für die Moralität der Bürger nachteilig auswirken muß“.

Schließlich forderte Staatsrat Freiherr von Rüdts, ebenfalls ein alter Freund von Johann Daniel Völcker, den anwesenden Oberamtmann Gottlieb Friedrich Lang von Lahr auf, zu erklären, „welche Beschwerden bei dem Oberamte eingereicht worden sind, und was darauf geschehen ist.“

Oberamtmann Lang referierte wie folgt:

„In der Beschwerde an das Oberamt wurden folgende Gründe angeführt, welche auch in der Petition angegeben sind, nämlich:

1. daß zwar Schullehrer Eberenz, Symphorian Rottmann und Jacob Fischer Bürger in Seelbach seien, aber nicht dort wohnten und darum kein Stimmrecht hätten;
2. daß Georg Linsenmayer am Wahltage noch nicht Bürger gewesen sei, und daß erst später nach dem Wahltage ihm das Bürgerrecht erteilt worden; dann
3. daß Moser abgestimmt habe, nachdem der Wahlact schon geschlossen gewesen sei.

Die übrigen Beschwerden, welche da ausgeführt sind, kamen in der Beschwerdeschrift an das Oberamt nicht vor.

Die Beschwerde gegen die Wahl der Wahlmänner wurde von dem Oberamt darum verworfen, weil Schullehrer Eberenz, Symphorian Rottmann und Jacob Fischer in Seelbach Bürger sind und nur eine halbe Stunde davon wohnen, also offenbar ihr Stimmrecht haben.

Wegen Georg Linsenmayer, Raimund Grieshaber und Philipp Göppert wurde die Beschwerde verworfen, weil nach dem Berichte der Wahlcommission diese am Tage vor der Wahl ihr angebornes Bürgerrecht bei dem Gemeinderath angetreten hatten und nur zwei Tage nach der Wahl ihnen die Urkunden über diesen Bürgerrechtsantritt zugesendet wurden. Am Tage der Wahl waren sie Bürger und deshalb auch stimmfähig.

Daß Landolin Moser erst nach abgeschlossenem Wahlact gestimmt haben soll, hat sich auch nach dem Bericht der Wahlcommission nicht bestätigt, denn nach diesem ist die Abstimmung vor dem Schluß des Wahlacts erfolgt, und das Wahlprotocoll ist von der Wahlcommission unterzeichnet, mußte also auch wohl Glauben verdienen.

Dies waren die Gründe, welche auch in der Petition vorkommen. Davon, daß die Wahlcommission den alten Eberenz habe stimmen lassen, war keine Rede, und eben so wenig von einer bestimmten Thatsache einer Bestechung. Daß die angebliche Bestechung des Linsenmayer meiner Meinung nach keinen Einfluß auf die Gültigkeit oder Ungültigkeit der Wahl



Gasthaus „Zum Engel“ in Seelbach

Um für die Wahlmännerwahl am 30. März 1842 „Stimmen zu fangen“, wurden die Seelbacher Urwähler von den „Blauen“ im „Engel“ zechfrei gehalten.

Foto: Gerhard Finkbeiner

haben kann, ist schon von andern Rednern hinreichend erörtert worden, und ich stimme der Ansicht bei, daß dem Geständnis dieses Linsenmayer am wenigsten zu glauben ist, da er seine eigene Schändlichkeit eingestanden hat. Es ist zu vermuthen, daß er zu diesem Geständnis ebenfalls bestochen worden ist.“

Achtbare Vorschläge der Deputierten Sander und Knapp

Nach weiteren Diskussionsbeiträgen und juristischen Stellungnahmen brachte der Abgeordnete Adolf Sander die zahlreichen, teilweise leidenschaftlich vorgetragenen Äußerungen der Deputierten auf den Punkt, indem er feststellte:

„Meine Herren! Ein Abgeordneter, der nicht allen Anforderungen des Gesetzes Genüge geleistet, und der nicht nachgewiesen hat, daß er alle gesetzlichen Eigenschaften besitze, kann als Abgeordneter nicht in diesem Saale sitzen.“



*1845 stifteten Engelwirt Georg Jakob Fautz und seine Ehefrau Maria Anna Kronauer das Kreuz vor dem „Engel“. Möglicherweise ist die Inschrift auf dem Sockel ein bewußt gewählter, christlich formulierter Hinweis auf den zurückliegenden Seelbacher Wahlskandal.
Foto: Gerhard Finkbeiner*

Einen achtbaren Vorschlag machte schließlich der Abgeordnete Franz Michael Knapp:

„Ich glaube, die Sache könnte auf die einfachste und kürzeste Weise abgethan werden, wenn der Abgeordnete Völcker mit der Hand auf der Brust hervorträte und erklärte, ich bin rein von Bestechungen. Es ist weder durch mich, noch durch einen Andern in meinem Auftrage Jemand bestochen worden. Dann wollen wir ihm glauben.“

Während in den Vorträgen der einzelnen Deputierten bis dahin die Wahlordnung und die Seelbacher Petition im Vordergrund standen, versuchte der Abgeordnete Franz Josef Richter, Advokat aus Kappel, auf die besonderen politischen Verhältnisse im Wahlbezirk Lahr hinzuweisen und mögliche Gründe für die Urwählerbestechung aufzuzeigen.

„Der Wahlbezirk Lahr war nämlich in zwei entschieden feindselige Parteien getheilt, beide jedoch von einer und derselben politischen Farbe, obgleich sie sich mit Farben bezeichneten. Die eine hieß die Gelbe, die andere die Blaue. – Die Häupter dieser Parteien sind dem Lande bekannt. Das Haupt der Blauen ist der Tabaksfabrikant Lotzbeck, das der andern Partei der Zichorienfabrikant Daniel Völcker. Man sprach im Allgemeinen von beiden Häuptern, daß sie öffentlich erklärten, sie würden Tausende von Gulden nicht scheuen, um ihr Vorhaben zur Ausführung zu bringen.“

(Der Präsident will hier den Redner ermahnen, nicht abzuschweifen, indem er glaube, daß diese Bemerkungen nicht zur Sache gehören; worauf der Redner fortfährt:)

Allerdings gehört Dies zur Sache. Es sind Verhältnisse, welche sich bei der Wahl zugetragen haben. Man hat allgemein vernommen, es ist notorisch, stadt- und landkundig, daß wirklich jede dieser zwei Parteien sich übertroffen hat. Daß Summen zu Zechgelagen bezahlt wurden, um die Wähler für sich zu stimmen, halte ich für ein verabscheuungswürdiges Verfahren und Benehmen, und mich deshalb auch verpflichtet, für Beanstandung der Wahl zu stimmen.“

Völckers Wahl wird für gültig erklärt

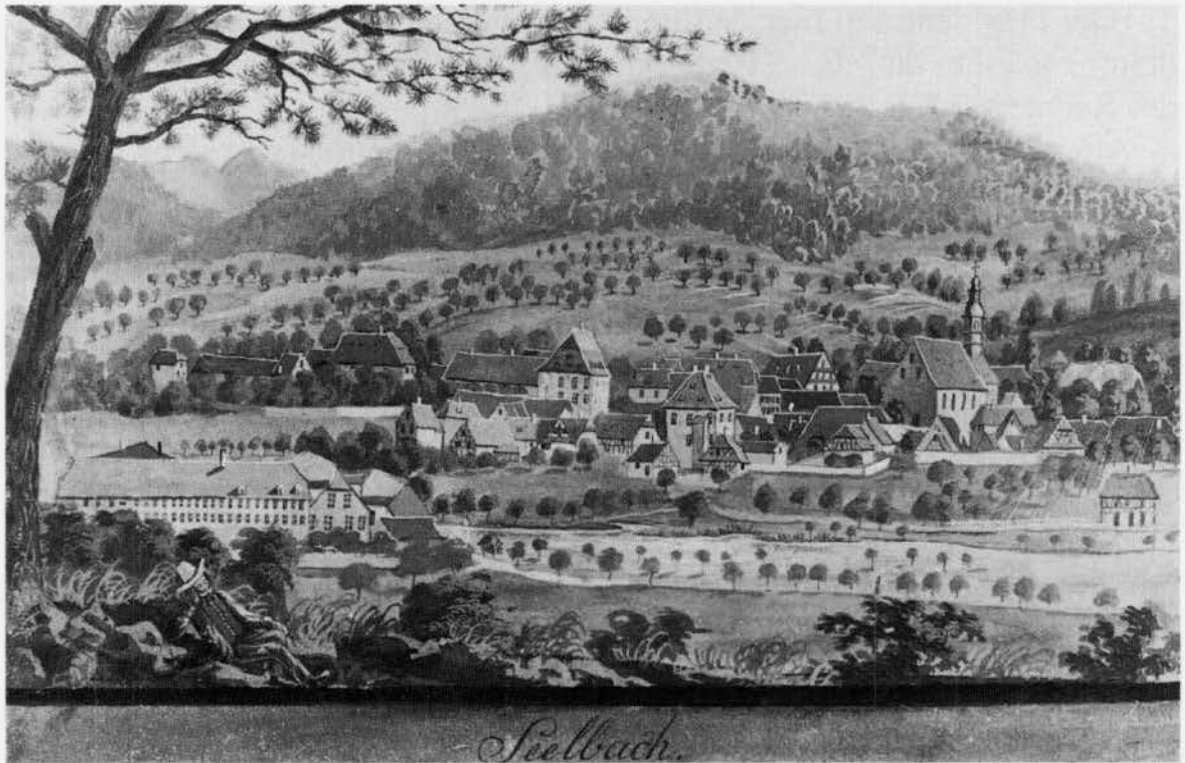
Abschließend ergriff der Berichterstatter Welcker noch einmal das Wort und versuchte in einem ausführlichen, zusammenfassenden Plädoyer die Abgeordneten für eine Beanstandung der Seelbacher Wahlmännerwahl zu gewinnen:

„Ich glaube, man hat für das Urtheil, welches die Unbefangenen aus den öffentlichen Blättern und aus diesen Verhandlungen ziehen werden, kein glückliches Vertheidigungsmittel des Herrn Völcker gewählt, daß man so leidenschaftlich und partheiisch sich gegen Diejenigen geäußert hat, welche vor dem Tribunal unserer Kammer eine öffentliche Anklage erhoben haben.

Meine Herren! So entkräftet man keine Anklagen. Ich frage, ist Dieses unpartheiisch, daß man gegen Bürger, die im Namen ihrer Bürgerrechte und Bürgerpflichten vor unser Tribunal treten, daß man gegen diese Bürger, denen Niemand eine öffentlich ausgesprochene Infamie nachweisen kann, bloß deshalb, weil sie etwas Unangenehmes gegen einen Abgeordneten vorbringen, von Schmutz spricht, von niederträchtigen Machwerken in Beziehung auf eine Anklage, deren Unternehmer eine ganze Anzahl höchst besteueter, unbescholtener und geachteter Bürger waren. So, meine Herren, beseitigen Sie nicht den Glauben, daß doch hinter diesen Anklagen wird etwas stecken können, so bewirken Sie nicht den Glauben an Unpartheilichkeit. (. . .)

Zu meinem Erstaunen mußte ich von Juristen hören, daß Bestechungen und Geldbietungen, um die öffentliche Pflicht gegen die eigene Überzeugung wegen Geldvortheilen auszuüben, gar kein Vergehen und nicht strafbar seien. Solche Handlungen sind allerdings strafbar und gehören unter die Cathégorie von Criminalvergehen. (. . .)

Daß freilich auf einmal im Großherzogthum Baden die Pest der Bestechung der Abgeordnetenwahlen hereinbrechen will, daß überhaupt solche Bestechungen stattfinden sollen, das ist freilich von sehr großer morali-



Seelbach im Jahre 1835. Temperabild von Joseph von Haubert

Original: Stadtarchiv Überlingen

Repro: Gerhard Finkbeiner

scher Bedeutung. Aber die Herren, welche diesen großen moralischen Satz, nach der Meinung der Gegner selbst, ausgesprochen, haben ihren Worten keine Folge gegeben. Denn was haben sie gesagt?

Sie haben gesagt, ob diese Anklage erhoben wird oder nicht, ob sie durch das ganze Land gedungen ist oder nicht, ja, ob sie durch eine Anzahl achtbarer Bürger bestätigt wird, und ob dann, wie es wahrscheinlich ist, im ganzen Land die eminente Mehrheit im Volk das Schuldig aussprechen wird – Das ist uns Alles gleichgültig; dieser Mann nimmt dennoch neben allen andern Abgeordneten einen ganz ehrenwerthen Platz ein. Man sagt sogar jetzt schon: es liegen hier nur Anklagen von Verläumdern vor. Merkt es Euch, Ihr Bürger, spricht nicht mehr von Bestechungen! Von dieser Kammer habt Ihr keinen Schutz zu erwarten. Die Kammer läßt diesen angeblichen Bestecher ohne alle Untersuchung freundlich in ihrer Mitte sitzen.

Meine Herren! Ich sage, Sie zerstören auf solche Weise den Glauben an die Moralität, wenn Sie diesen Mann ohne alle Untersuchung der Sache in Ihre Mitte nehmen, denn ich versichere Sie, wenn wir ihn zulassen, ehe die Falschheit der Anklage bewiesen ist, das Gegentheil von Dem, Dessen er beschuldigt wird, wenn die Kammer Dieses thut, so haben wir die Achtung der Deputirtenwürde einen tödtlichen Streich versetzt (. . .)



Gasthaus „Zum Bären“ in Seelbach. Die Anhänger von Völcker, die „Gelben“, wurden im „Bären“, aber auch in der „Linde“ und im „Rössle“ und „Ochsen“ kostenlos bewirtet.
Foto: Gerhard Finkbeiner

Die Gültigkeit dieser Wahl hängt ab von der Frage, ob sie aus Verfälschung von Wahlen hervorgegangen ist, und daß sie von Verfälschung nicht ganz rein ist, dafür haben Sie die auf Notorität beruhenden Thatsachen gehört, und da, glaube ich, fordert unsere Pflicht, diese Wahl zu beanstanden.“

Nachdem auf Antrag das Ende der Diskussion beschlossen worden war, erfolgte durch namentlichen Aufruf die Abstimmung. Für die Beanstandung der Wahlmännerwahl in Seelbach stimmten:

Bassermann, Binz, Blankenhorn, Bleidorn, Gerbel, Gottschalk, Grether, Helbing, Hundt, von Itzstein, Knapp, Lenz, Mördes, Müller, Reichenbach, Richter, Rindeschwender, Sander, Schmidt, Welcker, Weller und Züllig.

Gegen den Antrag, also für die Nichtbeanstandung der Seelbach Wahlmännerwahl im März 1842, stimmten:

Bader, Bannwarth, Bekk, Bissing, Böhme, Dörr, Fauth, Fischer, Gastroph, Goll, Jörger, Junghanns, Lang, Leiblein, Löffler, Martin, Meyer, Metzger, von Neubronn, Platz, Posselt, Regenauer, Rettig, Schaaff, Schanzlin, Seltzam, von Stockhorn, Trefurt, Vogelmann, Waag und Wagner.

Somit war Völckers Wahl für gültig erklärt.

Der zweite Antrag des Abgeordneten Joh. Baptist Bekk, „die Eingabe der Seelbacher Bürger dem großherzoglichen Staatsministerium zur baldmöglichsten Anordnung einer Untersuchung hinsichtlich der behaupteten Bestechung mitzutheilen“, wurde von der Kammer einstimmig angenommen.

Völcker gibt sein Abgeordnetenmandat auf

Joh. Daniel Völcker erkannte schnell, daß es aussichtslos war, rechtlich gegen die Seelbacher Petition vorzugehen. Die Zeugenaussagen waren zu eindeutig, zu konkret und zu belastend. In der 7. Öffentlichen Sitzung der Zweiten Kammer der Landstände am 4. Juni 1842 ließ der Abgeordnete Völcker durch Präsident Wetzel dann nachfolgendes Schreiben verlesen:

„Die Kammer beschloß in ihrer Sitzung vom 1. d. M., meine Wahl für unbeanstandet zu erklären, sie konnte nicht vermocht werden, über die Ehre eines Mannes, der seit 1819 bei allen Landtagen in der Kammer war, ohne Gehör und ohne Beweis den Stab zu brechen. Ich danke der Kammer für diesen Act der Gerechtigkeit, bitte sie aber, mir vorerst Urlaub zu ertheilen.“

Das Urlaubsgesuch des Abgeordneten Völcker wurde, so der Protokolleintrag, ohne weitere Bemerkung genehmigt. Um sich vor der Zweiten Kammer nicht rechtfertigen zu müssen, zog sich Völcker unmittelbar nach Bekanntwerden der Petition in der Öffentlichkeit aus der Zweiten Kammer zurück; am 8. Juli 1841 gab Joh. Daniel Völcker schließlich sein Abgeordnetenmandat auf.

Das Großherzogliche Hofgericht des Mittelrhein-Kreises vom Justizministerium mit der Untersuchung der Urwähler-Bestechung in Seelbach beauftragt, stellte am 27. August 1842 fest, daß nach dem Ausscheiden des Abgeordneten Völcker aus der Zweiten Kammer kein Grund mehr zur Einleitung einer gerichtlichen Untersuchung bestehe.

Nach dem Rücktritt Völckers mußte im 19. Ämterwahlbezirk eine Ersatzwahl angeordnet werden. Sie wurde auf den 24. Oktober 1842 festgesetzt und durch die alten Wahlmänner vollzogen. Als Nachfolger von Völcker wurde von den 42 Wahlmännern Oberamtmann Philipp Alexander Lichtenauer von Buchen gewählt.

Die Kommission, die sich in der Zweiten Kammer mit der Urwählerbestechung in Seelbach befaßte, war mit der Entscheidung des Hofgerichts jedoch nicht einverstanden und forderte, die „behauptete Bestechung gehörig zu untersuchen, beziehungsweise die unvollständige Untersuchung in geeigneter Weise zu ergänzen und auch noch die Ortswahl-Kommission und die Wahlmänner zu vernehmen“.

Die Wahlmänner-Wahl in Seelbach wird für ungültig erklärt

In der 16. Öffentlichen Sitzung vom 8. Januar 1844 ging dann der Abgeordnete Friedrich Theodor Schaaff in seinem Kommissionsbericht über die Abgeordnetenwahl vom 24. Oktober 1842 im 19. Ämterwahlbezirk noch einmal sehr ausführlich auf die Vorkommnisse bei der Wahlmänner-Wahl in Seelbach ein und aktualisierte den Stand der gerichtlichen Erkenntnisse: „Seelbach, meine Herren, ein Marktflecken in dem freundlichen Schutterthal, eine Stunde von der Fabrikstadt Lahr entfernt, stellt 3 Wahlmänner im 19ten Aemterbezirk; es galt dem Kandidaten zur Abgeordnetenstelle, günstige Männer für dieses Amt zu gewinnen. Eine jenem Kandidaten feindlich gegenüberstehende Partei suchte dieses Bemühen zu vereiteln; ihren Zweck zu erreichen wurden von der einen wie von der andern Seite verwerfliche Mittel angewendet, ein wohl organisirtes, durch Emissäre an Ort und Stelle geleitetes, förmliches Treibjagen auf die Stimmen der Urwähler wurde vollzogen, weder Drohungen noch Versprechen gespart, der Zuspriech durch Geldbelohnungen von 1 bis zu 15 fl. je Mann verstärkt, und nebstdem in fünf Wirthshäusern für die Leute beider Parteien vor und bis zum Wahltag, den 30. März 1842, freie Zeche eröffnet, wofür von jeder Seite später mehrere 100 fl. bezahlt worden sind.“

In seiner Rede bezog sich der Abgeordnete Schaaff auf den Untersuchungsbericht des Innenministeriums vom 29. Dezember 1843.⁴

Nach Feststellungen des Oberamts Lahr, das auf Anordnung des Staatsministeriums noch einmal zu intensiven Nachforschungen in Seelbach aufgefordert worden war, hatten beide Parteien, die „Blauen“ als auch die „Gelben“, Wahlbestechungen begangen.

Folgende konkrete Bestechlichkeiten konnten der blauen oder Lotzbeckschen Partei nachgewiesen werden:

1. Engelwirt (Jakob) Fautz erhielt von dem Kaufmann (Georg Friedrich) Lagay in Lahr mehr als 200 Gulden für Essen und Getränke, die er an solche verabreicht hatte, welche den Wahlmännern seiner Partei ihre Stimmen gegeben hatten.
2. Xaver Neumayer erhielt für seine Stimme von Rotgerber Schaller von Lahr 2 Kronentaler.
3. Josef Neumayer, der übrigens auch von der gelben Partei einen Kronentaler erhalten hatte, erhielt von seinem Bruder Xaver einen kleinen Taler.
4. Sattler Reich erhielt von Kaufmann Lagay einen Kronentaler.
5. Bezirksförster (Franz) Hotz erklärte dem Ludwig Uhl, daß er keine Aufbesserung für den Holzmacher-Akkord erhalte, wenn er nicht für die blaue Seite stimme und verschaffte dann demselben, als er solches getan hatte, eine Aufbesserung von 42 Gulden.

Der gelben oder Völckerschen Partei waren an Bestechungen nachgewiesen worden:

1. Georg Linsenmayer erhielt 10 Gulden.
2. Theodor Baumann erhielt 5 bis 6 Kronentaler.
3. Philipp Thomas erhielt 1 Gulden.
4. Josef Neumayer erhielt 1 Kronentaler.
5. Benedikt Haag erhielt 1 Gulden.
6. Balthasar Link erhielt 1 Gulden.
7. Dominik Gerber erhielt 1 Kronentaler.

Außerdem wurden von Völckerscher Seite in den Wirtshäusern „Zum Bären“, „Zur Linde“ und „Zum Rössle“ für die Anhänger dieser Partei Zechen im Betrag von mehreren hundert Gulden bezahlt.

„Es war, anfangs wenigstens“, so berichtete Schaaff weiter, „nicht das Ringen beider politischen Parteien im Lande, sondern der Kampf der persönlichen Feindschaft der Häupter zweier großer Handlungshäuser Lahrs, deren eines – seine Anhänger heißen „die Blauen“ – alles aufbot, um die Wahl des andern – dessen Partei „die Gelben“ genannt wird – als Abgeordneter des Bezirks zu verhindern. Später erst benutzte auch die Politik den Kampf des Privathasses, und suchte in den Wirren des Gefechts der Hauptparteien ihre Beute. Abentheuerliche Gerüchte von einer Prinzessinsteuer im Betrag etlicher Millionen, von einer bevorstehenden Steuer auf die Schweine und die Früchte auf dem Halm und dgl. wurden ausgebreitet mit dem, daß dieses Ungemach vom Lande abgewendet werden würde, wenn die Blauen an's Ruder kämen u.s.w.“

Sie erlassen uns, meine Herren, die Aufführung aller Einzelheiten der beklagenswerthen Seelbacher Wahlschlacht, welche, gekämpft mit den verfehnten Waffen des Stimmenkaufs, einzig in der sonst reichen Geschichte der parlamentarischen Wahlumtriebe unsres Vaterlandes steht, und hoffentlich für alle Zeiten und Geschlechter diese Auszeichnung genießen soll; es wird genügen, zu wissen, daß aktenmäßig 10 Urwähler für ihre Stimmen von den Blauen oder Gelben Geld empfangen haben, worunter sich auch eingestandenermaßen Einer befindet, der die Petition vom 17. Mai 1842 mit unterzeichnete, und ein Zweiter, welcher mit der einen Hand sich von den Blauen einen Kronenthaler spendiren ließ, während die andere von den Gelben einen kleinen Thaler in Empfang nahm. Ein Dritter der 14 Petitionäre erklärte zu Protokoll: „Meine eigenen Wahrnehmungen bei der Wahlmännerwahl beschränken sich darauf, daß ich verschiedene fremde Personen, namentlich Lahrer, hier gesehen, welche sich viele Mühe gegeben haben, die Bürger zu veranlassen, auf die blaue oder auf die gelbe Seite zu stimmen. Beide Parteien haben in Bezug auf die Werbungen ihr Möglichstes gethan, so zwar, daß keine Partei der andern etwas vorwerfen kann.“

Es habe in unfernen Namen

Maximilian Müller 111

Augustin Leutz 108

Ludwig Seifert 105

Es sind also zu registrierten zu proklamieren

Maximilian Müller

Augustin Leutz

Ludwig Seifert

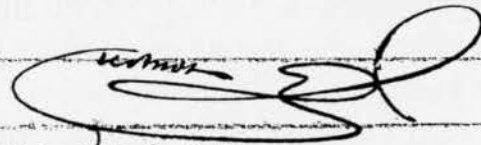
Ballung v. 1. d. Jahres 1844

+ Georg von Seifert

+ Christian Leutz

Ludwig Seifert

+ Maximilian Müller



Gott lob' ich dich das Land ist nicht!!!

Drei weitere Unterzeichner der Petition haben erklärt, daß sie nicht gewußt, was sie unterschrieben hätten.

Zur Steuer der Wahrheit müssen wir übrigens erwähnen, daß die Wahlmänner des Distrikts Seelbach dem Treiben der Parteien ganz und gar fremd geblieben und auf keinerlei Weise dabei beteiligt sind, sich vielmehr bei der ganzen traurigen Geschichte leidend verhalten haben.

Auf Grund der gepflogenen Untersuchung erkannte das Oberamt Lahr unterm 20. Dezember 1843, daß die am 30. März 1842 in Seelbach vorgenommene Wahlmännerwahl als ungültig zu erklären sei und schließt seine Entscheidungsgründe, nachdem es alle wesentlichen Specialitäten aufgeführt, mit den Worten: „Aus allem Diesem ergibt sich, daß bei der Wahlmännerwahl zu Seelbach Umtriebe und Bestechungen aller Art von beiden Seiten stattgefunden haben, und daß deßhalb die Wahl keine gewissenhafte, und von äußerlichen Einwirkungen freie genannt werden kann.“

Die Wahlmännerwahl in Seelbach muß wiederholt werden

Was hatte sich in der Zwischenzeit in Seelbach zugetragen?

Die Wahlmänner-Wahl im 19. Ämterwahlbezirk vom 30. März 1842 war inzwischen auf Anweisung des Oberamts Lahr am 23. Dezember 1843 wiederholt worden. Auch gegen diese zweite Urwahl hatten „Müller et Consorten“ Widerspruch eingelegt. Wieder waren nach Überzeugung Müllers und seiner Anhänger Wahlvorschriften verletzt worden. Durch „höchste Staatsministerial-Entscheidung“ vom 17. Januar 1844 wurde nun die am 23. Dezember 1843 abgehaltene zweite Wahlmänner-Wahl⁵ erneut für ungültig erklärt. Am 1. Februar 1844 mußte zum dritten Mal gewählt werden.

Der Einsatz von Michael Müller gegen Bestechung und Verletzung der Wahlvorschriften hatte bei den Seelbacher Bürgern großen Eindruck gemacht. Bei der dritten Wahlmänner-Wahl erhielten jetzt nicht mehr die im ersten und zweiten Wahldurchgang erfolgreichen, konservativ orientierten Völcker-Anhänger Mathias Schäfer (Bürgermeister), Josef Hupfer (Fürstlich von der Leyensche Rentmeister) und Eustachius Durst (Akzisor) die Stimmenmehrheit, sondern die gemäßigt Liberalen, nämlich Michael Müller (Müllermeister zu Dautenstein), Nepomuk Fautz (Landwirt und Holzhändler zu Dautenstein) und Ludwig Fehrenbach (Königshofbauer im Litschental).

Von den 211 stimmberechtigten Seelbachern hatten für die regierungsnahen Wahlmänner-Liste 89 und für die oppositionsnahen 100 Bürger votiert.

Der Neufestsetzung eines Wahltermins für die als ungültig erklärte Wahl des Deputierten Oberamtmann Philipp Alexander Lichtenauer, vom 24. Oktober 1842 (er war von den alten Wahlmännern gewählt worden) stand nun nichts mehr entgegen.

Bei dieser Deputiertenwahl im Februar 1844 blieb nochmals der ministerielle Kandidat erfolgreich. Erst im April 1846 konnte dann die Opposition den Ämterwahlkreis erobern. Gewählt wurde der wahlkreisansässige Landwirt Georg Heimbürger von Ottenheim.

In Seelbach kehrte endlich wieder Ruhe ein – und Ratschreiber Theodor Moßmann unterzeichnete das Protokoll über die dritte Wahlmänner-Wahl am 1. Februar 1844 nicht nur mit seiner Unterschrift, sondern auch noch ganz unvorschriftsmäßig mit dem große Erleichterung ausdrückenden Stoßseufzer: „Gott Lob und Dank, das Lied ist aus!“

Die 14 Seelbacher Bürger waren jedoch noch nicht zufrieden gestellt. Im Hochgefühl des Erfolges forderten sie konsequenterweise in einer weiteren Petition ein geradezu modern anmutendes „Gesetz über Bestrafung von Wahlbestechungen“.⁶

In der Zweiten Kammer vorgetragen wurde diese zweite Seelbacher Petition von dem Abgeordneten Friedrich Daniel Bassermann in der 51. Öffentlichen Sitzung vom 19. April 1844. Ein entsprechender Beschluß wurde jedoch nicht gefaßt. Vermutlich war die Zeit des Vormärz für eine solche politisch weitsichtige Forderung noch nicht reif – und bedauernswerterweise hat die Seelbacher Petition bis heute nichts an Aktualität verloren.

Die zwei Jahre andauernde kommunalpolitische Auseinandersetzung über die skandalöse Wahlmänner-Wahl in Seelbach hatte jedoch nicht nur lokalpolitische Bedeutung. Der „Seelbacher Wahlskandal von 1842“ hatte auch zur wünschenswerten Folge, daß in der Zweiten Kammer erstmals eine politische und juristische Diskussion über Stimmenkauf, Wahlbestechung, Geldspenden, Vorteilsnahme und Ämterkauf, über gesetzliche und demokratische Verhaltensweisen und moralische Verantwortung der Volksvertreter stattfand. Die Debatte über den „Seelbacher Wahlskandal“ in der Kammer der Volksabgeordneten war, so dürfen wir ohne Übertreibung sagen, von grundsätzlicher, richtungsweisender Bedeutung für die politische Entwicklung des demokratischen Parlamentarismus in Baden.

Inwiefern der Engelwirt Jakob Fautz, einer der 14 Seelbacher Bürger, die die Petition von 1842 mitunterschrieben haben, die Inschrift auf das von ihm und seiner Ehefrau Maria Anna Kronauer 1845 gestiftete Kreuz vor dem „Engel“ als christliche Aufforderung zur großzügigen Vergebung von moralisch-politischem Fehlverhalten verstanden wissen wollte, muß offen bleiben.

Die Sockelinschrift lautet:

„Vater! Verzeih ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Joh. 17

Quellen und Anmerkungen

- 1 Hörner, Manfred: Die Wahlen zur badischen zweiten Kammer im Vormärz (1819–1847) (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, 29) Göttingen 1987, 421–423.
Mietzner, Thorsten: Lahr im Vormärz. Geroldsecker Land (GL) 38, 1996, 45 ff.
- 2 GemA Seelbach 383, Bescheid des Oberamts Lahr vom 11. 4. 1842.
„Die Beschwerde einiger Bürger zu Seelbach gegen die dortige Wahl der Wahlmänner betr.

In Erwägung:

1. daß Philipp Göppert, Georg Linsenmeyer und Raimund Grieshaber vor der Wahl ihr Bürgerrecht bereits angetreten hatten und bereits am 29ten v(origen) M(onats) in das Bürgerbuch eingetragen wurden und somit stimmberechtigt waren, obgleich ihnen die Urkunde hierüber erst am 1ten April ausgefertigt worden ist;
2. daß zwar Stubenwirth Schreiber und Hieronimus Beck nach § 49 der Wahlordnung kein Stimmrecht haben, weil sie in Seelbach nicht Bürger sind, dadurch aber, daß sie dennoch abstimmten, die Wahl nicht ungültig wird, sondern nur ihre Stimmen nicht gerechnet werden können;
3. daß dagegen (. . .) Lehrer Eberenz, Jakob Fischer und Symforian Rothman stimmberechtigt waren, weil sie in Seelbach Bürger sind und ihr auswärtiger Aufenthalt hierin nichts ändert;
4. daß die Wahlordnung nirgends dem Mundtoten die Stimmfähigkeit entzieht, folglich Altstubenwirth Fautz stimmberechtigt ist;
5. daß der Stimmzettel des Josef Volk zwar nicht hätte angenommen werden sollen, weil nach § 51 der Wahlordnung das Stimmrecht persönlich ausgeübt werden muß, daß aber die Annahme dieses Stimmzettels die Wahl nicht ungültig macht, sondern nur die Folge haben kann, daß diese Stimme nicht zählt;
6. daß Ausweis des von sämtlichen Mitgliedern der Wahlkommission beurkundeten Stimmregisters der Wahlakt noch nicht geschlossen war, als Landolin Moser abstimmte;
7. daß hiernach die durch Majorität ernannten Wahlmänner jeder nur 3 Stimmen, nämlich die des Stubenwirths Schreiber, Hieronimus Beck und Josef Volk verlieren, wodurch am Wahlresultat sich nichts ändert, weil der Vierthöchste nur 106 Stimmen erhielt, die drei Wahlmänner 119 resp. 113 Stimmen haben;
8. daß wenn auch die Beschwerden ad 1 und 5 begründet wären, der Geringste der 3 Wahlmänner 109 behält, also immer mehr als die andern, wird verfügt, die gegen die Gültigkeit der Wahl erhobenen Beschwerden werden verworfen und die Beschwerdeführer in die Kosten verfällt.

Hiervon erhält der Gemeinderath Nachricht und der Bürgermeister die Weisung, die beifolgende Bescheidausfertigung den Beschwerdeführern Michel Müller et Cons. gegen Bescheinigung zuzustellen.

Lahr, den 11ten April 1842
Lang

- 3 UB Freiburg, Prot. 2. Kammer v. 1. 6. 1842, Proh. 1, 101–128
- 4 GLA 236/4273, Bericht des Innenministeriums vom 29. 12. 1843
- 5 GemA Seelbach 383, Wahlprotokoll vom 23. 12. 1843
- 6 UB Freiburg, Prot. 2. Kammer vom 8. 1. 1844, Blh. 10, 129

Was Johann Armbruster, Schiffer in Wolfach, von 1807 bis 1853 in sein Notizbuch schrieb

Johannes Werner

Das Volck so bey der Kyntzig wohnet/besonder umb Wolfach/ernehret sich mit den grossen Bawhoeltzern/die sie durch das Wasser Kyntzig gen Straßburg in den Rhein flötzen/und groß Gelt jaerlichen erobern.

Sebastian Münster, Cosmographia (1628)

Über Heinrich Hansjakob, den man als einen Volksschriftsteller kennt, kann man geteilter Meinung sein; aber es läßt sich nicht leugnen, daß er, als einer der ersten, die Lebensläufe der kleinen Leute niederschrieb, um die sich sonst keiner kümmerte, über die sonst keiner etwas wissen wollte¹. Einer von ihnen war Theodor Armbruster (1815–1898), der als Seifensieder und Holzhändler in Wolfach lebte. Und hinter ihm, den Hansjakob ins Zentrum einer eigenen Erzählung stellte, wird die alle und alles überragende Gestalt seines Vaters sichtbar – die des Schiffers, d.h. Flößers Johann Armbruster (1786–1872), auch ‚Jean‘ oder ‚Schang‘ oder ‚der starke Hans‘ genannt. Er war, wie Hansjakob berichtet, „wohl das angesehenste Haupt aller Schiffer im Kinzigtal, und wenn er nach Hasle kam und beim Frankfurterhans, seinem Schwager, vorfuhr, hatte alles Respekt, als ob ein Fürst käme. Er war aber auch ein Wald- und Holzfürst und ein kreuzbraver Mann alten Schlags“². Seine größte Leistung bestand darin, daß er Flöße mit einer Länge von über 2.000 Fuß und einer Besatzung von 40 bis 50 Mann nach Holland hinunter steuerte, einmal sogar bei Nacht durch die Kölner Rheinbrücke hindurch, weil sich das Ungetüm nicht mehr rechtzeitig anhalten ließ. Hansjakob hat das Ereignis ausführlich nacherzählt³.

Mit diesem Helden war Heinrich Hansjakob, wohl ohne es zu wissen, durch seine Mutter weitläufig verwandt⁴; und so auch Wilhelm Hausenstein. Denn die Tochter Joséphine jenes Johann Armbruster (das elfte seiner dreizehn Kinder) hatte den Gottlob Baumann, Bärenwirt in Hornberg, geheiratet, und dessen Tochter Clara (das sechste und letzte seiner Kinder) dann den großherzoglich badischen Steuerkommissär Wilhelm Hausenstein, dessen Sohn der hier gemeinte, gleichnamige Kunstschriftsteller, Kunsthistoriker, Kunstkritiker und Diplomat war; und somit war er ein Ur-enkel eben jenes Johann Armbruster, mit dem er sich schließlich sogar soweit identifizierte, daß er, vor allem in den dunklen Jahren zwischen 1933 und 1945, seinen Namen als Pseudonym benutzte. Aber schon 1927, als er



Heinrich Hansjakob

damit anfang, deckte er in einem Brief an Max Rychner das Geheimnis auf: „Wenn Sie meine Aufsätze in der F.Z. verfolgen: bitte achten Sie auf einen nommé Armbruster. Sie werden schon merken, wer es ist. Auch sein Urgroßvater hat so geheißen, war Flößermeister in Wolfach, auf der Kinzig; ein Mann, nicht kalibriger als ich, aber zehnmal so stark, fällte sich seine Tannen selbst, steuerte das von ihm selbst gebundene Floß an Köln vorbei bis in den holländischen Rhein hinaus und wurde in blauen, auch kaffeebraunen Fräcken gesichtet auf der Postkutsche nach Paris, wenn er ‚heimfuhr‘ (Holland–Paris–Wolfach). Ja ja. Der Scribent wäre froh, wenn er sein eigener Urgroßvater wäre.“⁵

Dem Johann lag der Beruf gewissermaßen schon im Blut. Seit Menschengedenken waren die Armbrusters nichts anderes als Schiffer in Wolfach gewesen; Johann war schon der siebte in der direkten Folge, die mit Urban (gest. 1633) begonnen hatte, dem Sohn eines Bauern namens Jerg aus Schapbach, dessen Herkunft sich in einem nicht mehr zu lichtenden Dunkel verliert. Und Johann machte der Familie keine Schande; im Gegenteil. Er war, wie die erzählte Episode zeigt, ein kühner und kräftiger Mensch – und gleichzeitig einer, der über die engen Grenzen seiner Heimat weit hinaussah, viel weiter als andere es taten und konnten. Der Holzhandel nach Holland brachte so etwas eben mit sich, und auch der Handel mit geschliffenen Granaten, den Johann noch nebenher betrieb, bis nach



Wilhelm Hausenstein

Italien hinunter. Anders als die Köhler, die Tag und Nacht an ihren einsamen Meilern saßen, waren die Flößer für ihre Weitsicht, Weltläufigkeit und Weltgewandtheit allgemein bekannt⁶.

Daß Johann Armbruster auch darin ein echter Flößer war, bewies er dadurch, daß er sich die Mühe machte, „in einem zierlich geschriebenen Tagebüchlein alle Zeitereignisse, Witterungswechsel, Preise der Lebensmittel und anderes niederzuschreiben“⁷. Später wird das Büchlein wohl in den Besitz des Theodor gekommen sein, und dort wird Hansjakob es auch gesehen haben (der den Theodor ohnehin mit Fragen, ja mit ganzen Fragebögen plagte)⁸; dann ging es irgendwann verloren und hat sich nicht wieder finden lassen. Doch ist im Nachlaß von Wilhelm Hausenstein nun eine Abschrift aufgetaucht, die dieser, wie es scheint, in den 20er oder 30er Jahren anfertigen ließ, als er sich immer mehr mit seiner Herkunft beschäftigte⁹. Sie wird hier zum ersten Mal veröffentlicht.

Das Büchlein handelt wirklich von den Dingen, die Hansjakob schon nennt, d.h. es gehen in ihm – um es genauer zu sagen – dreierlei Dinge durcheinander oder nebeneinander her. Da geht es erstens um die Angelegenheiten der Wolfacher Schiffferschaft, der ‚Companie‘, deren jeweils wechselnde Zusammensetzung in den Aufzeichnungen sichtbar wird. (Wenn ein Mitglied starb, trat sein Sohn, ersatzweise auch sein Schwiegersohn an seine Stelle, oder seine Witwe führte das Gewerbe weiter.) Auch



*Johann Armbruster mit Frau
Maria Anna, geb. Neef*

von ihren Geldgeschäften ist die Rede, von Gewinnen und Verlusten, vor allem aber von den beträchtlichen Investitionen, die immer wieder nötig waren. Zweitens geht es in diesen Aufzeichnungen um das, was jeden betrifft und was keiner ändern kann, nämlich um das Wetter, das die Ernte und damit die Preise der Lebensmittel bestimmte. Und wenn es als Unwetter auftrat, fügte es den Wasserbauten und dem schwimmenden Holz erhebliche Schäden zu. Und da Holz auch brennt, trat neben dem Wasser auch das Feuer als ständige Gefahr hervor. Drittens zeichnete Armbruster auch auf, was in der großen Welt geschah, nämlich Napoleons Aufstieg und Untergang – und nicht nur, weil dessen Wellen bis nach Wolfach schlugen. Wer mit Italien und mit Holland handelte, hatte einen weiteren Horizont als andere, war alles andere als ein Hinterwäldler.

So spiegelt sich in den Aufzeichnungen des Johann Armbruster zuletzt noch die Weltgeschichte wider; aber zuerst die Ortsgeschichte von Wolfach, zumal die Geschichte der Schiffer und der Schiffferschaft¹⁰.

Der Text

Im Jahr 1807 war der Sommer beynahe unausstehlich trocken und heiss, die Haslacher und Hausacher Müller und Wiesenbeständer¹¹ wollten wegen Wassermangel das Flößen sperren, wurde aber nicht darauf geachtet.

Im Juny wurde der Spitzteich verbessert, jedoch blieb der Hauptbaum auf Piloten ruhend, unerneuert. Die Streckbäume und Rippen wurden mit eisernen Banden zusammengebunden. Die Comp. zahlte 2/3 davon, d.h. an den Banden¹².

Im Frühjahr 1807 wurden die 2 neuen Sägen ob dem Spitzteich erbaut; an dem Ablassteich hat die Comp. wegen seiner dauerhaften, auch der Comp. vortheilhaften Bauart den Theilhabern 60 fl ersetzt¹³.

1809 wurde bey Erbauung der oberen doppelgängigen Sägen unten der Wied Magazin auch wegen dem gutgebauten Ablassteich wie hier oben 60 fl ersetzt.

1809. Am 5ten May hatten wir noch Schneewetter, Raps-¹⁴ und Obstblüthe verfroren fast ganz.

1809 wurde Schiltach badisch, und es gab allerhand Neuerungen.

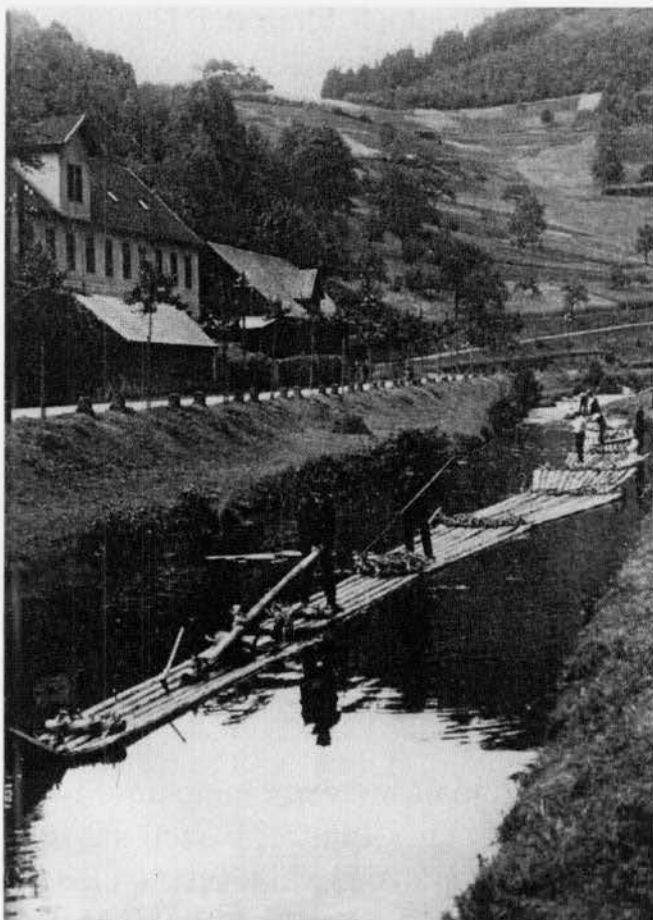
1810 haben wir zu viel Baum geflösst und mussten 10/11 für unsere Rechnung auspollern¹⁵, und waren unverkauft. Diesen Sommer im August starb auch Roman Mayers Wittib. 1806 starb Kaspar Spinner. 1804 starb Mast. (Obige Bäume sind mit beträchtlichem Verlust verkauft worden.)

1811 wurde Jakob Harter Schiffer.

1811. In der Nacht vom 21ten auf den 22ten May verbrannte um Mitternacht des Standfests Sägen, die Comp. hat den 3 Inhabern (weil sie selbst 1 Theil haften) mit dem Bedeuten 500 fl Bausteuern gegeben, dass bei ähnlichen Fällen dieses jedem zutheil werde. Die Säge war um 1000 fl im Brandkataster, die die Inhaber auch bezogen. Wenn die Comp. gebaut hätte, so hätte jeder Inhaber nur 150 fl zahlen dürfen, allein sie nahmen lieber 1000 fl Brandgeld und 500 fl Bausteuer und bauten selbstens.

1811. Februar 10ten wurde bey versammelter Schifferschaft dem Jos. Anton Armbruster einen durch Kehler Rechnung im Juny gemachten Recess deswegen nachgelassen mit der Summe von 96 fl, weil der Kassier bey dem Schluss der Jahresrechnung 104 fl zuviel Geld in der Kasse hatte, da dieser aber seit Juny in seinen Monat Rechnungen keinen Vorschuss hatte, so kann deshalb Vorschuss nicht als Folge des Jos. Antons Recesses betrachtet werden, daher die Nachlassung obiger 96 fl wie geschenkt anzusehen sind. Dieses zur Bemerkung wenn ich einstens in ein solches Unglück kommen sollte.

Das Unglück ist für mich schon da. Am 17. Aprill 1812 kam ich nach Strassburg, fand unter andern Geschäften einen petschirten Stab in Rollen gepacktes Geld, den Adam Metzner, Holzhändler von Mundenheim, geschickt hatte. Der begleitende Brief wurde nach Kehl geschickt, in diesem war ebenso wenig ein Sortenzettel als bey der Adresse, sondern nur die Summe 2500 fl bemerkt. Da aber dieser Herr Metzner aus bezahlten Geldsendungen nie andere als deutsche Münzen gesendet hatte, so dachte ich, besonders dem Fühlen der Rollen nachgerechnet, dass es dieses Mal nämliche Sorten wären. Ich nahm den Stab mit nach Neumühl, am kleinen



Kinzigfloß um 1900

Rhein liess ich halten, declarirte meine Summe richtig, doch so, dass ich sagte, es werden Münz und Laubthaler seyn, wie es dieser Herr Metzner zu zahlen gewohnt seye, und ich hätte es selbst, weil der noch ohneröffnet seye, nicht genauer untersucht. Man sagte mir, wenn viele Thaler dabey wären, so müsste ich das Geld zurück nehmen, ich sagte, wir wollen es zuvor untersuchen, und ich machte den Stab auf und zu meinem Erstaunen waren es lauter Rollen Laubthaler. Die Douaniers, besonders ersterer hadersüchtigste¹⁶ intriganteste Mensch von der Welt, saisirten mir mein Geld, verfassten ein sehr verdrehtes Protokoll über den Hergang der Sache, und als ich dieses in ihrem französischen Protokoll durchgesehen hatte, weigerte ich es zu unterschreiben. Ich wandte mich sogleich an einen erfahrenen Avocaten, H. Momy in Strassburg, welcher mit Unterstützung des Herrn Schulmeister auf seinem Gute Meinau wohnend und unter Leitung d.H. Philipp Jakob Bischoff, dem Hilfreichsten der Menschen, samt Beyhilfe der badischen Gesandtschaft in Paris aufhaltend, gegen Ende August mein Geld wieder erhielt. Dieser Vorfall, obschon ich unschuldig war, hätte mir doch bald das Leben gekostet, so sehr griff mich alles an, ich fasste aber wieder Muth, und wurde nach Ausgang der Sache wieder etwas heiterer. Da aber das Geld der Schiffercomp. gehörte, so liess ich am 6ten Sept. 1812 dieselbe sämtlich zusammenrufen, sie erschienen und ich er-

zählte den ganzen Vorfall ohne Zusatz, man liess mich abtreten und es wurde beschlossen, dass weil ich unschuldig und nüchtern in diesen Unfall geraten seye, so habe die Comp. beschlossen, die Kosten und Strafe, welche mir von vorerwähnten 2500 fl abgezogen wurde und sich auf 351 fl 40 belieffen, als gemeinen Kosten zu betrachten. Ich dankte nun denselben für ihre gütige Einsicht und warne jeden, dass er nie genug vorsichtig sein könne. Meine ganze Schuld war, dass ich die Geldsorten nicht wusste. Man hätte es mir nun zurückweisen aber nicht nehmen sollen, im Rechtswege.

Den 8ten September 1812 habe ich im Namen beider Schifferschaften eine Bitte beym Kinzigkreis Directorium in Offenburg eingegeben, dass an sämtliche Ämter an der Kinzig die Weisung ergehen möchte, dass wenn im Bezirk derselben ein dem Flösser hinderliches Geschäfte im Jahr hindurch vorzusehen seye, so möchten es dieselben einberichten, dass alle Gebäude od. Reparationen des ganzen Jahres auf einmal am ganzen Kinzigfluss vorgenommen werden möchten. Welches unterm -ten September 1812 auch bewilligt worden ist.

1812. December 31ten wegen 31 fl Sarptus. Ende Dec. und anfangs Januar 1813 habe ich meine letzte Rechnung dem H. Straub Cassier dargelegt und habe 82 fl Ueberschuss bezahlt, sollte ich je in einer Rechnung zu wenig haben, so kann ich mich daran regressiren. Ein Passivrest pr 60 fl wurde mir später ersetzt.

1816. Im Juny hat Jos. Ant. Armbruster als Kehler Schiffer einen Recess von 96 fl gemacht, den ihm die Comp. im Februar 1812 geschenkt hat und früher 55 fl geschenkt¹⁷ ebenso. Als er später Kassier war, und aufhörte, schenkte man ihm wieder circa 214 fl Recess.

1812. 16ten May starb der Herr Cassier Joseph Armbruster Schiffer.

1812. Im Hornung starb Tobias Armbruster Schiffer.

1812. Im September starb des Tobiasen Wittwe, wogegen der Joseph Mayer der jüngere den 23ten April 1813 Schiffer wurde.

1812. Im July hat Bernhart Armbruster Schiffer die hölzerne Brücke bey der Magazin zu frühe weggerissen, ehe man über die dabey erbaute steinerne mit Recht fahren konnte, dadurch mehrere Wägen darüber mussten, und wegen schlechtem Bau, von Maurer Schweinbold verfertigt, Risse bekam, und desswegen der Bernhart von amtswegen einen Schadenersatz von 110 fl verfällt wurde, welchen die Comp. aber im Februar 1813 bezahlte.

Am Montag als den 30ten August 1813 habe ich dem Herrn Registrator Wohlschlägel beim Finanzdepartement in Carlsruhe einen weissen Bogen Papier auf der 3ten Seite im 2/3 unten unterschreiben müssen, als „Wolfach den 30ten August 1813 gehorsamste Joseph Armbruster & Comp.“ Dieser Bogen sollte zu einer Bittschrift wegen dem Baurenprozess dienen, ob derselbe auch wirklich dazu gedient hat, stehe ich in Erwartung, und

notire deswegen dieses, die Abschrift davon habe ich aber in Händen, wenn unser Namen der Comp. mehreres einschliesst, so ist es nicht edel gehandelt worden. (Ich habe mich anfangs zu unterzeichnen gesträubt, da aber als den kommenden Morgen Sitzung seye, so müsse es gleich sein, um die Sache nicht aufzuhalten, sagte d.H. Wohlschlägel. Jean Armbruster.)

Vom November bis December 1812 sind da die französische Armée und Rheinische Bundestruppen, zusammen über 600.000 Mann, unter Anführung des französischen Kaisers Napoléon ins Herz von Russland den Sommer über eingedrungen, und waren vor Hunger und ausserordentlicher Kälte bis auf circa 10.000 Mann zugrunde gegangen, denn die Russen haben planweise alle Städte und Dörfer, welche sie in ihrem Retirade im eigenen Lande verlassen mussten, weggebrannt, die Einwohner sind ebenfalls zurück gezogen¹⁸. Auf diese Art haben die Franzosen eine 200 Stunden lange Einöde vor sich und im Rückzuge zu repassiren gehabt, mehr als 30.000 Pferdte sind ihnen in Zeit 8 Tagen erfroren, Pferdtfleisch war während 6 Wochen beynahe die einzige Nahrung der grossen Armee. Napoléon entfloh endlich auf einem Schlitten von Wilna bis Königsberg, was noch von der Armée in diesen 2 verheerenden Monaten lebte, hielt keine Diziplin mehr, Napoléon selbst war oft in Gefahr, seine getreuen Generäle und Marschälle Obersten pp bildeten durch ihre eigenen Personen noch 4 Compagnien und vertraten gemeine Soldatenstelle, um ihren Kaiser zu retten. Russland bekriegte zur nämlichen Zeit die Türken, diese machten aber Frieden, somit wurde dieses russische Korps erledigt und marschirte sogleich an den Fluss Beresina, und man hate (?) einem grossen Theil der französischen Armée den Übergang, wobey viele 1000 ertranken und durch den Aufenthalt erfroren sind, die Kosaken besonders haben der französischen Armée im Rückzuge ausserordentlich viel Bagage, Menschen und sogar die Kriegskasse, alle Papiere pp weggenommen. Napoléon kam Ende December nach Paris. Über Winter bis im Aprill hatte er wieder eine ebenso starke junge Armée, an welcher aber gute alte Kavallerie fehlte, er zog mit dieser Armée bis Dresden, Leipzig und an die böhmischen Grenzen, schlug sich mit Preussen und Russen mehrere Male, Oestreich wollte als neutraler Staat den Frieden bewirken, aber umsonst, endlich im July erklärte es sich auch gegen Frankreich, weil dieser Staat die Friedensanträge verwarf. Nach vielen beyspiellosen Schlachten, in welchen oftmals jederseits 400 Kanonen gebraucht wurden, wurde Frankreich bis an den Rhein zurückgetrieben, im October gieng der Rest französischer Armée und Napoléon [...] Frankfurt a/M und Mainz zurück. Der rheinische Bund gieng nun zu Preussen, Russland, Oestreich über, alle diese vereinten Mächte zogen an den Rhein, auch alle ihre Oberhäupter waren selbst bey den Arméen befindlich, die Schweiz allein erklärte sich neutral. Nun zogen grosse Truppenzahlen dahin, vom 30ten November bis 5ten December hat



Schwarzwaldfloß auf dem Rhein

Wolfach unter dem Commando als General den Prinz Carl von Bayern mit 2000 Mann Infanterie logirt, wo jeder Bürger 10 bis 30 Mann Einquartierung hatte, welche morgens mit Suppe und Branntwein, mittags und abends mit Fleisch, Gemüs und Wein verpflegt wurden.

Den 13. November 1813 wurde die Passage übern Rhein gesperrt, wir haben vorher noch viel Bauholz und Thielen nach Strassburg geflösst, damit es in Kehl wegen der Festung nicht verbrannt wird, wie es 1796 geschah, wo die Comp. gegen 30.000 Schaden hatte, weil Holländer Polter pp verbrennt und weggenommen wurden. Dieses Mal haben wir das Holländer Holz grösstentheils in Wolfach und dasjenige in Kehl nach Daxlanden geflösst und jedenorts auspoltern lassen. Da wir dieses Jahr wegen grossem Geldmangel vieles auf der französischen Seite zu fordern haben und wegen der Rheinsperre nichts einkassiren können, so entstand bald Geldmangel, die Kaltbronner Bauern haben sodann schon anfangs December, also schon 1 Monat nachher, bey hiesigem Amte, als der Rhein den 12ten November gesperrt wurde, die Comp. verklagt, dass sie nicht bezahle. (Dies zur besonderen Anmerkung.)

Vom 23ten bis zum 30ten December 1813 sind über Hornberg circa 30.000 Mann russische Truppen, bestehend in Kosaken, Husaren und Kürassier und Infanterie, auch Artillerie. Hier ebenfalls so, ausgenommen

keine Kosaken, im ganzen 10 bis 12.000 Mann, davon 3mal über Nacht geblieben und ein Theil den 28ten December Rasttag gehalten. Habe davon verpflegt und logirt 1 General Adjutant und 19 Gemeine. Man darf im ganzen Durchschnitt jeden Mann des Tags auf ein Maas Branntwein und 3 Pfund Fleisch rechnen. Die 1.000 russische Reitergarde¹⁹ Cuirassier, welche hier und in Oberwolfach übernachteten, haben sich alle selbstens einquartirt und keine Billet angenommen, denn der Quartir-Meister hat zum Theil die Häuser eingesehen und ohne Rücksicht des Einwohners in russischer Sprache mit Kreiden an die Läden oder Thüren geschrieben, wie viel darin Platz haben. Da die Pferdte nicht alle Unterkunft fanden, so haben sie samt Reutern bei grosser Kälte bivouagirt und zu grossen Feuern gesessen, dabey einige im Eiswasser in der Kinzig gebadet haben.

Den 18ten bis 20ten December 1813 sind die Oestreicher Bayern und Russen in die vorhin an sich neutral erklärte Schweiz eingedrungen, ebenfalls und zur nämlichen Zeit sind von obigen Truppen an 4 Orten von Oberweiler bis Basel über den Rhein gegangen, die Festung Hüningen hat sich ebenfalls nach 48tägiger Beschiessung oder Belagerung ergeben. Am 31ten März [1814] sind obige Truppen samt Preussen und dem ganzen rheinischen Bund in Paris eingerückt, nachdem sie seit dem Rheinübergang sehr viele harte Bresten mit der französischen kaiserlichen Napoléonschen Armée bestanden hatten, welche immer an deren Spitze commandirte. Den 3ten Aprill wurde Napoleon sammt dem Prinzen König von Rom des Throns entsetzt und auf die Insel Elba verbannt, wo er sammt seiner Familie mit 6.000.000 Franken lebet, seinen Prinzen und Gemahlin Marie Louise, Kaiserstochter von Oestreich, sind die Krone von den Herzogthümern Parma, Piazenza und Guastella eigenthümlich und erblich gegeben worden. Den 3ten May ist der nunmehrige König von Frankreich, Louis XVIII., zu Paris, von England kommend, angekommen.

1815. Ludwig XVIII. blieb auf dem Thron unter zu sanfter Regierung bis den 20ten März, wo er Paris flüchtig verlassen musste und nach Gent in Niederlanden floh, weil Napoléon gegen Ende Hornung in Elba entkam und glücklich die englischen Wachtschiffe samt ungefähr 800 Mann ihm ergebener Truppen durchschiffte, und am 1ten März in dem Hafen zu Antibes landete. Mit diesen wenigen Menschen drang er rasch in Doppelmärschen in 15 Tagen bis Paris vor. Alle Truppen und Nationalgarden, die ihm zum Widerstande entgegengeschickt wurden, vereinigten sich mit ihrem Exkaiser Napoléon, so dass in kurzer Zeit das Militaire alles auf seiner Seite war, nun sah er sich wieder im Stande, sein altes Unwesen fortzutreiben, er liess sich [am 1. Juni] auf dem Mayfeld bey Paris in Gegenwart von 20.000 Deputirten aus ganz Frankreich neuerdings zum Kaiser wählen. Schon im Augenblick seiner Landung zu Antibes wurde durch ganz Europa Lärm geschlagen, alle Bundesgenossen traten neuerdings gegen ihn auf, Napoléon spielte, die Übermacht der Alliirten fühlend, den Grossmüthi-

gen, allein man kannte diesen Wolf in Schafskleidern zu gut, und der allgemeine Krieg wurde ihm angekündigt. Während dies vom anfangs März 1815 vorgieng, rüstete er sich auch mit aller nur vorhandenen Kraft und zog vorerst an der Spitze von 120.000 Mann Garden und Kerntruppen gegen die Niederlanden, um die dort cantonirten Preussen und Engländer zuerst aufs Haupt zu schlagen, ehe die Russen und Oestreicher und andere Alliirten angekommen seyen, um dann nach seiner alten Siegesgewohnheit jeden einzelnen zu schlagen. Das so lange an ihn gefesselte Kriegsglück wich von ihm schon in seinem ersten Anfall auf die Preussen und Engländer. Diese Schlacht begann unter beederseitigem schrecklichem hartnäckigem Widerstand am 15ten – 16ten Juny 1815 bei Charleroi, Fleurus, Belle Alliance und Waterloo zum Vortheil der Franzosen, allein die geschlagenen Preussen und Engländer konnten diese Schande nicht ertragen, und dank ihren Anführern Blücher und Wellington, dass sie ihren Truppen Muth zusprachen und unverhofft frisch auf die Nacht den Kampf erneuten, die französische Armée aufs Haupt schlug und ihre sämtliche Bagage, 200 Kanonen, die Feldequipage Napoléons, und viele Gefangene zur Beute bekamen, Napoléon selbst entkam mit Noth ohne Hut und Degen, entsprang er aus dem Wagen, schon halb umringt von preussischen Husaren, er selber soll gerufen haben *Sauve qui peut*, und somit war die Verfolgung und Gemetzel ohne Grenzen. Der allseitige Verlust in diesen 5 Tagen soll circa 100.000 Mann betragen, Augenzeugen behaupten, dass diese Schlacht weit mörderischer als jene grosse Leipziger Befreyungsschlacht vom 18ten October 1813 gewesen seye. Diese Schlacht hat den Franzosen den Todesstoss gegeben, Napoléon selbst floh von seiner zertrümmerten Armée inlands nach Paris, entsagte seinem Thron und Kaiserstitel zugunsten seines 3jährigen Sohns (König von Rom), dieser Entsagungsact wurde aber späterhin von den Alliirten verworfen. Napoléon wollte als *Generalissimus furtan commandiren*, aber auch hier fand er keinen Anhang, er merkte Unrath, gieng von Paris an die Grenzstadt Rochefort, schiffte sich mit seinem neugebackenen Obermarschall Bertrand und familie samt einigen Stabsoffizieren ein, und wurde von den auflauernden englischen Schiffen an Hand des *Bellerophon* nach England geschifft, er appellirte während dieser Fahrt an die Grossmuth des Kronprinzen von England und glaubte sicher, in England und dem Schutz seiner Gesetze leben zu können, allein er betrog sich. Ein solcher Gast zu haben, schien England von Werth zu sein, allein man kannte auch seinen allseitigen Einfluss, man liess ihn daher immer auf offener See und liess ihn den *Bellerophon* gegen das Schiff *Northumberland* vertauschen. Mit diesem Schiff hatte er nun die Ehre, auf die sehr weit entlegene Insel Helena überzuschiffen, wo es ihm nicht sehr behagen soll, da er keine Gelegenheit zum Menschenplagen mehr vor sich hat. Auf vorbemerkte merkwürdige Schlacht von Waterloo benutzten die Preussen und Engländer den Vortheil des Siegers und drangen unaufhalt-

sam bis Paris vor, während die Oestreicher, Bayern etc durch die Schweiz gegen Lyon vorrückten, die Russen nach, so dass ein Theil dieser Truppen am 9ten July zwischen Hagenau und Strassburg mit den Württembergern gegen die Rheinarmee unter dem französischen Obergeneral Rapp zu einem hitzigen Treffen gekommen sind. Die Hauptarmee der Franzosen, grösstentheils noch für Napoléon gestimmt, obwohl er sie zum öfteren Male schändlich verlassen hatte, zog sich nach einer Convention hinter den Loire Fluss, und die Alliirten setzten sich den Franzosen nahe an diese Linie, welches im August und September sich ereignete. Anfangs July kam Ludwig XVIII. mit einer eigens gesammelten Armée von seinen Anhängern zu Paris an, aber diese eigene Armée that keinen Schwerdstreich, sondern rückte den vorangehenden Alliirten immer nur nach. Dieser König blieb indessen unter dem Schutz der Alliirten bis zum Frieden, der am 20ten November gemacht wurde zu Paris, und verwaltet seither die Regierung, wie lange weiss Gott. Der Frieden besteht hauptsächlich darin, dass Frankreich an sämtliche Alliirten 700.000.000 Franken zahle und während 5 Jahren 1500 Mann alliirten Truppen im Lande ernähren muss. Bey diesem Friedensschluss so wie beym vorangegangenen Krieg sind die Kaiser von Oestreich, von Russland, der König von Preussen und mehrere alliirte Fürsten gewesen²⁰.

Im Jahr 1815 hat die Schifferschaft gegen den Christian Wieland zu Gernsbach einen Prozess verloren, der uns eine nicht gehaltene Akkords-Entschädigungssumme von circa 14.000 fl versagte. Die beederseitigen Kosten mussten wir während der Dauer von 4 Jahren mit 2500 fl bezahlen. Im nämlichen Jahr 1815 kamen wir in Rechtsstreit mit Vrast und Deurer in Gernsbach und Mannheim, mit einer Forderung von 17.000 fl. Wir bemerkten, dass diese beede in missliche Vermögensumstände geraten seyen und accordirten zu 75% verlohren, also hier auch circa 4300 fl und ohngefähr 1900 fl verfallene Zinsen, weil letztere die Termine so schlecht einhielten. Diese 3 sauberen Patronen haben mit rundem und plattem Holz nach Holland gehandelt.

1814. Steinerne Siechenbrücke. Dieses Brückle baute anfänglich Schweibold, aber so schlecht, dass wir beim ersten Wasser in den Säggraben lassend beschuldigt wurden, dass dieses schuld seye, dass das Gewölb Spalte bekomme, wir widersprachen es, ein Rechtsstreit erhob sich, und der Amtmann Erhard verfallte uns in den Kostenersatz von 150 fl. Da wir beim Aufbauen dieses Brückleins schon zu einer Beysteuer von Seiten der Stadt mit 100 fl angesetzt waren und wir, wie oben bemerkt, 150 fl zahlen mussten, weil das Brücklein abgebrochen werden musste, so mussten wir diese erst anbedungenen 100 fl beim zweiten Aufbauen noch weiters bezahlen, somit kostet es die Comp. 250 fl.

1815. Mossenwald. Im Jahr 1815 im Herbst steigerten wir den Mossenwald von der Herrschaft Baden für 8450 fl. 1/3 der Kosten 19.28 accis.

1816. Da unterm 9ten July 1814 mittelst einer kleinen Schlacht durch den Kronprinzen von Württemberg und anderseits durch den französischen General Rapp die Dörfer Souffelweyersheim, Mundolsheim und Niederhausbergen abgebrannt wurden, so wurden im Frühjahr 1816 diese Dörfer durch gesteuerte Gelder ziemlich hergestellt, es erforderte viel gemein Holz und etwas Gefrömt²¹, auch Bord²², wir haben deshalb mit den vier Strassburger Holzhändlern einen Accord geschlossen auf 20.800 Rückgemeinholz und 400 Stämm gefrömt Holz, diesen Accord liefferten wir bis zum Ende Aprill durch ohngefähr 26 Floss, vom 20ten März an, ganz ab. Während dieser Zeit bis in die Mitte Aprill war es alle Mengen voll Eis und Reifen, es gieng ein erschrecklich kalter Nordwind. Anfangs May trieb erst die Blüthe an Obstbäumen, weil am 14ten – 15ten Aprill über Ostern fast $\frac{3}{4}$ Schuh Schnee fiel. Vom 4ten May an regnete es alle Tage mehrere Male, mitunter oft mit Schlossen unter Donner, ohne warm oder Sonnenschein zu haben, am 12ten schneite es, am 13ten Apr [May?] morgens wieder so arg, dass es bis an die Tiefe der Thäler alles weiss war. Die Blüten und andere Sachen steckten diese Zeit über immer gleich stehend. Es blieb bereits immer fort regnerisch und kalt. Mitte Juny fiel auf dem Schwarzwald ein Schnee, dass ein halber Tag kein Vieh auf die Weide getrieben werden konnte. Am 3ten July galt der Sester Korn 2.40 fl und der Sester Weizen 3.40 fl.

Im Herbst und Winter 1816/17 galt der Sester Haber 1.18 fl alter 1.30 fl, Gerst 2.30 fl, Korn 3 fl bis $3\frac{1}{4}$ fl, Weizen 4 fl bis $4\frac{1}{2}$ fl, Erdäpfel 0.40 bis 0.42 fl. Das Pfund Schweinefleisch 0.22 à 0.24 fl. Das Pfund Lichter 0.36 fl, die Maas Öl 1.26 fl, der Ohm geringen Wein 20 fl, guten 30 fl bis 40 fl, der Ohm Apfelwein 5.30 fl bis 6 fl.

Theurung. 1817. Aprill 15ten galt der Sester Haber 1.48 fl, der Sester Korn 4 fl, der Sester Weizen 5.30 fl, der Sester Erdäpfel 1.20 fl, das Mässle Bohnen 0.40 fl, das Mässle Kleesamen 1.36 fl, das Pfund Speck 0.28 fl, Rindfleisch 0.15 fl. Es war dabey grosser Mangel bey ärmeren Leuten, auch rauhe, gefrorene schneeige Witterung einige Wochen her.

1817. Unerhörte Theurung. Fortsetzung. Vom vorerwähnten Monat Aprill stieg die Noth immer zu einem höheren Grade, so zwar, dass auf dem Kniebis, im Glaswald, auf dem Schwarzwald pp Klee, Grass, Wurzel, Pferdtfleisch gegessen wurden. Die Noth trieb zur Betrügerey, dass die Bäcker auf dem Schwarzwald Schwarzmehl mit feinem Sägmehl vermischten und verbackten, welches Verstopfung verursachte.

Der Haber kostete im Juny-July 3.18 fl, Korn der Sester 7 fl bis 7.12 fl, Weizen der Sester 9.10 fl, auch einmal 10.20 fl, das Pfund Speck 0.36 fl, Rindfleisch 0.16 fl, Butter 0.24 fl, mittelmässiger Wein der Schoppen 0.18 fl, das Bier war schlecht, der Schoppen 0.04 fl, der Sester Gersten 6 fl. Die Aerndte fiel dies Jahr gut aus.

1816. Den 16ten October starb Niklaus Armbruster Schiffer. Seiner Frau verwehrte die Comp. das Heurathen, weil sie immer mit ihrem Mann unzufrieden lebte und nie Hoffnung giebt, dass sie ein für die Comp. taugliches Subjekt heurathen wird.

1817. Im July 16ten starb der Cassier Straub. Weil sich seine Familie bis zur 5ten Heurath fortgepflanzt hatte, so untersagte die Comp. seiner hinterlassenen Wittib das Schifferrecht, seinem Sohn Leonhard ebenfalls seine Pretention als Sohn 1ter Ehe, weil er aus 3ter entsprossen war. Von Seiten des Forstamtes und Amtes wurden obige begünstigt den 10ten September 1817, erstere bleibe mit 1500 fl Einlag Schifferin und Leonhard seye als Sohn erster Ehe zu betrachten. Die Comp. appellirte ans Directorium und verlor ihr Recht.

1817. Bau des Säggrabens und Säge in Herrlespach im Frühjahr 1817. Dieser der Comp. vortheilhafte Bau kostet die Comp. in Summa 2167.59 fl, wird aber mehr zum Nutzen als Schaden dienen. Die grosse Mauer soll die Säggräben schützen.

1817. Im September wurde der Giessenteich quer von des Oberles Stadtfeld hinein zum Renoviren erkannt. Beym Abbrechen war er so faul und verdorben, dass er ganz neu gemacht werden musste. Der vordere Brustbau ruhet auf 6 Piloten, der Hechelbaum hat nur wenige ordinaire Pfähl, dieser Querteich kostete 639.15 fl. Der Vorteich, welcher vor obigem Teich stehet oder Vorpritsche genannt wird, ist ohngefähr 1812 gebaut worden und ruhet auf 2 Reihen Piloten, 14 an der Zahl im Ganzen.

Für 13ten Februar im Jahr 1817 gestorbene Lorenz Armbruster Wittib wurde Vinzenz Krausbeck im Frühjahr 1817 Schiffer. Das Vorrecht hätte Wilhelm Duttlinger gehabt, allein da dieser wegen noch nicht vollendeter Studien an der Medecine sich gar nicht zum Schiffer qualifizierte, noch dessen erforderliche Kenntnisse erworben hatte, so cedirte er es dem Erstgenannten einstweilen, ohne sich für die Folge etwas zu vergeben.

1818. 20ten July starb die Wittib Anna Maria Armbruster, Schifferin, des ältesten Mayers Frau, dagegen Wilhelm Duttlinger Schiffer geworden.

1819. 31ten May starb die Wittib Straub. Über Georgi 1820 wurde Bernhard Siener Schiffer.

1820. Im Anfang July brach der Spitzteich bey kleinem Wasser durch. Man riss also in der Mitte den Teich ab, eine 70 m Länge, schlug hinten 4 Piloten, setzte den alten Hechelbaum darauf, vorher wurden 5 Piloten geschlagen und ein neuer 70 m Brustbaum von 16 Zoll aufgelegt. Die Stechbritsche wurde mit gemodelten Sperrdreystückbalken gemacht.

1820. Anfangs July wurde gegen den Steinkasten der obere Sägeteich eine 62 m Länge renovirt. Der Hauptbaum und Streckbaum blieben unberührt, da die Rippen caput waren, so schlug man 2 Reihen Piloten, jede von 4 Stücken, setzte 4 Häubchen darauf, worauf nun die Britschbaum liegen.



Kinzigflößer auf dem Heimweg

1820. Ende July und Anfang August wurde zu Alpirsbach ein Schiffergericht gehalten. Die badischen und württembergischen Bauren verlangten Freyhandel pp.

1820. Anfangs September wurde der Giesen oberhalb 2 b 2.4 m Länge an der graden Wand neu hergestellt. Es wurde keine Stichpritsche gemacht, sondern zwischen Hechelbaum und Pritschbaumen gefüttert mit 4zölligen Flecklingen.

1821. Im September wurde die Eingangsstellfallen bey dem Eichenstein neu gemacht.

1822. Im Juny wurde die Stadt gepflastert. Im July 1808 [!] die Vorstadt desgleichen.

1822 wurde von der Comp. ein Weyer zu Schramberg erbaut und dem Gutbesitzer Nagel jährlich 100 fl versprochen, so lang die Comp. existire, sammt halben Wasserlohn fremder Flößer.

1823. Ein Vergleich gemacht, kostete zusammen 1000 fl. Inzwischen wurden die Salinen in der Nähe aufgefunden, und dann bey vorausgesehener Beschränkung des Flößers dem Nagel der Weyer im August 1824 samt 623 fl bar Geld als Abfindungssumme für Aufhebung des Vertrags geschenkt und 5 Jahr Weyerrecht zum Flößen vorbehalten.

1822. Im September bin ich und Jos. Mayer das erste Mal nach Holland mit einem Comp. Floss gefahren.

1823 im Aprill das 2te Mal mit Wwe Duttlinger und

1824 das 3te Mal allein im Aprill.

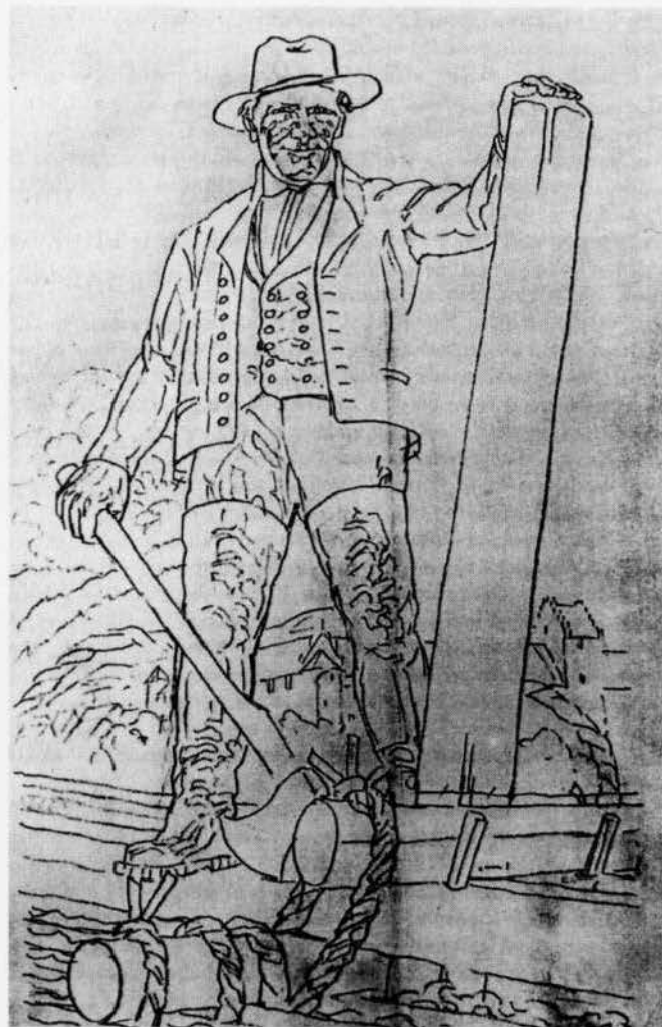
1824. Den 28ten October war die Kinzig noch flössbar klein, auf den Abend regnete es, und bereits die ganze Nacht. Morgens 3 Uhr war unser Holzhauer Herrengarten und Herrlespach durch Schiltacher Holz abgerissen, um $\frac{3}{4}$ vor 7 Uhr alle Brücken fort. Auf den Abend des 29ten war das Wasser gefallen um einige Schuh, bis abends 8 Uhr, dann regnete es in Strömen bis 11 Uhr abends. Erd- und Wolkenbrüche schwellen alle Bäche zu einer beynah gleichen Höhe wie 1778 im October und haben einen furchtbaren Schaden und Angst verbreitet. Bey der grössten Höhe abends $\frac{1}{2}$ 12 Uhr ging auch das Holz und Borde auf dem Brückenwag fort. Nur auf dem Ziegelwag blieb links und rechts noch das Holz hängen. Den oberen Sägteich Steinkast an der Falle nahm es ganz, unterwühlte auch beynah die Säge, der Steinkasten beym Eichenstein trieb auch auf der Fallenseite weg samt dem halben Teich. In Kehl riss es uns wenig Holz ab, doch wurden 2 Bolle gemein Holz an die Kinzigbrücke getrieben. In Auenheim nahm es 3 Rheinflösse, welche in Hanau und Leutesheim anhiengen. In Steinmauren ebenfalls 6 und zu Mannheim zusammen an einem Floss 12 Kehler Flosse, dabey 7 Anker abgerissen worden. Der Schaden ist [] gross und beträgt circa 10.000 fl. Nicht nur hier, sondern beynahe in ganz Europa waren überall Überschwemmungen, und die Zeitungen sagten, dass Quellen ausgebrochen, welche nur durch besondere Naturereignisse entstanden, welches sich bestätigt, da hier das Wasser gefallen während dem stärksten Regen, ohne im Gebirg zu schneien. Hieher wurde ein Werth von circa 2.000 fl gesteuert. Der Fürst von Fürstenberg gab 400 fl. Von Karlsruhe, dahin die Kollekten eingiengen, circa 66 fl. Vom Frauenverein in Offenburg Kleidungsstücke 200 fl, und ein gross Fass Kleider von Frankfurt a/M durch Herr H.D. Drescher daselbst. Werth 800 fl, samt 100 fl bar für Wittwen und Waisen.

1825. Im Mai wurde der Eichensteinteich mit Steinkasten linkerhand neugebaut, die Rippen wurden auf die Piloten gelegt, ohne Brust noch Hechelbaum. Dann statt Pfähle nahm man Eisennägel.

1825. Im July ward der obere Sägteich neu gebaut, mit 1.70 und 44.4 Länge. Hinten stehen 3 neue und 5 alte, vorn 5 neue und 4 alte Piloten, darauf Brust und Hechelbaum liegen etc. Der Teich ist nicht anders als mit einem Prütsch und einem Hauptbaum verschränkt, auch grösstentheils mit Eisennägeln genagelt. Die Steinkästen wurden ebenfalls damit gemacht.

1825. Im December habe ich einen Passivrecess bey der Kehler Rechnung gehabt mit 100 fl, welche ich der Gesellschaft angezeigt und den Betrag bis zur Auffindung desselben behalten habe, und vom Merz 1825 activ 110 fl. Im May 1831 passiv 185 fl.

1826. July 13ten abends ist Herr Th. Jak. Bischoff, Holzhändler in Strassburg, gestorben. Im Juny und July sind durch Heinzelmann im Namen des Eydt in Alpirsbach die ersten Tromflösse²³ nach Offenburg geflösset worden.



Kinzigtäler Flößer an der ‚Sperre‘

Den 6ten Februar 1827 ist die Wittwe des Niklaus Mayer gestorben. Ihre Erben: Roman Armbruster, Wendelin Mayer und Valentin Bühler. Wendelin Armbruster wurde Schiffer.

1827 3ten Aprill. Klagten heute beym Amt auf eine Vorlage der Comp. Rechnungen, da sie dem Vermögen der Gestorbenen bey der Comp. nicht trauen wollten. Das Amt war den Klägern ziemlich geneigt, doch diese widerriefen ihre Klagen den 18ten Aprill.

Den 16ten Aprill 1827 haben Josef Armbrusterflosser beym Engel und Filip Schaferflosser mit dem Eydt in Alpirsbach keinen Frachtakkord auf sein und der Bäume Holz gemacht.

1827 starb Sebastian Harter den 15ten Aprill.

1829 wurde Ant. Armbruster nach 18monatlichem Prozessiren mit Lorenz Straub, Schiffer, Straub verlor in allen Instanzen bis beym Staatsministerium.

1829 26ten October mittags $\frac{1}{2}$ 11 Uhr brach im Neben- und Fahrloch der Teich am Spitz unten durch. Da das Nebenloch bis rechts zum Steinkasten längst wegerkannt und ein neuer halber Teich auf dem Land gezim-

mert wegen seit dem Sommer stets zu hoch gestandenem Wasser nicht eingelegt werden konnte, so wurde sogleich Anstalt zur Einlage dieses halben Teichs getroffen und unter den Hechelbaum 5 Piloten geschlagen, unter den Brustbaum zu 4 alten Piloten noch vier neue, dann die eichenen Rippen, die Pritsche und Docken alles mit Eisen genagelt. Hinten ist keine Stichpritsche, sondern bloss mit Holz ober dem Teich versorgt worden. Das Fahrloch ist bloss mit Tannenreiser und Stein zugeschlagen worden, da das Wasser ins Wachsen gekommen.

1829 Februar. In der Nacht vom 9ten auf den 10ten kam nach einer 6wöchentlich starken Kälte, die bis 21 Grad Réaumur stieg, Thauwetter. Der Eisgang brach abends bey Schiltach an und blieb bey der hiesigen Vorstadtbrücke stehen. Nachts $\frac{1}{4}$ nach 12 Uhr kam ein zweiter Eisstoss dazu, nahm die Brücke weg und blieb wieder ob dem Wolfffluss stehen. Im Nu waren alle Häuser voll Wasser, die unteren Thüren meist an der Kinzig her eingestossen. Wasser und Eis, Wagen und Holz kamen in die Stadt herunter. Im Schloss sind, wie auch dem Wagner Severin Schmider, Kühe ertrunken. Das Eis lag auf dem Mühlegrün circa 5' hoch. Im Kinzigbort war es 12 à 15' hoch aufgethürmt. Es trat wieder Frost ein, daher man 10 Tage Zeit brauchte, mit Hülfe des Amts Haslach und Hornberg eine Bahn durchzuschneiden von circa 15' breit bis zur Schütte hinauf. Kaum war man fertig, so kam wieder Thauwetter, das sich glücklich eine Bahn brach. Wäre nicht vorgearbeitet gewesen, so hätte es einen weit grösseren Schaden als das erste Mal angerichtet, welcher ohnehin an Häusern, Vieh, Vittualien und Getränk sich auf 30.000 fl belaufen hat, nach einer amtlichen Schätzung²⁴.

1831. In der Nacht vom 5ten auf den 6ten Hornung starb mein seel. Schwiegervater Jak. Neef an einer mehrwöchentlichen Brustkrankheit, alt 57 Jahre.

Den 8ten Juny 1838 starb die Mutter Apol. Moser, war gebohren den 12ten Januar 1758, alt 80 Jahre 4 Monate 26 Tage. Sie starb an einer Harnruhr nebst Altersschwäche.

1834 den 14ten December starb mein seel. Vater Xaver Armbruster an einer hitzigen 5tägigen Krankheit.

1838 den 9ten November starb meine seel. Mutter Zezile Pfeifer an den Folgen des am 2ten November sie getroffenen Schlagflusses, beide waren 74 Jahre alt.

1837 den 28ten Hornung abends starb an einer Entkräftung die Wittwe Firmer, in dem Badhaus wohnhaft. Diese vakante Schifferstelle besetzte Josef Mayer, Sohn von Joh. Mayer.

1836. Hornung den 26ten abends 18 Uhr brach im Salmen Feuer aus auf dem Heuboden, welches schnell um sich griff und bis nachts 1 Uhr 18 Häuser sammt 3 Scheunen in Asche legte, wodurch 26 Familien ihr Obdach verloren haben. Ausser dem Brandgeld von circa 40.000 fl wurden

schöne Unterstützungen geleistet, wobei sich der Fürst von Fürstenberg besonders ausgezeichnet und selbst die Brandstellen einsah²⁵.

Den 3ten Aprill 1837 starb Fany, des Schiffers Krausbecks Frau, an der Auszehrung.

Am 12ten desselben wurde ich zum Pfleger bey Amt für den Emil und Sophie verpflichtet.

1838. Mf 90. Sägkanalbau. Wurde die Einlassfalle im Herrlesbach erweitert und am Felsen eine neue Schleuse oder Fallen zum Schwellen gebaut, beide mit Gewinde zum Auf- und Zumachen versehen, die Kosten thun 903.13 fl.

1833 Mfo. 157. Wurden die sogenannten Wasser/Ablassfallen erweitert und mit Schraubenwinden versehen, der obere kostete 531.17 fl. Der zweite unten bei des s.g. Standfesten Sägmühle kostet 579.36 fl.

1817. In diesem Büchel ist die erste Erweiterung des Sägmühlenkanals angezeigt, mit der grossen Mauer am Herrlespacher Teich 2167.59 fl. Der Kanalbau kostet seit 1817 bis 1838 4181.05 fl.

Am Ostermontag den 13ten Aprill 1841 starb meine älteste Schwester Maria Anna, gewesene Ehefrau des Schiffers Jakob Harter, an einem Schleimfieber. Letzterer starb 1853 in Hausach bey seiner Tochter Friederike.

1839 habe ich in der unteren Herrlespacher Wiesen 6 neue Stellfallen einsetzen und circa 60 Mistkarren voll Grund aus dem Sägkanalbau die Halden tragen lassen. Ebenfalls kamen 3 neue Wässerungsfallen in die obere Wiese. Der Fussweg wurde ebenfalls unten erweitert und mit Wegebäumen besetzt. 1848 diese Fallen erneuert.

1839. Im mittleren Stock gebaut. Hausbaukosten circa 135 fl.

1840. Im unteren Stock verbaut 120.21 fl. Den Brunnen 50 fl.

1841. 3ten Januar beym Gemeinderath eingekommen, meine Gebäulichkeiten um 300 fl höher in die Brandversicherung aufzunehmen.

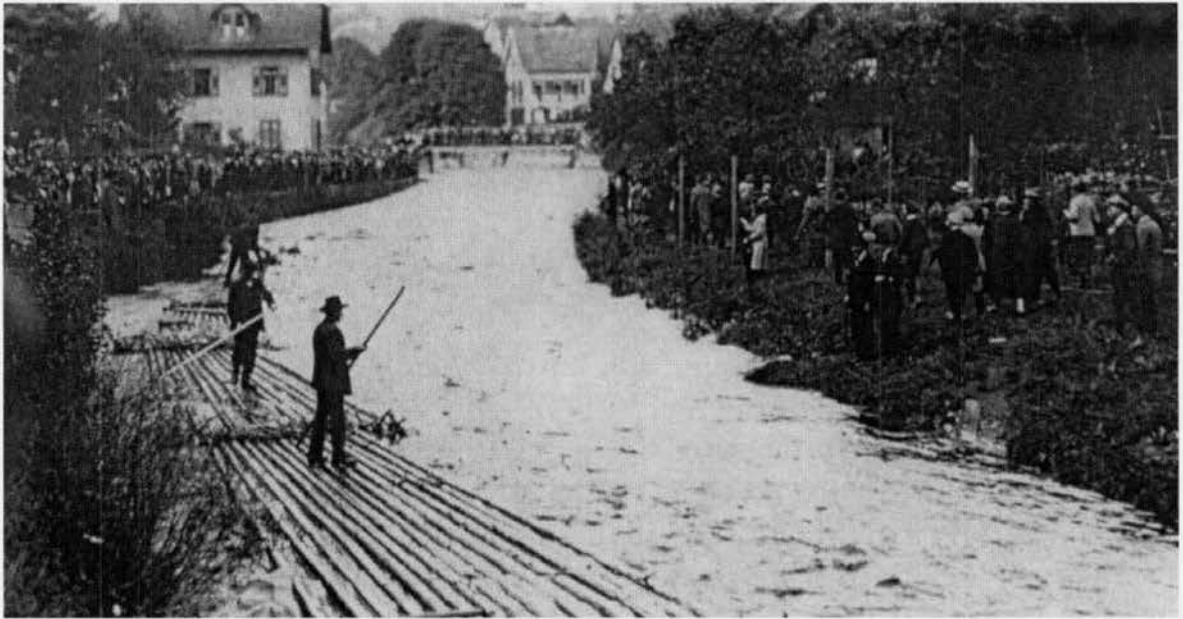
1841. Im Februar nahm der Eisgang die Vorstadtbrücke und den Giesenteich den oberen, bey des Oberles Feld. Dann wurde im Sommer quer darüber ein Faschinat gebaut, welches sehr gut Wasser hielt, 296 fl gekostet underst.

1842. Im August, nachdem dieser Teich, welcher innwendig ganz mit Steinen gefüllt war, den Sand sammt dem Steinkasten gebaut war für 1371.48 fl, wurde das Faschinat wieder abgebrochen sage ausgegraben, dafür die Comp. auch 14 fl von der Übernahme bekomme, weil viel Holz drin war.

Den 18ten Juni 1844 starb die Susanne Clavel geborene Neef, zu Konstanz morgens früh 5 Uhr.

Im Aprill 1843 starb Schwager Clavel in Konstanz.

Den 4ten November 1845 starb die Schwägerin Apolonia Sattler geborene Neef morgens 2 Uhr in Hausach. Den 17ten November 1845 starb Joachim Sattler.



Die letzten Kinzigflöße um 1900

Den 30ten August 1848 morgens 4 Uhr brach Feuer aus bey Filip Laitz, dazu sind die zwei Wohnungen des Bäckers Florian Peter und Josef Bühler abgebrannt. Der ganze Schaden mit Nebengebäude und in den Gärten ist 489.30 fl.

Den 20ten auf 21ten Hornung 1849 zu Mitternacht kam Feuer aus beym Stricker²⁶ Andreas Armbruster in der Vorstadt bey einem heftigen Wind und Regen. Es brannte von ihm aufwärts die ganze Vorstadt ab. Es waren 22 Häuser, davon 5 zwei Haushaltungen hatten, und 6 Scheunen, welche mit ... fl versichert waren. Mobilienversichert waren nicht alle. Freiwillige Beyträge wurden viele gespendet, circa 9000 fl im Werth.

Hiermit endet das Notizbuch. Es fällt wohl auf, daß es in Sachen Schifffahrt immer weniger zu sagen hatte; mit ihr ging es auch immer mehr bergab. Im Jahre 1849 brach sie unter einer Schuldenlast von 1 1/2 Millionen fl ganz zusammen, wurde aber 1854 noch einmal aufgerichtet; dabei hatte Theodor, der Seifensieder und Sohn des Johann, die Hand im Spiel. Die neuen Statuten ließen höchstens 20 Schiffer zu, die unbescholtene Wolfacher Bürger sein, ein Vermögen von 1000 fl haben und eine dreijährige Lehre samt Prüfung überstehen mußten. Aber dieser Aufschwung hielt nicht lange an. Die industriellen Unternehmungen, die sich an der Kinzig zunehmend niederließen, kamen mit der Flößerei nicht zurecht, und diese nicht mit ihnen. Die immer besser ausgebauten Straßen boten sich zum Transport des Holzes an (das dann nicht, wie beim Flößen, eigens zugerichtet und so in seinem Wert gemindert werden mußte); und vollends die Bahn. Sie drang, von Offenburg kommend, 1866 bis Hausach, 1873 bis

Villingen, 1878 bis Wolfach, 1886 bis Schiltach vor und grub – sozusagen – der Schiffferschaft das Wasser ab. Im Jahre 1891 schwammen nur noch 20 Flöße die Kinzig hinunter, und 1894 dann das letzte; die allerletzte Floßfahrt, die 1925, anlässlich einer Gewerbeausstellung, stattfand, war nur noch ein nostalgischer Nachklang²⁷. Johann Armbruster, der Fürst der Flößer, lebte da schon längst nicht mehr.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. Werner, Johannes: Geschichte und Geschichten. Heinrich Hansjakob auf Spurensuche (= Vortragsreihe der Historischen Bibliothek der Stadt Rastatt im Ludwig-Wilhelm-Gymnasium Bd. 6) (Rastatt 1993); ders., Heinrich Hansjakob als Historiker. Eine Revision. In: Die Ortenau 74 (1994), 495–506
- 2 Hansjakob, Heinrich: Theodor, der Seifensieder. In: H.H., Waldleute. Erzählungen (11. Aufl. Haslach 1984), 122–215; hier 136
- 3 Vgl. ebd. 137f.
- 4 Vgl. ebd. 125 (Fußn. 31)
- 5 Hausenstein, Wilhelm: Ausgewählte Briefe. 1904–1957. Hrsg. von Hellmut H. Rennert (Oldenburg 1999), 99; ähnlich 228f. – Vgl. auch Johannes Werner, Hansjakob und Hausenstein. In: Heinrich-Hansjakob-Brief 102 (1999), 1–2
- 6 Vgl. Werner, Johannes: Köhler und Flößer. Ein physiognomischer Versuch. In: Die Ortenau 75 (1995), 334–344
- 7 Hansjakob, a.a.O. 139
- 8 Vgl. Göller, Otto: In der Werkstätte des Schriftstellers Hansjakob. In: Ekkhart 19 (1938), 73–76
- 9 Eine Kopie der Abschrift (21 Bl. und 1 Titelblatt) wird im Wilhelm-Hausenstein-Gedenkraum in Hornberg verwahrt
- 10 Die hier anschließende Wiedergabe hat, um der leichteren Lesbarkeit willen, Orthographie (vor allem Groß- und Kleinschreibung) und Interpunktion vereinheitlicht und, wenn nötig, verbessert. Das Kürzel xx für ‚Comp(anie)‘ wurde durchgehend aufgelöst.
- 11 Die Abschrift hat ‚Eisenbeständer‘, was wohl nicht stimmt. Ein Beständer ist ein Pächter
- 12 Diese – und andere, folgende – Bemerkungen beziehen sich offensichtlich auf den Unterhalt von künstlichen Teichen, in denen das Wasser aufgestaut und das Holz eingebunden werden konnte. Sie waren an ihrem unteren Ende durch eine Stellfalle abgeschlossen, die über einen Wellbaum mit Haspel aufgezogen wurde. Auf diese Weise brachte man das Holz weiter, wenigstens bis zum nächsten Teich. (Vgl. Max Scheifele, Als die Wälder auf Reisen gingen. Wald – Holz – Flößerei in der Wirtschaftsgeschichte des Enz-Nagold-Gebiets [Karlsruhe 1996], bes. 174–178)
- 13 Zu den Aufgaben der Schiffferschaft gehörte nicht nur der Ausbau der Gewässer, sondern auch der Bau und der Betrieb von Sägen, die der Zurichtung des Holzes dienen. (In Wolfach gab es, im Jahre 1824, nicht weniger als sieben Sägen)
- 14 Abschrift: Rebs.
- 15 Polter: Lager- oder Stapelplatz einer größeren Stammholzmenge
- 16 Abschrift: haksüchtigste
- 17 Abschrift: geschickt

- 18 Hansjakob schreibt auch, daß er gelesen habe, daß Armbruster „in Kehl gewesen gewesen sei, als Napoleon von Straßburg her in den russischen Feldzug abging. Die Pferde hätten, als der Kaiser in Kehl weiterfahren wollte, den Wagen nicht mehr ziehen wollen. Leute, darunter der starke Schang, schoben den Wagen weiter, und es ging einige Zeit, bis die Pferde wieder anzogen. Das Volk sagte: ‚Das bedeutet Unglück. Diesmal geht es nicht gut!‘ – ‚Und so war es auch‘, schließt der Schiffer von Wolfe.“ Diese Episode ist in der vorliegenden Abschrift nicht enthalten, dafür aber wieder die anschließende von den Kosaken, die sich im Winter 1813/14 in Wolfach einquartierten, in der Kinzig badeten und „pro Mann und Tag eine Maß Schnaps und drei Pfund Fleisch“ beanspruchten (a.a.O. 139)
- 19 Abschrift: Laitergarde
- 20 In den Daten (jedoch nicht in den Fakten) hat sich Armbruster gelegentlich geirrt; sie wurden berichtigt im Anschluß an Alan Schom, *One Hundred Days. Napoleon's Road to Waterloo* (London 1993). Auch mit den Namen nahm er es nicht so genau – er schrieb Bereschzina, Roschfort, Bellopheron usw.
- 21 Zwei- oder vierkantige behauene Stämme
- 22 Im Rheinholzhandel üblicher Ausdruck für Brett; etwa 15–16 Schuh lang, 13 Zoll breit und 1–2 Zoll stark
- 23 Trom oder Bloch: Stammstück, aus dem Schnittware gesägt wird; meist 16–20 Schuh, am dünneren Ende nicht schwächer als 14 Zoll
- 24 Das Eis „stockte im sog. Herlinsbach und trieb sich die Kinzig hinauf und als der Eisgang aus der Kinzig kam, konnte derselbe nicht durch und stockte sich zwischen der Stadt und Vorstadt so hoch, dass man [sich] in der Vorstadt vom 2ten Stock gerade über das Eis begeben konnte. Das Eis kam so schnell, dass sich Leute in den Zimmern auf die Oefen flüchteten; an mehreren Häusern wurden Wände eingedrückt und das Wasser floss mehrere Fuss tief durch die Stadt zum Thor hinaus. In den Kellern ging alles zu Grunde. Holz und Wagen, das in den Strassen war, wurde fortgeflosst, zum Thor hinausgetrieben.“ So wird dasselbe Ereignis vom Sohn des Johann Armbruster beschrieben, jenem Seifensieder Theodor, dessen Aufzeichnungen von keinem geringeren Interesse sind. (Frdl. Mitteilung von Frau Berta Armbruster in Wolfach)
- 25 Dazu wieder – und viel ausführlicher – Theodor Armbruster, der sich bei den Rettungsarbeiten rühmlich hervortat
- 26 Abschrift: Steiker
- 27 Vgl. Barth, Ludwig: *Die Geschichte der Flößerei im Flußgebiet der oberen Kinzig. Ein Beitrag zur Geschichte der Schwarzwälder Schifffschaften* (Karlsruhe 1895); Franz Disch, *Chronik der Stadt Wolfach* (Wolfach 1920), 134–152; Otto Beil, *Zur Geschichte der Kinzigflößerei*. In: *Mein Heimatland* 1,2/1926, 108–119

„Lebt wohl, wir kehren siegreich wieder“. Offenburg vom Ersten Weltkrieg bis zum Aufstieg des Nationalsozialismus.

Renate Tebbel

Welche Auswirkungen hat die große Politik auf das Alltagsleben? Das zeigen am besten die Tageszeitungen mit ihrem Nebeneinander von lokalen und nationalen Ereignissen. Alltagsgeschichte gehört inzwischen längst zu den anerkannten Forschungsrichtungen der Historiker, und auch in Offenburg spiegeln die Zeitungsberichte die Geschichte einer turbulenten Zeit.

Als am 18. November 1918 rückkehrende Soldaten der 301. Felddivision in das beflaggte Offenburg einmarschieren, werden sie als „moralische Sieger“ des Ersten Weltkriegs begrüßt. „Leider nicht als physische Sieger“, spiegelt ein Pressebericht im „Offenburger Tageblatt“ die Stimmung der Bevölkerung wider. Wenn auch im vierten Kriegsjahr die Sehnsucht nach Frieden vorherrscht, legt sich das völlig unerwartete Waffenstillstandsgesuch von deutscher Seite wie ein drückender Alp auf die Gemüter. Ein solches Ende des „furchtbarsten aller Kriege“ hatte keiner erwartet, und in die Freude über die heimkehrenden Soldaten mischt sich die Enttäuschung über die Niederlage. Gleichwohl bemüht sich die Stadt um einen „liebvollen Empfang“ ist am 19. November im „Offenburger Tageblatt“ nachzulesen.

Am Nachmittag des 18. November wimmelt es auf den Straßen. Lastautos, Lazarett- und Gepäckwagen holpern über das Pflaster, Pferde, Ochsen und Esel dienen als Lastenträger, dazwischen ziehen Soldaten Handwagen mit ihren Habseligkeiten. Die „braven Krieger“ sehen „im Allgemeinen gut aus“, schreibt der Offenburger Berichterstatter über die Heimkehrer, wenn sich auch die Kriegsstrapazen nicht verleugnen lassen. Nach anfänglicher Zurückhaltung gelten den Soldaten dann doch herzliche Willkommensgrüße. Denn war es nicht lediglich der „Macht der Verhältnisse“ anzulasten, daß es den „Feldgrauen“ nicht vergönnt war, „den Endsieg an ihre ruhmreichen, unbefleckten Fahnen zu heften“? (OT 19.11.18).

Eine bittere Enttäuschung ist der Ausgang dieses Krieges, für den so viele Opfer gebracht wurden. In den vier Jahren von 1914 bis 1918 werden die Verlustlisten täglich länger, die Zivilbevölkerung leidet unter Hunger und Kälte, Flüchtlinge aus dem Elsaß suchen verzweifelt nach einer Unterkunft, und am Ende rafften Seuchen und Epidemien viele Menschen dahin, die mit knapper Not die Entbehrungen der Kriegsjahre überlebt haben. „Was die satanische Vernichtungskunst der Massenabschlachtung in der

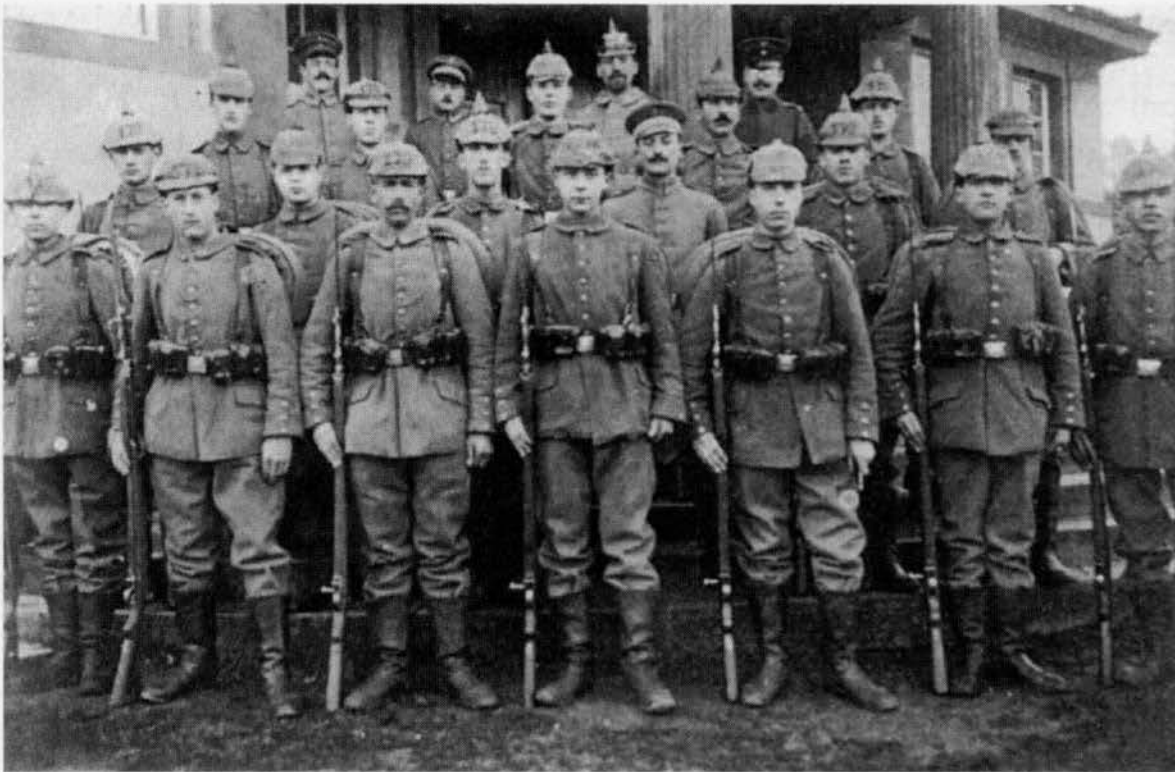


*Erster Weltkrieg in Offenburg. Überall mischen sich Soldaten unter die Bevölkerung
Alle Abb.: StA Offenburg*

Heimat schonte“, schreibt Adolf Gecks „D'r Alt Offeburger“ am 20. Oktober 1918, „gefährdet der Sensenmann durch epidemische Seuchen, die man Grippe und spanische Krankheit nennt“. Im Februar 1919 stellen sich im Gefolge des Krieges, wie schon 1871, auch noch die schwarzen Blattern ein.

Wie anders hatte alles angefangen. Sicherlich ist die Enttäuschung schon deswegen so herb, weil zunächst die Begeisterung für diesen Krieg – nach einer langen Friedenszeit – keine Grenzen kannte. In Offenburg sind schon Tage vor der offiziellen Mobilmachung am 2. August 1914 die Straßen belebt, man steht in Gruppen zusammen, diskutiert – soll die Ermordung des österreichischen Thronfolgers ungerächt hingenommen werden? Freiwillige strömen in Erwartung der Mobilmachung in die Kasernen. Die Stimmung ist aufgepeutscht durch Flugblätter und Lieder, die in diesen Augustwochen gesungen werden: „Wenn's Russenblut regnet und Franzosenköpfe schneit, dann bitt' mer unseren Herrgott, daß das Wetter so bleibt.“

Kein Wunder, daß sich das in der Ihlenfeld-Kaserne stationierte Infanterieregiment 170 in freudiger Aufbruchstimmung für den Krieg rüstet. Am



Soldaten des Regiments 170 in „Feldgrau“ bei ihrer Mobilmachung

2. August treffen aus Offenburger Nachbargemeinden Reservisten in der Kaserne ein. Sie nehmen ihre „Kriegsgarnitur“ in Empfang, die Zivilkleider werden verpackt und an die Heimatadresse geschickt. Laut Regimentsbefehl ist der Ausschank von Alkohol verboten, es herrscht Ausgangsverbot. Unter Applaus geht es an die Front, die Waggons sind beschriftet mit Siegesparolen: „Lebt wohl, wir kehren siegreich wieder.“

So schnell das Kriegsfieber steigt, sinkt es auch wieder mit der Veröffentlichung der ersten Verlustlisten: „Die Opferzahl des Schlachtfeldes steigt grauenhaft“, heißt es am 15. November 1914 (Alt Offeburger). Völlig vergessen ist die Volksfeststimmung bei Kriegsausbruch, als im Herbst 1914 die ersten Kriegsverletzten heimkehren. „Wenn man diese Gestalten des Jammers sieht, wird man vom Chauvinismus grundlegend geheilt“, kommentiert der „Alt Offeburger“ in einem Leitartikel. Bedrückt, aber noch zuversichtlich, erlebt Offenburg die erste Kriegsweihnacht. In den Lazaretten organisieren die Verwundeten Weihnachtsfeiern, und in der Pfählerschen Villa gibt es Kinderbescherung unter brennendem Tannenbaum mit Gesang und Ansprachen. Schokolade und Gebäck bekommen die „Kriegerkinder“ als ein ganz besonderes Geschenk, denn Lebensmittel sind jetzt schon sehr knapp.

Vor allem die Milchversorgung sollte der Stadt Sorgen bereiten. Im Dezember 1914 wird der Milchpreis zweimal erhöht und dann nach strengen

Vorgaben zugeteilt. 1916 erhalten Kinder bis zum zweiten Lebensjahr und stillende Mütter täglich einen Liter, ältere Kinder bis zum 14. Lebensjahr einen halben Liter, an alle anderen wird höchstens ein viertel Liter Milch abgegeben.

Appell der Behörden: Nur gewogenes Brot

Daß mit der Lebensmittelknappheit auch Schindluder getrieben wurde, geht aus den Aufrufen und Anordnungen der städtischen Behörden hervor: Im Mai 1916 appellieren die Behörden an die Hausfrauen, kein ungewogenes Brot anzunehmen, sonst würden die Brotkarten nicht reichen. „Der Laib muß mindestens 1500 Gramm wiegen – Mindergewichte von 70 Gramm und mehr wurden schon festgestellt“, werden die Bürger informiert. Und im „Alt Offeburger“ erscheint ein Artikel, der unter dem Titel „Die Zumessung des Brotes“ einen Zusammenhang herstellt zwischen der Solidargemeinschaft in Kriegszeiten und dem Brothandel im Mittelalter: „Geldstrafen, Prangerstehen, Geschäftsschließung und öffentliche Entehrung“ drohten den betrügerischen Bäckern für ihre zu klein geratenen Brötchen, mahnt der „Alt Offeburger“ am 21. Februar 1915.

Im November desselben Jahres werden in Offenburg erstmals nach einer Bundesratsverordnung die Metzgerläden geschlossen. Die „fett- und fleischlosen Tage“ sollen die Bevölkerung daran gewöhnen, an weniger üppig gedeckten Tischen zu sitzen. Denn die Fleischversorgung hielt die Stadtverwaltung auch 1916 für ausreichend: eine Fleischkarte vom 1. bis 28. Mai mißt einer fünfköpfigen Familie acht Pfund Fleisch pro Woche zu. „Das genügt bei einer vernünftigen Lebenshaltung“, meinen die Behörden. Unterstützung bekommt die Kommune von der Kirche. „Gebt alle Verzärtelungen auf“, schreibt der evangelische Gemeindebote im Jahre 1915, „williger Gehorsam bei jedem Wink, das ist der Kinder Heldentat – so macht man sich des Vaterlandes in seiner schweren Notzeit würdig“.

Wer Fastnacht feiert, muß mit Strafe rechnen

Und wie erlebt Offenburg diese „Notzeit“? Die Sorge um Nahrung und Kleidung, die Furcht, Angehörige zu verlieren, und die Angst um den Verlauf des Krieges verändern auch das öffentliche Leben. An „Vaterländischen Volksabenden“, die seit Winter 1915 veranstaltet werden, soll der Kriegseinsatz von der Bevölkerung moralisch unterstützt werden. Der erste Vortrag am 8. Dezember zum Thema „Die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands und ihre Bedeutung“ ist gut besucht, melden die Zeitungen. Die Fastnacht des Jahres 1915 wie auch der folgenden Jahre wird „dem Ernst der Zeit entsprechend untersagt“, wer dennoch feiert, muß mit einer Haftstrafe rechnen.

*Das Infanterie-Regiment 170
kehrt von einem Übungsmarsch
zurück*



Auch der Historische Verein für Mittelbaden legt sich Zurückhaltung auf. In einer außergewöhnlichen Generalversammlung vom 21. Juli 1915 beschließt der Vorstand, während des Krieges auf Veröffentlichungen zu verzichten. Zur Zeit der Schlacht an der Marne, von Tannenberg und Masuren, so die Begründung, sei „kein Raum für die Mitteilungen eines lokalen Geschichtsvereins“. Ein seltsamer Befund. Erlebten die Mitglieder des Historischen Vereins denn nicht gerade zu dieser Zeit, daß um sie herum Geschichte gemacht wurde? Oder müssen die Ereignisse so lange zurück liegen, daß über die historische Wirklichkeit ein idealisierender Schleier gelegt werden kann?

Dieser Schluß bietet sich bei Betrachtung der Sondernummer für die Jahre 1915–1918 des Historischen Vereins an, der auf Drängen der Mitglieder im Oktober 1918 veröffentlicht wurde. Der Inhalt des Heftes sollte den „Kriegsläufen“ angepaßt werden, erklären die Herausgeber. Nur entfernt aber haben die Beiträge, die überdies noch der Redaktionsmappe entnommen wurden, mit dem Tagesgeschehen zu tun. Der Krieg wird in mythische Höhen gerückt, in sicherer Entfernung angesiedelt und entsprechend idealisiert. Da geht es um ein Lieblingskind nationalgesinnter Geschichtsschreibung, Frau Uta, Herzogin von Schauenburg, da wird den „Kriegsschicksalen der Ortenau im 17. Jahrhundert „ein Heldendenkmal“ gesetzt und die Leser im ausgehungerten und kriegsmüden Offenburg erfahren, „wie die Gemeinde Langenwinkel entstand“.

Mit einigem Wohlwollen ließe sich diese Haltung als eine verständliche Flucht aus einer unerträglich gewordenen Wirklichkeit verstehen. Denn in einem hatten die Herausgeber der Sondernummer recht: Kein Mensch hätte vor drei Jahren „eine so lange Kriegsdauer vorausgesehen“, wie sie ihr langes Schweigen erklärten. Kriegsmüdigkeit wird daher schon 1916 deutlich. Im Januar wünscht sich „D'r Alt Offeburger“, daß dieses Jahr den Frieden bringe werde; immer wieder wird die Bevölkerung aufgefordert, deutsche Eroberungen oder Siege der Bündnispartner durch Glockengeläut und Beflagung zu feiern. Es sei notwendig, „solche Gelegenheiten zur Auffrischung der Stimmung“ nicht ungenützt zu lassen. Immer noch werden Kugeln „zum großen Völkermorden“ gegossen, klagt die Zeitung im Dezember 1917 und wünscht sich zu Weihnachten den „Friedensengel“ herbei, denn die Hoffnung „auf ein Ende des Schreckens“ habe das Volk mächtig erfaßt, seit in Rußland die Revolution ausgebrochen sei.

1918 suchen Kinder nach Sprengstücken

Vielleicht ist es auch dem Kriegsüberdruß anzulasten, daß Anordnungen und Ermahnungen der Behörden zunehmend mißachtet wurden. Wiederholt werden in den Zeitungen Appelle an die Bevölkerung gerichtet, bei Fliegeralarm Luftschutzkeller aufzusuchen und bei Eintritt der Dunkelheit alle Räume zu verdunkeln. Im August 1918 beklagen die Behörden in den Tageszeitungen, daß Kinder noch vor Aufhebung des Alarms auf der Straße spielen, sogar nach Sprengstücken suchen. Verwundert stellt die Stadtverwaltung fest, daß die große Gefahr augenscheinlich außer Acht gelassen wird und versucht, auf dem Umweg über den Geldbeutel zur Einsicht zu führen, denn im Falle einer Verletzung bei diesem „unvernünftigen Verhalten“ bestehe auch kein Anspruch auf Entschädigung.

Über die „blöde Neugier“ der „Schwätzergruppen“ auf Offenburgs Straßen beschwert sich auch „D'r Alt Offeburger“ in einer Standrede vom 21. Juli 1918. Sicherlich erklärt sich diese eigenartige Sorglosigkeit zum großen Teil dadurch, daß Offenburg kein Hauptangriffsziel war. Feindliche Bomber hatten es vor allem auf die Bahnanlagen abgesehen, Schäden, die außerhalb dieses Gebiets lagen, waren auf die Ungenauigkeit beim Bombenabwurf zurückzuführen. Die Bahn sollte als Versorgungs- und Nachschubglied der Front ausgeschaltet werden. Daß also die Angriffe auf Offenburg zunahmen, je näher die Front rückte, erklärt sich von selbst. Im Sommer 1918, die Stadt leidet unter „tropischen Temperaturen“ von fast 40 Grad, heulen wiederholt die Sirenen. Der 15. Juli leitet eine „Schreckenswoche“ ein, auf das städtische Krankenhaus fallen mehrere Bomben, Sachschaden entsteht auch in nahe liegenden Gebäuden, eine Person wird getötet, eine andere schwer verletzt.

*Aufruf zur Soldatenversammlung
in der Kaserne
vom 23. November 1918*

**Kameraden
aller Formationen Offenburgs!
Kommt zu der Versammlung
heute nachmittag 4 Uhr
auf den Hof der 170er Kaserne!
Der Soldatenrat.**

Zwei Tage später, an einem Mittwoch, dröhnen wiederum Geschwader über Offenburg, in der Nacht zum Freitag krachen Kanonenschläge durch die schlafende Stadt, man kommt mit dem Schrecken davon. Und zu guter Letzt zeigen sich am Samstag „zehn fliegende Teufel“ über der Stadt. Es war morgens um zehn, berichtet Adolf Geck in seinen „Kriegsbildern“ (21.7.18), die Marktfrauen hatten gerade ihre „kargen Bissen“ ausgelegt, als es zu einem „Turnier“ in den Lüften kommt. Ein Turnier mit Maschinengewehrgeknatter, die Gegenwehr ist erfolgreich, melden die Offenburger Zeitungen und geben bekannt: Niemand verletzt, geringer Sachschaden, drei feindliche Flugzeuge abgeschossen.

Versorgungslage der Stadt ist 1918 desolat

Einen anderen Grund für die „Todesverachtung“ mancher Einwohner sieht „D'r Alt Offeburger“ in der desolaten Versorgungslage der Stadt: „Sie achten des äußeren Feindes nicht mehr, wenn gegen die Not zu kämpfen ist“, resümiert Geck in der Standrede vom 21. Juli 1918. Darbende Bürger geben ihren Platz in der Warteschlange nicht auf, wenn es in den Lebensmitteläden noch etwas zu kaufen gibt. Vielleicht sind auch deshalb Mietwohnungen in den bäuerlichen Ortschaften Offenburgs so begehrt. In Schutterwald oder Rammersweier waren Kartoffeln oder Rüben leichter zu beschaffen, man konnte den verdunkelten Stadtwohnungen entkommen und außerdem fühlte man sich dort sicherer vor Luftangriffen.

Im 50. Kriegsmonat, im Oktober 1918, kommen immer noch „Trauerbotschaften“ von der Front, sehnt sich die Bevölkerung nach „Erlösung vom Kriege“. Eine Erlösung, die mit der Niederlage bitter erkaufte wird. Der Aufruf der Behörden vom 9. November 1918 an die „Männer und Frauen von Stadt und Kreis Offenburg“ appelliert an die Bürger und Bürgerinnen, dem Vaterland in seiner „schwersten Stunde“ beizustehen. In einer allgemeinen Volksversammlung von Stadt und Land soll am Sonntag,

10. November, nachmittags drei Uhr, im Unionsaal eine Vertrauenskundgebung „für die großen Güter des Volkes“ stattfinden, heißt es in dem Aufruf. „Kein wahrhaft deutscher Mann, keine wahrhaft deutsche Frau aus der Stadt und aus den Landorten fehle“, werden die Bürger ermahnt. Schon am folgenden Tag, dem 11. November, ist im fernen Berlin das Ende des Krieges beschlossene Sache. Welch' verheerende Auswirkungen das Waffenstillstandsgesuch haben sollte, werden die folgenden Jahre zeigen.

Und die Menge zieht durch nächtliche Straßen:

Von der Revolution 1918/19 bis zur Inflation im Jahre 1923 – eine Zeit für Abenteurer jeglicher Couleur

Revolution in Offenburg! In der Nacht vom 9. auf 10. November 1918 schrecken Einwohner der Oststadt durch den Lärm einer militärischen Revolte aus dem Schlaf. Das Ersatzbataillon 172, bewaffnet mit Flinten und Maschinengewehren, erzwingt in der Ihlenfeld-Kaserne die Freilassung inhaftierter Kameraden. Auf dem Weg zum Staatsgefängnis auf dem Graben schließen sich Soldaten des 170. Regiments den Aufständischen an; zusammen befreien sie die militärischen Insassen. Die Menge zieht durch die nächtlichen Straßen, es kommt zu Plünderungen in einem Zigarrenladen, aus zwei Läden werden Messer entwendet; die Menge dringt ins Paketlager der Reichspost ein.

Was war geschehen? Wie in Offenburg, kommt es in dieser Novemberwoche überall in Deutschland zu spontanen Revolten, Menschaufmärschen, Massenkundgebungen. Angefangen hatte es mit dem Matrosenaufstand in Kiel. Wenn auch der Umsturz von 1918/19 wahrhaft eine Volksbewegung war, so ist sie doch eine seltsame Revolution, denn sie richtete sich nicht gegen die Regierung, sondern handelte vermeintlich in ihrem Namen. Um die Vorgänge in Offenburg verständlich zu machen, muß das Ende des Ersten Weltkriegs betrachtet werden, das völlig überraschend sowohl über die Regierung wie auch Bürgerinnen und Bürger hereinbrach.

Wie das Gesuch zustande kam, erklärt die Ereignisse der folgende Jahre in Offenburg und in der großen Politik. Am 27. September 1918 durchbrachen die Alliierten die Hindenburglinie. Der Erste Generalquartiermeister Erich Ludendorff von der Obersten Heeresleitung hielt den Krieg für verloren, eine „militärische Katastrophe“ an der Westfront sei nicht mehr aufzuhalten. Ludendorff war nur die Nummer zwei im Reiche, doch sein Vorgesetzter, Generalfeldmarschall von Hindenburg, war im Grunde Ludendorffs Erfüllungsgehilfe. Am 28. September stimmen Kaiser, Kanzler und Außenminister dem Plan zu; die verfassungsmäßigen Gewalten des Kaiserreichs kapitulieren kampfflos, und wenige Tage später wird der Reichstag informiert, daß die „Fortsetzung des Krieges als aussichtslos“ aufgegeben werde.

Was der obersten Heeresleitung jetzt am Herzen liegt, ist die Ehrenrettung der Armee. Ludendorff überredet den Kaiser, die Sozialdemokraten als Regierungspartei einzusetzen. „Sie sollen die Suppe jetzt essen“, erläutert Ludendorff seinen Plan. Der Plan geht auf. Die Sozialdemokraten übernehmen nach einem Jahrhundert im Wartesaal der Geschichte dankbar die Regierungsgeschäfte und zeichnen verantwortlich für die Niederlage. Ludendorff setzt sich mit gefälschtem Paß nach Schweden ab, zu gegebener Zeit sollte er zurückkehren und seinen Beitrag zum Untergang der Weimarer Republik leisten.

Wenn in Offenburg stationierte Soldaten in dieser Novembernacht zu den Waffen greifen, dann meinen sie, im Sinne der neuen sozialdemokratischen Regierung zu handeln. Um die Forderungen der amerikanischen Waffenstillstandsbedingungen zu erfüllen, befahl die Reichsregierung am 20. Oktober 1918 ein Ende des U-Boot-Kriegs. Als Meuterei muß dann der streng geheim gehaltene Entschluß der deutschen Flottenführung angesehen werden, die englische Hochseeflotte zu einer Entscheidungsschlacht herauszufordern. So ein schmachliches Ende des Kriegs wollten die Offiziere nicht hinnehmen, der Schande zogen sie den Tod vor, und die einfachen Soldaten hatten gefälligst mit zu sterben.

Die Mannschaften suchen hingegen keinen Heldentod. Die Klassenlehre der Offiziere bedeutete ihnen nichts. Die Besatzungen der „Thüringen“ und der „Helgoland“ weigern sich, über 1000 Soldaten werden inhaftiert, auf sie wartet Kriegsgericht und Erschießungskommando. Das wollen ihre Kameraden nicht hinnehmen. Am 3. November kommt es in Kiel zu einem großen Demonstrationszug. Das Militär schießt in die Menge. Neun Tote bleiben auf dem Pflaster liegen. Ein bewaffneter Matrose schießt zurück und tötet den Führer der militärischen Aktion, einen Leutnant Steinhäuser. Das ist der Startschuß zur Novemberrevolution.

Überall in Deutschland ergreifen Arbeiter- und Soldatenräte die Macht. Am 10. November 1918 wird in einer großen Versammlung am Unionsaal das Soldatenparlament eingesetzt. Stadtrat Georg Monsch hält eine zündende Ansprache und wird als Vertreter der Stadtbehörde dem Rat beigeordnet. Zwei Tage später erläßt der Soldatenrat der Stadt Offenburg, der in der Pfählerschen Villa amtiert, in 17 Punkten die Bestimmungen der neuen Räteregierung. Was der Rat als seine Hauptaufgabe ansieht, ist bezeichnend für das Selbstverständnis der Revolution. Sie bekennt sich zu „Ruhe und Ordnung“ (wer plündert, wird erschossen), unterstützt die Ziele der neuen sozialdemokratischen Regierung „bis zur äußersten Konsequenz“ und verlangt „wirkliche Gleichberechtigung aller Personen“.

Das Verlangen nach Gleichberechtigung bezieht sich vor allem auf das Verhältnis der gemeinen Soldaten zu einer Offiziersklasse, der durch ihren überzogenen Standesdünkel schon lange vor den Ereignissen in Kiel die Loyalität der Mannschaften entglitt. Artikel 15 der Offenburger Bestim-

mungen mußte daher den Offizieren wie eine Kampfansage erscheinen: „Außer Dienst keine Vorgesetzten“ bedeutete, daß Soldaten nur während des Dienstes zu Gehorsam verpflichtet waren, eine revolutionäre Neuerung.

Die Gegenrevolution gewinnt an Boden

Das zeigt ein Bericht im „Alt Offeburger“ vom 24. November 1918. Da kommt ein „Nobler“ herangeradelt, schreibt Adolf Geck, noch von jener Spielart einer, die „ein Stückchen dickes Glas in die linke Augenhöhle geklemmt haben“ und sich als „junkerliche Übermenschen“ fühlen. Auf die Frage, warum er nicht militärisch grüße, antwortet der Soldat mit dem Hinweis auf die neuen Dienstbestimmungen. Die belehrende Prophezeiung des Offiziers sollte sich nur zu schnell bewahrheiten: „Na, Schlamperei verfluchte, werden wir bald wieder ausgetrieben haben.“ Spätestens mit dem Kapp-Putsch im Jahre 1920 zeigt sich, daß die Gegenrevolution an Boden gewinnt und auch in zunehmendem Maße die Politik der Weimarer Republik bestimmt.

Die Angst vor einem Putschversuch bestimmt auch den Wahltag zur Nationalversammlung der badischen Republik am 5. Januar 1919. Der Wahltag verlief ruhig, gegen Abend trifft eine Schutzmann-Meldung bei den Militärbehörden ein; die Wahllokale werden besetzt, weil die Wahlen durch Putschversuche gestört werden sollen. Bis ein Uhr nachts ist die in Zell-Weierbach liegende Maschinengewehrabteilung in Bereitschaft. „Gefährliche Schutzwaffen“ werden vor den Wahllokalen aufgestellt. Putschversuche sollen von Soldaten oder von der „Volkswehr“ verbreitet werden.

Die Offenburger „Volkswehr“, ein bürgerlicher Wachdienst, 1918 ins Leben gerufen, um Plünderungen zu verhindern, wird in den folgenden Jahren zunehmend gegen den „Schleichhandel“ auf dem schwarzen Markt eingesetzt. Eine reiche Beute erzielen sie zum Beispiel in den Tagen vom 21. bis zum 25. September 1919. Bei Metzgermeister Adler und bei Metzgermeister Baar finden sie je ein geschlachtetes Kalb; melden die Offenburger Zeitungen, von „nicht in Offenburg ansässigen Personen“ werden 13 Pfund Butter, 153 Eier, 155 Pfund Mehl, 112 Liter Kirschwasser beschlagnahmt und dem Kommunalverband Offenburg Stadt zugeführt.

Gemeinsam rufen der Arbeiterrat, die Gewerkschaften und die beiden sozialdemokratischen Parteien, die Parteilinke USPD und die Mehrheitssozialisten SPD zum Kampf auf „gegen die Verbrechen der Volksvampire“. Offenburg muß seinen Ruf als „Schieberhochburg“ verlieren, wettet „D'r Alt Offeburger“ am 5. Oktober 1919. Der Ruf verhallt ins Leere, auf dem schwarzen Markt wird jeder Preis bezahlt.

Kein Wunder, daß Profitgier um sich greift. Im Oktober 1921 wird die „Urloffer Milchtäuferin“ Karolina Kranz zu einer Woche Gefängnis und

einer Geldstrafe von 500 Mark verurteilt. Die Bürger sollen nicht mehr als drei Mark dreißig für einen Liter Milch bezahlen, wird bei der Urteilsverkündung bekannt gegeben. „Milchpantschereiprozesse“ sind in den 20er Jahren in Offenburg an der Tagesordnung, auch Überschreitungen von anderen amtlich festgesetzten Höchstpreisen werden bestraft. Im Juli 1923 kosten eineinhalb Kilo Schwarzbrot 6600 Mark, ein Pfund Brotmehl darf nicht mehr als 2350 Mark kosten. Doch wo die Preise täglich, bald stündlich steigen, kann auch die Androhung von Strafe wenig ausrichten.

Offenburg läßt eigenes Geld drucken

1922 läßt Offenburg, wie die meisten deutschen Städte, eigenes Geld drucken, Fünfmilliardenscheine, Zehner und Noten mit dem Aufdruck „Zwanzigmilliarden“ sind im Umlauf. Im Offenburger Tageblatt wird im August 1923 die große Not jener Arbeitnehmer beschrieben, die mit Gutscheinen bezahlt wurden, die entweder nicht überall einlösbar sind oder schon nach wenigen Stunden nahezu wertlos geworden sind. Der Begriff des „Geldfälschens“ kam damals erklärlicherweise aus der Mode, und für viele war die Inflation eine wunderbare Sache. Großindustrielle wurden auf diese Weise ihre echten Millionenschulden los und erwarben für wertlose Inflationsmilliarden echte Millionenobjekte.

Wie entstand die Inflation? Der Krieg hatte ungekannte Summen gekostet, die Produktion lahmte, Güter waren rar. Zur gleichen Zeit kam viel Geld in Umlauf, auch Frauen standen in den Munitionsfabriken und wurden entlohnt. An wirklichen Dingen ärmer, an Geldscheinen reicher, traten die Bürger und Bürgerinnen eine Flucht in die Sachwerte an. Es war eine Zeit für Abenteurer jeglicher Couleur, wie der Aufstieg des Nationalsozialismus zeigen wird.

Trommelwirbel und Jubel aus 5000 Kehlen:

Der Aufstieg der Nationalsozialisten erscheint auch in Offenburg geradlinig, folgerichtig und unausweichlich

Am 5. Juli 1933 endet mit dem Wahlsieg der Nationalsozialisten ein Kapitel deutscher Geschichte, das mit der Revolution von 1918/19 begann. „Es lebe der totale Staat, die endgültige Nation“, jubelt der „Anzeiger vom Kinzigtal“ auf der Titelseite von Donnerstag, 6. Juli 1933. Damit finde der Aufruhr der 20er Jahre, finden Bürgerkrieg und Parteienstreit ein Ende, meint das Blatt, das als „verbreitetste Tageszeitung im mittleren Kinzigtal“ firmiert. Anstelle von Partikularismus setze der Nationalsozialismus die „Einheit der Stämme“, statt Klassenkampf herrsche die „Gemeinschaft der Stände“, das „Führertum“ trete an die Stelle „eigensüchtiger Parteigebilde“.

Der „Anzeiger vom Kinzigtal“ feiert den Sieg der Gegenrevolution, den Sieg militaristischer Kreise, das Auftrumpfen der Nation. Wie es dazu kommen konnte, erscheint am Beispiel Offenburg geradlinig, folgerichtig, unausweichlich, denn die Erfolge der demokratischen Revolution von 1918 sind von Anfang an bedroht. Schon im März 1919 protestieren die beiden sozialdemokratischen Vereine in einer Demonstrationsveranstaltung im Dreikönigsaal „gegen die Gewalttaten im Dienste der Reaktion“ und rufen ihre Mitglieder auf, den Arbeiterräten gegen ihre Feinde beizustehen.

Der Militarismus herrscht immer noch im „deutschen Untertanenverstand“, meint der Offenburger Offizier Richard Hugle auf einer von der Unabhängigen Sozialistischen Partei einberufenen Versammlung anlässlich des Kapp-Putsches (Offenburger Tageblatt, 15. März 1920). „Reaktionär bis auf die Knochen“ sei die Reichswehr, die meisten Offiziere wünschen sich die Monarchie zurück, denn „die Achselstücke sind zu schön“ und „gelernt haben sie nichts.“ Und die sozialdemokratische Regierung zeigt sich dem Militär gegenüber sehr kompromißbereit: sie bietet eine Amnestie für alle Putschteilnehmer an und verspricht eine Kabinettsumbildung und Neuwahlen.

Attentat auf Mathias Erzberger

Im folgenden Jahr zeigt sich in Offenburg, daß die Gegenrevolution angesichts sozialdemokratischer Milde zu härteren Mitteln greift. Am 26. August 1921 fällt Matthias Erzberger, ehemaliger Reichsfinanzminister, auf einem Spaziergang mit seinem Reichstagskollegen Carl Diez einem Attentat zum Opfer. Die beiden sind auf dem Weg zum Kniebis, als sie in einer engen Straßenkurve angegriffen werden. Man schießt auf Erzberger, Diez schlägt mit dem Regenschirm gegen den nächststehenden Schützen, wird von einer Kugel getroffen und stürzt zu Boden. Erzberger ist tot, acht Kugeln findet man bei der Obduktion in Oppenau, Diez ist in der Lunge getroffen, der Oberarmknochen zertrümmert.

Wie es Carl Diez an diesem Tag in Bad Griesbach ergeht, ist ein trauriges Kapitel der beispiellosen Hetzkampagne gegen Matthias Erzberger. Mühsam war es Diez gelungen, die Landstraße zu erreichen, er bittet einen weiblichen Kurgast um Hilfe. Auch als er zusammenbricht, bleibt sie bei ihrer ablehnenden Haltung: „Wie konnten Sie nur mit Erzberger zusammen spazieren!“ Erzberger hatte sich von Hindenburg dazu überreden lassen, an Stelle des verantwortlichen Generalquartiermeisters Erich Ludendorff (der sich nach Schweden fortgeschlichen hatte) die Leitung der deutschen Waffenstillstandskommission zu führen und wurde seitdem aus militärischen Kreisen als „Novemberverbrecher“ angegriffen, man scheute auch vor einem Mordaufruf nicht zurück.



Besetzung Offenburg durch die Franzosen 1923/24. Rathausplatz nach dem Einmarsch der Truppen am 4. Februar 1923

Diesem Aufruf folgen Erzbergers Mörder. Oberstleutnant Heinrich Tillessen und Reserveoffizier Heinrich Schulz handeln auf Befehl von Kapitänleutnant Manfred Killinger vom „Germanenorden“. Den Tätern hatte Killinger vorsorglich falsche Pässe besorgt und deren Flucht vorbereitet, eine Anklage wegen Beihilfe zum Mord fürchtete er offensichtlich nicht. Zu Recht, wie der Freispruch vor dem Offenburger Schwurgericht am 13. Juni 1922 zeigt. Der Sieg wird am selben Abend im Union Hotel gefeiert. Glückwunschsträuße der „besseren Gesellschaft“ nimmt er triumphierend entgegen, berichtet Adolf Geck in seinem Blättle „D'r Alt Offeburger“ empört und meint, daß der „Odem der Rosensträuße den Modergeruch feiger Bluttat von Griesbach überduften“ sollte (18. August 1922).

Die Blindheit auf dem rechten Auge der sozialdemokratischen Regierung ermutigt die Reaktion zu weiteren Bluttaten. Elf Tage nach dem Freispruch Killingers in Offenburg wird in der Reichshauptstadt Außenminister Walther Rathenau ermordet. Dagegen protestiert der Offenburger Aktionsausschuß in einer Demonstrationsveranstaltung am 27. Juni 1922: Eine große Menschenmenge zieht vom Sammelplatz bei der Landwirtschaft-

lichen Halle zum Rathaus, 6000 Flugblätter werden verteilt mit folgendem Wortlaut: „Erneut rufen wir euch zum Kampfe auf, um der Regierung zu zeigen, daß die Mördergesellen und die ihnen nahe stehenden Elemente mit Stumpf und Stiel auszurotten sind.“

Der Appell aus Offenburg verhallt in Berlin ungehört, denn um regierungsfähig zu bleiben, meinten die Sozialdemokraten sich mit dem Militär gut stellen zu müssen, und die Armee kämpft mit aller Macht gegen die Einhaltung des Versailler Vertrags. Dem Wirken einer „blödköpfigen Generalität“ verdankte Offenburg die Besetzung durch die Franzosen (4. Februar 1923 bis 18. August 1924), schreibt Adolf Geck im „Alten“. Die Vermutung mag stimmen, melden doch die Offenburger Zeitungen, daß keineswegs Kohlemangel herrscht, wie die Eisenbahndirektion Karlsruhe ihren Vertragsbruch durch die Einstellung internationaler Zugverbindungen begründete – in Appenweier und Offenburg lagerten große Kohlemengen. „An den Rand des Verderbens“ habe die Lahmlegung Offenburgs geführt, resümiert Geck in diesem Krisenjahr 1923 mit seinem bitteren Winter.

Nur gut, daß durch den Abzug der Franzosen im folgenden Jahr dringend gesuchter Wohnraum frei werden sollte, die 50 Wohnungen sind schnell wieder vermietet. Unsicher bleibt, ob die Mieten auch bezahlt werden können: fünf Millionen Arbeitslose gibt es im Jahre 1923, Aufstände und Plünderungen nehmen zu, in Freiburg wird am 19. September zu einem Generalstreik aufgerufen. Acht Tage später verhängt Reichspräsident Friedrich Ebert den Ausnahmezustand, die Vollzugsgewalt wird dem Reichswehrminister übertragen.

Zur gleichen Zeit steigen die Preise in schwindelnde Höhen. In der ersten Septemberwoche 1923 bezahlen die Offenburger für ihre Tageszeitungen noch 600 000 Mark, einen Monat später wird in Millionen gerechnet: für fünf Millionen geht der „Alt Offeburger“ am 8. Oktober 1923 über den Ladentisch, drei Tage später kostet die Nummer bereits 15 Milliarden Mark. Kein Wunder, daß die Zeitdokumente spärlicher werden, die Zeitungen in Offenburg erscheinen nur noch unregelmäßig. An Nachrichten ist zwar kein Mangel, denn eine „Notverordnung“ aus Berlin jagt die andere, doch es fehlt an Papier, an Druckerschwärze, an den notwendigsten Materialien, und es fehlt vor allem an Kunden, die Waschkörbe voll Geldscheinen in die Redaktionsstuben tragen.

Ein „trauriges Stimmungsbild im Novembernebel“ schildert „Der Alte“ dann zwei Jahre später am 15. November 1925. Der Jahrestag der deutschen Revolution vom 9. des Monats sei sang- und klanglos vorüber gegangen, „stumme Resignation der Verzweiflung“ sei an die Stelle „revolutionäre Kampfeslust“ getreten. Jetzt kommt die Stunde der Innenpolitik. Die Devise der Reichswehrregierung heißt „deutsche Tiefe“ gegen westliche Oberflächlichkeit als Zeichen der Dekadenz, die im übrigen zunehmend dem internationalen Judentum zugeschrieben wird.

Im Mai 1925 kommt auch nach Offenburg ein Reisender in Sachen „deutsches Volkstum“. Für die „Dr. Muckermann Vorträge“ vom 5. bis 9. Mai in der Stadthalle rührt das Offenburger Tageblatt heftig die Werbetrommel. In dieser „biologischen Vortragsreihe“ sei zu lernen, wie der deutsche Mensch in Zukunft leben solle, das Tageblatt lobt die Wissenschaftlichkeit, die Objektivität sowie die „ethische Tiefe“ der Vorträge. Über „Grundfragen des Einzel- und Soziallebens“ spricht Dr. P. Hermann Muckermann, der unter anderem schon in Pforzheim, Freiburg und Karlsruhe „Massenbesuch“ verzeichnen konnte.

Worum geht es in seinen Vorträgen? Er argumentiert „auf wissenschaftlicher Basis“ gegen die Abtreibung, spricht von „Rassenhygiene“ und „erblicher Belastung“ und vom „Volkskörper“, dessen Krebs im Falle einer Erkrankung „entfernt“ werden müsse. So wie das Herz in erster Linie für die Gesundheit der Organe schlage, müsse auch der Deutsche zuerst für sein Volk, dann für sich selbst da sein. Leider blieben Stühle leer, bedauert das Offenburger Tageblatt; die Stadthalle hätte eigentlich „bis auf den letzten Platz“ besetzt sein müssen. Wenn irgendeine Fastnachtsveranstaltung wäre, würde der Saal nicht ausreichen, ärgert sich das Blatt über die Zurückhaltung der Offenburger.

Doch wie überall in Deutschland wächst auch in Offenburg die Anhängerschar des „ungekrönten Österreichers“ („Alt-Offeburger“, 8. November 1930). Hitlers Geburtstag wird im April 1929 feierlich im „Badischen Hof“ begangen. Man erfreute sich des „künftigen Diktators“ eines „mussolinischen Deutschland“, kommentiert Adolf Geck am 27. April 1929. Braunes Gedankengut wird jetzt aggressiv verbreitet. Im Juli 1930 platzen 40 Hitlergardien unter dem Kommando des späteren Bürgermeister Rombach in die Versammlung der Ortsgruppe der Friedensgesellschaft, stören durch laute Zwischenrufe und stimmen das Horst-Wessel-Lied an. In Urloffen ziehen die Randalierer im September an einem Sonntag zur „Krone“ und schüchtern die Teilnehmer einer sozialdemokratischen Veranstaltung ein.

Und im November 1930 kommt der „Hecker der faschistischen Diktatur“ nach Offenburg, wie Adolf Geck den Besuch Hitlers ankündigt. Über 10 000 Karten werden verkauft, vor den Eingängen der landwirtschaftlichen Hallen drängen sich rund 1000 Schaulustige. Wie immer läßt Hitler lange auf sich warten, flott gespielte Märsche sorgen für Stimmung. Am 8. November, dem Jahrestag der Revolution in Kiel, betritt Hitler kurz vor neun die vordere Halle, S.A.-Leute stehen Spalier, Trommelwirbel und Jubel aus 5000 Kehlen, berichtet die „Offenburger Zeitung“.

Im Jahre 1918 erlebten wir einen Zusammenbruch, wie ihn die deutsche Geschichte noch nicht erlebt hat, sagt Hitler in seiner knapp zweistündigen Rede. Die Revolution von 1918 sei Schuld an der innenpolitischen Misere der Weimarer Republik. Seitdem liege Deutschland im Kampf zwischen

zwei Fronten, der äußeren und der inneren. Der innere Kampf des nationalen Bürgertums gegen das sozialistische Proletariat sei das „Hauptunglück“ des Volkes. Weil die ganze „Volkskraft“ für diesen Kampf verbraucht werde, sei Deutschland gegenüber äußeren Feinden machtlos. „Unser Ziel muß sein, eine dritte Plattform zu finden, die diese Gegensätze überbrückt“, erklärt Hitler. Der Nationalsozialismus biete eine „wahre Volksgemeinschaft“, die Deutschland als Ganzes „gesunden“ lasse.

Entgegen den Erwartungen ruhig und besonnen

„Er ist ein ausgezeichneter Redner“, meint die Offenburger Zeitung in ihrem „Streiflicht“ zu Hitlers Auftritt. Eine „gewisse logische Schärfe“ sei ihm nicht abzusprechen, doch seine Argumente seien nur „scheinbar zwingend“, weil sie wesentliche Punkte außer Acht lasse. Deshalb sei es schwer für das „nicht geschulte Ohr“ die Schwäche des „Aufbaus wie der Position“ zu hören. Hitler spreche (im Wiener Dialekt) entgegen den Erwartungen ruhig, besonnen, ist da nachzulesen, er vermeide Schlagworte und hohle Phrasen. „Warum hat er sein wahres Parteiprogramm nicht entwickelt?“, fragt die Zeitung und endet ihren Bericht mit der bangen Frage: „Und was kommt nachher?“

Was nachher kommt, ist die eigentliche Botschaft, verbreitet von nationalsozialistischen Randalierern. So findet im Juli 1931 im Zähringerhofgarten ein erklärter „Treffpunkt der Nationalsozialisten“, eine Demonstrationsveranstaltung statt, die manchem Offenburger das Fürchten lehrt. Die Karlsruher Standarten-Kapelle war angereist, im Biergarten wird mit dramatisch organisierter Kriegsbegeisterung der Standartenschwur zelebriert. Man brüllt „Die Wacht am Rhein“, spielt „Siegreich wollen wir Frankreich schlagen“, Revanchelieder werden zu einer Zeit gesungen, wo Deutschland Interesse in der Kapitalhilfsfrage von der Verständigung mit Frankreich abhängt. Vor dem Garten stand das Volk erregt, berichtet die „Freiburger Volkswacht“, und fragt sich, warum die Behörden nicht einschreiten. Warum die Demokratie in der Weimarer Republik sich zu ihrem eigenen Totengräber mißbrauchen ließ, auf diese Frage sind schon viele Antworten gegeben worden, aber aus der Welt geschafft ist sie noch lange nicht.

Die Schwarzen sind da, der Krieg ist aus!

Anfang und Ende des Dritten Reiches in Zell am Harmersbach

Ulrich Spitzmüller

Einleitung

„Die Schwarzen sind da, der Krieg ist aus!“ Dieses Bild vom Einmarsch dunkelhäutiger marokkanischer Soldaten, die in der französischen Armee dienten, bestimmt die Erinnerung an das Kriegsende in Zell am Harmersbach am 19. April 1945. Schon wenige Wochen vor dem offiziellen Ende des Zweiten Weltkrieges in Europa am 8. Mai 1945 erlebte die Bevölkerung in Südbaden ihren „Tag der Befreiung“, wie ihn Ex-Bundespräsident Richard von Weizsäcker in seiner weltweit beachteten Rede in der Feierstunde am 8. Mai 1985 im Deutschen Bundestag in Bonn zum 50. Jahrestag des Kriegsendes bezeichnete. Die detailgetreue Erinnerung an dieses historische Datum ist als einschneidendes Erlebnis bei Zeitzeugen und in Publikationen noch präsent. Im Tausendjährigen Reich nahmen viele nach der anfänglichen Begeisterung über Hitler die brutale Diktatur erst richtig wahr, als sie durch die Kriegswirren mit Not, Hunger, Angst, Luftschuttkeller, Volkssturm ... für jeden selbst spürbar wurde.

„Wir dürfen den 8. Mai 1945 nicht vom 30. Januar 1933 trennen“, forderte der Bundespräsident in seiner Ansprache zur Wiederkehr des 8. Mai. Dies gilt auch für Kleinstädte wie Zell am Harmersbach, die weitgehend fernab von den politischen Brennpunkten in der badischen Provinz lagen, wo die braunen Machthaber genauso die Macht übernommen hatten: Dem Aufmarsch der Uniformierten am 1. Mai 1933 durch die Zeller Hauptstraße steht der Einmarsch der französischen Truppen am 19. April 1945 gegenüber, der anfänglichen Begeisterung für Hitler die Kriegsmüdigkeit der letzten Kriegsmonate, der 1933 gepflanzten Hitler-Eiche die Blumen der Kriegsoffer-Gräber auf dem Zeller Friedhof.

Die Quellenlage

Für die Rekonstruktion der Anfänge des Dritten Reiches stellt die in Zell seit 1897 erscheinende lokale Heimatzeitung „Schwarzwälder Post“ eine gute Informationsquelle dar. Über die letzten Kriegstage sind jedoch keine Berichte mehr vorhanden, da die „Schwarzwälder Post“ nach 44 Jahren am 29. Mai 1941 ihr Erscheinen (bis 1949) einstellen mußte¹. Vom

1. Juni 1941 bis 1944 wurde in Zell dafür das „Schwarzwälder Tagblatt“ aus Villingen als „Amtliches Organ der NSDAP und sämtlicher Behörden“ herausgegeben. Als zweite Zeitung war in der Stadt bis 1944 das „Offenburger Tageblatt“ erhältlich². Weitere Informationsmöglichkeiten über das III. Reich in Zell am Harmersbach bieten zwei Chroniken, die im Auftrag der Stadt Zell 1937 und 1970 herausgegeben wurden. Die Chronik von Franz Disch³ aus dem Jahre 1937 widmet den Nationalsozialisten jedoch gerade einmal zwei Seiten. Da die Stadt die Herausgabe der Chronik finanzierte, bestanden die örtlichen NSDAP-Machthaber auf eine „Würdigung“ ihrer Taten: Franz Disch, der den Nationalsozialisten kritisch gegenüberstand, mußte einen von der NSDAP-Ortsgruppe verfaßten Text übernehmen⁴. Die Chronik von Ruth Baitsch⁵ über die Zeit von 1938 bis 1969 beleuchtet die Zeit des Zweiten Weltkrieges und die „Stunde Null“. Beide Chroniken behandeln die Zeit des Dritten Reiches teilweise recht unkritisch, vermutlich mit Rücksicht auf Personen der Zeitgeschichte. Keine Informationen zur NS-Zeit bietet das 1938 eingeweihte Heimatmuseum.

Wenig ergiebig war auch die Suche nach Dokumenten in Archiven. Im Archiv der Stadt Zell a.H. befinden sich nur noch wenige Unterlagen aus der Zeit des Dritten Reiches. Protokolle der Gemeinderatssitzungen aus der Zeit von 1935 bis 1945 fehlen gänzlich. Auch im Badischen Staatsarchiv in Freiburg sind nur wenige verwertbare Quellen aufzufinden. Die Gesamtsituation des Dritten Reiches ließ sich jedoch durch zahlreiche Publikationen aus der Freiburger Universitätsbibliothek recherchieren. Und schließlich waren die Erinnerungen von fünf Zeitzeugen für die Darstellung von Anfang und Ende des Dritten Reiches in Zell eine wichtige Quelle, die die Angaben aus den Druckwerken und Chroniken ergänzten und so zu einem übereinstimmenden Gesamtbild beitrugen. Umfassende, durch ergiebige Quellen angereicherte, wissenschaftliche Arbeiten über Zell am Ende der Weimarer Republik sowie die Beschreibung des Zeller Umfeldes in der NS-Zeit (Zwangsarbeiter, Juden, Konzentrationslager, Presse, Kriegsende) enthalten zudem die Jahrbücher „Die Ortenau“ der Jahrgänge 1987 bis 1989. Die Vernetzung sämtlicher Quellen ermöglichte trotz einiger Lücken schließlich doch eine relativ gute Rekonstruktion von Anfang und Ende des Dritten Reiches in Zell am Harmersbach.

29. November 1930 Gründung der NSDAP-Ortsgruppe Zell,
Ortsgruppenleiter: Adrian Kopf
30. Januar 1933 „Machtergreifung“ durch Nationalsozialisten:
Adolf Hitler wird zum Reichskanzler ernannt
28. April 1933 Zwei Sitze (Adrian Kopf, Eduard Schön) für
NSDAP im Zeller Gemeinderat
29. April 1933 Adrian Kopf (NSDAP) wird vom Gemeinderat zum
Bürgermeister-Stellvertreter gewählt
1. Mai 1933 Adolf Hitler wird Ehrenbürger von Zell
Pflanzung einer Hitler-Eiche
Umbenennung der Friedrich-Ebert-Straße in
Hindenburg-Straße
19. September 1933 Das Bezirksamt ernennt Adrian Kopf (NSDAP)
zum kommissarischen Bürgermeister
10. Oktober 1933 Der bisherige Bürgermeister Schumann
(ZENTRUM) tritt zurück und wird am 19. Februar
1934 offiziell entlassen
2. Mai 1934 Der badische Innenminister ernennt Adrian Kopf
(NSDAP) zum neuen Bürgermeister von Zell
29. Mai 1941 Die letzte Ausgabe der Zeller Heimat- und
Lokalzeitung „Schwarzwälder Post“ erscheint
20. Juli 1944 Attentatsversuch auf Hitler durch Widerstands-
gruppe um Graf von Stauffenberg
27. Januar 1945 Befreiung der Konzentrationslager Auschwitz und
Birkenau durch die Rote Armee
2. Februar 1945 Das Brennstofflager im Zeller Alten Wald wird bei
Luftangriffen in Brand geschossen und zerstört
21. Februar 1945 Bombenangriff auf Verwaltungsgebäude der
Rüstungsfirma Prototyp in Zell
31. März 1945 Französische Truppen überschreiten nördlich von
Karlsruhe den Rhein
16. April 1945 Französische Truppen marschieren in Gengenbach ein
18. April 1945 Artillerie-Beschuß von Gengenbach aus über den
Berg auf Zell
19. April 1945 Kriegsende in Zell nach Einmarsch der Franzosen
Feuergefecht auf dem Haldeneck
(Berghöhe zwischen Zell und Nordrach)
21. April 1945 Freiburg wird von französischen Truppen besetzt



Handwerkertag in Zell am Harmersbach am 1. Oktober 1933.

Aufnahme: Stadtarchiv Zell am Harmersbach

- | | |
|--------------------|--|
| 7. Mai 1945 | 2.41 Uhr: Generaloberst Jodl unterzeichnet Kapitulationsurkunde im alliierten Hauptquartier im französischen Reims. Sie legt fest „... die Kampfhandlungen um 23.01 Uhr mitteleuropäischer Zeit am 8. Mai 1945 einzustellen ...“ |
| 8. Mai 1945 | Kriegsende in Europa |
| 15. September 1945 | Erste Gemeinderatswahlen in Zell nach dem Krieg |
| 5. Juli 1949 | Der badische Staatspräsident Leo Wohleb verleiht bei seinem Staatsbesuch der Stadt Zell das Stadtrecht |
| 22. Oktober 1949 | Die Lokalzeitung „Schwarzwälder Post“ erscheint wieder mit der ersten Ausgabe nach dem Krieg |

Zell am Anfang des Dritten Reiches

Zell liegt als traditionsreiche Kleinstadt im mittleren Schwarzwald nur rund 30 Kilometer Luftlinie von der Grenze zum „Erbfeind Frankreich“ entfernt. Als die Nationalsozialisten im Januar 1933 an die Macht gelangen, leben in Zell rein zufällig keine Juden mehr, so daß die Gemeinde bereits „judenfrei“ ist und bleibt, weil sich bis zum Ende des nationalsozialistischen Rassenstaates auch keine jüdischen Bürger in der Stadt niederlassen⁶. Im Nachbarort Nordrach jedoch hat die Baronin Emma von Rothschild im Jahre 1905 ein Erholungsheim für lungenkranke Jüdinnen einge-



Aufmarsch im Zeller Städtle (Jahreszahl unbekannt)

Aufnahme: Stadtarchiv Zell am Harmersbach

richtet, das mit der Deportation von 25 Patienten sowie des Chefarztes nach Auschwitz am 29. September 1942 aufgelöst wird⁷.

In Zell leben am Anfang des „1.000jährigen Reiches“ 1.965 Einwohner (876 männlich, 1.089 weiblich), die sich auf 536 Familien und genau 301 Wohnhäuser aufteilen. Die Stadt gehört anfangs zum Bezirksamt Offenburg, nach einer Reform ab 1935 zum Bezirksamt Wolfach und liegt im Gau Baden, das dem Gauleiter Robert Wagner untersteht. Zwei große Firmen bieten Arbeitsplätze für die Zeller Bevölkerung: Die Keramischen Fabriken, „Geschirr-Fabrik“ genannt und die in der Metallbranche tätigen Prototyp-Werke, in denen im Zweiten Weltkrieg die Rüstungsproduktion aufgenommen wird. Die Gemeinde wird seit Juni 1931 vom Zentrumspolitiker Dr. Franz Schumann regiert⁸.

Die „Karriere“ der NSDAP in Zell

Schon bei der Reichstagswahl am 14. September 1930 geben 105 Zeller Bürger der NSDAP ihre Stimme und bescheren der braunen Partei auf Anhieb einen Stimmenanteil von 9,2 Prozent. Als der „Führer“ Adolf Hitler wenige Wochen später am 20. Oktober 1930 in Offenburg spricht, nehmen auch Zeller an der Versammlung teil. Sie fangen Feuer und gründen schon am 29. November 1930 im Gasthaus „Sonne“ eine NSDAP-Ortsgruppe

Zell, zu der auch die damals noch selbständigen Nachbarorte Unterharmersbach, Ober- und Unterentersbach gehören. Der neuen politischen Gruppierung schließen sich am Gründungsabend 15 Männer an, die Adrian Kopf zum ersten Ortsgruppenleiter wählen⁹. Die Gruppe fühlt sich bestätigt, als bei den ersten Reichstagswahlen unter einem Reichskanzler Adolf Hitler am 5. März 1933 die NSDAP in Zell mit 22,6 Prozent der Stimmen hinter dem ZENTRUM (40,8 Prozent) zweitstärkste Partei auf örtlicher Ebene wird¹⁰.

Adolf Hitler wird Ehrenbürger von Zell

Die NSDAP-Ortsgruppe ist derart vom neuen Machthaber in Berlin begeistert, daß sie am 27. April 1933 im Rathaus das Ehrenbürgerrecht für den Reichskanzler und die Umbenennung zweier Straßen fordert¹¹. Einen Tag später, am 28. April 1933, sind die Braunen schon am ersten Ziel – sie können in den Gemeinderat einziehen: Gemäß dem Ergebnis der März-Reichstagswahl werden der NSDAP-Ortsgruppe zwei Sitze zugesprochen, so daß Adrian Kopf und Eduard Schön neue Gemeinderäte werden. Gleich in der ersten Sitzung am 29. April 1933 beschließt der Gemeinderat bereits unter „Tagesordnungspunkt 1: Gemeinderat Adrian Kopf wird zum Bürgermeister-Stellvertreter ernannt¹²“. Was die beiden NS-Gemeinderäte in dieser Sitzung auch fordern, wird ihnen erfüllt: Die bisherige Friedrich-Ebert-Straße – benannt nach dem ersten Reichspräsidenten, der als SPD-Politiker den Nationalsozialisten im Reich ein rotes Tuch ist – entlang des Bahnhofs bis zum alten E-Werk, wird „zu Ehren des Herrn Reichspräsidenten“ an diesem Tag per Beschluß umgetauft und heißt seither Hindenburgstraße. Und obwohl Adolf Hitler gerade einmal drei Monate als Reichskanzler an der Macht ist, macht ihn der Zeller Gemeinderat bereits zum Ehrenbürger: „Dem Herrn Reichskanzler Adolf Hitler verleiht die Stadtgemeinde Zell a.H. in Anerkennung seiner großen Verdienste um das deutsche Volk und Vaterland das Ehrenbürgerrecht“. Die dazu gehörende Urkunde ist auf das Datum des 1. Mai 1933 ausgestellt¹³. An diesem Tag ist Zell Schauplatz eines von der NSDAP organisierten Umzuges durch die mit Hakenkreuzfahnen geschmückte Stadt.

In symbolträchtiger Feierlaune pflanzen Mitglieder am Maifeiertag eine Hitler-Eiche am Ortsausgang von Zell Richtung Unterentersbach auf einer Rabatte zwischen dem Forsthaus und dem weißen Steinkreuz¹⁴. In die Pflanzerde der Eiche versenken die Zeller NS-Parteigänger eine Urkunde mit Namen und Unterschriften, darunter auch der von Adrian Kopf: „Diese Eiche wurde von der NSDAP-Ortsgruppe Zell a.H. am 1. Mai 1933, dem Tag der nationalen Arbeit, zu Ehren des Reichskanzlers Adolf Hitler gepflanzt¹⁵.“



Handwerkertag in Zell am Harmersbach (Jahreszahl unbekannt)

Aufnahme: Stadtarchiv Zell am Harmersbach

Die Machtergreifung im Rathaus

Die Machtergreifung auf lokaler Ebene schreitet in den folgenden Monaten zielorientiert voran. Der amtierende Bürgermeister Dr. Franz Schumann wird Zielscheibe einer Intrigen-Kampagne, die auf seine Entfernung aus dem Rathaus zielt. Am 19. September 1933 ernennt das Bezirksamt Offenburg den Parteigenossen Adrian Kopf zum kommissarischen Bürgermeister¹⁶, Schumann tritt am 10. Oktober 1933 zurück, gegen ihn wird ein „Überwachungs- und Überprüfungsausschuß“ eingesetzt, der „Unregelmäßigkeiten“ klären soll. Er führt zur offiziellen Entlassung von Bürgermeister Schumann am 19. Februar 1934¹⁷. Adrian Kopf muß nur noch kurze Zeit warten, ehe die Machtergreifung und Gleichschaltung auch im Zeller Rathaus abgeschlossen ist und er vom badischen Innenminister am 2. Mai 1934 zum neuen Bürgermeister seiner Heimatgemeinde Zell ernannt wird. Zwölf Jahre lang bleibt er im Amt, erst der Einmarsch der Franzosen bei Kriegsende am 19. April 1945 beendet seine Amtszeit im Rathaus.

Zell und der Beginn des Zweiten Weltkriegs

Wie überall im Reichsgebiet muß auch die Zeller Bevölkerung Ende August 1939 die abendlichen und nächtlichen Verdunkelungs-Maßnahmen befolgen. Während sie so schon frühzeitig das Verhalten gegen Luftangriffe und feindliche Luftaufklärung übt, hat der Krieg bereits begonnen. Vom Angriff auf Polen erfahren die Leser der „Schwarzwälder Post“ am 3. September 1939 mit einer 21-Zeilen-Meldung über den Überfall auf den polnischen Sender Gleiwitz. Die Einberufungen der Wehrmachtssoldaten an die Kriegsfrente verändern das Leben in Zell. „Die Weihnachtsfeiertage verliefen hier still und ruhig ... In mancher Familie brachte der Urlaubsbesuch des Vaters oder Sohnes freudige Stimmung ... Auch unsere Volksgenossen im braunen und grauen Rock veranstalteten schöne gemeinsame Feiern“, berichtet die „Schwarzwälder Post“ in ihrer Ausgabe vom 28. Dezember 1939. Und drei Tage später ergeht in der Heimatzeitung „an alle Volksgenossen die dringende Aufforderung, dieses Jahr das sonst zu Silvester übliche Abbrennen und Abfeuern von Feuerwerkskörpern ... auf alle Fälle zu unterlassen“.

Noch schwerer dürfte der Bevölkerung in der traditionellen Narrenhochburg der Verzicht auf das Feiern der Fasent (Fasnacht) gefallen sein, da wegen des Krieges das närrische Treiben untersagt wird und „keine Faschtsveranstaltungen und bunten Abende¹⁸“ stattfinden dürfen.

Das politische Leben geht unterdessen weiter. Bürgermeister Adrian Kopf lädt Mitte Februar zu einer Bürgerversammlung ein, um seine Ziele vorzustellen und Werbung für die NSDAP zu machen: „Er zeigte auf, wie seit 1933 durch die tatkräftige Arbeit des Nationalsozialismus Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot, Stilllegung der Betriebe und des Handwerks behoben wurden. Die in diesen Jahren geschaffenen Neuerungen zum Nutzen des sich aufschwingenden Fremdenverkehrsstädtchens, wie Kurpark, Schwimmbad, Stadtgärtnerei, städtische Kleinanlagen, Straßenverbesserungen und die nie aussetzende Werbung für Fremdenverkehr seien dem Wohle der Allgemeinheit und vor allen Dingen der Einwohnerschaft zugute gekommen ...“ Weil in Zell größere Räumlichkeiten für Feste und Treffen – und somit auch für Parteiveranstaltungen fehlen – macht sich der Bürgermeister in der Bürgerversammlung für den Bau einer Stadthalle stark. „Wohl befinden wir uns in Kriegszeiten, doch dürfen wir auch hier in der Aufbauarbeit nicht stillstehen, denn Stillstand bedeutet Rückschritt“, fordert Adrian Kopf¹⁹.

Das „Aus“ für die Heimatzeitung

Trotz gesteuerter Propaganda und zensierter Berichterstattung dient die lokale Heimatzeitung „Schwarzwälder Post“ auch am Anfang des Dritten

An unsere Leser!

Die Kriegswirtschaft erfordert stärkste Konzentration aller Kräfte. Diese Zusammenfassung macht es notwendig, daß auch unsere Heimatzeitung „Schwarzwälder Post“ mit Ende Mai ihr Erscheinen einstellt, um Menschen und Material für andere kriegswichtige Zwecke freizumachen.

Die Forderung des Tages, das Gebot der Stunde heißt: Zusammenfassung aller Kräfte zur siegreichen Durchführung des uns aufgezwungenen Krieges; wo alle aufgerufen werden, die Reihen zu schließen und Opfer zu bringen für Großdeutschland, steht die Heimatpresse nicht zurück.

Den Umständen Rechnung tragend, haben wir nach reiflicher Ueberlegung das Verlagsrecht der „Schwarzwälder Post“ abgetreten und zwar an das

„Schwarzwälder Tagblatt“

das amtlich allein anerkannte Amtsverkündigungsblatt für sämtliche Behörden und Gemeinden des Kreises Wolfach.

So bitten wir alle unsere Leser, ab 1. Juni das „Schwarzwälder Tagblatt“ zu beziehen und bitten weiter um rechtzeitige Bestellung, damit Unterbrechungen in der Lieferung möglichst vermieden werden. Die durch die Aus-träger bedienten Leser erhalten das „Schwarzwälder Tagblatt“ bei Bestellung zunächst durch die bisherigen Träger weiter und zwar täglich vormittags. Das Bezugsgeld wird wie seither nach Beginn des neuen Monats durch die Boten erhoben. Der z. Zt. in der „Schwarzwälder Post“ laufende Roman wird bis zum Schluß im „Schwarzwälder Tagblatt“ fortgesetzt.

Mit der vorliegenden letzten Ausgabe unserer Zeitung nehmen wir Abschied von unseren Lesern und verbinden damit den herzlichsten Dank für all die Treue, die sie uns in den 44 Jahren, die seit Bestehen unserer Heimatzeitung verfloßen sind, gehalten haben. Nur durch ihre Treue war es uns möglich, unseren Grundsatz, das Tages- und Zeitgeschehen in der Heimat und darüber hinaus aus aller Welt — im Rahmen der uns gezogenen engen Grenzen — in zwar kurzgefaßter aber doch erschöpfender Weise festzuhalten und auf dem Gebiete der Kulturaufgaben, Aufklärung und Unterhaltung nur das Beste vom Besten zu bieten, zu verwirklichen. Dafür allen Lesern nochmals aufrichtigen Dank und alles Gute für die Zukunft.

Heil Hitler!

Zell a. S., 29. Mai 1941

Verlag und Schriftleitung der „Schwarzwälder Post“
Josef Fuhs.

Anzeige zur Einstellung der „Schwarzwälder Post“ vom 29. Mai 1941

Reiches und in den ersten Kriegsjahren der Zeller Bevölkerung als wichtige Informationsquelle und Mitteilungsmedium, vor allem für den lokalen, regionalen und geschäftlichen Bereich. Rundfunkgeräte sind nur in wenigen Privathaushalten oder in den Gaststätten vorhanden, so daß die Kriegssituation überwiegend der Zeitung entnommen wird. Nach 44jährigem Bestehen kommt jedoch das „Aus“ für die Heimatzeitung. Am 29. Mai 1941 begründen der Verlag und die Schriftleitung in einer Anzeige die Einstellung: „Liebe Leser. Die Kriegswirtschaft erfordert stärkste Konzentration aller Kräfte. Diese Zusammenfassung macht es notwendig, daß auch unsere Heimatzeitung ... ihr Erscheinen einstellt, um Menschen und Material für andere kriegswichtige Zwecke freizumachen“. Die Informationen der Bevölkerung besorgen die Nazis in Zell künftig mit dem in Villingen gedruckten „Schwarzwälder Tagblatt“, dem „Amtliches Organ der NSDAP und sämtlicher Behörden“.

Februar 1945: Der Anfang vom Ende

Der 2. Februar hat als katholisches Fest Mariä Lichtmeß einen hohen Stellenwert im Wallfahrtsort Zell am Harmersbach. Zur Mittagszeit gegen 13 Uhr²⁰ nähern sich Tiefflieger vom Kinzigtal her. Schulbuben, die das Geschehen gespannt beobachten, zählen insgesamt 23 Flugzeuge. Die Fliegerbomben setzen das Brennstofflager in Richtung Unterentersbach, das im Alten Wald im Herbst 1944 angelegt worden war, in Flammen. Noch tagelang brennt das zerstörte Lager. Während des Angriffes wird Max Mellert, ein in Oberentersbach evakuierter Mann, tödlich getroffen²¹.

Drei Wochen später fordert am 21. Februar 1945 ein Angriff auf das Verwaltungsgebäude der Prototypwerke eine Tote: Die 23jährige Telefonistin Resel Jehle will vor dem angekündigten Luftangriff in den Luftschutzkeller flüchten, sie stirbt später an den Folgen des Bombardements, durch das auch einige Häuser in der Nordracher Straße zerstört oder beschädigt werden. Der Angriff erfolgt gegen 17 Uhr²².

Die Front kommt näher und näher

Im April 1945 kündigt sich das bevorstehende Ende des Krieges immer mehr an. Im Zeller Nachbarort Nordrach löst die SS am 15. April ein von ihr betriebenes Entbindungsheim für ledige Mütter auf, die von SS-Angehörigen uneheliche Kinder erwarteten. Das Haus gehörte seit 1905 der jüdischen Familie Rothschild und wurde nach der Beschlagnahmung durch die SS seit Herbst 1942 als „Haus Lebensborn“ genutzt²³.

Am 15. April 1945 befreien französische Truppen Offenburg, einen Tag später marschieren sie in Gengenbach ein, am 17. April 1945 in Oberkirch – Städte, die gerade zwischen zehn und dreißig Kilometer von Zell entfernt sind. Die Wehrmacht hatte den Einmarsch der französischen Truppen vom Rhein her nach Osten in den Schwarzwald erwartet, die Befreier marschieren jetzt jedoch von Nord nach Süd²⁴. Am 18. April 1945 kommt die Front spürbar nahe durch einen Artillerie-Beschuß auf den Nachbarort Biberach, bei dem 17 Gebäude zerstört werden. Auch Zell wird bereits von Gengenbach aus über den Berg mit Artillerie beschossen. Am Abend marschieren französische Truppen in Lahr ein²⁵.

Der letzte Kriegstag in Zell: 19. April 1945

Der 19. April 1945, ein Donnerstag, ist als schöner Frühlingstag in Erinnerung geblieben – und als Tag des Einmarsches der französischen Truppen in Zell. Die kriegsmüde Bevölkerung hoffte auf ein Ende – so oder so. „Wir wußten nicht, wann es losgeht, wir haben zu dieser Zeit nachts immer im Keller geschlafen und uns auch tagsüber oft dort aufgehalten“, erinnert sich Luise Neunzig an die Gefühle im April 1945.



Gedenkkreuz mit kleiner Anlage auf dem „Haldeneck“ bei Nordrach,
zur Erinnerung an die Kämpfe vom 19. April 1945 Foto: Ulrich Spitzmüller

Am Morgen wird die Stadt mit Artillerie beschossen, vor allem die Zeller Oberstadt ist das Zielgebiet. Beim „Hotel Hirsch“ wird die 51jährige Frida Rinkenbach tödlich getroffen, in der Kapellenstraße Seilermeister Josef Heinrich Vollmar, beim Lebensmittelgeschäft Lang in der Straße nach Unterentersbach kommen Rosa Schwendemann und das neunjährige Kind Margarete Luise Harter ums Leben.

Wenige Stunden vor ihrer Befreiung sterben durch die Angriffe sieben französische Kriegsgefangene, die in einem Gefangenenlager auf dem Zeller Sportplatz untergebracht sind²⁶. In diesem Lager, das nach dem Frankreich-Feldzug eingerichtet wurde, sind auch polnische und russische Kriegsgefangene interniert. Die Gefangenen waren überwiegend in der Produktion der Rüstungsfirma Prototyp eingesetzt worden²⁷.

Die deutschen Truppen, die sich in Zell aufhalten, setzen sich den ganzen Tag über in Richtung Kinzigtal ab. Unterdessen hat die deutsche Ortskommandantur, die sich im Gasthaus „Sonne“ am Ortseingang einquartiert hat, die Sprengung der über den Harmersbach führenden Brücken beschlossen. Die Lindenbrücke bei der Wallfahrtskirche wird gesprengt, die Brücke beim Weißen Kreuz in Richtung Unterentersbach kann durch Verhandlungen mit dem NS-Kommandanten, an denen sich auch der seit 1937 in Zell wohnende ehemalige NS-Propagandist Artur Dinter²⁸ beteiligt, vor der Zerstörung bewahrt werden. Gegen Mittag flüchtet schließlich auch die deutsche Kommandantur in Richtung Kinzigtal nach Mühlenbach. Am Nachmittag sprengen die Deutschen auf ihrem Rückzug noch ein Munitionslager in den Schottenhöfen, einem Geländestück zwischen Nordrach und Zell, mit einem weithin sichtbaren Rauchpilz in die Luft.

Auf den Nachbarort Nordrach rücken unterdessen die französischen Truppen über die Kammhöhe zwischen dem Nordrach- und Harmersbachtal immer weiter vor. Der Durchzug durch den Ort erfolgt ohne größere Widerstände, auch wenn am Nachmittag noch eine Brücke beim Schuhhaus Vollmer von deutschen Soldaten in die Luft gesprengt wurde.

Sechs Tote bei Feuergefecht auf dem Mühlstein

Zu einem letzten Gefecht kommt es am Abend des 19. April 1945 auf dem Mühlstein²⁹. Dort wird eine Funkstation von sieben Soldaten bedient, auch einige Volkssturmmänner haben sich auf die vermeintlich sichere Höhe zurückgezogen. Gegen 17 Uhr kommt es auf dem Haldeneck oberhalb des Mühlstein-Gasthofes zu einem Feuergefecht mit einer Gruppe vorrückender marokkanischer Soldaten, das sich bis in die Nacht hineinzieht. Bei den Kämpfen fallen sechs deutsche Männer, Soldaten und Volkssturmmänner. Sie sind zum Teil auf dem Nordrachener Friedhof begraben. Auf dem Haldeneck erinnert heute ein Kreuz, das von A. Fehrenbacher vom nahegelegenen Hof gestiftet wurden, an den Kampf am letzten Kriegstag³⁰.



*Die Namen der Gefallenen auf dem Gedenkkreuz auf der Haldeneck, Nordrach
Foto: Ulrich Spitzmüller*

„Die Schwarzen sind da“: Marokkaner erobern Zell

In Zell haben sich unterdessen viele Menschen im Keller des Gasthauses „Kleebad“ in Sicherheit gebracht. Von dort können sie gegen 18 Uhr beobachten, wie auf der gegenüberliegenden Seite des Eckwaldes die französischen Truppen – darunter viele Marokkaner mit ihren Maultieren – auf Zell vorrücken³¹. Über die Kirchstraße und die Nordracher Straße marschieren sie kurz darauf in Zell ein. Von Nordrach her kommend erreicht eine weitere Gruppe die Stadt, sie führen etwa 30 Geiseln mit sich, die die Nacht im „Badischen Hof“ verbringen müssen. Beim Einmarsch in Zell schießen einige Marokkaner in die Luft. „Die Schwarzen sind da“: Weil sich unter den marokkanischen Soldaten der französischen Armee auch einige Schwarzafrikaner befinden, sehen viele Zeller zum ersten Mal in ihrem Leben dunkelhäutige Menschen. „Eine alte, schwerhörige Frau hatte die Warnschüsse nicht gehört und wollte gerade eine Suppenschüssel in den Keller bringen, als plötzlich ein Marokkaner vor ihr stand. Sie erschrak fast zu Tode“, schildert Kurt Kussi eine Begebenheit wieder, die sich im Keller der Herrenmühle in der Kirchgasse abspielte.

Die französischen Truppen durchsuchen die Häuser nach deutschen Soldaten, sie machen sich in den Häusern breit und belagern Zimmer. Ihre

Maultiere haben sie inzwischen in der Nordracher- und der Jahn-Straße abgestellt.

Der Bürgermeister kapituliert vor den Franzosen

„Wir hatten einen besonnenen Bürgermeister, der sich zu diesem Zeitpunkt keine Illusionen mehr machte, er übergab Zell friedlich und ohne zu zögern.“ So beschreibt Ruth Baitsch in der „Chronik der Stadt Zell am Harmersbach“ im Jahre 1970 die kampflose Kapitulation der Stadt durch Bürgermeister Adrian Kopf, der die Franzosen mit der weißen Flagge als Symbol der Aufgabe empfängt. Er muß die Nacht unter Bewachung im Rathaus verbringen³².

Nachdem die Franzosen Zell bereits besetzt haben, ereignet sich ein Zwischenfall: Als ein Auto trotz Aufforderung nicht anhält, beschießen Marokkaner das Fahrzeug und treffen dabei die zwanzigjährige Lore Nünlist tödlich. Sie ist die Tochter des NS-Propagandaleiters Nünlist aus Ofenburg. Er hatte sie im Auto begleitet und floh nach dem Angriff.

Vienschlachtung auf offener Straße

Am Abend der Einnahme von Zell machen die französischen Truppen von ihrem Plünderungsrecht Gebrauch. Sie schlachten und grillen auf offener Straße Fleisch von Hühnern, deren Federn überall verstreut liegen, braten Kaninchen und holen sogar Kühe aus den Scheunen der Gaststätten. Luise Neunzig erinnert sich noch daran: „Die Marokkaner riefen immer Poulet, Poulet. Die Hühner mußten dann von den Frauen hergerichtet und gekocht werden. Sie haben uns jedoch auch noch ein Huhn zum Essen übriggelassen“.

Die Pferde sind inzwischen in der Scheune des Gasthauses „Sonne“ untergebracht³³, die Heuvorräte werden in den beiden Hotels „Löwen“ und „Hirsch“ geholt. Für die Nächte wird eine Ausgangssperre verhängt. Trotz der von den Nazis geschürten Greuelpropaganda vom „schwarzen Mann“ wird das Verhalten der marokkanischen Männer als erträglich empfunden. „Im großen und ganzen führten sich die marokkanischen Truppen anständig auf, man hörte nur von wenigen Vergewaltigungen“, schreibt Ruth Baitsch in ihrer Zell-Chronik³⁴. Die Marokkaner wurden mit einer Mischung aus Neugier und Angst gesehen. In ihren andersartigen Uniformen waren sie – neben dem Einmarsch der fremden Truppen und der Befreiung von der Kriegsangst – „das Ereignis“ des 19. April 1945, wie noch heute aus den Erinnerungen von Zeitzeugen hervorgeht. Die Marokkaner bleiben für drei Tage in Zell und ziehen dann weiter. Seit der Ankunft der französischen Truppen wird jeden Morgen in einer knappen Zeremonie die französische Nationalflagge, die Tricolore, gehißt und abends wieder eingeholt.

In Zell regiert künftig die französische Besatzungsmacht. Sie läßt am 1. Mai 1945 dreizehn NSDAP-Parteimitglieder verhaften (10 Männer, drei Frauen), von denen sechs Männer im Lahrer Gefängnis inhaftiert, der Rest wieder freigelassen wird³⁵. Der Bürgermeister Adrian Kopf muß noch einige Tage die Amtsgeschäfte führen, ehe nach seiner Verhaftung im Mai Hermann Seifert zum neuen Bürgermeister bestimmt wird. Er tritt wenige Monate später wegen Krankheit zurück, sein Nachfolger wird per Ernennung durch den Wolfacher Landrat, im Einvernehmen mit der Besatzungsmacht, am 24. August 1945, Hans Arnold³⁶.

Die Bilanz des Zweiten Weltkrieges in Zell

Während der sechs Kriegsjahre von 1939 bis 1945 sind an den Fronten in aller Welt laut Sterbebüchern 94 Männer aus Zell gefallen, von denen 16 Verschollene für tot erklärt wurden. Eine Zwischenbilanz anlässlich eines Gouverneur-Besuchs 1947 in Zell ergab, daß bereits 214 ehemalige Kriegsgefangene in ihre Heimatstadt zurückgekehrt waren, 37 Männer befanden sich noch in Gefangenschaft, vermißt wurden zu diesem Zeitpunkt noch 42 Männer, davon 40 Soldaten im Osten³⁷.

Durch Luftangriffe während des Zweiten Weltkrieges wurden nur wenige Gebäude in Zell beschädigt. Bei Kämpfen in Zell kamen insgesamt 18 Menschen ums Leben, alle in den letzten Kriegsmonaten Februar und April. Todesopfer unter der Zivilbevölkerung von Zell forderten zwei Luftangriffe am 2. Februar (Max Mellert) und 21. Februar (Resel Jehle) sowie am letzten Kriegstag, am 19. April 1945 (Josef Heinrich Vollmar, Margarethe Luise Harter, Rosa Schwendemann, Frida Rinkenbach)³⁸. An diesem Tag wurden außerdem drei Volkssturmänner bzw. Soldaten (Alois Lintl, Karl Frei, Anton Litterst), zwei Besucherinnen von auswärts (Lore Nünlist, Else Körner) sowie sieben französische Gefangene (Maurice Chamovrin, Josef Klein, Marcel Rosseau, Charles Devallière, René Thélou, Léon Najean, Jean Serge) getötet. Ein Teil der Toten ist in einer Gräberreihe mit sieben weißen und zwei braunen Holzkreuzen auf dem Zeller Friedhof bestattet.

Zells Bürgermeister im Dritten Reich: Adrian Kopf

Schwierig ist eine Beurteilung von Adrian Kopf (1893–1971), der in der Zeit des Dritten Reiches ununterbrochen als Bürgermeister in Zell eingesetzt war. Als Freiwilliger hatte er sich für den Ersten Weltkrieg gemeldet, nach dessen Ende und seiner Rückkehr gründete er in der Zeller Grabenstraße im Jahre 1919 ein Drechslergeschäft. Er war Mitbegründer der Zeller-NSDAP-Ortsgruppe und machte schnell politische Karriere – erst Gemeinderat, dann Bürgermeisterstellvertreter, dann kommissarischer und

schließlich offiziell eingesetzter Bürgermeister. Fast während der ganzen Zeit des Dritten Reiches stand der Drechslermeister vom 19. September 1933 bis im Mai 1945 an der Spitze der Stadt³⁹.

Die Charakterisierung von Adrian Kopf durch Zeitzeugen widerspricht dem heute gängigen Klischee vom gefühlskalten Nationalsozialisten. Kopf sei keinesfalls ein „scharfer Hund“ gewesen, auch „nicht fanatisch“, sondern ein Idealist, ein Machtmensch und Opportunist, der als Parteigenosse an den Führer geglaubt und in der NSDAP seine Chance gesehen habe. Als überzeugter Nationalsozialist schenkte er nach von ihm geleiteten Trauungen den Brautleuten oft Hitlers Buch „Mein Kampf“. Immer wieder fällt bei Zeitzeugen-Befragungen über den Politiker und Menschen Adrian Kopf die Bemerkung, daß er „viel für Zell“ getan habe. Kopf förderte den Fremdenverkehr, baute das bereits vorhandene Schwimmbad aus und legte einen Kurpark an. Kopf unterstützte die Tradition: Die 800 Teilnehmer eines Sonderzuges von Ausflüglern aus Stuttgart empfing er auf seine Art: „Hoch zu Pferd in schmucker Ulanenuniform entbot Herr Bürgermeister Adrian Kopf den liebwerten Gästen ein herzlich Willkomm ...“⁴⁰. Unter seiner Amtszeit erschien 1937 eine Chronik der Stadt Zell, 1938 weihte er das Heimatmuseum ein. Seine ehrgeizigen Pläne zum Bau einer Stadthalle konnte er jedoch wegen mangelnder Finanzierbarkeit aufgrund des Krieges nicht verwirklichen.

Als sich das Kriegsende in Südbaden mit dem bevorstehenden Einmarsch der Franzosen abzeichnete, blieb Adrian Kopf – im Gegensatz zu NS-Bürgermeistern in anderen Städten und Gemeinden, die sich noch rechtzeitig absetzten – in Zell und übergab die Stadt mit einer weißen Fahne der französischen Truppe⁴¹. Nach der Kapitulation führte Adrian Kopf noch ein paar Tage die Geschäfte als Bürgermeister, ehe er von der französischen Besatzungsmacht verhaftet und nach Freiburg in ein Internierungslager gebracht wurde⁴². Das politische Schicksal des einstigen NS-Bürgermeisters läßt sich durch die wenigen vorhandenen Quellen oder Aussagen von Zeitzeugen nur teilweise darstellen, da entsprechende Hinweise fehlen – bis zum Jahre 1957.

Damals versuchte Adrian Kopf ein zweites Mal, diesmal auf demokratischem Wege, Bürgermeister seiner Heimatstadt Zell zu werden. Trotz seiner NS-Vergangenheit bewarb er sich bei den Bürgermeisterwahlen und erhielt im ersten Wahlgang am 27. Oktober 1957 unter acht Kandidaten – darunter auch sein Bruder Josef – auf Anhieb die meisten Stimmen: 491 der 1.485 Stimmen und damit 33 Prozent entfielen auf Adrian Kopf⁴³. Im entscheidenden zweiten Wahlgang verfehlte er jedoch sein Ziel und mußte sich Rudolf Brucher (35 Prozent = 532 Stimmen) geschlagen geben. Für Adrian Kopf stimmten am 10. November 1957 nur noch 446 Bürger (29 Prozent), er war damit sogar noch von dem dritten Bewerber Walter Breunig (33 Prozent = 500 Stimmen) überholt worden. Als Adrian Kopf

am 24. September 1971 starb, widmete ihm die Heimatzeitung „Schwarzwälder Post“ einen kurzen Nachruf: „... Als guter Bürger der Stadt war er auch aktives Mitglied des Gesangvereines, der Freiwilligen Feuerwehr, Mitbegründer der Narrenzunft und einige Jahre deren Präsident, sowie Mitbegründer des Ulanencorps.“ Der wohlwollende Nachruf klammert die Rolle von Adrian Kopf in der Zeller Ortsgruppe der NSDAP aus. Und über seine Bürgermeisterzeit in der NS-Zeit heißt es im Nachruf schlicht: „1933 bis 1945 stand er seiner Vaterstadt als Bürgermeister vor. Auf Grund der Schönheit unserer Schwarzwaldlandschaft erkannte er früh den Wert des Ausbaus des Fremdenverkehrs. Auch hier schuf sein Weitblick die Voraussetzungen dafür, indem er nicht nur ein großzügig angelegtes Schwimmbad bauen ließ, sondern auch die Idee eines Kurparks und Kurhauses aufgriff, letzteres aber durch den Zweiten Weltkrieg nicht mehr verwirklichen konnte. ... So hat Adrian Kopf für seine Vaterstadt bleibende Werte geschaffen⁴⁴.“ Und über die Beisetzung auf dem Friedhof schreibt die Heimatzeitung⁴⁵: „Bei der Beerdigung von Adrian Kopf ... war aus der großen Anteilnahme seitens der Einwohnerschaft die Wertschätzung und ... die Liebe zu ihm als echtem Zeller zu erkennen. Nach der Bestattung ... ehrte Bürgermeister Abele seinen (*früheren, d. Verf.*) Vorgänger im Amt und widmete ihm Worte des Dankes und der Anerkennung für seine Dienste, die er Zell geleistet hat.“ Dann folgt zumindest ein kurzer Hinweis auf die politische Vergangenheit von Adrian Kopf – in bezug auf einen kurze Zeit zuvor gestorbenen Zeller Bürger, wird Bürgermeister Abele in der Zeitung zitiert: „Wenn auch beide in politischer Hinsicht entgegengesetzt waren, so haben beide doch der Stadt und ihren Bürgern gedient, was allein zähle. Herr Kopf habe sich rückhaltlos in den Dienst der Stadt gestellt und manche bleibenden Werte geschaffen, was ihm zur Ehre gereiche und wofür ihm gedankt sei“. Auffallend schlicht ist der Grabstein von Adrian Kopf auf dem Zeller Friedhof. Auf ihm steht nur die Inschrift „Familie Adrian Kopf“, die sonst üblichen Hinweise auf Geburts- und Todesjahr sowie auf den Beruf fehlen, und auch seine – in den Nachrufen gewürdigte – Amtszeit als Zeller Bürgermeister wird nicht erwähnt.

Das Leben nach der Stunde Null

Das Kriegsende wurde als Befreiung, vor allem aber als Erlösung von der alltäglichen Kriegsangst und den damit verbundenen Unannehmlichkeiten wie dem Aufsuchen der Luftschutzkeller oder der schlechten Ernährungslage, empfunden. „Viele waren einfach nur dafür dankbar, daß Bombennächte und Angst vorüber waren und sie mit dem Leben davongekommen waren“, beschrieb der damalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker in seiner 8.-Mai-Rede 1985 das Gefühl der Bevölkerung. „Man mußte keine Angst mehr haben vor Luftangriffen der Ja(gd)bo(mber)s,“

erinnert sich Kurt Kussi und Hermann Beck war froh, daß „man endlich Ruhe vor den Fliegern hatte“. Verbunden mit dem Bewußtsein, daß der Krieg vorüber ist, war sicher auch die Hoffnung auf den Beginn einer besseren, sorgenfreieren Zeit. Ernüchternd mußten die Zeller deshalb feststellen, daß der Anbruch dieser Zeit nach der Befreiung durch die französischen Truppen zunächst noch auf sich warten ließ und die Zeit der Entbehrungen nicht endete, sondern unter der Militärregierung eine bestimmte Zeit weiterging. Analog zur Wiederherstellung der Demokratie in den Westzonen normalisierte sich das politische und gesellschaftliche Leben auch in Zell: Am 24. August 1945 wurde Hans Arnold vom Wolfacher Landrat zum Zeller Bürgermeister ernannt und am 10. Dezember 1945 vom inzwischen gebildeten Gemeinderat offiziell zum Stadtoberhaupt gewählt⁴⁶. Am 26. April 1946 genehmigte die französische Besatzungsmacht die Wiedergründung der Gewerkschaft Metall, die sich als erste Ortsgruppe im Landkreis Wolfach nach dem Krieg konstituierte⁴⁷. Und am 15. September 1946 konnte die Bevölkerung mit der ersten Gemeinderatswahl nach dem Krieg wieder direkt über die Gestaltung der kommunalen Politik entscheiden. Nach der Währungsreform am 21. Juni 1948 und der Verabschiedung des Grundgesetzes am 23. Mai 1949 konnte die Nachkriegsentwicklung in Zell mit dem Jahre 1949 als abgeschlossen gelten: Am 5. Juli 1949 verlieh der badische Staatspräsident Leo Wohleb bei seinem Staatsbesuch⁴⁸ in Zell das Stadtrecht, wenige Monate später, am 22. Oktober 1949, erschien nach acht Jahren Unterbrechung wieder die erste Ausgabe der Lokal- und Heimatzeitung „Schwarzwälder Post“.

5. Zusammenfassung und Anregungen

Ganze zwölf Jahre, zwei Monate und 19 Tage dauerte das „Tausendjährige Reich“ in Zell. Die Ereignisse während dieser Zeit unterscheiden sich kaum vom Leben in anderen vergleichbaren Städten während der nationalsozialistischen Diktatur. Zell machte Adolf Hitler zum Ehrenbürger, die NSDAP eroberte auf undemokratische Weise die Macht im Rathaus, an den Feiertagen der Nationalsozialisten zogen Umzüge mit Uniformierten durch die mit Hakenkreuzfahnen geschmückte Stadt, Zell kam bei Luftangriffen einigermaßen glimpflich davon und Zell setzte schließlich den heranrückenden französischen Truppen keinerlei Widerstand entgegen. Am Beispiel einer Kleinstadt wie Zell läßt sich deshalb gut aufzeigen, wie die NS-Zeit selbst auf dem Lande, weitab von den Brennpunkten im Reich, funktionierte und wie die Bevölkerung nach dem Zusammenbruch mit der Vergangenheit umging.

Die Vergangenheitsbewältigung des Dritten Reiches steht nach 1945 in Zell nicht im Mittelpunkt. Einige Beispiele sollen dies verdeutlichen: So wird ein Kriegerdenkmal für die Gefallenen des Zweiten Weltkrieges erst

zwanzig Jahre nach Kriegsende am Volkstrauertag, 15. November 1965, eingeweiht⁴⁹. Im Heimatmuseum im Zeller Storchenturm suchen Besucher vergebens nach der Darstellung dieser Zeit, lediglich zur 850-Jahr-Feier der Stadt im Jahre 1989 wurden im Rahmen einer Foto-Ausstellung auch einige Aufnahmen aus der Zeit zwischen 1933 und 1945 gezeigt. Und was die Verleihung des Ehrenbürgerrechts an Adolf Hitler im Jahre 1933 betrifft, so gilt diese Auszeichnung mit dem Tod des Führers als erloschen⁵⁰. Als Symbol der Aussöhnung mit den einstigen Feinden sowie als Freundschafts- und Friedensbeweis schlossen zahlreiche Städte in Südbaden schon wenige Jahrzehnte nach Kriegsende Städtepartnerschaften mit französischen Kommunen. Zell ging im Mai 1990 eine Städtepartnerschaft mit Baume-les-Dames im französischen Jura ein. Andere vergleichbare Städte im Kinzigtal (Haslach – Lagny 1969, Hausach – Arbois 1974, Gengenbach – Obernai 1958, Wolfach – Cavalaire 1984) hatten zu dieser Zeit bereits offizielle Verbindungen mit französischen Kommunen geschlossen.

Die Aufarbeitung und das Bewußtsein für die Zeit des Dritten Reiches könnte, vor allem für die jüngere Generation, durch eine entsprechende Präsentation von Bildmaterial, Dokumenten, Zeitungsausschnitten und authentischen Ausstellungsgegenständen im Heimatmuseum wachgehalten werden.

Anmerkungen

- 1 Schwarzwälder Post, Zell am Harmersbach, 29. Mai 1941
- 2 Binkowski, Johannes: Die Diktatur des Nationalsozialismus – Die Presse in Baden-Württemberg 1933–1945. In: Von der Preßfreiheit zur Pressefreiheit. Stuttgart, 1983
- 3 Disch, Franz: Chronik der Stadt Zell am Harmersbach, Zell a. H., neu herausgegeben 1981 von der Buchhandlung Josef Kopf (unveränderter Nachdruck der Originalausgabe von 1937), 1981
- 4 Mössinger, Wolfgang: Zell am Ende der Weimarer Republik. In: Die Ortenau, 1988, 362
- 5 Baitsch, Ruth: Chronik der Stadt Zell am Harmersbach. Erweiterung und Fortführung (1938–1969) der Disch'schen Chronik im Auftrag der Stadt Zell a. H., Zell a. H., 1970, 34
- 6 Die Opfer der nationalsozialistischen Judenverfolgung in Baden-Württemberg. Ein Gedenkbuch 1933–1945, Stuttgart, 1968
- 7 Am 29. September 1942 wurden alle Patienten und sonstigen Juden deportiert. Am 15. April 1945 räumte die SS das Haus. Nach dem Krieg nutzten es die Franzosen von 1945 bis 1950 als Kinderheim „Ponponierre Française“. Ein Sohn der Baronin Rothschild verkaufte das Haus im Jahre 1952 an den Unternehmer Thaddäus Zajac, dessen erste Frau Jüdin war. Heute werden in dem Haus psychisch kranke Menschen betreut.
- 8 Mössinger, Wolfgang: Zell am Ende der Weimarer Republik. In: Die Ortenau, 1988, 359 ff.
- 9 Disch, Franz: Chronik der Stadt Zell, 1937, 428

- 10 Mössinger, Wolfgang: Zell am Ende der Weimarer Republik. In: Die Ortenau, 1987, 424
- 11 Ratsprotokoll der Stadt Zell am Harmersbach vom 27. April 1933, Punkt 8, Stadtarchiv Zell
- 12 Ratsprotokoll der Stadt Zell am Harmersbach vom 29. April 1933, Punkt 1, Stadtarchiv Zell
- 13 Im Nachbarort Oberharmersbach (7 km) wurde die Auszeichnung bereits am 20. April 1933 an Führers Geburtstag verliehen, in Haslach bereits am 29. März 1933
- 14 Erinnerung von Kurt Kussi und Franz Disch: Chronik der Stadt Zell, 1937, 428
- 15 Eine Kopie der Urkunde ist im Besitz von Luise Neunzig
- 16 Disch, Franz: Chronik der Stadt Zell, 1937, 428
- 17 Mössinger, Wolfgang: Zell am Ende der Weimarer Republik. In: Die Ortenau, 1988, 374
- 18 Schwarzwälder Post, Zell, 11. Januar 1940
- 19 Schwarzwälder Post, Zell, 17. Februar 1940
- 20 Schwarzwälder Post, Zell, 15. April 1965
- 21 Baitsch, Ruth: Chronik der Stadt Zell, 1970, 27
- 22 Schwarzwälder Post, Zell, 15. April 1965
- 23 Das Rothschild-Haus dient heute als Heim für psychisch kranke Menschen
- 24 Peter, Roland: Wenn nur der Krieg einmal aufhören würde. In: Die Badische Zeitung, Freiburg, 13. April 1995
- 25 Müller, Karl-Friedrich: Das Jahr 1945 in Südbaden, Frankfurt, Verlag Peter Lang, 1987
- 26 Gelegentlich erhielten die französischen Kriegsgefangenen Pakete vom Internationalen Roten Kreuz aus Genf, während die Versorgungslage der russischen und polnischen Zwangsarbeiter wesentlich schlechter war (Erinnerung von Braun, Herbert)
- 27 Von den 330 Arbeitern der Rüstungsfirma Prototyp in Zell am Harmersbach waren im Sommer 1942 = 70 französische Kriegsgefangene
Boll, Bernd: ... das gesunde Volksempfinden auf das Größte verletzt. Aus: Die Ortenau, 1991
- 28 Dinter, Artur (*27. Juni 1876 in Mühlhausen, † 21. Mai 1948 in Zell) wohnte seit September 1937 in der Hauptstraße 9 in Zell. Er verfaßte u.a. das Buch „Sünde wider den Geist“ (1917)
Bosch, Manfred: Rasse und Religion sind eins! – Dinter, Artur: Die Sünde wider das Blut oder, Autopsie eines furchtbaren Bestsellers. Aus: Die Ortenau, 1991
- 29 Schwarzwälder Post, Zell, 13. April 1995
- 30 Inschrift des Steines (in Klammer rekonstruierte Angaben)
Zum Gedenken der am 19.4.1945 Gefallenen:
Volkssturm-Mann W. Ehnle, Brettach
A. Reichert, Derdingen
A. Pfohe, O(ber)kessach
Ge(freiter) K. Kirschbaum, Dürrwangen
O(ber)Gefr(eiter) E(rnst) Wenk, Reutlingen
Soldat K(arl) Pilz, Ansbach
- 31 Baitsch, Ruth: Chronik der Stadt Zell, 1970, 29
- 32 Baitsch, Ruth: Chronik der Stadt Zell, 1970, 29
- 33 Erinnerung von Hermann Beck, Zell
- 34 Baitsch, Ruth: Chronik der Stadt Zell, 1970, 30
- 35 Baitsch, Ruth: Chronik der Stadt Zell, 1970, 30
- 36 Baitsch, Ruth: Chronik der Stadt Zell, 1970, 31

- 37 Baitsch, Ruth: Chronik der Stadt Zell, 1970, 34
- 38 Auf den weißen Grabkreuzen auf dem Zeller Friedhof sind für Rosa Schwendemann jedoch der 15. April und für Margarete Harter der 20. April als Todestage angegeben
- 39 Schwarzwälder Post, Zell, 27. September 1971
- 40 Schwarzwälder Post, Zell, 5. Juni 1938
- 41 Baitsch, Ruth: Chronik der Stadt Zell, 1970, 29
- 42 Baitsch, Ruth: Chronik der Stadt Zell, 1970, 69
- 43 Baitsch, Ruth: Chronik der Stadt Zell, 1970, 70
- 44 Schwarzwälder Post, Zell, 27. September 1971
- 45 Schwarzwälder Post, Zell, 29. September 1971
- 46 Baitsch, Ruth: Chronik der Stadt Zell, 1970, 46
- 47 Schwarzwälder Post, Zell, 6. Mai 1965
- 48 Baitsch, Ruth: Chronik der Stadt Zell, 1970, 49
- 49 Das Kriegerdenkmal ergänzt eine bereits bestehende Anlage für die Toten des Ersten Weltkriegs. Es enthält keine Namensliste. Auf einem Sandstein steht die Schrift: DEN GEFALLENEN UND VERMISSTEN DES WELTKRIEGS 1939–1945 ZUM GEDENKEN.

Der Zweite Weltkrieg forderte in Zell am Harmersbach folgende Tote:

2. Februar 1945: Max Mellert, Bombardierung Öllager

21. Februar 1945: Resel Jehle, Bombardierung Prototyp

19. April 1945: Alois Lintl, Flieger-Angriff

dto. Josef Heinrich Vollmar, Flieger-Angriff

dto. Margarethe Luise Harter, Flieger-Angriff

dto. Rosa Schwendemann, Flieger-Angriff

dto. Frieda Rinkenbach, Flieger-Angriff

dto. Karl Frei, Flieger-Angriff

dto. Anton Litterst, Flieger-Angriff

dto. Lore Nünlist, Zwischenfall bei Einmarsch

dto. Else Körner, Flieger-Angriff

dto. Maurice Chamovrin Bombardierung des französischen

dto. Josef Klein Kriegsgefangenenlagers

dto. Marcel Rosseau dto.

dto. Charles Devallière dto.

dto. René Thélou dto.

dto. Léon Najean dto.

dto. Jean Serge dto.

- 50 Auskunft der Stadtverwaltung Zell, Hauptamt, vom 12. April 1995: „Das Ehrenbürgerrecht erlischt als reines Persönlichkeitsrecht mit dem Tod des Ehrenbürgers automatisch“

Benutzte Archive zur Datenbeschaffung

Archiv der Stadt Zell am Harmersbach

Bibliothek der Universität Freiburg

Archiv der Lokalzeitung „Schwarzwälder Post“, Zell am Harmersbach

Staatsarchiv Freiburg

Befragte Zeitzeugen

- Beck, Hermann, Zell am Harmersbach, Jahrgang 1920, Senior-Chef des Gasthauses „Sonne“
- Braun, Herbert, Zell am Harmersbach, Jahrgang 1930, Rentner
- Heitzmann, Walter, Zell am Harmersbach, Jahrgang 1928, Stadtratsrat i.R., ehemaliger Ratschreiber (bis 1986) der Stadt Zell am Harmersbach
- Kussi, Kurt, Zell am Harmersbach, Jahrgang 1930, Rentner, Betreuer des Heimatmuseums Zell am Harmersbach
- Neunzig, Luise, Zell am Harmersbach, Jahrgang 1908, Rentnerin. Ihr Ehemann, Leo Neunzig, wurde 1938, wenige Wochen nach der Heirat, mehrere Wochen von September bis November im Gefängnis Offenburg inhaftiert, weil er sich gegenüber dem Ortspolizisten Berger abfällig über Adolf Hitler geäußert hatte

Literaturverzeichnis

- Baitsch, Ruth: Chronik der Stadt Zell am Harmersbach. Erweiterung und Fortführung (1938–1969) der Disch'schen Chronik im Auftrag der Stadt Zell am Harmersbach, 1970
- Deutscher Bundestag, Presse- und Informationszentrum: 40. Jahrestag der Beendigung des Krieges in Europa und der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Gedenkstunde im Deutschen Bundestag 8. Mai 1985 (mit Ansprachen von Bundestagspräsident Philipp Jenninger und Bundespräsident Richard von Weizsäcker). Bonn, 1985
- Disch, Franz: Chronik der Stadt Zell am Harmersbach, Zell a.H., neu herausgegeben 1981 von der Buchhandlung Josef Kopf (unveränderter Nachdruck der Originalausgabe von 1937), 1981
- Dokumentation zum Kriegsende 1945 in der Ortenau, in: Die Ortenau 75 (1995)
- Müller, Karl-Friedrich: Das Jahr 1945 in Südbaden. Frankfurt/M., 1987
- Verschiedene Autoren: Der Zweite Weltkrieg, Bilder – Daten – Dokumente, München, 1983
- Verschiedene Autoren: Der Zweite Weltkrieg, 1939–1945, Kurze Geschichte, Berlin, 1985
- Zentner, Christian: Adolf Hitler. Eine Biographie in Texten, Bildern, Dokumenten, München, 1989
- Zweites Deutsches Fernsehen (ZDF): Der verdammte Krieg. Ein Programmschwerpunkt zum 50. Jahrestag des Kriegsendes, Mainz, 1995

Der Höllhof bei Gengenbach 1947–1950: „Demokratisches Erziehungsheim“

Martin Ruch

*Prolog*¹

Der Höllhof im Reichenbacher Ortsteil Mittelbach (Gengenbach), früher „Buttenhöll“ genannt, oben im Talende am Moosbach gelegen, dürfte im 13. Jahrhundert als ein Dinghof des Benediktinerklosters Gengenbach entstanden sein.²

Ein erster nachweisbarer Besitzer war um 1600 ein Sebastian Sibert. 1632 heiratete dessen Witwe Anna Maria Falckin den aus Schönberg stammenden Michael Wußler. Familie Wußler besaß den Hof dann bis ins 19. Jahrhundert.

Von 1853 stammt eine Inschrift am Leibgedinghaus neben dem Höllhof:

„Gottes Frieden sei diesem Haus
und mit seinen Bewohnern!
Bewahr o Gott stets dieses Haus
Und die so darein gehen ein und aus.
Beschütze sie vor Feuers Not
Und vor dem jähen Blitzestod,
Daß darin Glück und Segen bliebe
Und von ihm alles Unglück flieh.
IHS
Dieses Haus wurde erbaut von Anton
Pfaff Höllbauer und seiner Ehefrau
Crescentia geb. Suhm im Jahr des Herrn
1853.
Den Erbauern ein langes Leben und eine
glückliche Sterbestund!“.

Crescentia hatte in erster Ehe den Philipp Wußler zum Ehemann genommen und nach dessen Tod erneut geheiratet. Später fiel der Hof an den Sohn aus der ersten Ehe zurück und 1855 wurde Josef Wußler nun Höllbauer. Dessen Sohn Georg übernahm dann 1881 das Gut und zahlte seine vier Brüder aus. Doch dieser finanzielle Kraftakt könnte, so Julius Roschach, auch der Anfang vom Ende gewesen sein. 1890 jedenfalls verkaufte Georg den gesamten Besitz für 195 000 Reichsmark an den Frei-



Badische Waldarbeitsschule Höllhof b. Gengenbach

herrn Wilhelm von Seldeneck aus Karlsruhe, der dafür nun einen stolzen Hof erhielt mit ca. 260 ha Wald und etwa 6 ha Ackerland und Wiesen.

Eine Enkelin von Wilhelm von Seldeneck war übrigens die Schriftstellerin Marie Luise Kaschnitz (1901-1974), die hier oben unter der Moos oft in den Ferien weilte. An dieses Paradies der Kindheit hat sie sich später erinnert: „Den Höllhof, einen alten Schwarzwälder Bauernhof, am Mooswald über dem Kinzigtal gelegen, hat mein Großvater zu Anfang des Jahrhunderts gekauft, als Jagdhaus für sich und als Ferienhaus für seine Kinder und Kindeskinde, es kommen jedoch meist nur die Kindeskinde, meinen Eltern zum Beispiel ist die Unterkunft zu rustikal. Vielleicht aber fällt ihnen auch des Großvaters herrisches und stürmisches Temperament auf die Nerven, dessen Ausbrüche wir Kinde hinnehmen wie Naturkatastrophen, die vorübergehen. Wir verziehen uns, ans nahe Bächle, in den Steinbruch oder zum Moosbrunnen, der am Talende sein glasklares, eiskaltes Wasser in einen bemoosten Steintrog rinnen läßt. Der Höllhof ist später abgebrannt und anders wiederaufgebaut worden, auch in andere Hände übergegangen, ich habe ihn danach nicht mehr wiedersehen wollen. So ist für mich noch immer alles beim alten. (...) Der Brunnen vor dem Haus, sein langer Steintrog, sein klares Wasser, in dem die Butter schwamm. Die großen Speckbrote zum zweiten Frühstück, das Glück der gemeinsamen Spiele, das Glück des Alleinseins in einer Hängematte im Wald. Das leise Hin- und Herschwingen auf der hängenden Kegelkugel im sanften Regen. Das Glück.“³

1922 ging der Besitz an den Sohn Hans von Seldeneck, und nach dessen Tod 1937 erbte die Witwe den Hof. Doch am Sonntag, 15. August 1937 brannte er bis auf die Grundmauern ab:

„Gestern nachmittag ist in dem bekannten landwirtschaftlichen Hofgut Höllhof bei Reichenbach Feuer ausgebrochen, das seinen Ursprung im Hinterhaus nahm. Das der Freifrau von Seldeneck gehörende Hofgut hat dadurch einen beträchtlichen Schaden erlitten, indem das ehemalige Wohnhaus vollständig abbrannte. Die Möbelstücke konnten gerettet werden, doch ist ein ziemlicher Vorrat an Ernteerzeugnissen dem Feuer zum Opfer gefallen.“⁴

Freifrau von Seldeneck ließ zwar unverzüglich ein neues stattliches Herrenhaus errichten, und am 15. Dezember wurde bereits Richtfest gefeiert. Doch 1938 wurde der ganze Besitz (Wellehof, Großer und Kleiner Mooshof, Höllhof, insgesamt 300 ha, überwiegend Wald) für 750 000 Reichsmark an den Staat verkauft. Eine „Waldarbeiterschule“ „sollte aus dem Hof werden.

„Ein reizender Schwarzwälder Brunnenstock ist in der Ständigen Leistungsschau für Handwerk und Kunst ausgestellt. Der Entwurf stammt von Baurat Vögele, die Bildhauerarbeit von Peter Valentin und die Kunstschlosserarbeit von Schlosser Keller. Das schöne Stück ist für die Forstschule im Höllhof, den die Herren Architekten Friedrich Weis und Ing. Friedrich Karl Weis erbaut haben.“⁵

Doch der Schulbetrieb konnte kriegsbedingt nicht mehr aufgenommen werden. In den Jahren 1944–1945 wurden Flüchtlinge aus der elsässischen Forstverwaltung hier untergebracht. Dann ging mit Kriegsende der Höllhof an die französische Besatzung.

Erst 1950 erhielt das Land den Hof zurück und nahm unverzüglich den Unterricht in der Waldarbeiterschule auf. 1983 wurde die Schule in den neuerbauten Mattenhof unten im Tal verlegt, der Höllhof wurde restauriert, modernisiert und zu einem Waldschulheim gemacht. In 677 Lehrgängen und Tagungen hatten in den Jahren 1950 – 1983 16 642 Teilnehmer hier oben geweilt!

Im Mai 2000 war eigentlich eine Jubiläumsfeier geplant zum 50. Geburtstag der Schule. Doch der Orkan Lothar wütete über die Jahreswende besonders heftig gerade im Moosgebiet, so daß angesichts der großen Zerstörungen und der damit zusammenhängenden Arbeitsbelastung für die Forstverwaltung von Feierlichkeiten vorerst Abstand genommen wurde.

Der Höllhofkreis 1947–1950

Für die drei Jahre vor der Rückgabe an die staatliche Forstverwaltung im Jahr 1950 war der Höllhof der Ort für ein einzigartiges, allerdings kaum mehr bekanntes demokratisches Experiment gewesen, an das heute, 50



„In zwangloser Form lauschen die Teilnehmer im Diskussionsaal den Vorträgen. Hier wird der dritte Lehrgang eröffnet“ (Pressebericht).

Jahre danach, wieder erinnert werden soll. Denn es war ein Experiment, das für die Demokratiegeschichte nicht nur Deutschlands, sondern auch von Europa von Bedeutung wurde. Europäisches Denken wurde nämlich hier oben in vielen Kursen und Vorträgen vermittelt. Die Vielfalt der kulturellen Aspekte der europäischen Nationen, ihre eigenen Traditionen und Leistungen wurden herausgestellt, gleichzeitig wurde aber auch für die Idee der europäischen Einheit geworben. Das ganze hatte einen besonderen Hintergrund: Die Zuhörer waren nämlich alle noch kurz zuvor Funktionäre der Hitlerjugend gewesen. Die Lehrer dagegen waren Emigranten, Sozialisten, Widerstandskämpfer, Vertreter der Kirchen, des französischen Militärs und der Behörden. Ein Experiment, das nicht nur auf Befürworter, sondern auch heftige Ablehnung stieß. Schließlich schuf sich dieser Kreis auch noch ein Medium, das weit über den Höllhof hinaus Wirkung erzielen und die Verbindung der Kursteilnehmer untereinander aufrechterhalten sollte: die „Kritische Monatsschrift Der Höllhof“.

Begonnen hatte das Experiment im Grunde schon mit dem Einmarsch der Franzosen in der Ortenau und mit dem Engagement eines mutigen Militärgeistlichen, dem Jesuitenpater Jean du Rivau (1902–1970), der damals zufällig mit den französischen Streitkräften nach Offenburg gekommen und geblieben war. „Mit 43 Jahren hatte er eine Reihe Erfahrungen auf verschiedenen Gebieten gesammelt, die alle zu dem Gedanken führten, daß der Mensch zu seiner vollen Verwirklichung Friedensstrukturen braucht, die auf dem Vertrauen jedes Einzelnen in den andern aufbauen. (...) In Offenburg und der gesamten französischen Besatzungszone schlug Jean du Rivau die Not des besiegten Deutschland entgegen. Jean du Rivau begriff, daß sich ein immer breiterer Graben zwischen Franzosen und Deutschen auftun würde, unwiderruflich vielleicht, wenn sich nicht jemand erhob und den Kontakt zwischen den beiden Ländern herstellte. Er war dieser Mann.“⁶

DEMOKRATISCHES JUGENDHEIM

HÖLLHOF

Geistige Ausbildung - Richtlinien

Auf dem Höllhof soll jeder Schüler ungezwungen und schnell den Eindruck gewinnen, hier ein neues Ideal zu finden.

Der Geist des Höllhofes, den es zu schaffen gilt, wird abhängen von :

1. der Persönlichkeit der Leitenden.
2. der Lebensweise
3. vom Unterricht

Aus dem Höllhof-Programm, 1947

Rivau organisierte einen Paketdienst an die gefangenen Deutschen in Frankreich. Noch wichtiger aber wurde die Gründung zweier Zeitschriften: „Documents“ (August 1945) brachte in französischer Sprache Texte aus Deutschland, die den Nationalsozialismus scharf verurteilt und bekämpft hatten. Und in „Dokumente“ begann er kurz darauf, Texte aus Frankreich zu übersetzen und den deutschen Lesern anzubieten. Bald bildete sich um die beiden Zeitschriften (Auflage der Monatsschrift: 70.000⁷) und um du Rivau ein Kreis aus Franzosen und Deutschen, die alle den Krieg und seine Folgen kennen- und zu verabscheuen gelernt hatten. Du Rivau gründete, ebenfalls schon im August 1945, ein Studienzentrum in Offenburg, die „Studienstelle für kulturelle, wirtschaftliche und soziale Fragen“: er wollte die Menschen zusammenbringen. Dazu veranstaltete er erste Treffen zwischen deutschen und französischen Studenten. Man kann sich die Dialoge zwischen den jungen Leuten vorstellen, die auf beiden Seiten aus dem Krieg kamen und sich nun friedlich miteinander konfrontiert sahen. Das Klima war deshalb nicht immer freundlich. Auch die staatlichen Stellen waren auf beiden Seiten mißtrauisch. Doch du Rivau blieb hartnäckig und setzte dem Vorurteil weiterhin das Verständnis für den anderen entgegen.

Aus seiner Begrüßung der Teilnehmer am französisch-deutschen Schriftstellertreffen 25.–29. August 1947 in Lahr: „In der wunderbaren Mannigfaltigkeit an Menschen, an Veranlagungen, spiegelt sich der Reichtum der Schöpfung wider. Wer sich ihr verschließt, beraubt sich ihrer. Wer sie verwischt, hebt sie auf.“⁸

Die Studienstelle wuchs stetig und hatte 1948 einen Umfang erreicht, der eine Rechtsform erforderte. So kam es zur Gründung der „Gesellschaft für übernationale Zusammenarbeit“. Ferienaustausch auf beiden Seiten, Ferienarbeit in Handel und Gewerbe und andere Maßnahmen sollten mit-helfen, das Netz privater Freundschaften zwischen Franzosen und Deut-

schen und anderen Staaten so dicht wie möglich zu flechten, um so nach und nach alte Vorurteile auszuräumen. Du Rivau erhielt für seine großartigen Leistungen als erster Franzose 1954 das Große Verdienstkreuz der Bundesrepublik, 1956 den erstmalig verliehenen Preis des Europarates und 1957 wurde er zum Ritter der Ehrenlegion ernannt.⁹

Rivau legte den Grundstein für eine friedliche Form der Auseinandersetzung der beiden ehemaligen Feinde Deutschland und Frankreich. Er inspirierte viele Menschen und überzeugte sie von der Realisierbarkeit seiner Vision. Darunter waren auch: der Landrat des Kreises Offenburg Dr. Joachim und der Delegierte der Militärverwaltung in Offenburg, Pierre Robert.

„Wir lernten alle M. Robert als eine idealgesinnte Persönlichkeit kennen. (...) Auch für die Älteren hatte er Interesse, besonders für jene, die in der Hitlerjugend als Führer tätig gewesen waren. Sie kamen aus dem Krieg heim und fanden hier vollkommen veränderte Verhältnisse vor. Robert trat nun nicht in der Öffentlichkeit denen entgegen, die meinten, diese Menschen hätten überhaupt keine Chance und es dürfte ihnen auch keine gegeben werden. Er machte etwas Besseres. Da oben in Reichenbach war die ehemalige Forstschule. Ein schönes geräumiges neues Gebäude, das leer stand. Hierhin lud er die ehemaligen HJ-Führer für ein paar Wochen bei guter Verpflegung ein, ließ sie unter sich einmal den Wandel der Zeit bedenken und dann wurden ihnen von Professoren, Angehörigen freier Berufe und Politikern und Gewerkschaftlern Vorträge mannigfacher Art gehalten, von denen nicht ein einziger einer Vorzensur unterlag, und über die frei und zwanglos debattiert werden konnte.“¹⁰

Die ersten Richtlinien für das „Demokratische Jugendheim Höllhof“ von 1947 sind im Archiv erhalten. Sie formulieren grundsätzliche Überlegungen zur Persönlichkeit der verantwortlichen Lehrer, zur Lebensweise und dem Unterricht auf dem Hof. Ein gewisses Pathos auf französischer Seite ist nicht zu verkennen, wenn es etwa heißt: „Der Höllhof ist keine Schule, sondern ein geistiges Sanatorium“, oder „Die verantwortlichen Leiter müssen von einem überzeugten Glauben beseelt sein. Sie sind wahrhaftige Propheten, dazu berufen, das demokratische Denken triumphieren zu lassen.“¹¹ Doch stand dahinter immer die Überzeugung, der Rachedanke müsse verbannt werden. Vor allem war es der Gedanke an die europäische Einigung, der immer wieder angesprochen werden sollte: „Hinweisen auf die zukünftige Eingliederung der Staaten in immer ausgedehnter werdende wirtschaftliche Systeme“.

Das Heim stand allen ehemaligen Nazis, vorzugsweise den jungen, offen, „die in Kenntnis ihrer vergangenen Irrtümer Ratschläge, Unterricht und Anweisung suchen. Niemand wird gezwungen dort hinzugehen, noch dort zu bleiben.“ Diese Freiwilligkeit der persönlichen Entscheidung ist tatsächlich das Besondere am Höllhof-Experiment gewesen. Und es nimmt

Übersicht über die in den 5 Höllhofkursen
der Jahre 1948 und 1949 gehaltenen Vorträge.

I. Politik und Soziologie.

- | | |
|--|--|
| 1. Die Welt von Gestern und ihre Lehren
xxx für Heute. | Leo WOHLER, Freiburg |
| 2. Die demokratische Partei Badens | Dr. Paul WÄLDIN, Lehr |
| 3. Sozialismus und Kapitalismus | Richard JÄCKLE, Singen, Htw. |
| 4. Die kommunistische Partei | Hermann AHRENS, B.-Baden
W. MUSOLF, Offenburg |
| 5. Bürgerrechte und Bürgerpflichten | Dr. Eduard JOACHIM, Offenburg |
| 6. Die deutsche Frau und ihre staats-
bürgerlichen Rechte und Pflichten | Martha SCHANZENBACH,
Gengenbach |
| 7a Der Mensch als Persönlichkeit in
seinem Verhältnis zum Staat | Karl-Heinz RUFFMANN,
Göttingen |
| 7b Die Beziehungen des Bürgers zur
Gesellschaft | |
| 8. Die parlamentarischen Demokratien | Dr. PERSON, Freiburg |
| 9. Die Arbeiten des parlamentarischen
Rates in Bonn | Fritz MAIER, Freiburg |
| 10. Die politischen Parteien in Frank-
reich | M. CHETRIT, Freiburg |
| 11. Der schweizerische Föderalismus | Bruno GRIMM, Bern |
| 12a Europa und der Sozialismus | Dr. Franz GROSSE, Freiburg |
| 12b Der Arbeiter und die ^{Europa} Politik | Fritz MAIER, Freiburg |
| 13 Die Trennung von Staat und Kirche | Dr. STOCKER, Zürich
R. P. HOFFMANN, B.-Baden
Abbé VIRION, B.-Baden |
| 1 | |
| 14. Katholische Kirche und soziale
Frage | Dr. Franz HERMANN, Freiburg |
| 15. Die weltliche Macht der Kirche | Abbé LARRALDE, B.-Baden |
| 16. Der Einzelne und die Gemeinschaft | Dr. Charlot STRASSER,
Zürich |
| 17. Die deutschen Gewerkschaften | Peter GAPPES, Freiburg
Erich KNORR, Offenburg |
| 18. Die französischen Gewerkschaften | M. EVANGELISTA, Freiburg
M. HELL, Freiburg
M. VEILLON, Paris
M. BENSUSSAN, B.-Baden |

.../...

deshalb nicht wunder, daß sich unter den Kursteilnehmern auch welche fanden, die immer noch der alten Ideologie anhängen. Sie sollten schließlich nicht bekehrt werden, weder mit Gewalt noch anderen Druckmitteln, sondern sie sollten im Gespräch und mit Vorträgen überzeugt werden.

So startete vom 10. Februar bis 10. April 1948 der „1. Lehrgang für ehemalige H.J.-Führer Badens“. Der Vortragszyklus beinhaltete die Schwerpunkte Recht, Soziologie, Geschichte, Jugend und Pädagogik, Kunst und Literatur. Aus der Fülle der 28 Vorträge seien nur genannt: Erklärung der Menschenrechte (P. Robert, Offenburg), Heutige Verfassung Badens (Rechtsanwältin Fettweis, Freiburg), Rechte und Pflichten des Bürgers (Landrat Joachim), Revolution von 1848 in Europa (Kähni, Offenburg). Dieser Vortrag von Otto Kähni arbeitete besonders die europäischen Hintergründe und Voraussetzungen der Demokratiebewegung heraus. Kähni stellte darin als einer der ersten eine Beziehung zwischen dem Grundgesetz der jungen Bundesrepublik und der Revolution von 1848, also dem demokratischen Erbe, her.

Den 2. Lehrgang im Sommer 1948 eröffnete dann Staatspräsident Leo Wohleb: „Wir haben wieder und diesmal einen totalen Zusammenbruch. Nicht nur, daß wir militärisch besiegt worden sind, es stürzte alles zusammen.(...) Das soll der jungen Generation klar gemacht werden ...“¹²

Insgesamt waren es in jenem ersten Jahr drei Kurse von jeweils achtwöchiger Dauer, die von 80 ehemaligen HJ-Führern, Arbeitern und Jugendlichen besucht worden waren, und zwar freiwillig und ohne Zusicherung persönlicher Vorteile.

Die Verantwortlichen hoben immer besonders hervor (so etwa beim Deutsch-Französischen Jugendtreffen 14.–19.9.1948 in Titisee), daß es sich beim Höllhof nicht um eine „Entnazifizierungs-Anstalt“ handle, auch sei er kein Umschulungslager, aus der fertige Demokraten hervorgingen. Hier ginge es um mehr: „Die Kameraden, die vor 1933 teilweise schon HJ-Führer waren und die die schwersten Bitternisse einer trüben Vergangenheit auskosten mußten, sollen aus der damaligen seelischen Not der Jugend herausgerissen werden.“¹³

Es gibt nur noch wenige Zeitzeugen, die aktiv am Höllhof-Experiment beteiligt waren. Einer von ihnen ist Karl Glatt (Offenburg), der damals von Pierre Robert eingeladen worden war, über die Ziele der Katholischen Jugendbewegung zu referieren:

„Ich erinnere mich, daß uns der damalige Gouverneur Robert in regelmäßigen Abständen mit dem Auto zum Höllhof abholen ließ. Das war natürlich etwas Besonderes damals. Wenn ich uns sage, dann meine ich damit verschiedene Vertreter der Jugendorganisationen. Ich war als Vertreter der Katholischen Jugend gebeten worden, den Leuten, die Robert oben versammelt hatte, über die Ziele der katholischen Jugendarbeit und über ihre Tätigkeit zu berichten. Selbstverständlich auch darüber, wie wir

PROGRAMM

des HÖLLHOF-KONGRESSES

in OFFENBURG

. . .

Freitag, den 17. Dezember 1948:

10.00 Uhr	Eröffnung des Kongresses: <i>Landrat Dr. Joachim, Offenburg</i>	Drei König-Saal
11.00 Uhr	Vortrag von Herrn <i>Otto Ernst Sutter, Gengenbach</i> : „Der Dichter des Simplicius Simplicissimus als Kündler einer neuen Zeit“	Drei König-Saal
15.00 Uhr	Vortrag von Studienrat <i>Dr. Vitali, Offenburg</i> : „Kultureller Austausch zwischen den Völkern“	Drei König-Saal
17.00 Uhr	Arbeit der 1. Kommission	Haus der Jugend

. . .

Samstag, den 18. Dezember 1948:

9.00 Uhr	Arbeit der 1. und 2. Kommission	Haus der Jugend
15.00 Uhr	Bericht der 1. und 2. Kommission, Plenarsitzung	Drei König-Saal
16.00 Uhr	Vortrag von Herrn <i>L'Huillier, Professor an der Universität Dijon</i> : „Das deutsch-französische Verhältnis von 1870 bis 1914“	Drei König-Saal
20.00 Uhr	Musikalisches Intermezzo	Drei König-Saal

. . .

Sonntag, den 19. Dezember 1948:

10.00 Uhr	Arbeit der 3. Kommission	Haus der Jugend
10.00 Uhr	Bei günstiger Witterung: Fahrt zum Höllhof	Abfahrt: Haus der Jugend
14.30 Uhr	Schlußbericht der Kommissionen — Plenarsitzung	Drei König-Saal
16.00 Uhr	Vortrag von <i>Dr. Charlot Strasser, Psychiater, Zürich</i> : „Schicksal und Humanismus“	Drei König-Saal
	anschl.: Verkündung der Resolutionen, Abschluß des Kongresses.	Drei König-Saal

Resolution Nr. 1

Der HÖLLHOF-KONGRESS

ist in Offenburg/Baden (französische Besatzungszone in Deutschland)
am 17., 18. und 19. Dezember 1948 zusammengetreten,

hat die ehemaligen Kursteilnehmer und Vortragenden des Höllhofs, die Freunde und Anhänger der Höllhof-Idee, Deutsche sowie Ausländer, insgesamt ungefähr 700 Personen, vereinigt

und unter dem Vorsitz von Herrn Dr. Eduard Joachim, Landrat des Kreises Offenburg (Deutscher), Herrn Grosser, Paris (Franzose) und Herrn Dr. Charlot Strasser, Zürich (Schweizer)

einstimmig folgende

unsere Arbeit im Krieg getan haben, und wie wir den Krieg überlebt haben. Die Leute da oben haben sich interessiert für diese Tätigkeiten und für alles, was die Ziele und die Geschichte angeht.

Ich erinnere mich, daß es dann zu Gesprächen kam mit diesen Leuten, und daß diese ganz unterschiedlicher Art waren. Die einen kamen mir vor wie Bekehrte, andere waren mit ihrer Ideologie so verwachsen, daß sie selbst jetzt noch nach dem Krieg haften wollten an dem, was sie früher geglaubt haben. Ich erinnere mich an einen Bannführer der Hitlerjugend aus dem Raum Hannover, der keinen Hehl daraus machte, immer noch den Gedanken des NS anzuhängen. Ich habe mein Unverständnis darüber zum Ausdruck gebracht, und mich gefragt, wie man, nachdem doch alles so offensichtlich wurde nach dem Kriege, immer noch daran glauben kann, wie man immer noch dieser Ideologie anhängen kann.

Wenn ich an diesen HJ-Führer denke, habe ich immer den Eindruck, daß er einfach unbeweglich war in seinem Denken, daß er einfach ideologisiert war. Andererseits hatte ich Achtung vor ihm. Und was mich auch beeindruckt hat, war, daß die Leute da oben sich so geben durften, wie Sie eben sind, obwohl ja zweifellos die Absicht der Versammlung war, daß man die Leute bekehren wollte. Man wollte ihnen klar machen, daß sie einer falschen Ideologie angehangen hatten.

Nun ja: die Leute waren unterschiedlicher Art. Wir haben uns unterhalten, es ging immer ein Kurzreferat voraus, und die Gespräche waren sehr unterschiedlich. Ich schätze, so 30 Zuhörer dürften es jeweils gewesen sein. Die Leute kamen von überall her, nicht nur aus der näheren Umgebung. Wie sie hierher kamen, das weiß ich nicht, vielleicht hat es sie hierher in den Wirren der Nachkriegszeit verschlagen?

Ich war vielleicht drei, höchstens fünfmal oben, und zwar jeweils nur den Tag über zu Besuch. Die anderen blieben oben, mehrere Wochen so-

gar. An andere Referenten erinnere ich mich nicht, weiß aber sicher, daß auch andere Jugendvertreter oben waren.“¹⁴

Die Ziele der Jungen Union und des Jugendbildungswerkes stellte Otto Dehmer oben auf dem Höllhof vor: „Ich bin als damaliger Kreisjugendpfleger nach der Währungsreform von Pierre Robert gefragt worden, ob ich nicht zu ehemaligen HJ-Führern sprechen wolle, um ihnen die Prinzipien und Ziele demokratischer Jugendarbeit zu erläutern. Die Teilnehmer waren meist hauptberuflich HJ-Führer gewesen. Ingesamt war ich zweimal oben im Reichenbachtal, jedesmal mit Prof. Krumm aus Offenburg, der dort die Volkshochschule und evangelische Jugend vertrat. Wir wurden mit dem Auto abgeholt, kamen vor dem Essen an, hielten unsere Vorträge und fuhren nachmittags wieder zurück. Die Reaktionen auf den Vortrag waren eher mäßig, man hatte den Eindruck eines materiellen Hintergrundes: die Teilnehmer waren zwar freiwillig dort, aber sie erhielten schließlich eine Art Zertifikat über die Teilnahme. Vielleicht hat diese Aussicht den einen oder anderen bewogen, dem Kurs beizuwohnen?“¹⁵

Höllhofkongreß

Vom 17.–19. Dezember 1948 fand im Saal des Offenburger Gasthauses Drei König ein Kongreß des Höllhofkreises statt. Nach der Eröffnung durch den Landrat Dr. Joachim sprach vor etwa 500 Personen der Gengenbacher Schriftsteller Otto Ernst Sutter über den „Dichter des Simplicissimus als Kündler einer neuen Zeit“.¹⁶ Studienrat Dr. Vittali (Offenburg) schloß sich an mit einer Betrachtung zum „Kulturellen Austausch zwischen den Völkern“. Ein abschließender zweisprachiger Rechenschaftsbericht erwähnte, daß in verschiedenen Städten Südbadens von den Höllhofteilnehmern inzwischen schon Arbeitsgemeinschaften gebildet worden seien, die nun die Idee weitertragen würden. „Mit diesen Bemühungen hofft der Arbeitskreis Höllhof einen bescheidenen Beitrag zu einem besseren Verstehen der Menschen guten Willens und zur Förderung des Friedensgedankens zu leisten.“

Das bisher unter dem Namen „Besinnung und Aufbruch“ erscheinende Mitteilungsblatt des Höllhofs erhielt den neuen Titel „Der Höllhof“ und wurde zur „kritischen Monatsschrift“. Die zum Kongreßende verabschiedete Resolution begann mit dem Satz „Der Höllhof legt ein vorbehaltloses Bekenntnis zum Frieden ab ...“ Als Vorsitzenden auf französischer Seite nannte diese Resolution einen gewissen „Herrn Grosser, Paris (Franzose)“.

Alfred Grosser und der Höllhof

Im Jahr 1947 wurde ein französischer Journalist von Paris aus auf die Reise nach Deutschland geschickt, um für die Zeitschrift „Neuer Kurier“



MITTEILUNGSBLATT DES HOLLHOFS

„Achte eines jeden Mannes Vaterland,
aber das deine liebe!“ Gottfried Keller

BESINNUNG

UND AUFBRUCH

1. JAHRGANG · Nr. 1

HOLLHOF/LÖRRACH

JULI 1948

„Eben deswegen ist des Menschen nichts so unwürdig als Gewalt zu er-
leiden, denn Gewalt hebt ihn auf. Wer sie uns antut, macht uns nichts
geringeres als die Menschheit streitig; wer sie feigerweise erleidet, wirft
seine Menschheit hinweg.“
FRIEDRICH SCHILLER

„Die Liebe zur Wahrheit ist die einzige Liebe, die uns nicht im Stich läßt.
Sie geduldig und eifrig zu suchen, ist das einzige bleibende Gut.“
ROMAIN ROLLAND

VORWORT

Wir stehen am Anfang einer neuen Zeit, am Beginn einer umwälzenden Epoche in der Geschichte Deutschlands, Europas und der Welt. Es sind erst drei Jahre verstrichen, seitdem ein Zeitabschnitt der falschen Ideale und der Unwerte mit der größten Katastrophe geendet hat, die es jemals auf der Welt gab. Mit den letzten Kräften bemühen wir uns, aus dem geistigen, moralischen und materiellen Chaos herauszukommen. Auf diesem Weg zu einer neuen Lebensordnung muß die Jugend uns begleiten. Bei ihr müssen sich die Gedanken der Vernunft und Humanität, der Toleranz und der gegenseitigen Hilfsbereitschaft durchsetzen, damit sie selbst am Neubau mitarbeiten kann.

Mögen die Blätter dazu dienen, die Jugend wachzuhalten. Mögen sie die junge Generation zum eigenen Denken anregen und mithelfen, Unsicherheit und Mißtrauen zu beseitigen, um so den Weg zu einer ehrlichen Verständnisbereitschaft unter den Menschen frei zu machen. Dann werden auch diese Hefte Bausteine für eine bessere Zukunft sein.

Offenburg, im Juni 1948

Dr. JOACHIM, Landrat

AUF DEN WEG

Besinnung und Aufbruch! — Stunden der Stille und Daseinslärm des hetzenden Tages. Einkehr und Wanderung. Rast und Unruhe. Bereitschaft und Tat. Wir hören heute manche klangvollen und manche betrüblichen Worte. Der Mensch des Alltags wird von tausend Stimmen angesprochen, von einer Sturzflut bedruckten Papiers überschwemmt. Was soll dieser neue Ton im klangreichen Geläut? Wir wissen um all die Fragen und haben sie uns oft genug selbst gestellt, bevor wir das Wagnis unternahmen, Bestehendes zu vermehren. Die Bedenken waren groß. Sie wurden nur durch die innere Notwendigkeit überwunden, welche uns zur Aussage dessen bewegt, was wir in der Stille der Selbstbesinnung erfahren haben. Der Glaube, daß wir dadurch manchen suchenden Mitmenschen, die gleich uns auf dem Weg sind — sich im Aufbruch befinden — helfen können, schenkte den Mut zum Anfang.

Eine kritische Monatschrift

DER
HÖLLHOF

A U S D E M I N H A L T

DAS RUHRGEBIET: Warenhaus oder Arsenal?

Dompräbendar Dr. Fr. HERMANN:

Versagt das Christentum? Eine Erwiderung

Univ. Prof. Dr. H. ESPE:

Junge Menschen bauen ein neues Deutschland

Dr. KARL MICHEL (Europ. Akademie):

Die Gründung der Deutsch-Französischen
Gesellschaft

DAS FORUM: Das große Duell – Wie weit darf
man gehen? – Politisches Alphabet

F E B R U A R 1 9 4 9

HEFT **2**

Berichte zu schreiben. Diese Texte waren für ehemalige deutsche Kriegsgefangene gedacht, die das Angebot der französischen Regierung angenommen hatten, als „freie Arbeiter“ in Frankreich zu bleiben. Der Journalist war für diesen Job geeignet wie kein anderer: er war 1925 in Frankfurt geboren und war als Achtjähriger mit seiner Familie nach Frankreich emigriert. Als Germanist und Journalist hatte er sich schon während des Studiums einen Namen gemacht. Später sollte er als Professor am Institut für politische Wissenschaften in Paris zum Mittler zwischen Deutschen und Franzosen werden. Zeitlebens hat er sich für eine freiheitliche, demokratische Entwicklung Deutschlands mitverantwortlich gefühlt. 1975 erhielt er dafür den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. Und am Tag der deutschen Wiedervereinigung hielt der in Frankfurt geborene Franzose in der Paulskirche eine vielbeachtete Rede: Alfred Grosser.

Jene Reise von 1947 hat er später in einer autobiographischen Schrift „Mein Deutschland“ detailliert geschildert und darin auch die Bemühungen einiger Menschen um Verständigung zwischen den lange verfeindeten Nationen gewürdigt. Dabei fällt auch der Name eines „Pater Jean Du Rivau, der in Offenburg eine auf Dauer bestimmte Einrichtung gegründet und mit der Veröffentlichung zweier Zeitschriften begonnen hatte, die bis heute ihrem anfänglichen Geist treu geblieben sind: ‘Dokumente’.“ Doch war das nicht die einzige Stelle, wo Grosser aus unsere Region berichtete. Noch interessanter sind seine Ausführungen über 1948: „Zwei nicht gezeichnete Glossen stammten aus meiner Feder. ‚L’esprit du Höllhof‘ (Der Geist des Höllhof) lobte das Experiment eines Besatzungsbeamten“. Dem „Höllhof“ widmete Grosser im Rückblick auf den Dezember 1948 dann einige erklärende Passagen.

„Es war ein ehemaliges Bauernhaus im Schwarzwald, das wirklich so hieß. Ein französischer Kreisdelegierter hatte dort Kurse für ehemalige HJ-Führer organisiert, darunter auch ehemalige jüngere Waffen-SS-Leute. Einzige Verpflichtung: Mit den geladenen Gästen – Mitglieder des französischen und auch des deutschen Widerstandes, Verantwortliche aus Gewerkschaften und Politik – zu diskutieren, einen halben oder einen ganzen Tag lang. Spätere Vergünstigungen dank des Kurses: keine.“

Zur Philosophie dieser Einrichtung meinte Grosser: Viele HJ-Führer seien nicht in diese Funktion gekommen, weil sie ideologischer gedacht hätten, sondern weil sie starke Persönlichkeiten waren – und die mit dieser Eigenschaft im neuen, demokratischen Deutschland eine wichtige Rolle spielen könnten. Deshalb solle man sie gezielt ansprechen und einbinden, und nicht zu Geächteten und Verbitterten werden lassen. „Ich ging hin, weil mich Monsieur Robert eingeladen hatte. Am Beginn meines Referates kamen die Wörter nicht ganz leicht, weil ich beim Sprechen dachte, daß wohl keiner der Zuhörer wenige Jahre zuvor den Befehl verweigert hätte, mich als Juden zu töten, durch einen Schuß, durch Erschlagen oder durch Hin-

einstoßen in eine Gaskammer. Aber schnell war ich ganz bei dem Versuch der aufklärerischen Beeinflussung.“

Otto Dehmer erinnert sich noch im Jahr 2000 an den Vortrag von Alfred Grosser: „Er hat phantastisch gesprochen, völlig frei. Das waren wir nicht gewohnt, und das hat uns mächtig imponiert!“

Dieser Höllhof-Kongreß des Jahres 1948 bestätigte die eingeschlagene Richtung des Projektes. Und das zweite Jahr der Höllhofarbeit endete 1949 mit einem öffentlichen Diskussionsabend über das Thema „Das französische Sicherheitsbedürfnis gegenüber Deutschland“, an dem über 100 Personen teilnahmen. Am 30. Dezember 1949 wurde dann aus Kreisen der Teilnehmer und Vortragenden der Kurse die Vereinigung „Der Höllhof“ mit Sitz in Offenburg gegründet. Aus der Satzung: „Die Vereinigung heißt der Höllhof und will damit bekunden, daß ihre Tätigkeit eine Fortsetzung und Erweiterung dessen darstellt, was in den Jahren 1948 und 1949 von einer Gruppe von Menschen in dem bei Offenburg gelegenen Schwarzwaldhaus erarbeitet worden ist. Die Vereinigung bezweckt die Zusammenfassung der Männer und Frauen jeder Nationalität die den Willen haben, sich mit den Problemen unserer Zeit zu befassen, ihre Meinung darüber in aller Freiheit auszudrücken und diese Stellungnahmen mit Personen anderer Nationalitäten zu erörtern.“

„Der Höllhof und seine Arbeit“

In dieser kleinen Schrift gab Franz Huber 1950 einen zusammenfassenden Bericht der „Vereinigung für innerdeutsche und internationale Aussprache und Annäherung“, deren Ziel die Erhaltung des Friedens sei. Da war der alte Schwarzwaldhof oben im Reichenbachtal bereits wieder in deutsche Hände zurückgegeben und die Waldarbeiterschule eingerichtet worden. Der eigentliche „Höllhof-Kreis“ besaß nun eine Offenburger Postanschrift – und ist in der Folgezeit aus dem öffentlichen Leben verschwunden.

Fazit: 88 Vorträge fanden in den Jahren 1948 und 1949 in insgesamt 5 mehrwöchigen Kursen statt. Die Zahl der Höllhof-Teilnehmer läßt sich nicht mehr genau feststellen, nur auf etwa 150 schätzen. Hörer der Vorträge waren es erheblich mehr.

Ironie der Geschichte:

„Die Vorträge wurden unter einem Hakenkreuz abgehalten: Im Saal des Höllhofes hingen nämlich vier Bilder des Malers Schröder von 1939, die Forst- und Waldarbeiter in der zeitgenössischen Arbeitskleidung des Dritten Reiches darstellten. Und dazu gehörte natürlich auch das kleine Hakenkreuz auf der Mütze. Es war aber so klein gemalt, daß es keiner bemerkte. Erst 1956 hat es zufällig jemand entdeckt. Es wurde sofort übermalt!“¹⁷

Anmerkungen:

- 1 Der Verfasser dankt für Hilfe und Information: Frau Strohmeier-Sutter, Gengenbach; Frau Häusler, Gengenbach; Herrn Glatt, Offenburg; Frau Abele, Offenburg; Herrn Dehmer, Ortenberg.
- 2 Nach: Julius Roschach: Geschichte des Höllhofes. Mskpt., StA Gengenbach, 1991
- 3 Kaschnitz, Marie Luise: Orte. Gesammelte Werke, Bd. 3, Frankfurt 1982, 534
- 4 Offenburger Tageblatt 16.8.1937. – Gerüchteweise ist heute noch zu hören, die Feuerwehr habe nach dem Löschen die Schnaps- und Weinvorräte im Keller visitiert, worüber es einen ironischen Artikel in einer Schweizer Zeitschrift gegeben habe mit dem Tenor, ob das der neue Geist im neuen Deutschland sei? Die Aufregung in Berlin über diesen Artikel habe dann zu einer Untersuchung und zu Maßnahmen vor Ort in Gengenbach geführt.
- 5 Ortenauer Rundschau 7.10.1939
- 6 Bourel, Francois: Jean du Rivau. In: Dokumente. Zeitschrift für übernationale Zusammenarbeit, H.1/2, 1970, 3–8, hier: 5
- 7 Köhler, Werner: Offenburg nach 1945. Neubeginn und Wiederaufbau in Politik und Gesellschaft. Freiburg 1993, 73
- 8 Bourel, 9
- 9 Nach: Bilemdjian, Dominique: Offenburg und die Franzosen, 1945 bis heute. Typskript 1971 (StA OG)
- 10 Huber, Franz: Offenburg 1945–1952. Gesicht einer besetzten Stadt. Offenburg 1952, 58–59
- 11 Bisher bekannt gewordene Archivbestände zum Höllhof: Privatarchiv Lilly Strohmeier-Sutter, Gengenbach; Nachlaß Abele (Verwalter des Höllhofes 1947–1950), beim Verf.; Staatsarchiv Freiburg C 5/1 Nr. 7002; Archiv der besetzten Gebiete, Colmar, AC 347,1.
- 12 Auszug aus der Eröffnungsrede des Staatspräsidenten Leo Wohleb zum Beginn des 2. Kurses auf dem Höllhof. In: Besinnung und Aufbruch. Mitteilungsblatt des Höllhofes. 1.Jg., Nr.1, Höllhof/Lörrach Juli 1948, 4
- 13 Badener Tagblatt 20.7.1948
- 14 Glatt, Karl: Interview 23.2.2000
- 15 Dehmer, Otto: Interview 22.5.2000
- 16 Sutter hatte sich schon während der ganzen vorbereitenden Phase des Höllhof-Kreises als eine wichtige treibende Kraft erwiesen, und sich unermüdlich um die Annäherung zwischen Franzosen und Deutschen bemüht, wie aus seinem Privatarchiv hervorgeht.
- 17 Häusler, Ilse: Interview 1.3.2000

Das neue Archiv des Ortenaukreises

Cornelius Gorka und Dieter Kauß

1) Archivgeschichte

Das Archiv des Ortenaukreises ist – verglichen mit anderen kommunalen Archiven – noch ein junges Archiv. Bis Anfang der 80er Jahre verfügte der Ortenaukreis weder über einen eigenen Archivar, noch über eigene Archivräume. Die Verwaltung der Altakten des Ortenaukreises und seiner Vorgänger erfolgte durch die Zentralregistratur des Hauses. Eine Aufarbeitung und Benutzung der Altakten war kaum möglich. Erst mit der Schaffung der Stelle eines Kreisarchivars wurde die Grundlage zur Schaffung eines Kreisarchivs gelegt. Am 1. April 1983 trat Kreisarchivar Dr. Dieter Kauß seinen Dienst in Offenburg an. Er übernahm dabei mit der Leitung des Kreisarchivs auch die Leitung des Schwarzwälder Freilichtmuseums in Gutach, welches 1964 vom Landkreis Wolfach aufgebaut und 1973 vom Ortenaukreis übernommen worden war.

Mit der Verabschiedung des Landesarchivgesetzes Baden-Württemberg vom 27. Juli 1987 wurde die Tätigkeit des Kreisarchivars auf eine neue rechtliche Grundlage gestellt. Den Gemeinden und Landkreisen wurde es nun zur Pflicht gemacht, Unterlagen von bleibendem Wert als Archivgut in eigenen Archiven zu verwahren, zu erhalten, zu erschließen und nutzbar zu machen. Mit der Besetzung des Kreisarchivs entfiel die frühere Notwendigkeit, das bei der Landkreisverwaltung aus der Registratur ausgesonderte Schriftgut dem Staatsarchiv Freiburg, zu dessen Archivsprengel das Landratsamt Ortenaukreis gehört, zur Übernahme anzubieten.

Von Anfang an ist klar gesagt worden, daß der Kreisarchivar (so hieß auch seine Stelle in der Verwaltung) in den kommenden Jahren weder personell noch räumlich irgendwelche Möglichkeiten zu erwarten habe.

So wurden noch im Juni 1983 folgende drei großen Aufgabenbereiche des neuen Kreisarchivars formuliert:

1. Die Zusammenführung, Ordnung und Verzeichnung der Archivbestände der Vorgängerkreise des Ortenaukreises, um diese später der Kreisverwaltung, der Forschung und der interessierten Öffentlichkeit zur Benutzung zur Verfügung zu stellen.
2. Die Heimat-, Kreis- und Ortsgeschichte sollte der Bevölkerung des Ortenaukreises bewußtgemacht werden.
3. Die Gemeinden und Städte, die über keinen eigenen, hauptamtlichen Archivar verfügten, sollten in Archivangelegenheiten beraten und diesen auch real geholfen werden.

a) Eine erste Bilanz im Jahre 1993

Nach zehn Jahren Kreisarchiv und 20 Jahren Ortenaukreis ergab sich für das Kreisarchiv im Jahre 1993 eine folgende erste Bilanz:

Zu 1) Da das Kreisarchiv im Jahre 1983 zu einem Zeitpunkt geschaffen wurde, bei dem das neue Landratsamtsgebäude längst geplant und gerade bezogen war, gab es für das Archiv darin keinerlei eigene Räumlichkeiten. Daher konnten zur Erstellung, Ordnung und Benutzbarmachung eines Ortenaukreisarchivs bisher nur einleitende und vorbereitende Tätigkeiten ausgeführt werden. In Zusammenarbeit mit der Registratur bemühte man sich zunächst um die noch vorhandenen Aktenbestände der Vorgänger-Landkreise, übernahm diese nach Offenburg oder leitete sie an das Staatsarchiv Freiburg weiter, wohin zuvor schon Teilablieferungen erfolgt waren. Daraus ergeben sich für das Jahr 1993 folgende im Kreisarchiv vorhandene Bestände: Kommunale und wenige staatliche Akten des Landkreises Wolfach; staatliche Akten und wenige kommunale Akten des Landkreises Kehl; kommunale Akten des Landkreises Lahr; kommunale und staatliche Akten des Landkreises Offenburg. Die staatlichen Akten des Landkreises Lahr sowie deren Vorgängerakten des Amtes Ettenheim sind im Staatsarchiv Freiburg. Die Aktenlage betreffend der Gemeinden des Acherer Raumes wurde in Absprache mit dem Archiv des Landkreises Rastatt abgeklärt.

Weitere Bemühungen gelten und galten bis 1993 der modernen Akten- und Archivsituation des Ortenaukreises. Unter Beteiligung des Kreisarchivs wurde im Jahre 1988 eine Aktenordnung des Ortenaukreises erlassen, die auch die Aktenaussonderung allgemein regelt. Am 7. März 1989 erließ der Ortenaukreis eine Archivordnung, die auch für Städte und Gemeinden als Muster dienen kann.

Um Klarheit und langfristiges archivgerechtes Verhalten im Umgang mit einzelnen Aktengruppen zu erreichen und zu garantieren, wurde in Zusammenarbeit mit der Registratur und verschiedenen Sachgebieten der Kreisverwaltung Aktenausscheidungsrichtlinien festgelegt, allein 40 im Jahre 1992. Für Kriegssachschadensakten wurde eine Auswahlarchivierung zwischen dem Staatsarchiv Freiburg und dem Ausgleichsamt vereinbart.

Im Jahre 1989 tagten die Kreisarchivare Baden-Württembergs in Offenburg. Diese Tagung war allgemein insofern von Bedeutung, als auf ihr die Fragen der Übernahme staatlicher Akten in Kreisarchive geregelt und Kontakte zu den elsässischen Archiven geknüpft wurden.

Zu 2) Bemühungen um die Ortsgeschichte, um Denkmalpflege und um Heimatmuseen standen im Vordergrund der Arbeit des Kreisarchivars als „Sachwalter für die Heimat- und Kreisgeschichte“. Dabei gereichte ihm die gute Zusammenarbeit mit dem Historischen Verein für Mittelbaden (er war dessen Präsident seit 1984; die Bibliothek des Vereins war bis 1996 im Landratsamt untergebracht) zu großem Vorteil.

So erstellte das Kreisarchiv in Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalamt Freiburg und dem Historischen Verein für Mittelbaden im Jahre 1985 die Ausstellung „Denkmalpflege im Ortenaukreis“, die im Landratsamt und an anderen Stellen des Landkreises gezeigt wurde. Im Jahre 1987 übernahm das Kreisarchiv die Koordination zwischen den einzelnen Gemeinden und Herrn Harald Huber als Verfasser des „Wappenbuch Ortenaukreis“, das Anfang September 1987 mit Unterstützung des Landkreises erschien. In den Jahren 1986 und 1987 war der Kreisarchivar Autor mehrerer Beiträge in „Kennzeichen OG“, einer Heimatkunde für den Ortenaukreis in Zusammenarbeit mit dem Staatlichen Schulamt Offenburg und dem Ernst-Klett-Verlag in Stuttgart.

„Daheim im Ortenaukreis“ hieß die erste Beschreibung und Darstellung des Ortenaukreises, die mit großem Erfolg 1989 und 1990 in zwei Auflagen erschien. Hier übernahm das Kreisarchiv die Redaktion und die Organisation zwischen dem Stadler-Verlag in Konstanz, den Autoren und dem Herausgeber (Ortenaukreis). Natürlich war der Kreisarchivar auch selbst Autor wichtiger Abschnitte in diesem Buch.

Schließlich wurde der Ortenaukreis im Jahre 1989 auch über das Medium einer Land- und Wandkarte vor allem in den Schulen dargestellt und bekannt gemacht. Verantwortlich war das Schulamt Offenburg. Planungsamt des Ortenaukreises und Kreisarchiv spielten dabei eine maßgebliche Rolle.

Orts- und Heimatgeschichte forderten den Kreisarchivar erheblich. Er beantwortete Anfragen, er erhob und erschloß schriftliche Quellen und Belege, er hielt Vorträge oder Seminare und er wurde zu Festvorträgen bei Ortsjubiläen gebeten (Steinach, Welschensteinach, Rheinau-Diersheim). Intensive Beratungen geschahen für eine Vielzahl von Gemeinden.

Eine Zusammenstellung informativer und gültiger Ortsgeschichten aus dem Ortenaukreis wurde in Zusammenarbeit mit der Mittelbadischen Presse im Jahre 1991 erarbeitet.

Wesentliche Bestandteile des Kreisarchivs wurden eine Bibliothek, eine Sammlung ortsgeschichtlich wichtiger Zeitungsartikel sowie eine im Aufbau begriffene Dokumentation mit alten Fotos und alten Ansichten.

Zu 3) Soweit von den jeweiligen Bürgermeistern beauftragt und soweit zeitlich möglich, berät der Kreisarchivar die Gemeinden und Städte in Fragen der Registratur und des Archivs. Als Voraussetzung dafür unternahm der Kreisarchivar noch im Jahre 1983 eine Ortsbereisung kreisangehöriger Gemeinden und deren Archive. Seit 1983 bis 1993 wurden vom Kreisarchivar folgende Gemeindearchive geordnet und verzeichnet: Mühlenbach, Fischerbach, Sasbachwalden, Oberwolfach, Obersasbach, Sasbach und Nordrach. Intensive Archivberatungen fanden in mehreren Gemeinden statt. Das Archiv der Gemeinde Ortenberg wurde beim Umzug der dortigen Verwaltung in das neue Rathaus sachgerecht betreut.



Zustand des Kreisarchivs vor dem Umzug in die neuen Räume

Übrigens erfolgte im Jahre 1993 der erste Umzug der Verwaltungsräume des Kreisarchivs und seiner Bibliothek vom dritten in das zweite Obergeschoß des Landratsamtes.

b) Die Arbeit im Kreisarchiv von 1994 bis 1997

Unter gleichbleibenden personellen und räumlichen Gegebenheiten war die Arbeit im Kreisarchiv von 1994 bis 1997 von Kontinuität und Fortführung in den bisherigen Bereichen gekennzeichnet. Sie endete jedoch mit vollkommen neuen Perspektiven für die Ausstattung, Unterbringung und Funktionalität im Jahre 1997 mit dem Beginn des Erweiterungsbaues des Landratsamtes und der Planung für das neue Kreisarchiv in diesem (seit Mai 1996).

Archivbestand

Neben der Fortschreibung der Aktenausscheidungsrichtlinien für die Kreisverwaltung kamen bis 1997 zwei neue Aktenbestandsarten in den Blick-



*Dr. Kretzschmar (Landesarchiv-
direktion Baden-Württemberg)
und Dr. Fischer (Staatsarchiv
Freiburg) bei der Besichtigung
des Neubaus (Mai 1998)*

punkt des Kreisarchivs, die von beruflichen Schulen und Kreiskrankenhäusern. In den Jahren 1995/96 mühte man sich um die Ordnung des Archivs der Gewerbeschule in Kehl. Im Jahre 1996 wurde durch das Kreisarchiv eine Archivbefragung der Kreiskrankenhäuser im Auftrag der AG der Kreisarchivare in Baden-Württemberg koordiniert.

Heimat- und Kreisgeschichte

Die Jahre 1994 bis 1997 verzeichnen im Kreisarchiv eine Art Schwerpunkt sowohl des Engagements als auch der Forschung auf dem Gebiet der Heimat- und Kreisgeschichte. Zusammen mit den Städten und Gemeinden des Renchtals war das Kreisarchiv in den Jahren 1994 bis 1996 beim Jubiläum „800 Jahre Stift Allerheiligen“ engagiert. Ein gemeinsames Kultur- und Kunstprogramm für das Jahr 1996 wurde vorbereitet. Die Redaktion der Festschrift „800 Jahre Allerheiligen“ lag in den Händen des Kreisarchivs zusammen mit Karl Maier, dem damaligen Redakteur der Zeitschrift „Die Ortenau“ des Hist. Vereins für Mittelbaden. Die Ausstellung im Städt. Museum in Oberkirch wurde unterstützt.

Eine starke Belastung für den Kreisarchivar war die Mitarbeit an einer Publikation über Kurzbiographien von Oberamtmännern und Landräten in Baden-Württemberg, wozu 86 Kurzbiographien erstellt wurden. Sie sind Bestandteil des mittlerweile erschienenen Buchs „Die Amtsvorsteher der Oberämter, Bezirksämter und Landratsämter in Baden-Württemberg 1810 bis 1972. Stuttgart. Theiss-Verlag 1996“.

Im Jahr 1994 begann die Mit- und Zusammenarbeit mit den Gemeinden Gutach und Oberwolfach im Rahmen von geplanten Orts- und Heimatbüchern, die erst im Jahre 1999 durch deren Erscheinen abgeschlossen werden konnten.

Die Herausgabe des „Museumsführers Ortenaukreis“ im Jahre 1994 ist auch ein Bestandteil der Heimat- und Kreisgeschichte, unentbehrlich für deren erfahrbare Sinnlichkeit.

Schon seit Ende 1996 wurde für das Kreisarchiv das 25jährige Bestehen des Ortenaukreises im Jahre 1998 spürbar. Mit der Koordination der Jubiläumsveranstaltungen beauftragt, regte es deren Planung und Durchführung an, die im Jahre 1998 und noch 1999 erfolgreich realisiert wurden.

Die Jahre 1997 und 1998 erbrachten ein Engagement bei der Ortsgeschichte und beim Ortsjubiläum in Ortenberg, das in zwei öffentlichen Vorträgen gipfelte.

Und schließlich begann im Herbst 1997 der Kontakt mit der Ortschaft Oberkirch-Stadelhofen, der mit der Erforschung der Geschichte der dortigen Pfarrei fortgeführt wurde. Ein Manuskript für die Ortschronik wurde Ende 1999 fertiggestellt.

Gemeindearchivpflege

Beratung in verschiedensten Gemeinden war zwischen 1994 und 1997 häufig gewünscht und auch vollzogen. Von 1994 bis 1997 erfolgte die Ordnung und Verzeichnung des Gemeindearchivs und des Zwischenarchivs der Gemeinde Schutterwald. Im Rahmen der Umstrukturierung der Bad. Gebäudebrandversicherung übernahm das Kreisarchiv eine gewisse Koordination auszuscheidender Akten an die Gemeinden. Schließlich erfolgte eine intensive Beratung der Gemeinde Mühlenbach bei der archivalischen Erschließung neuerer Aktenbestände, eine Fortführung der Archivordnungsarbeiten aus dem Jahre 1984.

c) Neue Perspektiven in räumlicher und personeller Sicht

Das Fehlen von geeigneten Räumlichkeiten für das Kreisarchiv und der wachsende Arbeitsanfall belasteten zunehmend die Arbeit des Kreisarchivars. Das Kreisarchiv verfügte weder über eigene Magazinräume noch über einen Benutzerraum. Erschwerend kam noch hinzu, daß die Archiv-



Archivar Cornelius Gorka während des Archivumzugs

bestände kaum verzeichnet waren. Eine Verbesserung der räumlichen und personellen Voraussetzungen des Kreisarchivs bahnte sich erst mit der Errichtung des Bau B des Landratsamtes an. Seit Mai 1996 begannen die Planungen im engen Kontakt mit der Registratur im Hause. Im Herbst 1998 konnte das Kreisarchiv endlich in die neuen Räume umziehen. Inzwischen wurde auch die Betreuung des werdenden neuen Archivs mit staatlichen und kommunalen Akten in fachlich ausgewiesene Hände gelegt. Zum 1. Januar 1998 wurde mit Dipl.-Archivar Cornelius Gorka erstmals ein Archivar mit Marburger Ausbildung eingestellt. Nach Abschluß des Umzugs konnte sich das neue Kreisarchiv erstmals beim „Tag der offenen Tür“ des Landratsamtes am 27. Juni 1999 der Öffentlichkeit vorstellen. Das Kreisarchiv beteiligte sich ferner mit eigenen Beiträgen an der Internetpräsentation des Landratsamtes, sowie am Veranstaltungsprogramm zum 25jährigen Bestehen des Ortenaukreises.

2) Umzug in die neuen Archivräume

Die Altakten wurden bis zum Bezug der neuen Archivräume in der Registratur des Landratsamtes aufbewahrt. Aus dieser Zeit stammt noch die leider fälschliche Gleichsetzung von „Archiv“ und „Registratur“. Bis Anfang

1983 waren Hauptamt und Registratur im Verwaltungsgebäude in der Okenstraße 29 in Offenburg untergebracht. Im April 1983 bezog die Kreisverwaltung das neue Landratsamtsgebäude in der Badstraße. Auf Grund der zunehmenden Aufgabenvermehrung und der Eingliederung von Landdieser Sonderbehörden (Gesundheits- und Veterinäramt, Amt für Wasserwirtschaft und Bodenschutz) am 1. Juli 1995 reichten die Räumlichkeiten bald nicht mehr aus und machten schließlich eine Erweiterung erforderlich. Nachdem bis Ende 1997 der Erweiterungsbau im Rohbau stand, wurden ab Frühjahr 1998 konkrete Planungen über Gestaltung und Ausstattung der neuen Räume aufgestellt. Neben den Mitarbeiterbüros sollte das Kreisarchiv zwei Magazinräume und einen Bibliotheksraum im 2. und 3. OG erhalten. Nachdem der Innenausbau abgeschlossen war, wurde Ende August die neue Fahrregalanlage der Firma Arbitec (Neuss) eingebaut. Sie ermöglicht eine platzsparende Unterbringung des Archivguts. Im September und Oktober stand zunächst der Umzug des Archivguts an. Dazu wurde vorher die Aufteilung der Archivbestände auf die einzelnen Regale festgelegt.

Die Archivalien wurden mit Hilfe von Kollegen des Hauses aus den alten Regalen genommen und in Umzugskartons verpackt. Die beschrifteten Kartons wurden dann nach Regalen sortiert und von einer Umzugsfirma in die neuen Räume transportiert. Dort wurden sie ausgepackt und gleich am endgültigen Standort untergebracht. Gleichzeitig wurden einige bisher verstreut untergebrachte Archivbestände an einem Ort vereinigt. Dieser Umzug von etwa 400 Metern Archivgut, sowie Druckschriften und Sammlungsstücken stellte das Kreisarchiv vor eine große Herausforderung, die es mit Hilfe des Hauptamtes in relativ kurzer Zeit bewältigen konnte. Am 13. Oktober 1998 erfolgte der Umzug der Büros und der Archivbibliothek (mit etwa 1200 Büchern und Zeitschriften). Damit war der Umzug abgeschlossen. Lediglich die Archivbibliothek wurde (wegen eines Wasserschadens) erst im März 1999 eingerichtet.

Das neue Kreisarchiv verfügt nun über zwei Magazinräume und einen Bibliotheks- und Benutzerraum. Beide Magazinräume sind mit jeweils 27 Regalen ausgestattet, die auf beiden Seiten wahlweise mit Fächern oder mit Registraturstangen ausgestattet werden können. Die Regalanlagen bieten jeweils Platz für 1,2 km Archivgut. Im Moment ist zwar nur etwa ein Drittel der Regalfläche belegt, aber in den kommenden Jahren stehen weitere Aktenablieferungen an. Ein Magazin beherbergt vor allem ältere und abgeschlossene Archivbestände (altes Archiv), während im anderen die neueren Archivbestände und Sammlungen (alte Druckschriften, Fotos, Nachlässe) untergebracht sind. Die Dienstbibliothek des Kreisarchivs enthält momentan etwa 1400 erfaßte Bücher, sowie historische und Fachzeitschriften. Außerdem werden hier in einem Kartenschrank historische Ansichten, Plakate und Karten aufbewahrt. In der Bibliothek sind außerdem zwei Benutzerarbeitsplätze eingerichtet. Mit der fachgerechten Unterbrin-

gung der Archivbestände ist es nun möglich, diese besser zu verwahren und zu nutzen. Die Neueinrichtung des Kreisarchivs kann damit als eine sinnvolle Investition für die Zukunft bezeichnet werden.

3) Aufgaben

Archive dienten schon im Mittelalter zur dauernden Aufbewahrung von alten Verträgen und wichtigen Dokumenten des jeweiligen Archivträgers. Seit dem 19. Jahrhundert werden Archive auch vermehrt durch die historische Forschung genutzt. Auch das Archiv des Ortenaukreises erfüllt für die regionale Überlieferung eine wichtige Funktion, denn es ist das „Gedächtnis des Kreises“. Es verwaltet heute einen Großteil der schriftlichen Überlieferung der Kreisverwaltung. Die Aufgaben und die Benutzung des Kreisarchivs hat der Kreistag mit der Kreisarchivordnung vom 7. März 1989 geregelt.

Bis zum Inkrafttreten des Landesarchivgesetzes war der Kreisarchivar im wesentlichen mit der Verwaltung der kommunalen Kreisakten und mit der Pflege und Betreuung der Gemeindearchive betraut. Seit 1987 besteht die Hauptaufgabe des Kreisarchivs vor allem darin, alle in der Verwaltung des Landratsamtes angefallenen Unterlagen, die zur Aufgabenerfüllung nicht mehr benötigt werden, zu überprüfen und solche von bleibendem rechtlichem oder historischem Wert mit den entsprechenden Amtsdruksachen zu verwahren, zu erhalten, zu erschließen und allgemein nutzbar zu machen. Die Zuständigkeit des Kreisarchivs beschränkt sich dabei nicht mehr auf die kommunalen Akten, sondern erstreckt sich auch auf das staatliche Schriftgut der Kreisverwaltung. Nach Ablauf der Aufbewahrungsfri-
sten werden die nicht mehr benötigten Akten ausgesondert und dem Kreisarchiv zur Übernahme angeboten. Der Archivar sichtet und bewertet das ausgesonderte Schriftgut und entscheidet über das weitere Schicksal der Akten. Jene Akten, die aus historischen oder juristischen Gründen aufzuheben sind, werden ins Kreisarchiv übernommen; der Rest wird fachgerecht vernichtet. Da das Archiv auch an das künftige Archivgut denken muß, wird es bei Fragen der Schriftgutverwaltung, der Aktenordnung und der Verwendung von alterungsbeständigem Papier aktiv.

Im Kreisarchiv werden die archivwürdigen Unterlagen inhaltlich erschlossen und zu Archivbeständen formiert. Sie verbleiben dem Landratsamt und sind wesentlicher Bestandteil des Kreisarchivs. Dies gilt auch für Unterlagen aus dem Bereich der unteren staatlichen Verwaltung. Eine Übernahme staatlicher Akten in das jeweilige Kreisarchiv ist (mit Zustimmung der Landesarchivdirektion) im Landesarchivgesetz ausdrücklich vorgesehen. Diese Erschließung bzw. Verzeichnung erfolgt inzwischen über EDV mit speziellen Archivverzeichnungsprogrammen. Der Einsatz von EDV erleichtert die Archivierungsarbeiten und ermöglicht eine effektive



Kreisarchivar Dr. Dieter Kauf im neuen Archivmagazin

Erschließung und Recherche der Akten. Gegenwärtig ist ein Großteil der Archivalien noch unverzeichnet, aber doch benutzbar. Durch die verbesserten Arbeitsmöglichkeiten konnte das Kreisarchiv nach Abschluß des Umzugs vermehrt die Verzeichnung seiner Bestände in Angriff nehmen, die – je nach personeller Ausstattung – wohl noch einige Jahre dauern wird. Die Übernahme, Ordnung, Erschließung und Pflege der archivwürdigen Unterlagen beschränkt sich dabei nicht nur auf das Schriftgut, sondern erstreckt sich auch auf Fotos, sowie Bild- und Tonträger.

Eine weitere Aufgabe sind die Benutzerberatung und Benutzerbetreuung und die Vorlage von Archivgut, sowie die Beantwortung von Anfragen (siehe Abschnitt „Benutzung“).

Zur Ergänzung der eigenen Bestände sammelt das Kreisarchiv weitere interessante Informationsträger aus diversen Bereichen des regionalen Lebens wie Fotos, alte Ansichtskarten, Plakate oder Tonträger. Außerdem wertet das Kreisarchiv die regionalen Zeitungen in einer „heimatgeschichtlichen Sammlung“ aus. Diese Sammlungen können häufig weitere wichtige Informationen zur Kreisgeschichte vermitteln. So konnte das Kreisarchiv beispielsweise beim „Tag der offenen Tür“ anhand von gesammelten Fotos und Plakaten die „Revolutionsfeierlichkeiten 1997–1999 im Ortenau-

kreis“ anschaulich machen. Das Kreisarchiv beabsichtigt auch künftig durch Ausstellungen, Veröffentlichungen und weiteren Aktivitäten seinen Bekanntheitsgrad zu steigern.

Die kommunale Archivpflege gehört nach wie vor zu unseren Hauptaufgaben. Allerdings hat sich das Tätigkeitsfeld verändert. Da die Gemeinden durch das Landesarchivgesetz verpflichtet sind, eigene Archive einzurichten und zu besetzen, gehört das Verzeichnen von Gemeindearchiven nicht mehr zu den Pflichtaufgaben des Kreisarchivs. Dieses hat nun vielmehr die Aufgabe, Ansprechpartner für die Gemeinden in archivfachlichen Fragen zu sein. Dies gilt insbesondere für Gemeindearchive, die kein eigenes Fachpersonal haben. Im Moment werden die Stadtarchive Achern, Kehl, Lahr, Oberkirch und Offenburg mit eigenem hauptamtlichem Personal und die Stadtarchive Gengenbach, Haslach, Wolfach und Zell a. H. ehrenamtlich verwaltet. Das Kreisarchiv berät und leistet gegebenenfalls Hilfestellung bei der Einrichtung eines eigenen Gemeindearchivs, der Auswahl von geeigneten Archivräumen oder der Einstellung von Archivpersonal. Auch berät es die Gemeinden bei Bewertungsfragen, Aufbewahrungs- und Sperrfristen und bei Rechtsfragen im Archiv. Es hat auch auf die Einhaltung der einschlägigen Rechtsvorschriften zu achten. Ein regelmäßiger Kontakt mit den Gemeindearchiven ist daher wichtig.

Nicht außer acht gelassen werden soll schließlich die Erwähnung der Beanspruchung im Rahmen der Erörterung und der Realisierung des Neuen Steuerungsmodells in der Kreisverwaltung, die um 1994 in die Wege geleitet wurde. Erinnerung sei an die Formulierung des Leitbildes und der Leitlinien für das Kreisarchiv, die beginnende Produktbeschreibung und einen ersten Qualitätszirkel. Arbeitsaufwand, Zeit für Fortbildung und Formulierung von Papieren waren dabei nicht unerheblich.

4) Allgemeiner Überblick über die Archivbestände

a) Entstehungsgeschichte des Ortenaukreises

Bis Anfang des 19. Jahrhunderts war die Ortenau in verschiedene geistliche und weltliche Territorien aufgeteilt, die zwischen 1803 und 1819 alle badisch wurden. Das neue Großherzogtum Baden hatte nun die Aufgabe, die hinzu gewonnenen Gebiete mit ihren unterschiedlichen Traditionen und Entwicklungen in den badischen Staat zu integrieren. Das Organisationsedikt vom 26. November 1809 sah einen vierstufigen Aufbau der staatlichen Verwaltung vor: Gemeinden – Bezirksamter – Kreisregierungen – Ministerien. Die Bezirksamter umfaßten mehrere Gemeinden und können insofern als Vorläufer der heutigen Landkreise bezeichnet werden. Sie waren allerdings noch keine Kommunalverbände, sondern rein staatliche Behörden. Zu ihren Aufgaben gehörten vor allem Kommunalaufsicht, Gewerbe und

Handel, Kirchenangelegenheiten, Bezirksangelegenheiten, Landwirtschaft, Gesundheitswesen, Sicherheitspolizei, Paß- und Meldewesen, Bauordnung, Feuerpolizei, Straßen und Verkehr sowie Wasserwesen. Durch Ämterzusammenlegungen veränderten sich im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts wiederholt Größe und Kompetenz der Amtsbezirke.

Die Verfassung und Verwaltung von Baden sah bis 1864 Großkreise vor. Dabei gehörte das Gebiet des heutigen Ortenaukreises bis 1832 zum Kinzigkreis. Nach 1832 orientierte sich das Gebiet zum Mittelrheinkreis, nur Ettenheim und Hornberg gehörten zum Oberrheinkreis. Auf Grund des Gesetzes über die Organisation der inneren Verwaltung vom 5. Oktober 1863 wurden 1864 an Stelle der Großkreise elf Kreisverbände als Selbstverwaltungsorgane gebildet, die jeweils mehrere Amtsbezirke umfaßten. Zum Kreisverband Offenburg gehörten nun die Amtsbezirke Kork/Kehl, Offenburg, Oberkirch, Gengenbach (1872 zum Amt Offenburg), Wolfach und Lahr. Achern gehörte zum Kreis Baden(-Baden); Ettenheim zum Kreis Freiburg. Zu den Kreisaufgaben gehörten u.a.: Armenpflege, Gesundheitswesen, Straßenbau, Förderung der Landwirtschaft, Kulturförderung und Unterhaltung von gemeinnützigen Anstalten wie Krankenhäuser, Sparkassen und Schulen.

Im Jahre 1939 wurden Bezirksämter und Kreisverbände aufgelöst und ihre Aufgaben bei den neuen Landkreisen vereinigt. Seit dieser Zeit sind die Landkreise sowohl Selbstverwaltungsorgane, als auch untere Verwaltungsbehörden. 1924 kam Ettenheim zum Landkreis Lahr, Achern zum Landkreis Bühl und Hornberg zum Landkreis Wolfach. Der alte Landkreis Oberkirch wurde 1936 dem Kreis Offenburg eingegliedert. Für den Bereich der engeren Ortenau waren jetzt die Landkreise Kehl, Lahr, Offenburg und Wolfach übriggeblieben, die in der Kreisreform von 1972 zusammen mit den südlichen Gemeinden des Landkreises Bühl zum neuen Ortenaukreis vereinigt wurden. Dieser umfaßt seit 1973 insgesamt 51 Kreisgemeinden und hat seinen Hauptsitz in Offenburg.

b) Ordnungszustand der Archivbestände

Die geschichtliche Entwicklung des Ortenaukreises spiegelt sich auch in seinen Archivbeständen. Viele Akten wurden bei einem großherzoglich badischen Bezirksamt begonnen und nach 1973 vom jeweiligen Landkreis an die Registratur des Ortenaukreises abgegeben, von wo sie dann später ins Kreisarchiv gelangten. Da das Kreisarchiv erst 1983 besetzt worden ist, wurden bis in die 70er Jahre in zahlreichen Ablieferungen mehrere Meter Altakten an das Staatsarchiv Freiburg abgegeben. Seither betreut allein das Kreisarchiv die historische Überlieferung des Ortenaukreises und seiner Vorgänger. 1999 konnte das Kreisarchiv durch Verhandlungen mit dem Staatsarchiv Freiburg eine Rückgabe von Generalakten des Kreises Lahr

zur Kreisreform und von Bauakten aus dem Raum Ettenheim erreichen. Mit der veränderten personellen und technischen Ausstattung ist es nun möglich geworden, verstärkt an die Erschließung der Archivbestände zu gehen, welche die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des Kreisarchivs noch in den nächsten Jahren beschäftigen wird. Seit 1998 finden außerdem laufend Aktenaussonderungen aus den Ämtern der Kreisverwaltung statt, so daß das Kreisarchiv ständig Zuwächse aus dem Landratsamt und den Außenstellen erhält.

Die meisten Aktenbestände beginnen nach 1806, wobei der zeitliche Schwerpunkt eher nach 1860 liegt. Der Erhaltungszustand der meisten Archivalien ist erfreulicherweise recht gut. Kriegsverluste bestehen vor allem beim Kreis Kehl. 1947 hat ein Großbrand im Landratsamt Wolfach einen beträchtlichen Teil der dort gelagerten Aktenbestände vernichtet. Das Kreisarchiv bemüht sich durch Umkopierung von schlechtem Papier, Sicherungsverfilmung und Restaurierung von beschädigten Archivalien die Altakten des Ortenaukreises auch für die Nachwelt zu erhalten.

5) Kurzübersicht über die Archivbestände

Die Archivbestände gliedern sich in vier Bereiche: Altes Archiv (Vorgängerlandkreise und aufgelöste Kreiseinrichtungen), Neues Archiv (Schriftgut der Landkreisverwaltung), Sammlungen und Archivbibliothek. Darin befinden sich folgende Bestände:

I. Altes Archiv

Urkunden	1727–1789
Gesetz- und Verordnungsblätter	1803–1955

Landkreis Offenburg

Vorlagen und Sitzungen der Kreisversammlung Offenburg (mit Lücken)	1894–1934
Sitzungen des Kreistags	1946–1972
Sitzungen des Kreisrats	1946–1972

Generalakten der unteren staatlichen Verwaltung:	1850–1972
Kommunalaufsicht, Gemeindewahlen, Gewerbe und Handel, Jagdsachen, Justizwesen, Kirchenangelegenheiten, Kreis- und Bezirksangelegenheiten, Gesundheitswesen, Polizeiverwaltung, Sicherheitspolizei, Paß- und Meldewesen, Personenstandsfragen, Bauordnung, Feuerpolizei, Personalangelegenheiten, Staatsangehörigkeit und Auswanderung, Straßen und Verkehr, Wasserwesen und Schifffahrt	

Generalakten der Landkreisverwaltung:	1875–1972
Hauptamt, Kämmerei, Obst- und Gartenbau, Personalamt, Krankenhäuser und Kreispflegeanstalt, Sozialwesen, Schulen, Kultur und Bildung, Straßen, Haushaltspläne, Rechenschaftsberichte, Kreisreform	
Bauakten der Kreispflegeanstalt Fußbach (mit Fremdenbuch)	1876–1944
Haushaltspläne Kreis Offenburg	1947–1972
Spezialakten LRA Offenburg der Orte	1830–1977
Bad Griesbach, Bad Peterstal, Bohlsbach, Berghaupten, Bermersbach, Bottenau, Bühl, Butschbach, Diersburg, Durbach, Ebersweier, Elgersweier, Erlach, Gengenbach, Griesheim, Haslach, Hofweier, Ibach, Lautenbach, Lierbach, Maisach, Nesselried, Niederschopfheim, Nußbach, Oberkirch, Ödsbach, Offenburg, Ohlsbach, Oppenau, Ortenberg, Rammersweier, Ramsbach, Reichenbach, Ringelbach, Schutterwald, Schwaibach, Stadelhofen, Tiergarten, Ulm, Waltersweier, Weier, Windschläg, Zell-Weierbach, Zunsweier, Zusenhofen	

Landkreis Wolfach

Generalakten der unteren staatlichen Verwaltung (Inhalt wie oben)	(1870)1947–1972
Generalakten der Landkreisverwaltung (Inhalt wie oben)	1946–1972
Generalakten zur Kreisreform	1968–1972
Sitzungen des Kreistags und des Kreisrats	1946–1970
Haushaltspläne	1947–1972
Spezialakten des LRA Wolfach der Orte	1947–1972
Biberach, Bollenbach, Einbach, Fischerbach, Gutach, Haslach, Hausach, Hofstetten, Hornberg, Kinzigtal, Kirnbach, Mühlenbach, Niederwasser, Nordrach, Oberentersbach, Oberharmersbach, Oberwolfach, Reichenbach, Steinach, Unterentersbach, Unterharmersbach, Welschensteinach, Wolfach, Zell a.H.	

Landkreis Lahr

General- und Spezialakten der unteren staatlichen Verwaltung (Inhalt wie oben)	1856–1972
Generalakten der Landkreisverwaltung (Inhalt wie oben)	1939–1971
Generalakten zur Kreisreform	1968–1972

Sitzungen des Kreistags	1946–1970
Sitzungen des Kreisrats	1946–1970
Haushaltspläne	1942–1972
Feuerwehrakten der einzelnen Kreisgemeinden	1932–1936
Bauakten der Gemeinden des Kreises Lahr (ohne Lahr, Kippenheim, Friesenheim, Dundenheim und Ichenheim)	1854–1930
Bauakten des ehemaligen Ortes Langenwinkel	1870–1961

Landkreis Kehl

Generalakten der staatlichen und der Landkreisverwaltung (Inhalt wie oben)	1946–1972
Generalakten zur Kreisreform	1968–1972
Sitzungen des Kreistags	1946–1971
Sitzungen des Kreisrats	1946–1971
Haushaltspläne	1946–1972
Spezialakten LRA Kehl der Orte Altenheim, Appenweier, Auenheim, Bodersweier, Diersheim, Eckartsweier, Freistett, Goldscheuer, Hausgereut, Helmlingen, Hesselhurst, Hohnhurst, Holzhausen, Honau, Kehl, Kork, Legelshurst, Leutesheim, Linx, Müllen, Neumühl, Odelshofen, Querbach, Renchen, Rheinbischofsheim, Sand, Urloffen, Wagshurst, Willstätt, Zierolshofen	1830–1973

Landkreis Bühl

Generalakten der staatlichen und der Landkreisverwaltung (Schulen, Straßen, Personenstand, Wasserwesen und Schifffahrt)	1865–1972
Spezialakten des LRA Bühl der Orte Achern, Kappelrodeck, Lauf, Ottenhöfen, Sasbach, Sasbachwalden, Seebach	1830–1972
Fotosammlung über die Kreisgemeinden	1961–1964
<i>Akten der Planungsgemeinschaft Mittelbaden</i>	1963–1973
<i>Aufgelöste Kreiseinrichtungen:</i>	
Kreiskrankenhaus Zell a.H.	1941–1992
Kaufmännische Schule Oberkirch	1955–1992
<i>Lastenausgleich und BVFG</i>	1949–1989

II. Neues Archiv

Landratsamt Ortenaukreis

Sitzungen des Kreistags und der Ausschüsse	1973 ff.
Haushalts- und Wirtschaftspläne des Landratsamtes, der Kliniken und der Eigenbetriebe	1973 ff.
Jahresrückblicke der Kreisverwaltung	1984–1998
Gemeindeporträts (Zeitungsbeilagen)	1991
Ämter und Sachgebiete des Landratsamtes	1973 ff.
Weinbauversuchsgut Schloß Ortenberg	1949–1997

III. Sammlungen

Zur Ergänzung der eigenen Bestände sammelt das Kreisarchiv weitere wichtige Informationsträger aus diversen Bereichen des regionalen Lebens und bemüht sich um den Erwerb von interessanten Nachlässen. Die Fotosammlung befindet sich im Aufbau. Das Kreisarchiv verfügt außerdem über historische Ansichten, Abbildungen, Pläne und Karten. Ansätze zu einer Plakatsammlung sind vorhanden.

Die Lokalteile der regionalen Zeitungen werden systematisch ausgewertet und die Zeitungsausschnitte in einer „Heimatgeschichtlichen Sammlung“ eingeordnet. Diese Zeitungsberichte dokumentieren das Kreisgeschehen sowie herausragende Ereignisse in den Gemeinden und bilden eine wertvolle Informationsquelle zur Kreisgeschichte.

IV. Archivbibliothek

Die Dienstbibliothek des Kreisarchivs verfügt gegenwärtig über etwa 1550 Bücher. Das Kreisarchiv erwirbt vor allem Bücher und Druckschriften zur Orts-, Regional- und Verwaltungsgeschichte, sowie die einschlägige Fachliteratur.

Unter anderem verfügt die Bibliothek über folgende Fachzeitschriften:

- Die Ortenau
- Geroldsecker Land
- Badische Heimat
- Der Archivar
- Archivnachrichten
- Beiträge zur Landeskunde
- Landkreisnachrichten

Die Archivbibliothek ist eine Präsenzbibliothek und kann zu den üblichen Öffnungszeiten (siehe unten) benutzt werden.

6) Benutzung

Grundlagen für die Benutzung sind die Archivordnung des Ortenaukreises und die Bestimmungen des Landesarchivgesetzes, das auch für die Kreise und Gemeinden gültig ist. Jedermann, der ein berechtigtes Interesse glaubhaft macht, hat nach Maßgabe der Archivordnung das Recht, das Archivgut nach Ablauf der Sperrfristen zu nutzen, soweit sich aus Rechtsvorschriften oder Vereinbarungen mit derzeitigen oder früheren Eigentümern des Archivguts nichts anderes ergibt. Einschränkungen ergeben sich vor allem dann, wenn schutzwürdige Belange Dritter betroffen sind oder Geheimhaltungsvorschriften dies verlangen. Auch der Erhaltungszustand mancher Archivalien kann eine Benutzungseinschränkung erforderlich machen.

Es empfiehlt sich zunächst eine mündliche oder schriftliche Kontaktaufnahme mit dem Kreisarchiv. Die Mitarbeiter des Kreisarchivs prüfen dann, ob Archivgut zu dem jeweiligen Bereich vorhanden sein könnte und ob die Archivalien vorgelegt werden können. Anschließend ist ein Benutzerantrag auszufüllen. Die Unterlagen können dann im Benutzerraum eingesehen werden. Reproduktionen sind möglich.

Adresse und Öffnungszeiten:

Kreisarchiv Ortenaukreis
Badstr. 20
77652 Offenburg
0781/805-601 oder -534
kreisarchiv@ortenaukreis.de

Mo–Mi und Fr 8.30–12 Uhr
Do 13–18 Uhr
und nach Vereinbarung

7) Ausgewählte Fachliteratur

Werkhefte der Staatlichen Archivverwaltung Serie A Landesarchivdirektion:

- Heft 1: Archivrecht in Baden-Württemberg. Texte, Materialien, Erläuterungen, bearbeitet von Hermann Bannasch unter Mitwirkung von Andreas Maisch mit einer Einführung in das Landesarchivgesetz von Gregor Richter, Stuttgart 1990.
- Heft 2: Bestandserhaltung in Archiven und Bibliotheken, hg. von Hartmut Weber, Stuttgart 1992.
- Heft 7: Historische Überlieferung aus Verwaltungsunterlagen. Zur Praxis der archivistischen Bewertung in Baden-Württemberg, hg. von Robert Kretzschmar, Stuttgart 1997.

Veröffentlichungen der Archivschule Marburg:

- Dülfer/Korn, Gebräuchliche Abkürzungen des 16.–20. Jahrhunderts, 7. Aufl.
- Dülfer/Korn, Schrifttafeln zur deutschen Paläographie, 9. Aufl.
- Papritz, Johannes, Die Kartentitelaufnahme im Archiv, 6. Aufl.
- Papritz, Johannes, Die archivische Titelaufnahme bei Sachakten, 6. Aufl.
- Papritz, Johannes, Archivwissenschaft, 4 Bände
- Moritz, Werner (Hg.), Vorschriften zur archivarischen Ausbildung, 2. Aufl.
- Schellenberg, Theodore A., Die Bewertung modernen Verwaltungsschriftguts, 1956. Übersetzt und hg. von Angelika Menne-Haritz, 1990
- Polley, Rainer (Hg.), Archivgesetzgebung in Deutschland, 1991
- Wettmann, Andrea (Hg.), Bilanz und Perspektiven archivischer Bewertung, 1994

Bestände der zuständigen Staatsarchive:

- Generallandesarchiv Karlsruhe. Gesamtübersicht der Bestände, bearb. von Konrad Krimm, Corinna Pfisterer und Franz-Josef Ziwes, Stuttgart 1997.
- Die Bestände des Generallandesarchivs Karlsruhe, Teil 7: Spezialakten der badischen Ortschaften, bearb. von Reinhold Rupp, Stuttgart 1992.
- Staatsarchiv Freiburg. Gesamtübersicht der Bestände, bearb. von Joachim Fischer, Stuttgart 1994.
- Findmittel des Hauptstaatsarchivs Stuttgart zu den 1806 badisch gewordenen Gemeinden und Oberämtern (eine neue Gesamtübersicht gibt es noch nicht).

Wichtige Archiv-Literatur:

- Verzeichnungsrichtlinien der Landesarchivdirektion vom 1. April 1981, in: *Der Archivar* 35 (1982), Spalte 290–295.
- Die archivalischen Quellen. Eine Einführung in ihre Benutzung, hg. von Friedrich Beck/Eckart Henning, Weimar 1994.
- Archive in der Bundesrepublik Deutschland, Österreich und der Schweiz, hg. vom Verein deutscher Archivare, Münster (Ardey Verlag) 1995.
- Weber, Hartmut (Hg.), Bestandserhaltung. Herausforderung und Chancen, Stuttgart 1997.
- Heinrich Raab, Revolutionäre in Baden 1848/49. Biographisches Inventar für die Quellen im Generallandesarchiv Karlsruhe und im Hauptstaatsarchiv Freiburg (mit CD-ROM), bearb. von Alexander Mohr, Stuttgart 1998.
- Außerdem sind in der Fachzeitschrift „Der Archivar“ (seit 1970) mehrere Beiträge zu Fragen der Aussonderung, Verzeichnung und Erhaltung, sowie die wichtigsten Vorschriften enthalten.

50 Jahre Weinbauversuchsgut „Schloß Ortenberg“

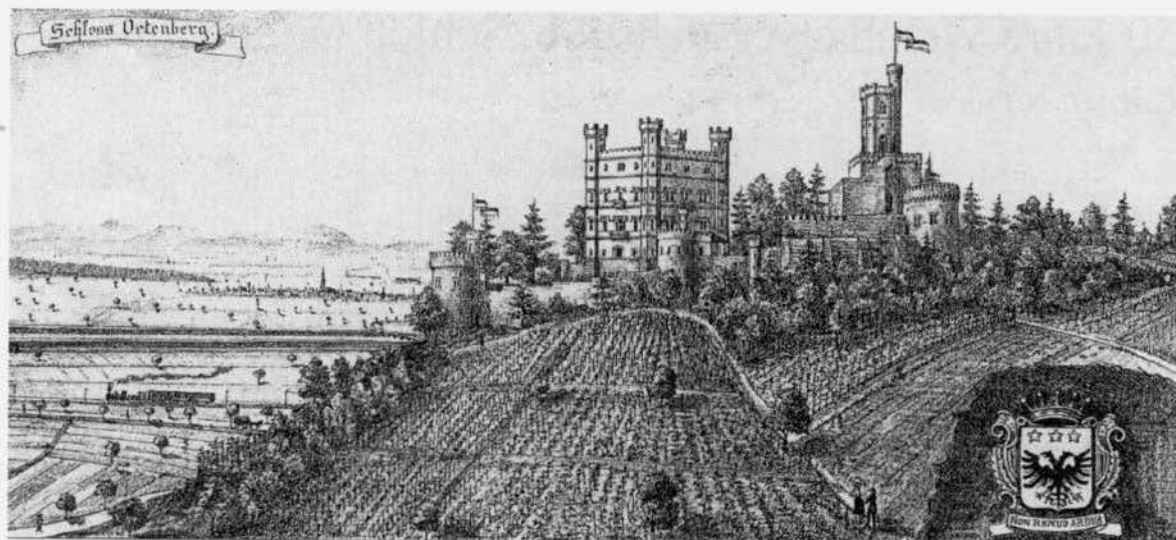
Cornelius Gorka

Schloß Ortenberg und seine Güter vor 1949

Die Anfänge des Ortenberger Schlosses dürften im 12. Jahrhundert zu suchen sein. Der Schloßberg gehörte ursprünglich zum Besitz der Zähringer und gelangte nach deren Aussterben 1218 zunächst an die Stauer, später an den Straßburger Bischof. Im Jahre 1233 ist von einem „castrum Ortenberg“ urkundlich die Rede. Aus der anfänglichen Sicherungsanlage am Eingang zum Kinzigtal entwickelte sich allmählich eine starke Festung, die zum Herrschaftsmittelpunkt und Verwaltungssitz der Ortenau „zwischen Bleich und Oos“ werden sollte.¹ Die Burg wurde Sitz des Landvogtes, der auf dem „Stein von Ortenberg“ residierte und dort auch Gericht hielt. Nach einigen Herrscherwechseln wurde Schloß Ortenberg 1554 endgültig habsburgerisch und zugleich Hauptsitz der Landvogtei Ortenau. Der Landvogt von Ortenberg übernahm nicht nur Aufgaben der Polizei und der Gerichtsbarkeit, sondern erfüllte als habsburgerische Zollbehörde eine weitere wichtige Funktion. Neben dem Ortenauer Landvogt hatte hier auch das Hofgericht seinen Sitz bis zur Zerstörung des Schlosses im Jahre 1697. Danach verlegte der Landvogt seinen Sitz nach Offenburg und residierte dort im späteren Bezirksamt (heute Polizeirevier). Die Ruine Ortenberg diente danach nur noch als Steinbruch.

1805 wurde das Schloß Ortenberg mit seinen Rebgütern Eigentum des badischen Staates. Für die Sicherung und Unterhaltung der Schloßruine war die badischen Domänenverwaltung zuständig. Obwohl die großherzogliche Verwaltung ausdrücklich die Anweisung gab, die „Zerstörung dieser merkwürdigen Ruine“ möglichst zu vermeiden, schritt der Verfall dieses altersschwachen Gemäuers aber weiter voran.²

1833 wurde der Schloßbesitz schließlich versteigert und von dem Rigaer Baron Gabriel Leonhard von Berckholtz erworben. Der neue Eigentümer entwickelte schon bald konkrete Pläne zur Neugestaltung der mittelalterlichen Burganlage: 1836 erteilte er dem Karlsruher Architekten Friedrich Eisenlohr den Auftrag für die Planung eines Wiederaufbaus der Burgruine. Eisenlohr, der aus der Bauschule Friedrich Weinbrenners hervorgegangen war, begann 1838 mit dem Wiederaufbau des Ortenberger Schlosses im mittelalterlichen Baustil, der 1843 von seinem Schüler Georg Jakob Schneider vollendet werden konnte. 1872 ging der Schloßbesitz an den Baron von Bussiere über; von diesem 1889 an den Baron Theodor von Hirsch. Nach dem Tod des Barons 1916 erbte das Schloß seine Tochter Diana, die sich seit ihrer Heirat mit Paul Philipp Freiherr von Brand zu Neidhart Freifrau von Brand nannte. Der Weinbau mußte während des Er-



Das Schloß Ortenberg nach dem Wiederaufbau (Zeichnung von J. Naehrer 1888)

sten Weltkriegs aus wirtschaftlichen Schwierigkeiten eingestellt werden. Ende der 30er Jahre umfaßte der Schloßbesitz mit den unmittelbar anschließenden Rebfeld-, Wald- und Parkanlagen eine Fläche von 10,79 ha.³ Das Schloß wurde nach Kriegsausbruch gemäß dem „Reichsleistungsgesetz“ von der Wehrmacht in Anspruch genommen. Es diente zunächst als Divisionsgefechtsstand einer deutschen Flakdivision. Nach deren Abzug im Mai 1940 sollte der Schloßberg nicht mehr lange im Besitz der Familie von Hirsch bleiben.

Mit Kaufvertrag vom 31. Juli 1942 wurden Schloß und Rebflächen von den damaligen Eigentümern Philipp und Eleonore von Brand für 386.500 RM an den Reichsverband deutscher Jugendherbergen verkauft.⁴ Beim Abschluß dieses Kaufvertrags wurde allerdings vom Landrat in Offenburg als zuständige Genehmigungsbehörde dem neuen Eigentümer zur Auflage gemacht, die landwirtschaftlichen Grundstücke spätestens innerhalb von drei Jahren nach Kriegsende an Landwirte weiter zu veräußern. Das zum Schloß gehörende Reb Gelände war inzwischen zum Teil mit Pfirsichbäumen bepflanzt, zum Teil aber auch brachliegend und stark verunkrautet.⁵ Da das Reb Gelände wieder einer nutzbringenden Verwendung zugeführt werden sollte, kam es zu Verhandlungen zwischen dem neuen Eigentümer des Schlosses und der Winzergenossenschaft Ortenberg über eine Übereignung des Reb Geländes. Nachdem die Verhandlungspartner 1943 eine Einigung erzielten, wurde der Verkauf in die Wege geleitet. Zum Abschluß eines Kaufvertrags kam es aber nicht mehr. Der Vertreter des Schloßbesitzes hatte zwar schon die mündliche Zusage seiner vorgesetzten Dienststelle, aber „die Erteilung der schriftlichen Genehmigung verzögerte sich infolge der Kriegereignisse, so daß sie nicht mehr eintraf zum Abschluß des Vertrages“, wie das Bürgermeisteramt Ortenberg 1947 rückblickend feststellte.

Nach Kriegsende wurden durch das Gesetz Nr. 5 der französischen Militärregierung alle nationalsozialistischen Verbände mit ihren Unterorganisationen aufgelöst und ihr Vermögen beschlagnahmt.⁶ Da der Reichsverband deutscher Jugendherbergen zum damaligen Zeitpunkt eine reine Unterorganisation der Hitlerjugend darstellte und dem Reichsschatzmeister der NSDAP unterstand, wurde auch sein Vermögen eingezogen und unter staatliche Vermögensverwaltung gestellt. Das Schloß Ortenberg und seine Rebflächen waren nun im Besitz der „Landesverwaltung für kontrollierte Vermögen“. Die Winzergenossenschaft Ortenberg wandte sich im März 1947 an den neuen Schloßbesitzer und wollte das Gelände zu den bereits früher festgesetzten Bedingungen übernehmen. Das Amt für kontrollierte Vermögen hatte aber die strikte Anweisung, keine Wertminderung der kontrollierten Vermögen zuzulassen und war daher nur zu einer Verpachtung der Schloßgrundstücke an die Winzergenossenschaft bereit.⁷ Eine Einigung kam nicht mehr zustande.

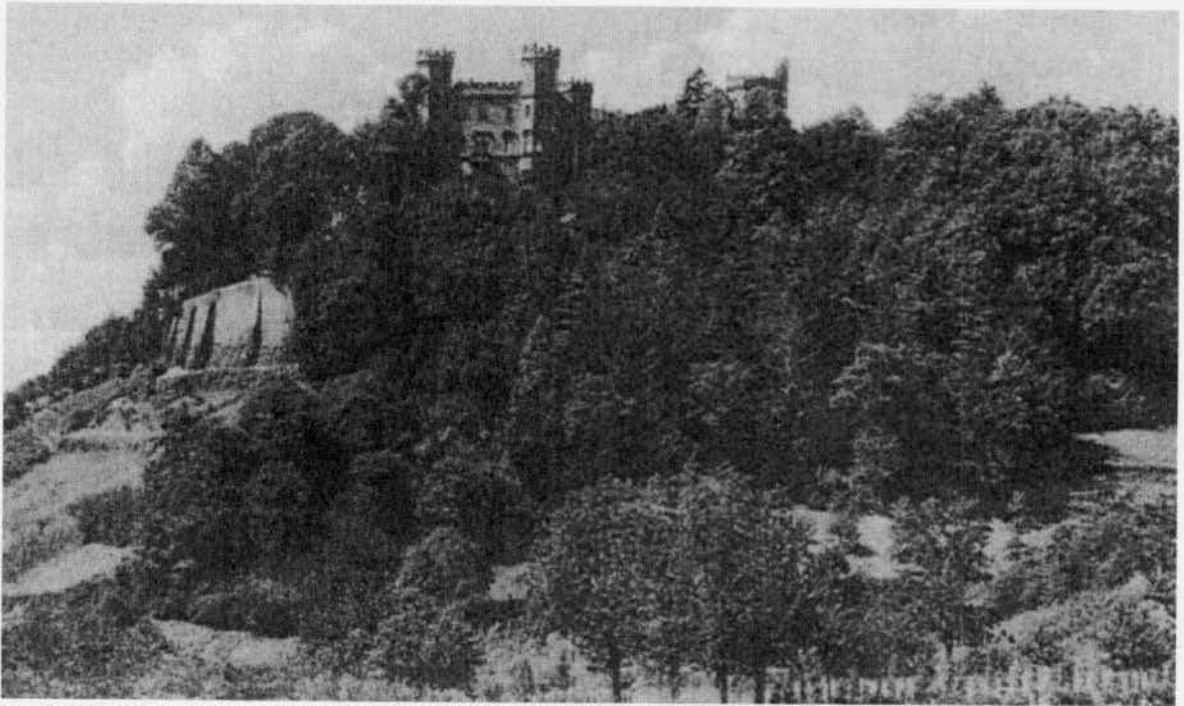
Der Erwerb der Rebflächen durch den Kreis Offenburg

Bis 1950 änderte sich auf den brachliegenden früheren Rebbergen des Schlosses nichts. Nach dem Landesgesetz über den Heimfall des Vermögens der nationalsozialistischen, militärischen oder militärähnlichen Organisationen vom 21. Juni 1949 unterstand der gesamte Schloßbesitz der Kontrolle des badischen Finanzministeriums, das den Gesetzesauftrag hatte, solche Vermögenswerte zu Gunsten der Wiedergutmachung zu bewerten.

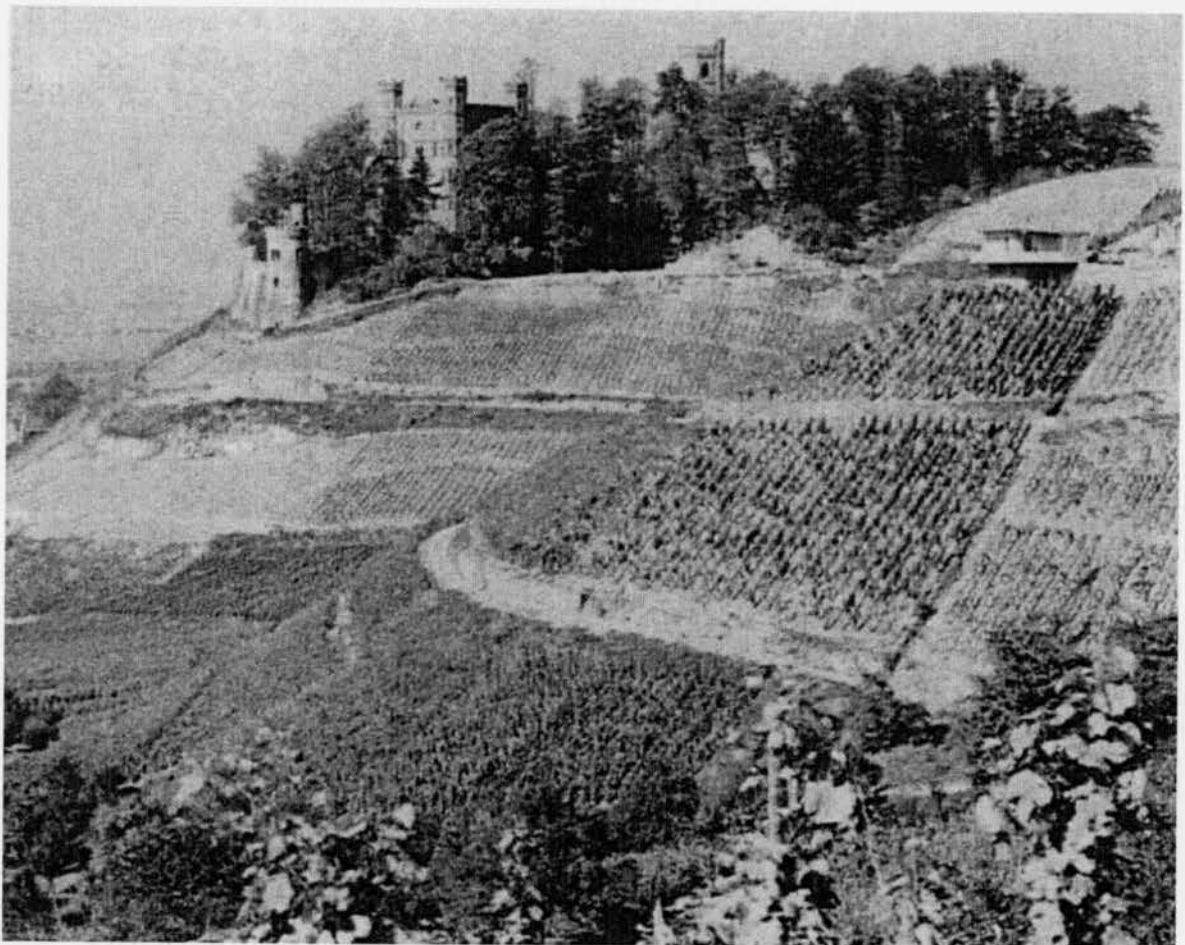
Den Bestrebungen kam entgegen, daß die Treuhandstelle für Parteivermögen in Freiburg, die das Gelände nun für das Finanzministerium verwaltete, am 21. Oktober 1949 das Landwirtschaftsamt Offenburg beauftragte, die zum Schloß Ortenberg gehörenden Grundstücke nach ihrem damaligen Wert zu schätzen, um sie wieder einer Nutzung zuzuführen.⁸ Die Schätzung brachte damals folgendes Ergebnis:

Gesamtfläche (ohne Hofraite und Schloß)	6, 65, 36 ha	15.645,70 DM
Rebfläche	3, 16, 18 ha	6.123,60 DM.

Die Schätzungsurkunde vom Landwirtschaftsamt Offenburg wurde wie folgt erläutert: *Infolge jahrelanger Nichtbewirtschaftung befinden sich die landwirtschaftlichen Grundstücke in einem sehr verwahrlosten Zustand. Die Weinberggrundstücke liegen brach, sind stark verunkrautet, die Mauern baufällig, die Treppen und Pfade nicht mehr in Ordnung. Nur durch einen planmäßigen Wiederaufbau des ganzen Rebberges, verbunden mit einer Neuanlage von Wegen, kann der Weinbau hier wieder wirtschaftlich gestaltet werden. Um dieses Ziel so schnell wie möglich zu erreichen, wird*



Der Südhang des Schloßberges vor der Umgestaltung und nach Abschluß der Neuanlegung (1957). Entnommen aus: Franz X. Vollmer, Ortenberg. Schritte zurück in der Vergangenheit eines Ortenaudorfes.



der Verkauf der Grundstücke als Ganzes dringend empfohlen. Eine Aufteilung derselben in einzelne Parzellen dürfte hier wohl kaum in Frage kommen.

Da die Rebgrundstücke somit ungeteilt verkauft werden sollten, konnte nur ein finanzkräftiger Käufer in Frage kommen, zumal für den Wiederaufbau der Rebflächen weitere Investitionen nötig waren. Somit war in den Jahren nach der Währungsreform der Käuferkreis sehr überschaubar.

Auf Grund des Zweiten Weltkrieges war der Rebanbau bis Ende der 40er Jahre in vielen Weingebieten Südbadens stark zurückgegangen. Weinberge waren entweder zerstört oder durch Arbeitskräftemangel kaum noch bebaut worden. Auch der Weinabsatz war ins Stocken geraten. Viele Winzer kehrten nach und nach aus der Kriegsgefangenschaft zurück und fanden ihre Weinberge stark vernachlässigt vor. Zum Wiederaufbau der Rebflächen waren verschiedene Anstrengungen nötig. Dabei bereitete vor allem die Anschaffung von qualitativ und quantitativ guten Pfropfreben große Schwierigkeiten, da diese von auswärtigen Versuchsanstalten bezogen werden mußten. Eine ausreichend große Anlage zur Pfropfrebengewinnung gab es in der Ortenau ebenso wenig, wie eine Förderung und Schulung des Winzernachwuchses. Darüber hinaus wurde für die Zukunft mit einem verstärkten Konkurrenzkampf mit Weinen aus Rheinland-Pfalz, aus Südbaden oder aus dem Ausland gerechnet. Um in diesem Konkurrenzkampf auf die Dauer bestehen zu wollen, mußten die Ortenauer Winzer einen Weg finden, preiswerter bei gleicher Qualität produzieren zu können. Dazu wurde es notwendig, den Rebbau zu modernisieren und die Arbeitsverfahren soweit als möglich zu vereinfachen und zu mechanisieren. Auch sollten die noch vorhandenen Zufallsbestände an den Reben durch bessere, erbmäßig ausgewählte Sorten ersetzt werden, die ertragreicher waren und einen guten Wein hervorbrachten.

Der Landkreis und die Weinbauberatung suchten nach einer Möglichkeit, dem heimischen Weinbau zu helfen. Man kam schließlich zu dem Ergebnis, daß die Gründung eines Weinbauversuchsgutes dafür ein geeignetes Mittel wäre: Ein Weinbaumusterbetrieb sollte den Winzern als Vorbild dienen und durch eine fortschrittliche Bewirtschaftung und praktische Weinbauversuche dem Weinbau in der Ortenau neue Impulse geben. In der Ortenau war vor allem eine Anlage notwendig, die

- verkehrstechnisch leicht erreichbar war
- Klonen⁹ und Hochzuchtstämme heranziehen konnte
- den Ortenauer Winzern praktisch zeigen sollte, wie ein Rebberg sachgemäß angelegt wird, wie Jungfelder in den ersten Jahren behandelt und wie die Reben geschnitten und gepflegt werden und
- in der man den Winzern die neuen Sorten und Arbeitsverfahren praktisch vorführen und erläutern konnte.¹⁰

Bei der Suche nach einem geeigneten Gelände für eine künftige Musteranlage wurde die Kreisverwaltung schließlich auf die brachliegenden Rebflächen am Steilhang beim Schloß Ortenberg aufmerksam. Auch von Seiten des Staatlichen Weinbauinstituts Freiburg wurde der Schloßberg favorisiert: Das Gelände war von Größe und Lage nahezu ideal. Außerdem verfügte das Schloß über die nötigen Räumlichkeiten und einen geeigneten Weinkeller. Da der Schloßberg von Osten wie von Süden und von Westen schon kilometerweit sichtbar war, konnte hier eine Musteranlage geradezu ein Aushängeschild des Ortenauer Weinbaus sein.

Da sich die Hänge des Schloßberges für die Gründung einer Weinbauversuchsanlage damit als geeignet erwiesen, zeigte der Kreis Offenburg schon bald sein Interesse am Erwerb des Weinberges. Spätestens im Frühjahr 1950 dürfte es dabei zu ersten Vorgesprächen zwischen der Kreisverwaltung und dem Vermögensverwalter gekommen sein. Am 29. Juni 1950 fand eine Besprechung des Kreisversammlungsausschusses auf Schloß Ortenberg statt wegen der geplanten Errichtung einer Weinbauversuchsanlage. An der Sitzung beteiligten sich neben den Ausschußmitgliedern auch namhafte Vertreter des Ortenauer Weinbaus, der staatlichen Weinbauverwaltung und des Landwirtschaftsamtes. Der Kreisvorsitzende Landrat Dr. Joachim eröffnete die Besprechung mit einigen einleitenden Worten: Zu den Stärken des Kreises Offenburg gehöre sowohl der Obstbau als auch der Weinbau. Dieser beider Pfeiler des Obstbaus und des Weinbaus müsse man sich annehmen und sie fördern so gut es ginge. Nachdem auf dem Gebiet des Obstbaus in Ebersweier ein 7 ha großes Versuchsgut entstanden sei, sollte eine solche Musteranlage auch für den Weinbau erstellt werden und zwar, so führte der Landrat wörtlich aus, „nicht um uns ein Denkmal zu setzen, sondern aus dem Bewußtsein heraus, daß das rückständige Gebiet der Ortenau einer Förderung bedarf.“¹¹ Die beabsichtigte Anlage solle als Versuchs-, Lehr- und Beispielanlage allen Weinbautreibenden zugute kommen und solle insbesondere den jungen Winzern Gelegenheit geben, modernen fortschrittlichen Weinbau kennen zu lernen. Nach diesen einleitenden Worten eröffnete der Landrat die anschließende Diskussion. Ortenbergs Bürgermeister Vollmer erinnerte daran, daß bereits vor einem Jahr die Einrichtung einer badischen Weinschule auf Schloß Ortenberg erörtert wurde, zu der auch ein ausgebauter Keller gehöre. Die Ortenau sei jedoch nicht zum Zuge gekommen, weil ihr Weinbau gegenüber dem Kaiserstuhl und dem Markgräflerland als rückständig galt. Dies solle nun anders werden. Bürgermeister Hurst von Rammersweier wie auch Weingutsbesitzer Lang äußerten sich überzeugt davon, daß man in fünf Jahren nicht mehr von einem rückständigen Weinbau in der Ortenau sprechen werde. Baron von Neveu aus Durbach brachte seine Genugtuung zum Ausdruck, daß der Weinbau vor dem Gewerbeschulneubau rangiere. Weinbauinspektor Weißenberg unterstrich die Notwendigkeit einer zweiten Anlage. Die Or-

tenau brauche diese Musteranlage um einwandfreies Pflanzmaterial heranzuziehen. Das staatliche Weingut am Steinberg von Durbach reiche dazu bei weitem nicht aus. Die Winzer müßten quantitativ und qualitativ bessere Ernten erstreben, die eine Senkung der Preise erlaubten. Hierzu sollte das Ortenberger Versuchsgut dienen. Der Plan der Kreisverwaltung werde sowohl von ihm, als auch vom Weinbauinstitut Freiburg gutgeheißen. Bürgermeister Hurst aus Rammersweier unterstrich als Vorstand der Winzergenossenschaft das Vorhaben befürwortend und wies darauf hin, daß es höchste Zeit sei, daß sich der Weinbau der Ortenau umstelle um nicht gegenüber dem Kaiserstuhl ins Hintertreffen zu kommen. Landwirtschaftsrat Jäkle, der über die Größe des verwahrlosten Geländes (insgesamt 7,7342 ha) sprach, war bestrebt, daß der Kauf und die Einigung über den Kaufpreis möglichst rasch zustande komme. Schon im Herbst solle mit Hochdruck an die Arbeiten herangegangen werden. Dr. Ruby vom Landesamt für kontrollierte Vermögen versicherte, daß dem Ankauf durch die Kreisverwaltung kaum etwas im Wege stehen dürfte. Lediglich vom Deutschen Jugendherbergswerk würden Ansprüche auf eine kostenlose Überlassung erhoben. Aber das Finanzministerium habe sich diesem Ansinnen widersetzt. Auch das Kabinett nehme den Standpunkt des Restitutionsfonds ein. Die vereinnahmten Gelder würden wieder für Nazigeschädigte ausgegeben. Er glaube, daß der Kreis hier sehr schnell zum Zuge kommen werde. Im Anschluß an die Aussprache fand eine Besichtigung des Geländes statt. Dabei erläuterten Landrat Dr. Joachim und Weinbauinspektor Weißenberg die Planung der Anlage. Abschließend stellte der Landrat fest, daß alle Anwesenden der Errichtung der Anlage zustimmten.¹² Mit den Aufbauarbeiten sollte noch im Herbst begonnen werden.

Damit konnte die Kreisverwaltung mit den Kaufverhandlungen beginnen. Da eine grundsätzliche Einigung erzielt war, konnte es im Wesentlichen nur noch um die Höhe des Kaufpreises gehen. Sobald die entsprechenden Gelder bewilligt waren, konnte zum Kauf geschritten werden. Unabhängig vom Abschluß des Kaufvertrags sollte aber bereits im Herbst mit der Anlage des Versuchsguts begonnen werden, um keine Zeit zu verlieren.

Noch am gleichen Tag teilte Landrat Joachim dem Landesamt für kontrollierte Vermögen schriftlich mit, daß die Kreisversammlung Offenburg die Absicht habe, das zum Schloß Ortenberg gehörende, brach liegende Gelände zu erwerben, um dort eine Weinbauversuchsanlage zu erstellen. Dabei nannte er auch ausführlich die Beweggründe für die Gründung eines Versuchsgutes:¹³

Die Haupterwerbsquelle der Landwirtschaft des Rench- und Kinzigtales ist der Obst- und Weinbau. Die auf diesen Gebieten immer stärker auftretende Auslandskonkurrenz zwingt die öffentlichen Verwaltungen alles zu tun, um die Erzeugnisse konkurrenzfähig zu halten. In Erkenntnis dieser unbedingten Notwendigkeit hat die Kreisverwaltung im Jahre 1948 mit der

Erstellung einer 7 ha großen Obstbauversuchsanlage begonnen, die bereits in diesem Jahre ihre ersten Ertragnisse zeigt. Da aber auch dem Weinbau der Ortenau die gleiche Bedeutung zukommt, beabsichtigen wir, eine Weinversuchsanlage als Beispiels-, Lehr- und Musteranlage zu erstellen. Diese Anlage soll auf dem Ortenberger Schloßberg errichtet werden. Das genannte Gelände ist sowohl durch seine Lage als auch durch sein Vorhandensein von genügend Räumlichkeiten und einem guten Weinkeller hierzu besonders geeignet.

Die ständig zunehmende Gefahr der Reblausverseuchung und, wie bereits oben angeführt, die drohende Konkurrenz billiger Auslandsweine zwingen den deutschen Winzer zu einer völligen Umstellung seiner Betriebsweise. Wenn die badischen Winzer nicht in absehbarer Zeit billiger produzieren können, werden sie den kommenden Schwierigkeiten nicht mehr gewachsen sein. Aus diesen Gründen ist es unbedingt notwendig, den Rebbau zu modernisieren und die Arbeitsweise soweit als möglich zu vereinfachen und zu mechanisieren. Die noch vorhandenen Zufallsbestände an Reben müssen durch bessere, geeignetere erbmäßig ausgewählte Sorten ersetzt werden. Grundbedingung hierzu ist, daß das erforderliche Pflanzmaterial unter fachmännischer Leitung herangezogen wird. Dies kann jedoch nicht bei den einzelnen Weinbauern, sondern ausschließlich in einer unter der Leitung von Weinbaufachbeamten stehenden Anlage erfolgen. Hierzu reicht das im Kreis Offenburg vorhandene 2 ha große Versuchsgut Steinberg des Weinbauinstitutes nicht aus.

All dies veranlaßte den Kreisversammlungsausschuß, der Errichtung einer Weinbauversuchsanlage näher zu treten. Hierbei fiel die Wahl auf das z. Zt. brach liegende Gelände des Schloßberges. Nach Äußerung der zuständigen Weinbausachverständigen ist dieses Gelände in jeder Beziehung für die Erstellung eines Weinbaumusterbetriebes geeignet.

Damit hatte Landrat Joachim die wichtigsten Motive für den Kauf genannt: Der Kreis Offenburg suchte Gelände zur Anlage eines Weinbauversuchsbetriebes. Die neue Musteranlage am Steilhang des Schlosses Ortenberg sollte dem durch den Krieg in Mitleidenschaft gezogenen Weinbau neue Impulse geben. Mit der Erprobung neuer Anbaumethoden sollte das Weingut zum Wegbereiter eines modernen Weinbaus werden.

Die Gründung eines Weinbauversuchsgutes wurde wenige Tage später in der Presse veröffentlicht. Dabei führte insbesondere die Absicht, im Schloß Ortenberg auch eine Weinbauschule einzurichten, zu einiger Verwirrung: Das badische Jugendherbergswerk befürchtete die Schließung der Jugendherberge und erhob deshalb schriftlichen Protest.¹⁴ Landrat Dr. Joachim erklärte darauf in seinem Antwortschreiben, daß nach einem Gespräch mit dem Landesbeauftragten für das Jugendbildungswerk Dr. Epp die Angelegenheit klar gestellt worden sei. Man habe nie daran gedacht,

das Schloß durch die Einrichtung einer Weinbauversuchsanlage der Jugend wegzunehmen. Bei der Planung der Anlage habe man nur das Ziel verfolgt, das um das Schloß brachliegende Gelände einem geeigneten Verwendungszweck zuzuführen. Auch könne im Schloß sowohl eine Weinbauschool, als auch eine Jugendherberge problemlos untergebracht werden.¹⁵

Am 20. Juli 1950 teilte Vermögensverwalter Dr. Ruby mit, daß nach Rücksprache mit Finanzminister Dr. Eckert grundsätzlich keine Bedenken gegen den Verkauf des Weinberggeländes an die Kreisverwaltung Offenburg bestehen. Sobald man sich über den Kaufpreis geeinigt habe, könnte der Kaufvertrag in kürzester Frist abgeschlossen werden. Es sollte dabei nicht nur das Weinberggelände erworben werden, sondern auch das Ackerland, die Wiesen, Garten und der Wald des Schloßbesitzes miterworben werden. Beim Schloß selbst würde dann noch das Burggrundstück und die Anlagen in einer Gesamtgröße von 1,97 ha verbleiben.

In der folgenden Sitzung des Kreisversammlungsausschusses am 2. August 1950¹⁶ erklärte Landrat Dr. Joachim, daß die Mißverständnisse mit dem Landesleiter der Abteilung Jugendbildung und Jugendbewegung inzwischen klar gestellt worden wären. Die ganze Angelegenheit sei auf eine unrichtige Darstellung in der Presse zurückzuführen. Anschließend gab er das Gutachten des Landwirtschaftsamtes Offenburg und dessen Schreiben vom 28. Juli 1950 über den Erwerb des Geländes um das Schloß Ortenberg bekannt. Der Ansicht des Landwirtschaftsamtes, daß die gesamten Grundstücke um das Schloß erworben werden sollten, traten die Mitglieder des Ausschusses einstimmig bei und ermächtigten den Vorsitzenden zur Verhandlung mit dem Vermögensverwalter Dr. Ruby wegen des Kaufpreises. Der Gesamtkaufpreis sollte nicht über 18.000 DM betragen. Dieser Betrag wurde als angemessen angesehen, weil die gesamte Anlage nicht einem Erwerbszweck, sondern ausschließlich der Förderung des Weinbaus dienen sollte und das gesamte Gelände stark verwahrlost und vollkommen humusarm war. Am 4. Oktober 1950 erhielt die Kreisverwaltung von Dr. Ruby die Mitteilung, daß der Finanzminister am 28. September den Verkauf der Rebgrundstücke an den Kreis Offenburg genehmigt habe. Der Kaufpreis werde akzeptiert. Es kämen lediglich noch eine Verkaufsgebühr von 1,5% und die Kosten für den notariellen Kaufvertrag und die Grundbucheintragung hinzu.

In der Sitzung des Kreisrates vom 11. Oktober 1950 gab Landrat Dr. Joachim Kenntnis von den laufenden Verhandlungen wegen Ankauf des Geländes von 6,6 ha beim Schloß Ortenberg und teilte mit, daß die Genehmigung zum Kaufpreis von 18.000 DM durch den Verwalter Dr. Ruby in Freiburg vorliege. Der Kauf könne abgeschlossen werden. Hierauf faßte der Kreisrat folgenden Beschluß: *Die Kreisverwaltung wird ermächtigt, die Grundstücke beim Schloß Ortenberg von 6, 65, 36 ha zur*

*Errichtung einer Weinbauversuchsanlage zum Preis von 18.000 DM zu erwerben.*¹⁷ Anschließend beschloß der Ausschuß, bei den Firmen Angebote für den Ausbau der Wege und des Geländes einzuholen.

Nach der Zustimmung des Kreisrats konnten die Verhandlungen zum Ankauf des Geländes beim Schloß Ortenberg zügig abgeschlossen werden. Die Rebgrundstücke des Schloßbesitzes sollten (einschließlich Makler- und Verkaufsgebühren) für 20.040 DM vom Landkreis Offenburg erworben werden. Am 15. November 1950 konnte Landrat Dr. Joachim den Kreisräten vom erfolgreichen Verlauf der Verhandlungen berichten. Da das Vorhaben schon in verschiedenen Sitzungen besprochen worden war, faßte der Kreisrat folgenden Beschluß: *Der Ankauf des Geländes beim Schloß Ortenberg mit 6,65,36 ha zur Errichtung einer Weinbauversuchsanlage zum Preis von 21.000 DM wird genehmigt.*¹⁸

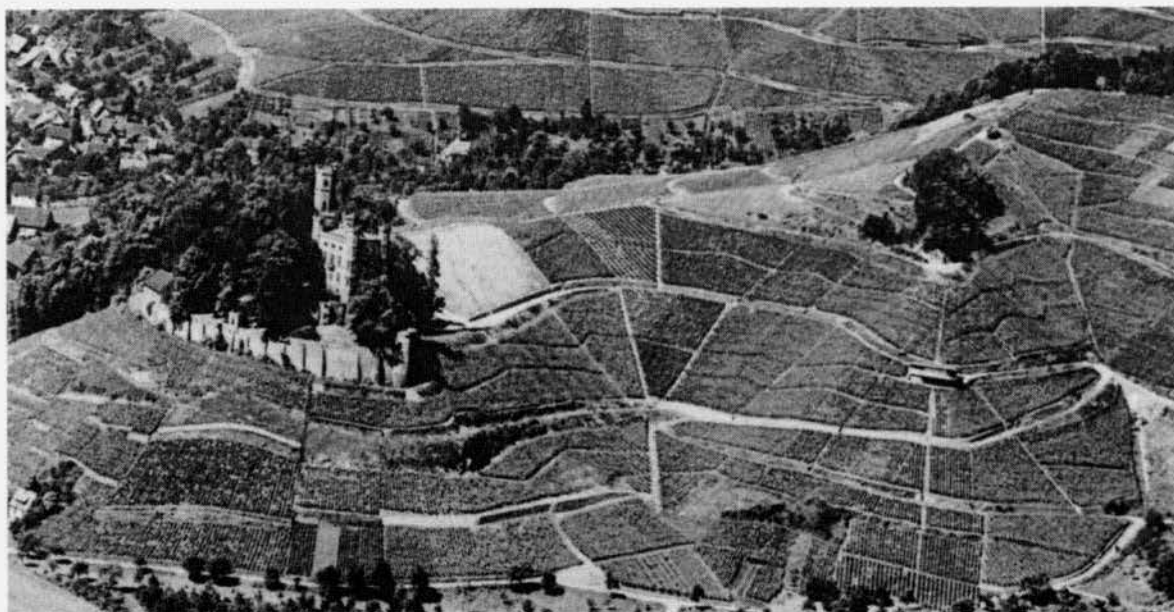
Damit hatte man sich über Kaufpreis und Verkaufsgegenstand geeinigt. Der formelle Abschluß des Kaufs verzögerte sich noch etwas, da erst noch ein neuer Meßbrief, der das zu erwerbende Gelände genau abgrenzte, vom Grundbuchamt Ortenberg ausgestellt werden mußte. Am 12. Februar 1951 konnte schließlich der Kaufvertrag über die Veräußerung der Schloßreberge beim Notariat Offenburg abgeschlossen werden.¹⁹ Damit war die rechtliche Grundlage für den Aufbau des kreiseigenen Weinbauversuchsgutes geschaffen.

Der Kreis Offenburg erwarb von der Abteilung für Vermögenskontrolle und Wiedergutmachung des Finanzministeriums das gesamte Rebgelände beim Schloß Ortenberg. Vom Verkauf ausgenommen blieben lediglich die Grundstücke, auf denen die Burganlage stand. Die neue Grundstücksgrenze verlief nun unmittelbar vor der Ringmauer des Schlosses. Das eigentliche Schloß Ortenberg wurde an das Jugendherbergswerk zurückgegeben und dient seitdem wieder als Jugendherberge.

Der Aufbau des Weinbauversuchsgutes

a) Rebflächen

Nachdem der Verkauf des Rebgeländes vom badischen Finanzministerium genehmigt worden war, erhielt die Kreisverwaltung die Erlaubnis, bereits im Herbst 1950 mit der Urbarmachung und dem Neuaufbau der Rebanlagen zu beginnen. Zunächst waren die erforderlichen Wegebauarbeiten zu vergeben. Mit der Planung und Ausführung der Wege und Trassen wurden Baurat Stengle vom Straßenbauamt und Weinbauinspektor Weißenberg als künftiger technischer Leiter des Weinbauversuchsgutes beauftragt.²⁰ Der Landkreis stellte zusätzliche Arbeiter ein. Die Wege mußten vorwiegend in Handarbeit angelegt werden, da nur wenige Maschinen zur Verfügung standen. Das Gelände lag seit mehreren Jahren brach und war stark verwil-



Das Schloß Ortenberg und seine Rebflächen. Freigegeben vom Innenministerium Baden-Württemberg Nr. 2/17609.

dert. Zunächst mußten in mühsamer Kleinarbeit fast sämtliche Bäume und Büsche unterhalb der Außenanlagen gerodet werden. Der Boden war felsig und von tiefen Schluchten durchzogen. Der halbe Berg mußte in Bewegung gesetzt werden, um diese Klüfte einigermaßen füllen zu können. Im ganzen wurden 189 Sprengkammern in den granitene Boden gelegt, um den Fels aufzulockern.²¹ Es folgten die Erd- und Rigolarbeiten²², die durch Fels, Ausfüllung von Mulden und Abheben von Hügeln an die Leitung und an die Arbeitskräfte große Anforderungen stellte. Bei der Anlegung der Rebfläche mußte leider auch ein großer Teil der alten Festungswälle eingeebnet werden. Nachdem auch die Ableitung des Wassers in dem zum Teil sehr steilen Gelände gelungen war, konnte mit der Pflanzung der Reben begonnen werden.

Es sollten vorerst nur etwa 3 ha bepflanzt werden. Dabei wurden zunächst reblausimmune Unterlagsreben als Wurzelbildner gesetzt, auf welche dann die Edelreiser von Qualitätsreben aufgepfropft (veredelt) wurden. Man entschied sich vor allem für solche Reben, die bereits seit Jahrzehnten auf Frostfestigkeit, Qualität und Ertrag beobachtet worden waren und damit auch Grundstücke der entstehenden Weinbaumusteranlage werden sollten. Die Rebstöcke, die nach Sorten getrennt gepflanzt wurden, waren aus verschiedenen Weinbaugebieten Deutschlands, Frankreichs, der Schweiz und Italiens eingeführt worden. Zum ersten Mal wurden hier auch Gewürztraminerreben gepflanzt und erstmals in Baden trat hier die Sieg-

fried-Rebe auf, die als besonders reblausfrei galt. Die Rebbauern der Umgebung sollten bald ihren Nutzen aus diesem Mustergut ziehen, denn bei den Umlegungen konnten die Edelreiser dieser Klone verwendet werden. Zunächst wurden vor allem Riesling, Gewürztraminer, Müller-Thurgau und Ruländer gepflanzt. Später kamen noch Clevner, Silvaner, Burgunder und Muskattrauben dazu, die in der Ortenau noch wenig bekannt waren und deren Anbaufähigkeit untersucht werden sollte.

Am 6. April 1951 besichtigten die Kreisratsmitglieder unter Führung des technischen Leiters Weißenberg die entstehende Weinbauversuchsanlage. Weinbauinspektor Weißenberg erläuterte dabei die vorgesehene Bepflanzung nach Beendigung der Rigolarbeiten, sowie die im Anschluß daran bis zur Fertigstellung der Anlage geplanten Arbeiten. Die Kreisräte sprachen sich über die bisher durchgeführten Maßnahmen einstimmig anerkennend aus und stimmten den Plänen über die weitere Gestaltung der Anlage zu. Im Anschluß fand noch eine Besichtigung des Staatlichen Weingutes am Steinberg in Durbach statt. Die Kreisräte wollten sich mit der Anlage und der Arbeit dieses Weingutes vertraut machen, da die Weinbauversuchsanlage in Ortenberg nach denselben Gesichtspunkten aufgebaut und geleitet werden sollte.²³

Am 25. Juni 1951 besichtigte auch der Kreistag das neue Weinversuchsgut. Die Kreisräte anerkannten allgemein die mustergültige Anlage und waren über das Erreichte sehr erfreut.²⁴

Weinbauinspektor Weißenberg erklärte, daß die Aufbauarbeiten wider Erwarten sehr günstig verlaufen seien. 3 ha seien bereits bepflanzt worden. Außerdem werde gerade ein Spritzbassin mit Aufenthaltsraum errichtet, um die gesamte Spritzung rascher und leichter durchführen zu können. Er versicherte, daß sich die Anlage nach einigen Jahren bestimmt rentieren werde.

Die Neuanlage der Rebflächen machte weitere Fortschritte. Die Bepflanzung der restlichen Grundstücke konnte im Frühjahr 1952 abgeschlossen werden. Die Kosten für Pflanzmaterial, Pfähle, Geräte, Düngemittel und Löhne betragen etwa 17.000 DM und mußten im Nachtragshaushalt bereitgestellt werden. Um die Gespannleistungen leichter bewältigen zu können, wurde im Herbst ein Diesel-Allrad-Schlepper mit Anhänger angeschafft. Nachdem die Aufbauarbeiten nahezu abgeschlossen waren, konnte die Anlage schließlich am 1. Juni 1952 eröffnet werden. Durch Kauf und Tausch von einzelnen Grundstücken, vor allem im Zuge der Rebflurbereinigung Ortenberg, konnte die Anbaufläche in den kommenden Jahren arrondiert und erweitert werden. Der Kreis Offenburg beabsichtigte zudem, beim Weinversuchsgut eine Weinbauschule einzurichten und das Schloß zu Schulungszwecken zu verwenden. Die Schulpläne fanden aber bei der Landesregierung nur wenig Unterstützung und wurden schließlich aufgegeben.



Jägerhaus und Winzerkeller am Burgweg 1981.

b) Wirtschaftsgebäude und Winzerkeller

Mit dem Erwerb der Rebflächen war auch eine Bereitstellung der für den Gutsbetrieb erforderlichen Gebäude verbunden. Zunächst beschloß die Kreisverwaltung den Neubau eines Rebhauses im Gelände des Weinbauversuchsgutes, um von dort die Spritzung des Weinbergs vornehmen zu können. Der Bau konnte noch im Herbst 1951 begonnen und im folgenden Jahr abgeschlossen werden. Im Keller des neuen Rebhauses wurden vier Spritzbehälter mit zusammen etwa 20.000 Liter Fassungsvermögen erbaut. Das nötige Wasser lieferte die bestehende Wasserleitung zum Schloß, deren Versorgungsanlage 1963/64 erneuert wurde. Im Rebhaus wurde außerdem Platz für einen Geräteraum und einen Aufenthaltsraum für die Rebarbeiter geschaffen. Außerdem wurde noch eine Probierstube eingerichtet.

1956 wurde mit Weinbaumeister Herbert Dresel ein neuer Leiter des Weingutes eingestellt. Bei der Suche nach einer Dienstwohnung für den Verwalter und seine Familie wurde man auf ein Gebäude am Burgweg 18 bei der Auffahrt zum Schloß aufmerksam. Es handelte sich um ein Wohnhaus mit Ökonomieteil und Keller, das zum Schloß gehörte. Das Haus war 1843 erbaut worden und diente einstmals als Kutscher- bzw. Jägerhaus. In

den letzten Jahren war das Gebäude stark vernachlässigt worden und mußte renoviert werden.

Nach Verhandlungen mit dem Jugendherbergswerk konnte der Landkreis Offenburg mit Kaufvertrag vom 13. November 1956 das Gebäude zum Preis von 8.675 DM erwerben.²⁵ Das Jägerhaus sollte vor allem zur Unterbringung von Fahrzeugen und Geräten dienen und zwei Dienstwohnungen beherbergen. Nach Abschluß der Vorplanungen konnte im Herbst 1957 mit dem Umbau des Hauses begonnen werden. Dabei wurden nicht nur die Wohnungen ausgebaut, sondern auch die Wasser- und Abwasserleitungen erneuert. Außerdem mußte das Dach, sowie Teile des Stallraumes erneuert werden. Nach Fertigstellung des Umbaus diente das Jägerhaus dem Weinbauversuchsgut als Wohn- und Gerätehaus. Später wurden noch zwei Zimmer zur Unterbringung von Weinbaulehrlingen ausgebaut.

Ein weiteres Problem war die Bereitstellung der erforderlichen Kellerräume für das Weinbauversuchsgut. Da bereits im kommenden Jahr mit einem größeren Ertrag zu rechnen war, mußte sich die Kreisverwaltung frühzeitig Gedanken über eine geeignete Einkellerung der Ernte machen. Da der Weinkeller beim Schloß bei weitem nicht ausreichte, waren weitere Kellerräume für den restlichen Faßraum und für die Unterbringung der Flaschen zu beschaffen.

Die ersten Trauben wurden 1953 geerntet. Zunächst nutzte man den Keller, der sich im ehemaligen Verwaltergebäude des Schlosses befand. Er wurde als Faßlager vorgesehen und konnte insgesamt etwa 25.000 Liter Faßwein aufnehmen. Um aber später den Ertrag einer Vollernte aufnehmen zu können, war ein weiterer Kellerraum von etwa der gleichen Größe erforderlich. Dieser zweite Keller wurde außerdem zur Flaschenlagerung gebraucht. Darüber hinaus fehlte noch ein Kellerraum und ein Unterstellraum für leere Flaschen, Butten und Kellereigeräte. Man beabsichtigte zunächst den Neubau eines Weinkellers beim Verwaltungsgebäude im Schloßhof. Die Planungen mussten aber mangels Mitteln vorerst zurückgestellt werden.²⁶

Der erste Ertrag des Weinguts bestand aus 500 Litern Wein, die zunächst einmal im alten Pferdestall des Schlosses eingelagert wurden. Da der im Schloß Ortenberg behelfsmäßig eingerichtete Keller zu klein war, mietete der Landkreis Offenburg ab dem 1. August 1954 die ehemaligen Kellerräume der Winzergenossenschaft Ortenberg im Anwesen von Mina Wunsch (Burgweg 55).²⁷ Die Kellerräume wurden anschließend instandgesetzt und eingerichtet. Sie dienten ab 1956 als Lager- und Kellerräume, sowie zur Unterbringung von Kellereigeräten. Außerdem wurde 1958 die Stallung des Anwesens Wunsch angemietet und zur Einrichtung eines zusätzlichen Büro- und Verkaufsraumes umgebaut. Der hinter dem Stall liegende Raum stand als Lagerraum für den Weinverkauf zur Verfügung. Damit war die Kellerfrage zunächst gelöst.



Betriebsleiter Herbert Dresel und seine Mannschaft 1981.

Anfang der 60er Jahre wurde das Problem des Kellerneubaus erneut aufgegriffen. Die angemieteten Gebäude befanden sich inzwischen in einem sehr schlechten Zustand. Die Gebäude waren baufällig geworden. Der Faßkeller wurde allmählich zu klein; der Flaschenkeller erwies sich auf die Dauer für die Lagerung der Weine als zu warm. Der ganze Weinkeller entsprach immer weniger den Erfordernissen einer modernen Kellerwirtschaft. Der Landkreis stand daher vor der Wahl, entweder nach dem Erwerb des Anwesens sämtliche Gebäude abzureißen, den Keller zu erweitern und entsprechend zu isolieren oder den Keller an anderer Stelle neu zu bauen. Da ein Umbau des alten Kellers mit erheblichen Kosten verbunden war, prüfte die Kreisverwaltung die Möglichkeit eines Neubaus. Dabei erwies sich das kreiseigene Gelände neben dem Jägerhaus am Burgweg als sehr geeignet.²⁸ Das vorgesehene Baugelände reichte aus, um dort einen zweckmäßigen und kostengünstigen Neubau mit den nötigen Kelter-, Abfüll- und Lagerräumen zu errichten. Ein Neubau auf einem eigenem Grundstück war für den Landkreis auf die Dauer billiger, als eine weitere Anmietung von Kellerräumen. Außerdem hatte dies den Vorteil, daß der Winzerkeller näher beim Betrieb lag. Die Zusammenlegung des Betriebes auf zwei statt drei Betriebsstätten konnte den Arbeitsablauf vereinfachen und dem Weinbaumeister Dresel eine weit bessere Überwachung ermöglichen.

Nach einer vorangegangenen Besichtigung durch den Kreisrat im Mai 1962, beschloss dieser, Probebohrungen auf dem Baugrund durchzuführen und den Architekten Nestlen zu beauftragen, einen Lageplan zu fertigen. Das Kellerprojekt wurde dann in mehreren Sitzungen und Besichtigungen des Kreisrates eingehend beraten. Nachdem das Ergebnis der Probebohrungen vorlag, kam man schließlich zu dem Ergebnis, daß es zweckmäßiger und wirtschaftlicher erschien, die gemieteten Kellerräume nicht zu erwerben, sondern beim Jägerhaus auf kreiseigenem Gelände einen neuen Keller zu bauen. Der Kreisrat empfahl in der Sitzung vom 5. Dezember 1962 dem Kreistag, den Kellerneubau zu den voraussichtlichen Gesamtbaukosten von 400.000 DM zu genehmigen. In der Kreistagssitzung am 18. Dezember 1962 wurde dann der entsprechende Beschluß zum Neubau gefaßt.

Mit der Planung und Bauleitung wurde das Architekturbüro Hug & Nestlen aus Karlsruhe beauftragt. Mit den Rohbauarbeiten wurde am 1. April 1963 begonnen. Nach einer Bauzeit von 15 Monaten konnte der neue Weinkeller des Weinbauversuchsgutes Schloß Ortenberg am 7. Juli 1964 feierlich seiner Bestimmung übergeben werden.²⁹ Am 1. September 1964 wurde der neue Keller bezogen.

Der Keller war auf die Größe des Weingutes, bei dem damals vier Hektar in Ertrag standen, ausgerichtet. Der umbaute Raum wies eine Grundfläche von 401 m² und eine Nutzfläche von 820 m² auf. Im Dachgeschoss, das vom Hang her mit Fahrzeugen angefahren werden konnte, befanden sich neben dem Raum für die Traubenannahme die Sozialräume, ein Raum für die Rebveredelung (etwa 30.000 Pfropfreben jährlich) und ein Speicherraum. Im Erdgeschoß darunter lagen Büros und Nebenräume, der große Kellerraum sowie ein Raum für die Flaschenreinigung mit Abfüllung, Versand und Leergut. Im Erdreich des Erdgeschosses befand sich auch der Flaschenkeller mit einem Fassungsvermögen von 50.000 bis 80.000 Litern, wo auch die Etikettierung vorgenommen wurde. Im eigentlichen Keller des Baues wurde der Faßkeller mit einem Fassungsvermögen von 50.000 Litern eingerichtet.³⁰ Eine eingebaute Raumkühl- und Entlüftungsanlage sorgte für eine gleichbleibende Kellertemperatur. Im Jahre 1974 wurde der Flaschenkeller erweitert und ein Verkaufsraum mit Probierdecke geschaffen, um die Kunden besser beraten und bedienen zu können.

Entwicklung des Weinguts bis 1991

a) Ausbau des Rebgeländes

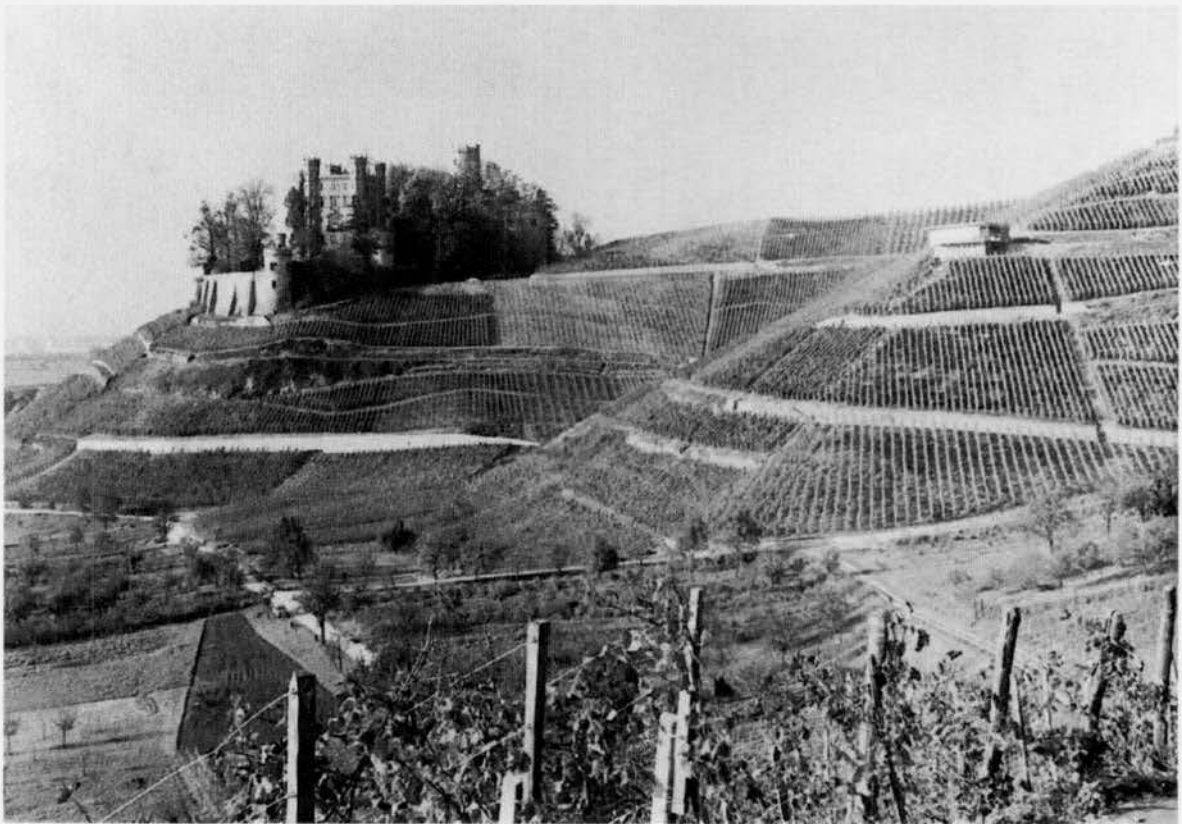
1956 mußte der erste Rückschlag hingenommen werden. Durch starken Winterfrost erfroren die Reben bis auf die Sorte Riesling und die Neuzüchtung Siegfrieds-Rebe. Auch die übrigen Ortenberger Winzer und das städ-



Zur Arbeit in die Reben, 1981.

tische Rebgut am Käfersberg hatten starke Frostschäden zu beklagen. Die Frostschäden in den Reben des Kreises Offenburg sollen sich damals auf rund 12 Millionen DM belaufen haben.³¹ Die Erträge fielen entsprechend gering aus. Gegenüber dem „Frostjahr“ 1956 erwies sich das Jahr 1959 als ein wahres „Sonnenjahr“. Die Rebflächen des Versuchsgutes wurden in den fünfziger Jahren durch weitere Urbarmachung von Ödland und Zukäufe von angrenzenden Grundstücken ausgebaut. Zur Verbesserung der Spritzung war 1960 eine Bewässerungsanlage errichtet worden, die 1979 erneuert wurde. Das Personal bestand 1956 aus dem Leiter und acht Arbeitern und änderte sich auch in den 60er Jahren kaum.

Im Herbst 1961 begann die Gemeinde Ortenberg mit der Umlegung des letzten Gebietes in den Gewannen um das Schloß Ortenberg. In den Rebanlagen wurde der Burggraben zugeschüttet, das anschließende Rebgelände planiert und entlang des Eingangsweges eine Stützmauer erstellt. Weitere Flächen konnten bepflanzt werden. Nach Beendigung der Rebflurbereinigung Ortenberg im Jahre 1969 umfaßte das Weinbauversuchsgut insgesamt 7,7 ha Gesamtfläche bei einer Ertragsfläche von 4 ha.³² 1971 wurde ein weiterer Hektar Rebfläche dazugekauft.



Der Schloßberg 1990. Aufn.: Stober.

Im Zuge der Kreisreform wurde das Weinbauversuchsgut 1973 vom neugebildeten Ortenaukreis übernommen. Damit war der Ortenberger Schloßberg nach 168 Jahren wieder „ortenauerisch“ geworden. 1975 konnte das Weinbauversuchsgut Schloß Ortenberg sein 25-jähriges Jubiläum mit jenen Personen feiern, die das Weinbauversuchsgut beim Aufbau und in den folgenden Jahren unterstützt hatten. Das Personal bestand zu diesem Zeitpunkt aus dem Weinbauamtmannt Dresel, fünf Arbeitern und zwei Lehrlingen.

Bis 1975 konnte die Rebfläche durch weitere Urbarmachung von Wald- und Heckengelände sowie durch Zukauf weiterer Grundstücke auf rund 6 ha. erweitert werden. Damals wurden folgende Rebsorten angebaut:³³

Riesling:	21,24%	Müller-Thurgau:	16,99%
Ruländer:	14,86%	Gewürztraminer:	13,24%
Clevner:	9,55%	Burgunder:	9,45%
Silvaner:	3,50%	Scheurebe:	3,23%
Muskat Ottonel:	2,15%	Muskateller	1,49%

Darüber hinaus gab es folgende Neuzüchtungen: Kerner, Würzer, Findling, Nobling und andere (zusammen 4,30% der Anbaufläche). Riesling, Mül-

ler-Thurgau, Ruländer, Burgunder und Gewürztraminer blieben auch später die bevorzugten Sorten. Der gesamte Ertrag lag damals bei etwa 30.000 Litern. Da die begrenzte Rebfläche am Ortenberger Schloßberg kaum noch Erweiterungsmöglichkeiten zuließ, wurden 1975 etwa 1,6 ha Rebflächen in Ohlsbach erworben und im folgenden Jahr bepflanzt. Dadurch sollte die Wirtschaftlichkeit des Betriebes stabilisiert werden. Die Rebfläche war damit auf eine Größe von 7,6 ha angewachsen, von denen 6 ha auf Ortenberger und 1,6 ha auf Ohlsbacher Gemarkung lagen. Da der Weinbau stark vom Wetter abhängig ist, fielen die Ergebnisse hinsichtlich Qualität und Quantität der einzelnen Rebsorten sehr unterschiedlich aus: 1977 und 1978 führte Frost und Regen zu schlechten Erntergebnissen, während 1979 und 1983 wieder eine gute Ernte eingefahren werden konnte. Das Jahr 1985 brachte die schwersten Frostschäden seit 1956 und eine entsprechend geringe Ernte. Demgegenüber brachte das Jahr 1993 für den Ortenberger Schloßberg einen Idealjahrgang.

Auch Mitte der 70er Jahre führte das Weinbauversuchsgut schwerpunktmäßig Dünge- und Schädlingsbekämpfungsversuche, das Prüfen von Neuzüchtungen, sowie das Vermehren von Edelreißern durch. Daneben lief die Ausbildung von Jungwinzern. Die Rebveredelung wurde weitergeführt und diente sowohl dem Eigenbedarf als auch dem Verkauf. Alle Rebflächen wurden nach und nach mit reblausfesten Pfropfreben bepflanzt. Für Neuanpflanzungen im Rahmen von Rebsortenversuchen wurden immer wieder Pfropfreben aus der Staatlichen Rebveredelungsanstalt Karlsruhe-Durlach oder aus der Weinbauschule Weinsberg bezogen. Das Weinbauversuchsgut versuchte durch Veredelung und gezielte Züchtungen die Qualität der Rebsorten zu verbessern. Dabei wurde jeweils der Sproß einer wertvollen Sorte, das Edelreis, auf eine weniger wertvolle aber robuste Unterlage übertragen (gepfropft). Weitere Zuchtversuche führten bald zu ersten Erfolgen. So konnten beispielsweise neue reblausfeste Sorten aus amerikanischen und europäischen Edelreben, wie Riesling und Silvaner, gezüchtet werden. Das Weinbauversuchsgut lieferte an die örtlichen Winzer diese Pfropfreben und Edelreißer aus eigener Produktion zur Rebveredelung und förderte damit die Qualität des örtlichen Weinbaus.

b) Vermarktung und Öffentlichkeitsarbeit

Schon in den ersten Jahren seines Bestehens wurde die wirtschaftliche Entwicklung des Weingutes von Kreisverwaltung und Gemeindeprüfung aufmerksam beobachtet. Es stand von Anfang an fest, daß das Kreisversuchsgut trotz seiner Aufgaben auf dem Gebiet der Forschung und der Lehre auch einen wirtschaftlichen Ertrag abwerfen sollte. Dieser Ertrag sollte zumindest so weit gesteigert werden, daß nur ein mäßiger Zuschuß erforderlich werde. Sollte dies erreicht werden, so würde auch der Zweck des Ver-



Weinetikette aus den Anfangsjahren des Weinguts.

suchsgutes, Betrieb einer Musteranlage der ertragreichsten und besten Rebsorten und Aufzucht bodenständiger und edler Pfropfreben für die einheimischen Winzer, die Investitionen rechtfertigen.³⁴ Das Weinbauversuchsgut bemühte sich daher auch von Anfang an um die Vermarktung des eigenen Weines, um einen Teil der Betriebskosten wieder hereinzuholen. Die Weinwerbung war dem Versuchsgut dabei ein besonderes Anliegen. Durch eine gezielte Öffentlichkeitsarbeit wollte das Weinbauversuchsgut einerseits die Ergebnisse seiner Arbeit einem größeren Fachpublikum vermitteln, andererseits aber auch den eigenen Weinabsatz fördern.

Hier boten vor allem die verschiedenen Weinmärkte eine gute Möglichkeit, das Weinbauversuchsgut auf dem regionalen Markt bekannt zu machen. Das Weingut nahm seit 1954 an der Offenburger Weinmesse teil³⁵ und präsentierte sich mit Weinen des ersten Jahrgangs 1953, die als Ergebnisse der dreijährigen Aufbauarbeit ausgestellt wurden. Auch an den Weinmärkten in Freiburg und Bühl war das Kreisrebgut vertreten. Es beteiligte sich zudem am jährlichen Ortenauer Weinfest mit einem eigenen Stand. Im Herbst veranstaltete es regelmäßig sein eigenes Weingutfest.

Neben der Präsentation bei Weinmessen und Weinmärkten beteiligte sich das Weinbauversuchsgut auch erfolgreich an Prämierungen von Jahrgangsweinen. Dazu zählen vor allem Bundesweinprämierungen der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft (DLG) und Gebietsweinprämierungen des badischen Weinbauverbandes. Die Weine vom Ortenberger Schloßberg nahmen erstmals an der Bundesweinprämierung im Jahre 1956 teil und wurden mit zwei Siegerpreisen und zwei silbernen Preismünzen ausgezeichnet. Seitdem gelang es dem Weingut Schloß Ortenberg bei den alljährlichen Gebiets- und Bundesweinprämierungen mehrfach, Medaillen und Preise zu gewinnen. Die prämierten Weine wurden mit dem Deutschen Weinsiegel bzw. dem Gütezeichen des badischen Weinbauverbandes ausgezeichnet und bewiesen die kontinuierliche gute Arbeit des Weinbauversuchsgutes. Nicht unerwähnt dürfen auch die vielen Ehrenpreise bleiben,

die in den vergangenen 50 Jahren vom Bundeslandwirtschaftsministerium und von der Landesregierung verliehen wurden. Durch die Prämierungen wurden Weinbaufachleute innerhalb und außerhalb Badens auf das Weinbauversuchsgut aufmerksam und suchten sich über dessen Arbeit zu informieren.

Weitere werbewirksame Maßnahmen waren vor allem die Führungen durch das Weingut und die Veranstaltung von Weinproben und Weinseminaren im Rebhaus, die für alle Interessierten angeboten wurden. Aus den Akten des Weinguts wird deutlich, daß das Weinbauversuchsgut seit Ende der 50er Jahre von Behörden und Vereinen gerne und mehrfach zu einer Weinprobe besucht wurde.³⁶ Daß sogar Besucher aus Norddeutschland, aus Berlin und aus dem Ausland kamen, spricht für eine große Bekanntheit des Kreisrebgutes. Auch der Kreistag und seine Ausschüsse statteten mehrfach dem Weinversuchsgut einen Besuch ab, um sich vor Ort über die Arbeit des Mustergutes zu informieren. Die Besuche waren gewöhnlich mit einer Weinprobe verbunden. Auch in den Jahresberichten wurde wiederholt darauf hingewiesen, daß die Möglichkeit der Besichtigungen im Weingut von der heimischen Winzerschaft und von Winzern aus anderen Weinbaugebieten gerne genutzt werde.

Um den Weinflaschen ein ansprechendes Äußeres zu geben, bemühte man sich besonders um die Gestaltung der Etikette. Dabei veränderte sich ihr Erscheinungsbild im Laufe der Zeit (siehe Abbildung). Die Etikette enthielten stets den doppelköpfigen Adler des Kreiswappens und den Namen des Weinguts. Auf den ersten Etiketten wurde der Adler noch mit Krone, Schwert und Zepter abgebildet. Nach einer Neugestaltung des Kreiswappens 1956 wurde der Doppeladler ohne diese „monarchischen“ Attribute ausgefertigt. Während das Wappen gleich blieb, wechselten immer wieder Farbgestaltung und Etikettentext. Prämierte Weine bekamen ein entsprechendes Etikett auf der Halsschleife der Flaschen. Das Kreiswappen ziert heute noch die Weine aus den Lagen des Kreisweingutes.

Diese Erfolge und Anstrengungen bewirkten einen wachsenden Bekanntheitsgrad des Weinversuchsgutes und führten allmählich zu einer steigenden Nachfrage: Im Verwaltungsbericht des Landkreises Offenburg für 1963 wurde hervorgehoben, daß die Einnahmen beim Weinverkauf alle Erwartungen übertreffen.³⁷ Ebenso konnte für die Pfropfreben ein guter Erlös erzielt werden. Im Rechnungsjahr 1964 lagen die Einnahmen erstmals über den Betriebsausgaben. Lediglich der Kellerneubau und die Neuanschaffung für die Kellereinrichtung machten 1965 nochmals Zuschüsse erforderlich. Seit 1966 enthielt der Vorbericht zum Haushaltsplan meistens den Satz: „Beim Weinbauversuchsgut in Ortenberg können die Ausgaben mit den Einnahmen gedeckt werden d. h. es trägt sich selbst.“

Die Zahl der Kunden nahm in den folgenden Jahren weiter zu. Neben Privatpersonen und Mitarbeitern der Kreisverwaltung bezogen auch ver-



Betriebsleiter Winfried Köninger, Landrat Günter Fehringer (beide Bildmitte) und die Winzer des Weinguts 1993.

mehrt Behörden und Firmen Wein aus dem Versuchsgut, was dessen Bekanntheit weiter verbreitete. Im Jahre 1970 gab der Landkreis bekannt, daß sich der Kundenstamm folgendermaßen zusammensetzte: 80% Private im ganzen Bundesgebiet und Ausland (USA) und 20% Gastronomie.³⁸ 1977 hatte sich das Verhältnis leicht zugunsten der Gastronomie verschoben. Auch das Interesse der Winzer und Verbraucher an den Betriebsbesichtigungen und den zahlreichen Weinproben war unvermindert groß. Die Besucher kamen aus allen deutschen Weinbaugebieten. Damit gelang es dem Kreis Offenburg, den Betrieb wirtschaftlich so zu führen, daß er sich selbst tragen konnte. Das Weinbauversuchsgut hatte sich von der reinen Versuchsanlage zu einem erfolgreichen Wirtschaftsbetrieb gewandelt.

c) Aus- und Fortbildung

Im Jahre 1958 erhielt das Versuchsgut auch die Anerkennung als Ausbildungsstätte für den Winzernachwuchs. Neben der Ausbildung von Lehrlingen wurden seitdem praktischer Unterricht in Weinbau und Kellerwirtschaft für die Winzerklasse der Berufsschule Offenburg sowie Fortbil-

dungslehrgänge für Weinbaugehilfen und Meisteranwärter erteilt. Seit Anfang der 60er Jahre werden im Weinbauversuchsgut Schloß Ortenberg und im städtischen Weingut regelmäßig die schriftlichen, mündlichen praktischen Prüfungen für künftige Weinbaumeister abgenommen. Ebenso fanden überbetriebliche Ausbildungstage für Winzer und Winzergehilfsprüfungen statt.

Das Weinbauversuchsgut wurde außerdem ein begehrtes Besichtigungsobjekt für Fachbesucher und Weinfreunde. Nahezu alle deutschen Weinlehranstalten machten ihre Fachexkursionen hierher. Lehrfahrten von ehemaligen Fachschülern, Mitgliedern von Winzergenossenschaften und interessierten Winzer- und Weinfreunden nahmen einen breiten Umfang an. Bemerkenswert war vor allem die wachsende Besucherquote aus dem Ausland. Die Vielseitigkeit von der Rebenzüchtung bis hin zur Weinvermarktung machten den Betrieb nicht nur für Lehrveranstaltungen, sondern auch für Betriebsbesichtigungen interessant. Dabei wurden wissensdurstige Weintrinker in die Geheimnisse des Weinanbaus eingeweiht und erhielten anschließend Kostproben verschiedener Weinsorten aus dem Kreisweingut. Nicht zuletzt waren es die Ortenauer Winzer, die auf Grund von speziellen Betriebsproblemen oder -fragen den Weg nach Ortenberg suchten.

Vom Weinbauversuchsgut zum Weingut

Im Jahr 1991 erfolgte wieder ein Wechsel in der Leitung des Weinbauversuchsgutes des Ortenaukreises. Für Amtsrat Herbert Dresel wurde der bisherige Weinbauberater beim Landwirtschaftsamt Offenburg, Weinbauamtman Winfried Köninger, mit der Leitung des Weinguts beauftragt. Der neue Leiter war durch seine frühere Beratertätigkeit mit dem Weinbauversuchsgut bestens vertraut und setzte die erfolgreiche Tätigkeit seiner Vorgänger fort.

Der Weinbau orientierte sich nun konsequent an den Vorgaben zur umweltschonenden Produktion: Bei der Pflanzenbehandlung bestand dies vor allem im Einsatz von Nützlingen zur Abwehr von Schädlingen und der biotechnischen Behandlung von Pilzkrankheiten. Der Einsatz von Pflanzenschutzmitteln erfolgte seit Anfang der 90er Jahre ohne Einsatz von Herbiziden. Im Bereich der Bodenpflege wurde durch natürliche Begrünung und organische Abdeckung der Erosionsschutz verstärkt, was sich bei den folgenden Gewitterregen auszahlte. Die Begrünung und Abdeckung mit Stroh und Humusdünger sollte außerdem die biologische Aktivität und Bodenfruchtbarkeit erhalten und damit zu einer geringeren Bodenbelastung führen. Der Verzicht auf Spritzmittel kam der Umwelt ebenso zugute, wie die natürliche Düngung durch abgemähte Gräser. Auch versuchte das Weinbauversuchsgut durch geeignete Methoden der Rebenerziehung und Anlageformen die Arbeit im Steilhang zu erleichtern. Die schwierigen



Betriebsleiter Königer, Künstler Peter Weber, Landrat Fehringer und Oberbürgermeister Dr. Bruder bei der Vorstellung neuer Weinetikette 1997.

Steilhangflächen wurden auf Kleinterrassen umgestellt, um eine leichtere Bearbeitung und eine raschere Lese zu ermöglichen. Durch die Versuchsprojekte sollten weitere Erfahrungen für die Ortenberger Weinwirtschaft gewonnen werden. Als neue Versuchssorten kamen die Weißweinsorten Chardonnay und Cabernet Sauvignon hinzu. Im kellerwirtschaftlichen Bereich wurde der Ausbau von Selektions- und Barriqueweinen³⁹ ein Schwerpunkt. 1993 ging erstmals ein Gutssekt auf den Markt. Die Rebfläche umfaßte zu diesem Zeitpunkt 7,5 ha. Das Weingut beschäftigte sechs Mitarbeiter und zwei bis drei Auszubildende.

Daneben erfüllte das Weingut weiterhin seine bisherigen Aufgaben als Versuchs- und Lehrgut. Dazu gehörte vor allem: Prüfung von Neuzüchtungen, Pfropfbrenerzeugung, Edelreisabgabe, Düngungsversuche, Pilz- und Schädlingsbekämpfungsversuche und Ausbildung von Jungwinzern. Die gute Qualität der Pfropfbrener führte zu einem guten Absatz bei den einheimischen Winzern.

Neben der Wahrnehmung der traditionellen Aufgaben orientierte sich die Leistung des Betriebs verstärkt an betriebs- und marktwirtschaftlichen Interessen. Die Schwerpunkte wurden der Rationalisierung im Außenbe-

reich, in der Entwicklung innovativer Produkte, sowie in der Image- und Marktpflege gesetzt. Die Qualität der Weine wurde durch Erweiterung der Produktpalette Sekt, Barrique- und Selektionsweine und durch die weiterhin erfolgreiche Teilnahme an Weinprämierungen weiter verbessert. Dadurch konnten neue Kunden in der gehobenen Gastronomie gewonnen werden. Trotz Rezession und damit schwieriger Absatzlage erreichte das Weingut 1993 für den Wein eine Umsatzsteigerung von über 20%. Es war schon seit einigen Jahren immer weniger auf Zuschüsse des Ortenaukreises angewiesen.

1994 bewirtschaftete das Kreisweingut 8 ha, von denen aber 1,2 ha auf der benachbarten Ohlsbacher Gemarkung lagen. Im gleichen Jahr wurde das bisheriger Weinbauversuchsgut in „Weingut“ Schloß Ortenberg umbenannt. Damit trug das Kreisweingut auch äußerlich seinen gewandelten Aufgaben Rechnung: Während es nach Krieg als Versuchsgut beim Wiederaufbau des Weinbaus helfen sollte, so hatte es sich nun zu einem Musterbetrieb für umweltschonenden Weinbau entwickelt. Ebenfalls im Jahr 1995 erhielt das Weingut Schloß Ortenberg den Bundesehrenpreis verliehen und wurde in den Welt-Weinführer zu den besten 2.000 Betrieben der Welt aufgenommen. Auch wurde es zu den besten Weingütern Deutschlands im „Feinschmecker“ gezählt.

Zum 1. Januar 1996 wurde das Weingut Schloß Ortenberg in einen Eigenbetrieb des Ortenaukreises umgewandelt. Der Kreis blieb zwar Träger des Betriebs, aber der Betriebshaushalt wurde nicht mehr im Kreishaushalt mitgeführt. Das Weingut arbeitete nun mit stärkerer Eigenverantwortlichkeit und wurde nach markt- und betriebswirtschaftlichen Grundsätzen geführt.

Der Weg in die Fusion

In unmittelbarer Nähe des Kreisweinguts befand sich in Ortenberg-Käfersberg mit dem Weingut St. Andreas der Stadt Offenburg ein weiterer Winzerbetrieb in öffentlicher Trägerschaft. Das Gelände gehörte ursprünglich zum Besitz des Sankt-Andreas-Hospitals. Um 1300 gründeten Offenburger Bürger das Spital als Stiftung für die Armen und Kranken. Zahlreiche Schenkungen von Grundstücken, Gebäuden und Pachtverträgen ließen den Spitalbesitz bis zum 16. Jahrhundert zu einem umfangreichen Güterkomplex anwachsen. Um 1500 kamen drei Rebhöfe in Käfersberg in den Besitz des St.-Andreas-Hospitals, aus denen das spätere städtische Weingut St. Andreas hervorging.

Im Herbst 1996 kam es zu ersten Vorgesprächen zwischen der Stadt Offenburg und dem Ortenaukreis über eine engere Zusammenarbeit zwischen dem beiden kommunalen Weingütern. Man erhoffte sich dadurch eine stär-

kere Position auf dem wachsenden Markt und größere Einsparung von Personal- und Betriebskosten.

Für beide Weingüter ergab sich folgende Ausgangslage: „Schloß Ortenberg“ rangierte inzwischen unter den badischen Spitzenbetrieben und schrieb seit Jahren schwarze Zahlen. Allerdings erwies sich die Rebfläche am Schloßberg als zu klein, um seinen wachsenden Kundenkreis befriedigen zu können. Auch standen im Keller Investitionen in Millionenhöhe an, was bei „St.-Andreas“ nicht mehr nötig war. Das städtische Traditionsweingut war kellertechnisch und räumlich sehr gut ausgerüstet. Allerdings brauchte es einen Geschäftsführer, der das Weingut aus den tiefroten Zahlen führte.⁴⁰ Die Verhandlungen liefen bald auf eine enge Kooperation der beiden Weingüter hinaus. Im Februar 1997 berieten die beiden Verwaltungsausschüsse von Kreis und Stadt in nichtöffentlichen Sitzungen und ermächtigten ihre Verwaltungen, weitere Verhandlungen in Richtung Fusion zu führen.

Am 17. März 1997 machte der Offenburger Gemeinderat, einen Tag später auch der Kreistag den Weg zur Vereinigung der beiden Weingüter frei: Zum 1. April 1997 schlossen sich das kreiseigene Weingut Schloß Ortenberg (8 ha) und das städtische St.-Andreas-Weingut (32 ha) zu einem neuen Weingut zusammen. Der fusionierte Betrieb wurde als Zweckverband geführt und firmierte als „Weingut Schloß Ortenberg“ mit Betriebsitz in Ortenberg „Am St. Andreas“, wo sich bisher das städtische Weingut befand. Das neue Weingut verband das nahezu 700 Jahre alte Gut des „St.-Andreas-Hospitalfonds“ mit den großartigen Lagen des Weingutes Schloß Ortenberg. Mit rund 40 Hektar Ertragsrebfläche war damit eines der größten Weingüter Süddeutschland entstanden. Die beiden Weingüter ergänzten sich ideal: Das Kreisweingut brachte seine hervorragenden Lagen und seinen guten Ruf, der städtische Andreas-Fonds seine moderne Kellerausstattung in die Ehe ein.

Als politische Gremien des Zweckverbandes fungieren der Vorstand und die Verbandsversammlung, deren Mitglieder von den Kreis- und Gemeinderäten bestellt werden. Der Vorstand wird abwechselnd vom Landrat und vom Oberbürgermeister übernommen.

Zum neuen Betriebsleiter des Weinguts wurde der bisherige Chef von „Schloß Ortenberg“ Dipl. Ing. Winfried Königer ernannt. Als neuer Kellermeister wurde Hans-Peter Rieflin verpflichtet. Das Personal beider Weingüter wurde vom Zweckverband übernommen und bestand 1998 aus 14 Mitarbeitern und 3 Auszubildenden.

Kernstück der künftigen Weinphilosophie blieb der naturnahe und qualitativ hochwertige Weinbau mit einem produktschonenden Weinausbau. Die Produktionstechnik im Außenbereich orientiert sich seither an den Richtlinien zur umweltschonenden Produktion, die Voraussetzung ist für die Erlangung des Herkunfts- und Qualitätszeichens Baden-Württemberg.

Das sind im wesentlichen: Begrünung, Verzicht auf Insektizide und Bodenherbizide, biologische Schädlingsbekämpfung, natürliche Düngung, Anwendung von Prognoseverfahren bei der Bekämpfung pilzlicher Erkrankungen, Förderung des Artenreichtums von Flora und Fauna. Das hervorragende Lagerpotential, die vielfältigen Strukturen – von leicht bis technisch gut bewirtschaftbaren Lagen bis zu extrem steilen Lagen mit Terrassenbau – und eine traditionelle, aber innovative Kellerwirtschaft machten das Weingut zu einem beliebten Besichtigungsobjekt und Ausbildungsbetrieb.

Die Weine der ehemaligen Eigenbetriebe werden weiterhin getrennt ausgebaut und vermarktet. Unter dem Namen St. Andreas sollen künftig hochwertige Qualitätsweine und edelsüße Spitzenweine auf den Markt kommen. Prädikatsweine, sowie Selektions- und Barriqueweine der Spitzenlage Schlossberg sollen ausschließlich unter der Bezeichnung „Schloß Ortenberg“ geführt werden. Daneben führt das Weingut Sekte und Trester-Eigenbrände. Sämtliche Weine werden ohne Lagebezeichnung geführt. Lediglich die Literflaschen für Handel und Gastronomie tragen eine geographische Herkunftsbezeichnung. Von der Sortenstruktur ergänzen sich die beiden Weingüter bestens. Riesling und Burgunder bleiben zwar weiterhin die Hauptsäulen des Betriebs, doch macht die jetzt erreichte Größe von 40 ha das Weingut zum Vollsortimenter. Die Rebflächen in Zunsweier wurden neu bepflanzt und sollen künftig vor allem zur Produktion von Literflaschen-Weinen genutzt werden. Das Weingut beteiligte auch weiter erfolgreich an Weinprämierungen und Weinmärkten. 1997 wurde es vom „Feinschmecker“ in die Liste der 300 besten Weingüter Deutschlands aufgenommen.

Das Weingut Schloß Ortenberg hat sich in den ersten Jahren nach der Fusion erfolgversprechend entwickelt und geht optimistisch ins Jubiläumsjahr.

Anmerkungen

- 1 Vollmer, Franz X.: Das Schloß Ortenberg. In: Hugo Schneider (Hg.). Burgen und Schlösser in Mittelbaden. Kehl 1984, 381–392. Klein, Kurt: Burgen, Schlösser und Ruinen. Offenburg 1997
- 2 Vollmer, Franz X.: Burg Ortenberg und Bühlwegkapelle, Offenburg 1976, 63.
- 3 Ders.: Ortenberg. Schritte zurück in die Vergangenheit eines Ortenaudorfes. Ortenberg 1986, 254
- 4 Kreisarchiv Ortenaukreis (KAOG), OG-Ortenb., alte Sign. XVI 3
- 5 Vollmer (wie Anm. 3), 255
- 6 Gazette Officielle vom 28. Mai 1945, 9
- 7 Wie Anm. 3
- 8 KAOG, Weinbauversuchsgut Nr. 11

- 9 Ein Klon umfaßt alle Wurzel- und Pfropfreben, die nachweislich von einem Mutterstock abstammen. Sie sind erblich untereinander gleich
- 10 Weinbauinspektor Weißenberg in einer Aktennotiz vom 18.6.1950 (wie oben, Nr. 14)
- 11 KAOG, Weinbauversuchsgut Nr. 20; Offenburger Tageblatt und Badische Zeitung vom 1. Juli 1950
- 12 Ebd.
- 13 Ebd.
- 14 Ebd.
- 15 „Das Volk“ vom 5.9.1950
- 16 KAOG, Sitzungen des Kreisrats 1946–1953 (2.8.1950)
- 17 Ebd. (11.10.1950), 4
- 18 Ebd. (15.11.1950)
- 19 KAOG, Weinbauversuchsgut Nr. 11
- 20 Ebd.
- 21 Badisches Tageblatt vom 30.4.1950
- 22 Rigol: Tiefe Rinne, Abzugsgraben
- 23 KAOG Weinbauversuchsgut Nr. 11, (6.4.1951), 6
- 24 KAOG, Sitzungen des Kreistags, 1946–1953 (25.6.1951)
- 25 KAOG, Weinbauversuchsgut, Nr. 21
- 26 Ebd. Nr. 22
- 27 Ebd. Nr. 31
- 28 Ebd.
- 29 Ebd. Nr. 22
- 30 Offenburger Tageblatt vom 9.7.1964; Badisches Tageblatt vom 9.7.1964
- 31 Offenburger Tageblatt vom 3.8.1956
- 32 KAOG Weinbauversuchsgut, Nr. 12
- 33 KAOG, Weinbauversuchsgut Nr. 1
- 34 Ebd. Nr.10
- 35 KAOG, Generalia Kreis Offenburg, Teil 2
- 36 Ebd. Nr. 78
- 37 KAOG, Haushaltspläne
- 38 Ebd. Nr. 79
- 39 Als Barrique-Verfahren wird die Lagerung der Weine in kleinen Eichenholzfässern bezeichnet
- 40 Offenburger Tageblatt vom 14.12.1996; Badische Zeitung vom 16.12.1996

100 Jahre „Schlüsselbad“ in Bad Peterstal-Griesbach

Renate Findekleee

1997 beging die „Schlüsselbad Klinik“ in Bad Peterstal-Griesbach ihr 100jähriges Jubiläum, das sich auf die Inbetriebnahme von Mineralquellen im Jahre 1897 bezog. Damit begannen die Behandlungen im Haus – die eigentliche „Kur im Schlüsselbad“. 1982 entstand aus dem ehemaligen Kurhotel eine Fachklinik für Orthopädische Rehabilitation, Innere Medizin und Psychosomatik – die „Schlüsselbad Klinik“. Sie ist eines der traditionsreichen Gebäude am Ort und hat eine wechselvolle Vergangenheit hinter sich.

Da sich die Geschichte des Hauses nur aus den örtlichen Ereignissen heraus verstehen läßt, ist ein kurzer Rückblick in die Vergangenheit von Bad Peterstal unerlässlich.

1293 beginnt die 700jährige Geschichte des Ortes mit der Erwähnung einer „wüsten Kapelle“ durch die Mönche des Klosters Allerheiligen im Lierbachtal bei Oppenau. Es erstaunt die Tatsache, daß zu damaliger Zeit, als die Gegend noch als „wüst“ galt, bereits ein Gotteshaus vorhanden war. Vermutlich stand es in Zusammenhang mit der Nutzung damals schon bekannter „heilsamer Quellen“, von denen in späterer Zeit einige im Raum Peterstal und Griesbach gefunden wurden.

Warum wählten die Mönche ausgerechnet *diesen* Standort für ihre Kapelle? Aus Schriften über mittelalterliche Badebräuche wissen wir, daß in Nähe heilsamer Quellen, die als Wallfahrtsort von Kranken und Gebrechlichen aufgesucht wurden, Kapellen entstanden, deren Priester „mit den Badeleuten abends und morgens und ehe sie ins Bad gingen, Messe lesen und also um Gedeihen desselben Gott anrufen“ mußten. Nun könnte man davon ausgehen, daß sich eine solche Quelle in früherer Zeit neben der Kapelle befand – später bedeutungslos wurde oder versiegte und erst 1895 durch Adolf Schäck wiederentdeckt wurde.

1321 wird diese Kapelle als „dem Hl. Petrus geweihte Kapelle“ bezeichnet, woraus sich im Laufe der Zeit der Ortsname „Petersthal“ ableitete. An gleicher Stelle steht heute die den Aposteln Petrus und Paul geweihte Kirche im Ortskern von Bad Peterstal.

1584 gilt als Gründungsjahr der „Peterstaler Kur“ durch die Beschreibung der „*heylsamen Metallischen Minerischen Bädern und Wassern . . . zu S. Petersthal und Greyßbach*“ von Dr. Theodor von Bergzabern (Tabernaemontanus). Sein Buch veranlaßte den Bischof von Straßburg, zu dessen Besitz das hintere Renchtal gehörte, zur Erneuerung und Förderung der Peterstaler Brunnen.

1803 endet die bischöflich-straßburgische Zeit im Renchtal und die Herrschaft Oberkirch wird vom Großherzogtum Baden übernommen. Um

diese Zeit setzt ein in Mode gekommenes „Badgehen“ und „Kuren“ reicher Bürger und hoher Herrschaften ein, was zu gewaltigem Aufschwung der Bäder im Renchtal führt, wovon auch der Ort „Petersthal“ betroffen war. Neue Quellen werden entdeckt, Promenaden angelegt, Häuser gebaut. Es heißt: „... schon im Sommer 1864 waren nicht nur alle Fremdenzimmer im Kurhaus, sondern auch die in den Gasthöfen und Privathäusern besetzt“.

Allerhöchste Herrschaften kommen nach Peterstal zur Kur, wie 1871 Zar Alexander II. von Rußland und 1876 Kaiser Wilhelm I. mit Gemahlin und Kronprinz Friedrich.

In diese Glanz- und Blütezeit des hiesigen Kurlebens fällt die Lebensgeschichte von Adolf SCHÄCK, dem Erbauer des „Kurhotels Schlüsselbad“ – der heutigen „Schlüsselbad Klinik“ in Bad Peterstal-Griesbach.

Historisches vom „Schlüsselbad“

Auf dem Gelände des Hauses stand jahrhundertlang ein Gasthof „Zum Schlüssel“, der namensgebend für die Klinik war. Er wird ab 1650 urkundlich erwähnt – ist vermutlich aber wesentlich älter.

1650 – wird erstmals ein Schlüsselwirt namens Bernhard Müller genannt, der „... seine Gastherberge zum Schlüssel wie solche bei St. Petersthal und selbiger Kirche gelegen – an Michel Theuer, dem Pflugwirt zu Straßburg, verkauft.

Ferner verkauft Bernhard Müller gegen obigen Herrn Käufer seinen Sauerbrunnen samt einem Stücklein daran ausgelochtem Feld und unter dem alten Haus gelegen. Stoßt oben an Verkäufer selbst, unten an die Rench, vornen an den Freyersbach ... um 700 Gulden, zwei Dublonen Trinkgeld und sechs Dublonen bedingt zu euer Zehren.

Zugegen gewesen Georg Roth, der alte Vogt, Johann Friedrich Theurer, Goldschmied zu Straßburg, Käufers nächster Befreundter. Actum, den 19./29. August 1650. Gerichtlich gewährt worden, den 7./17. Oktober 1650.“

1661 – 15./25. Mai 1661: Theurer, Michel verkauft die Herberg zum Schlüssel mit einem Sauerbrunnen um 300 Gulden an Müller, Christian, St. Petersthal.

1678 – 26. Juni 1678: Müller, Christian verkauft Gastherberg zum Schlüssel an Sohn Müller, Urban um 400 Gulden.

1883 – erwarb der Peterstaler Bürger und Kaufmann Adolf Schäck den „Gasthof zum Schlüssel“ von Karl Friedrich Ilg, der ihn im Januar 1883 versteigern ließ.

Die Ankündigung dieser Liegenschafts-Versteigerung wurde 1883 im „Renchtäler“, dem „Allgemeinen Anzeigebblatt für den Amtsbereich Oberkirch und die angrenzenden Bezirke“, veröffentlicht:

Liegenschafts-Versteigerung

In Folge richterlicher Verfügung werden dem Karl Friedrich Ilg, Schlüsselwirt in Peterstal die unten erwähnten Liegenschaften am Dienstag, den 16. Januar 1883, vormittags $\frac{1}{2}$ 12 Uhr, im Rathause zu Peterstal in zweiter Steigerung öffentlich versteigert und der Zuschlag erteilt, wenn der Schätzungspreis auch nicht geboten wird.

Gemarkung Peterstal.

I. L. = B. Nr. 40.

10 a 98 qm Hofraite mit dem darauf erbauten zweistöckigen Wirtschaftsgebäude mit Realwirtschaftsrecht zum Schlüssel, nebst Back- und Waschhaus, Wagenschopf und Schweinställen mit dem darauf ruhenden Privatwaldrecht mit 4 Klafter Holz, sodann:

4 a 68 qm Hausgarten,

18 a 68 qm Wiese,

alles dieses beisammen im Gewinn Ortsetter und begrenzt von der Landstraße, Andreas Hoferer, Josef Treier, Karl Schmiederer und dem Renchfluß, tax. 26 000 Mark. (. . .)

Oberkirch, den 25. November 1882.

Der Vollstreckungsbeamte: Kühndeutsch.

Lebenslauf von Adolf Schäck, Erbauer des „Schlüsselbades“

Adolf Schäck wurde am 8. August 1857 in Peterstal im heutigen Haus „Renchtalstraße 17“ geboren. Seine Eltern waren der Kaufmann und Webereibesitzer Johann Schäck und Christine Schäck, geb. Huber.

Anlässlich eines Aufrufes durch Reallehrer Carlein zum 25. Jubiläum der Realschule zu Gengenbach schrieb Adolf Schäck 1891 folgendes über sich:

Adolf Schäck, 13 Jahre alter Realschüler v. November 1871 bis dahin 1872 in Gengenbach, kam alsdann sofort in die Lehre als Kaufmann in Offenburg.

Nachdem ein Jahr verflossen war, starb leider mein Vater, worauf ich austreten mußte, um als ältestes Kind das Geschäft zu Hause weiter zu betreiben und unsere Familie in geordneten Verhältnissen beisammen zu erhalten, was ich bis zum Jahr 1883 besorgte, wo sich in der Zwischenzeit meine Geschwister versorgen konnten.

Alsdann habe ich den Gasthof zum Schlüssel hier käuflich erworben, meine Mutter zu mir genommen, welche bis Mai 1890 bei mir war, wo sie in den Tod meinem Vater nachfolgte.



Abb. 1: Gasthof „Zum Schlüssel“ – in der Zeit 1883–1891 –
(Adolf Schäck ist mit seiner Familie auf der Treppe zu sehen)

Im Jahr 1885 habe ich mich mit Frl. Sophia Platten von Griesbach verheiratet, bis jetzt 4 Kinder (2 Knaben und 2 Mädchen) geboren, welche alle Namen von Persönlichkeiten aus der deutschen Geschichte haben, welche uns Herr „Carlein“ so tüchtig einprägte.

Wir leben glücklich und zufrieden, verdanken aber heute noch meinen Aufschwung und Emporkommen meinem Herrn Carlein und verbinde den Wunsch, Gott möge ihn noch lange gesund erhalten und sich noch mancher über seine Lehren mit mir freuen kann.

Peterstal, den 22. September 1891

gez. Adolf Schäck zum Schlüssel

Als der 26jährige Adolf Schäck im Jahr 1883 den „Gasthof zum Schlüssel“ – damals eine einfache Schildwirtschaft (Abb. 1 und 2) – erwarb, ahnte er noch nicht, daß er einmal zu den angesehensten Bürgern von Peterstal gehören würde.



Abb. 2: Rückansicht des Gasthofes „Zum Schlüssel“ – wie er 1883 von Adolf Schäck übernommen wurde.

Aus einfachen bürgerlichen Verhältnissen stammend, war er offenbar klug genug, die Gunst der Stunde zur Blütezeit des Peterstaler Kurlebens zu erkennen. Mit dem Kauf einer Gastherberge machte er sich selbständig und zeigte die Eröffnung im Februar des Jahres 1883 im „Renchthäler“ an (Abb. 3).

Den „Gasthof zum Schlüssel“ erwarb er zunächst gemeinsam mit seinem Schwager Schmidt, der in Peterstal eine Drechslerei betrieb. Später, so wird berichtet, habe seine Ehefrau auf Auszahlung bestanden, um den Gasthof allein zu betreiben.

Um mehr Gäste beherbergen zu können, ließ Schäck schon bald, vermutlich um 1891, den alten Gasthof vergrößern. Er erweiterte das Dachgeschoß und setzte dem Gebäude zur Straße hin einen Glockenturm auf (Abb. 4 und 5).

Wahrscheinlich stammte das Geld aus dem Erbteil seiner 1890 verstorbenen Mutter, die – wie aus einem erhaltenen Testament hervorgeht – ihm $\frac{1}{3}$ von 4200,- Mark hinterließ.

Geschäfts-Eröffnung & Empfehlung.

Dem geehrten hiesigen und auswärtigen Publikum die ergebene Mitteilung, daß wir am **Fastnachts-Sonntag, den 4. Februar d. J.**, die **Gastwirtschaft zum Schlüssel** hier eröffnen und werden wir bestrebt sein, Jedermann stets durch gute Weine und Bier, wie auch gute Speisen reell zu bedienen.

Gleichzeitig zeigen wir an, daß wir damit noch ein **Manufaktur-, Specerei- und Galanteriewaren-Geschäft** verbunden und halten uns in diesen Artikeln bestens empfohlen.

Ebenso betreiben wir an gleichem Platze ein **Drechsler- & Schnitzerei-Geschäft** und werden wir durch solide Arbeit und pünktliche Ausführung uns Vertrauen erwerben und zu erhalten suchen.

Petersthal, den 31. Januar 1883. 138,2,2.

H o c h a c h t u n g s v o l l f
Schäck & Schmidt.

Abb. 3: Anzeige aus dem „Renchthaler“ vom Februar 1883

Mit Attributen wie:

- * *elektrische Beleuchtung*
- * *schöne geräumige Lokale und Speisesaal*
- * *Musik – Table d’hote 1/2 1 Uhr*
- * *Extradiner und Restauration jederzeit*
- * *Fremdenzimmer, Equipagen und Stallungen*

hatte sich A. Schäck den „gehobenen Bedürfnissen“ damaliger Kurgäste angepaßt und sich schon weit über das Niveau einfacher Gasthöfe erhoben.

Von Vorteil für die Lage seines Hotels war zweifellos die Nähe der Posthaltestelle und der zu seinem Besitz gehörende Bürgergarten (heutiger Parkplatz der Sparkasse), der an Festtagen mit Musik und Gartenrestauration in Betrieb war.

Nur eines konnte er zu dieser Zeit noch nicht anbieten: „Bade- und Trinkkuren aus *eigener* Quelle und im *eigenen* Haus“.

Ärgerlich für die Gastwirte von Peterstal zu damaliger Zeit war auch, daß der Badwirt Müller, dem das Kurhaus gehörte, die Abgabe von Quellwasser an Peterstaler und Ortsgäste verweigerte, sofern diese nicht in seinem Haus wohnten. Als glücklicherweise der Müller Josef Schmiederer 1876 auf seinem Gelände eine neue Quelle entdeckte, wurde diese von der Gemeinde ausgebaut und mit einer Badeanstalt versehen zur vorwiegenden Versorgung der Gäste im Ort („Stahlbad“).

Vor diesem Hintergrund wird verständlich, welche große Bedeutung für den Hotelbesitzer Adolf Schäck die Entdeckung *eigener* Mineralquellen auf *eigenem* Gelände im Jahr 1895 war.



Abb. 4: Gasthof nach der Erweiterung: „Hotel zum Schlüssel“, Ansicht aus der Zeit 1891–1899 (Ölgemälde im Besitz E. von Rekowski)



Abb. 5: Postkarte vom „Hotel zum Schlüssel“ aus der Zeit 1891 bis 1899

Im „Renchthäler“ vom 28. September 1895 wurde folgendes berichtet:

„Aus dem Renchthal, 25. September 1895

Petersthal ist in neuester Zeit wieder um einen Sauerbrunnen reicher geworden. Derselbe wurde unmittelbar hinter dem „Schlüssel“ in nächster Nähe der Rench entdeckt. Herr Schlüsselwirt Schäck läßt die Quelle fassen und eine Trinkhalle darüber erbauen. Beim Graben stieß man auf einen Stein, der die Jahreszahl 1377 in römischen Zahlen trug. Man vermutet, daß vor etlichen Jahrhunderten ein Brunnen an gleicher Stelle sich befand, der aber wieder durch das Hochwasser der Rench zerstört wurde.“

Mit der Entdeckung und Nutzbarmachung eigener Mineralquellen konnte A. Schäck nun endlich auch „Bade- und Trinkkuren“ im eigenen Haus anbieten und war dem Kurhaus im Ort nahezu gleichgestellt.

2 Jahre (1895 bis 1897) nahmen Grabungen, Ausbau und Einfassung der Quellen in Anspruch, wobei Schäck eine Trinkhalle im Stil der damaligen Zeit errichten ließ (Abb. 6). Die „aus alter Zeit stammende Quellenfassung mit Trinkrohröffnung“ – ein 2 Meter tiefer und 1 Meter breiter Sandsteinbehälter – blieb erhalten und konnte in der neuen Halle besichtigt werden (Abb. 7). Schäck bezeichnete sie als „Urquelle von 1377“, was historisch nicht bewiesen ist. Der im alten Gemäuer gefundene umstrittene Stein zeigt eine Kuriosität: die vorletzte Ziffer V der in römischen Zahlen eingemeißelten Jahreszahl 1377 = MCCCLXXVII ist in umgekehrter Form \wedge dargestellt (Abb. 8). Die Bedeutung dieser Abnormität ist – falls sie bewußt erfolgte – unbekannt wie auch die Echtheit des Steines umstritten ist. Eines lassen die Ausgrabungen jedoch unmißverständlich erkennen, daß in früherer Zeit, wie weit dies auch zurückreichen mag, eine Quelle und ein Gebäude hier bestanden haben.

Am 6. Januar 1897 nahm A. Schäck durch Inbetriebnahme seiner Quellen und Fertigstellung der Trinkhalle den „Kurbetrieb im Haus“ auf.

Der Besitzer gab den beiden Quellen seinen und seiner Gattin Namen: „Adolf“ und „Sophia“. Die „Adolfsquelle“ erwies sich als „Stahlwasser 1. Ranges“ und den Wässern in Rippoldsau, Schwalbach, Marienbad, Pyrmont und Elster ebenbürtig.

Die „Sophiaquelle“ galt als „salinischer Säuerling“ von „erfrischendem angenehmen Geschmack und als Tafelwasser sowie als mild purgierendes, eisenhaltiges Mineral-Heilwasser zu verwenden“. Die Analyse der Quelle und ein darüber erstattetes Gutachten durch den vereidigten Chemiker A. Gawlowski aus Raitz (Brünn) erfolgte am 10. 4. 1899. Eine spätere Untersuchung des Quellwassers von 1907 stellte zusätzlich noch Gehalt an Radium fest.

Die Anwendung der Quellen wurden laut damaligen Kurprospekten empfohlen bei „Blutarmut und den darauf beruhenden oder damit verbun-

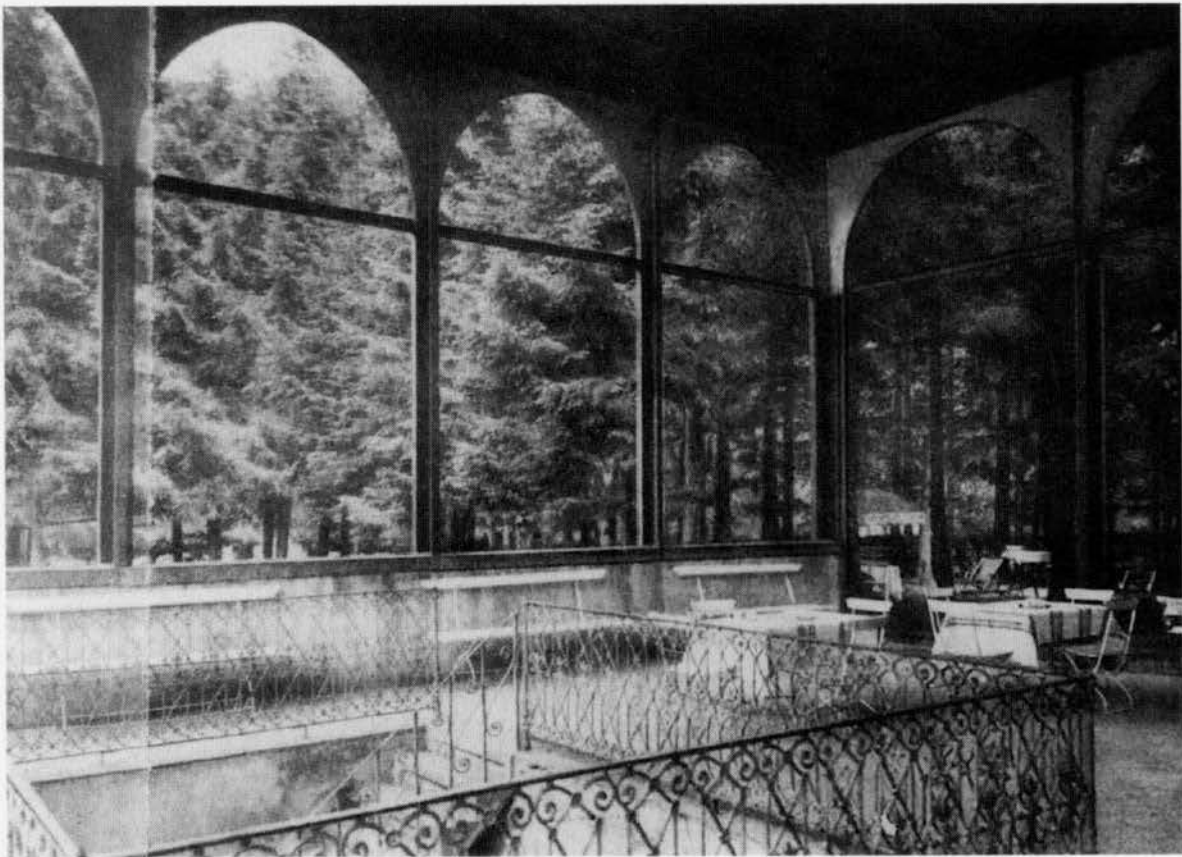


Abb. 6: Trinkhalle mit Eingang zur „Urquelle“ – 1897 –

denen Leiden, bei Bleichsucht, bei zahlreichen Störungen der Nervenfunktion (Neuroasthenie u. a.), bei Frauenkrankheiten (Sterilität, Katarrhen p.p.), bei Affekten der Atmungsorgane, bei Herzkrankheiten und Verdauungsstörungen, bei Rheumatismus und nach entzündlichen Krankheiten in der Brust- oder Beckenhöhle“.

Neben der Benutzung des Quellwassers für Trinkkuren bot A. Schäck in seinem Haus weitere Anwendungen an:

- einfache Mineralbäder
- Fichtennadelbäder
- Sole- und Moorbäder
- Kohlensäure-Sprudelbäder,
- Harzwasserbäder,
- elektrische Lichtbäder.

Um dem Ansturm und den Bedürfnissen der um die Jahrhundertwende zahlreich nach Peterstal strömenden Gäste gerecht zu werden, ließ Schäck 1899 seinen alten Gasthof bis auf die Grundmauern abreißen und ein neues Haus errichten. Wie es dazu kam, schildert folgende Überlieferung. Zunächst muß man vermuten, daß die Eheleute Schäck mit Beginn der „Kur im eigenen Haus“ durch die ergiebigen Mineralquellen zu Wohlstand



Abb. 7: Sogenannte „Urquelle von 1377“

gekommen waren und sich Gedanken machten, wie der Zulauf von Kurgästen um die Jahrhundertwende noch besser zu nutzen sei. Vermutlich waren die Baulichkeiten des jahrhundertealten Gasthofes modernen Anforderungen nicht mehr gewachsen; auch wurden Equipagen und Stallungen zunehmend überflüssig. So war es naheliegend, das Alte abzureißen und etwas völlig Neues, Modernes und Zukunftsorientiertes zu schaffen.

Adolf Schäck und seine Frau Sophia machten um 1897/98 aus Dankbarkeit (. . . vielleicht der glücklichen Entdeckung ihrer Mineralquellen wegen . . .) eine Wallfahrt zu „Bruder Klaus von Flüe“ nach Sachseln in der Schweiz. Dort wohnten sie in einem neu erbauten Hotel, das ihnen so gut gefiel, daß es als Vorbild für ihr geplantes Kurhotel zu Hause diente. Noch heute wird bestätigt, daß ein Haus in diesem Wallfahrtsort der Schlüsselbad Klinik sehr ähnlich sei.

Architekt HENGST schuf in den Jahren 1899–1902 nach den Vorstellungen seines Bauherren ein imposantes großzügiges Gebäude im „Jugendstil“ der Jahrhundertwende (Abb. 9).

Neben der Trinkhalle entstand auch ein Schwimmbad (Freibad) mit Wasser vom vorbeifließenden Freiersbach, was allerdings selbst im Som-



Abb. 8: Stein mit Jahreszahl 1377 in römischen Ziffern, wobei die römische Zahl 7 = VII falsch eingraviert ist = VII. Der Stein steht heute noch im Hof der „Schlüsselbad Klinik“.

mer noch sehr kalt gewesen sein soll. Das Gelände zwischen Hotelgebäude und Rench wurde parkähnlich gestaltet mit gepflegten Wegen, Bänken und Springbrunnen – wie auf alten Ansichten zu erkennen ist (Abb. 10).

Somit war aus der alten Schildwirtschaft „Zum Schlüssel“ ein prächtiges Gebäude im Ortszentrum entstanden – das „Kur-Hotel Schlüsselbad“ mit modernen Attributen:

„Das ganze Jahr geöffnet, 1899 neu erbaut und vollständig modern eingerichtet, Zentralheizung, elektrische Beleuchtung, Wasserleitung, Wasserklosetts.“

Beim Bau des Hotels zum „Schlüssel“ gab es ein kurioses Ereignis, das die Bevölkerung des Ortes in Aufregung versetzte und ebenfalls im „Renchthaler“ berichtet wurde:

Petersthal, 17. Oktober 1899

„Einen Volksauflauf, wie solch unser Ort noch wenig gesehen haben dürfte, verursachten am letzten Montag Abend zwei am Hotelbau zum ‚Schlüssel‘ beschäftigte Steinhauer. Die Steinhauer machten an diesem Tage ‚Blauen‘ und trieben allerlei Unfug. Ein Bürgersmann machte den

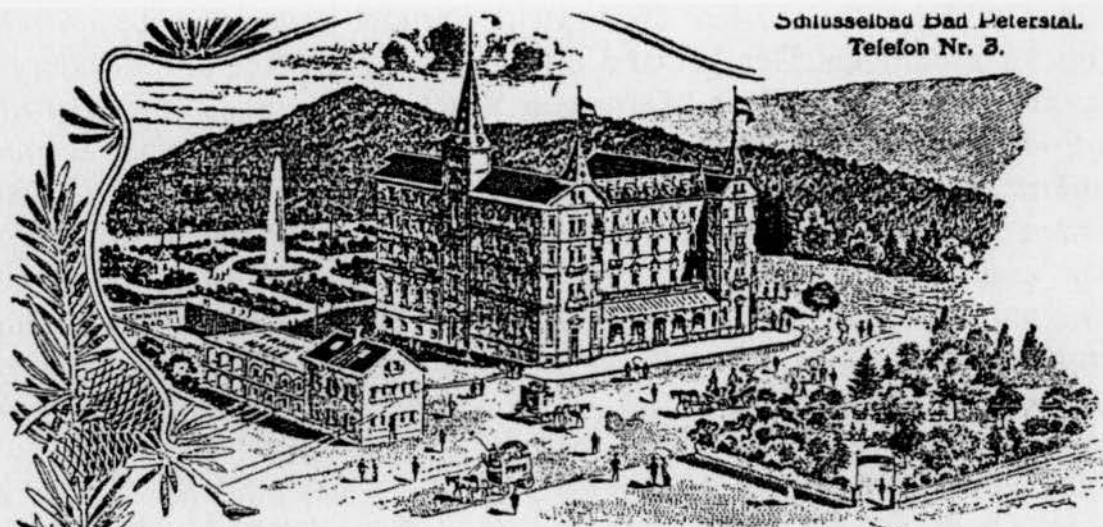


Abb. 9: Postkarte vom „Kurhotel Schlüsselbad“, erbaut in den Jahren 1899–1902

Steinhauern Vorhalt, allein im nächsten Augenblick lag der Mann schon auf dem Boden und standen die beiden Steinhauer neben ihm mit Bengel und Beil bewaffnet. Der inzwischen herbeigeholte Polizeidiener wollte Ruhe schaffen und die beiden Steinhauer zurechtweisen, hier kam er aber nicht gut an, denn er bekam gleich Fauststöße und konnte nur mit Hilfe anderer Bürgerleute die Unholde schließlich in Arrest bringen. Hier im Arrest zertrümmerten die Steinhauer alles, was zu zertrümmern war und warfen die Fetzen in Stücke zum Gitter hinaus. Unser alter braver Polizeidiener hat mehrere Verletzungen durch Fußtritte und dergleichen erhalten, die aber unbedeutend sind. Die Gendarmerie in Oppenau wurde telegraphisch herbeigeholt, welche nachts Erhebungen machten und am anderen Morgen die groben Gesellen geschlossen nach Oberkirch abführten.“

Es handelte sich um italienische Steinhauer, die für einen Stundenlohn von 3 Pfennigen arbeiteten.

Neben der Nutzung seiner beiden Mineralquellen zu Bade- und Trinkzwecken betrieb Adolf Schäck auch eine hauseigene Sprudlerei und füllte das Mineralwasser unter dem Namen „Peterstaler Schlüsselprudel“ zum Verkauf und Versand ab (Abb. 11).



Schlüsselbad Bad Peterstal.
Telefon Nr. 3.

Bad Peterstal im badischen Schwarzwald.

Kur-Hotel
Schlüsselbad

Mineral- und Moorbad, Luftkurort

Das ganze Jahr geöffnet.

Bad. Bahn: Station Bad Peterstal.
Württ. Bahn: Freudenstadt, 23 km entfernt.

1899 neu erbaut und vollständig modern eingerichtet.

Zentralheizung. :-: Elektrische Beleuchtung,
Wasserleitung :-: Wasserklosetts.

Versand von Peterstafer Schlüsselprudel.

Eigentümer: Ad. Schæck.

Abb. 10: Titelseite des 1. Hotel-Prospektes von A. Schäck (nach 1902)

In damaliger Zeit kostete die Flasche Sprudel je nach Größe zwischen 9 bis 15 Pfennigen. Der Versand erfolgte in Kisten mit 25, 50 oder 100 Flaschen. Auf seiner Bestellkarte gab Schäck bekannt: „. . . *franko aller badischen Eisenbahnstationen, sowie bis Straßburg i.E., für alle weiteren Entfernungen wird die Mehrfracht berechnet. Die Flaschen und Kisten werden zum Selbstkostenpreis berechnet und ebenso wieder zurückgenommen, wenn solche in gutem Zustand frachtfrei Station Oppenau gesandt werden und wird der berechnete Betrag nach Richtigfinden in bar zurückvergütet oder bei Nachbestellung der nächstfolgenden Sendung gutgeschrieben, so daß der Empfänger sozusagen nur einmal den Betrag für die Flaschen anzulegen hat.*

Indem nun der Peterstaler Schlüsselsprudel, sowie auch das Wasser der beiden Quellen überall großen Anklang findet und das Wasser sehr beliebt ist, so gestatte ich mir, Sie zu einem Probeversuch höfl. einzuladen und bin ich überzeugt, daß Sie stets nachbestellen werden.

Bittend, beifolgende Bestellkarte gefl. benutzen zu wollen und Ihnen beste Bedienung zusichernd, empfehle mich Hochachtend, Adolf Schäck“

„Peterstaler Schlüsselsprudel“ fand sogar Erwähnung im Hamburger Export-Handbuch von 1906–1908, einem „*alphabetischen Verzeichnis sämtlicher Exportartikel und deren directe und beste Bezugsquelle durch hiesige Agenturgeschäfte*“.

Die Schutzmarke des Sprudels zeigte den Hl. Petrus mit Schlüssel in der erhobenen rechten Hand, er bürgte für Echtheit.

„Schlüssel-Sprudel“ gab es später auch als Limonade, z. B. mit Orangensaft (Abb. 11).

Die Gründer-Eheleute Sophia und Adolf Schäck verstanden es, das „Kurhaus Schlüsselbad“ zu einem Begriff im Hotelgewerbe der Badgemeinde zu machen. Es galt bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges als „1. Haus am Platz“ und war nicht nur für Kurgäste ein Anziehungspunkt, sondern auch für Einheimische.

Zahlreiche Hochzeiten, Jubiläen und sonstige Festlichkeiten richteten die Besitzer für die Bürger von Peterstal aus (Abb. 12 + 12a), wozu sich der große repräsentative Speisesaal vorzüglich eignete.

Schon 1896 stand der Gasthof „Zum Schlüssel“ in hohem Ansehen bei den Bürgern des Orts und wurde für Festlichkeiten gern gewählt.

Petersthal, 7. Juli 1896:

„. . . unter Musik- und Gesangsvorträgen, abwechselnd mit Tischreden und Toasten bald ernsten, bald humoristischen Inhalts verlief das im Gasthof zum ‚Schlüssel‘ eingenommene Festessen. Die Beteiligung soll eine äußerst zahlreiche gewesen sein.“



Abb. 11: Verschiedene Etiketten des „Peterstaler Schlüsselprudels“ aus der Zeit von A. Schäck bis zur Zeit der Einstellung der Sprudlerei etwa 1970.

Adolf Schäck, fortschrittlichen Neuerungen stets sehr aufgeschlossen, beteiligte sich auch am Einzug der Motorisierung im Renchtal. Seit Eröffnung der Eisenbahnlinie Appenweier–Oppenau im Jahre 1876 verkehrte die Postkutsche nur noch vom Bahnhof Oppenau bis Peterstal und Griesbach. Diese erhielt starke Konkurrenz durch „andersartige Geschäfte mit der Personenbeförderung“, die der Postkasse großen Schaden zufügten. So wird von einem Verlust von 3000 Mark jährlich durch private Personenbeförderung mittels „Tramwagenfahrten“ – das waren von Pferden gezogene große omnibusähnliche Wagen eines Unternehmers aus Offenburg – berichtet. Die kaiserliche Oberpostdirektion in Karlsruhe hatte sich darüber 1904 beim Bezirksamt in Oberkirch beklagt.

Im April 1911 kaufte Schäck von den Benz-Werken in Gaggenau einen „schönen sechzehnsitzigen Wagen“, der im Sommer offen, im Winter geschlossen fuhr. Für Störungsfälle hielt der Schlüsselwirt Pferdefuhrwerke bereit. Schäck stellte einen Chauffeur ein und hielt einen Vertreter bereit. Sein Omnibus verkehrte zwischen Oppenau und Peterstal–Griesbach, wobei er das Risiko ganz allein trug, da sich die vom Omnibusverkehr berührten Gemeinden nicht an Schäck's Unternehmen beteiligten.

Am 2. Juni 1911 machte der Bus seine erste Fahrt im 35-Kilometer-Tempo über die holprigen Straßen, die dem Autoverkehr noch lange nicht angepaßt waren. Nach einem Jahr wurde der Linienverkehr wieder eingestellt, u. a. weil Schäck Gewährsmängel an seinem Automobil der Firma



Schlüssel-Orange

LIMONADE MIT ORANGENSAFT



Nur mit Zucker gesüßt

PETERSTALER SCHLÜSSEL-SPRUDEL
KURHAUS SCHLÜSSELBAD
BAD PETERSTAL SCHWARZW. TEL. 07806/203



Benz gegenüber nachweisen konnte. Die Firma nahm den Wagen wieder zurück.

Adolf Schäck erwarb sich durch seine Aktivitäten immer größeres Ansehen im Ort und gehörte zu den Gründungsmitgliedern des „Männergesangsvereines“, des „Schwarzwaldvereines“ und des „Verschönerungsvereines von Peterstal“.

Am 13. März 1923 verstarb der Schlüsselwirt im Alter von 65 Jahren als angesehener Bürger von Peterstal. Die ihm entgegengebrachte Verehrung ist aus der „Danksagung“ (Abb. 14) und dem in der „Renchtal-Zeitung“ veröffentlichten Nachruf zu erkennen . . .

Bad Peterstal, 18. März 1923:

„Von nah und fern strömten am vergangenen Freitag Menschen hier zusammen. Einem unserer angesehensten Mitbürger mußte das Geleit zur letzten Ruhestätte gegeben werden. Obwohl schon seit etwa 2 Jahren erkrankt, hat man den Tod des weithin bekannten Schlüsselwirt Adolf Schäck nicht so rasch erwartet. – Ein aufrechter Mann ist dahingegangen. Sein Leben, das so reich an Sorgen und Mühen, wurde in dem Nachruf, den ihm Hochwürden Herr Pfarrer Schweizer am Grabe widmete, anschaulich geschildert.“

Peterstal.

Hochzeits-Einladung.

Am nächsten Montag, den
11. Februar, feiern **Josef
Doll**, Maurer und **Karolina
Huber** von hier in meiner
Wirtschaft ihre Hochzeit, wozu hier-
mit freundlichst einladet |246

Ad. Schäck z. Schlüssel.

Abb. 12: Anzeige aus dem
„Renchthäler“ vom Februar 1901

Peterstal.

Einladung.

Anlässlich der Primizfeier des Hochwürden Herrn
Ludwig Müller hier am Sonntag, den 5. Juli d. Js.,
erlaubt sich der Unterzeichnete die geehrten Herrschaften,
Herrn und Damen, Männer und Frauen, Jünglinge und Jung-
frauen zum

Festessen,

welches Hochwürden Herr Primiziant mit seinen Anverwandten,
die Hochwürden Herrn Geistlichen, der Gemeinde- und Kirch-
spielsrat bei mir abhält, höflichst einzuladen.

Das Essen wurde auf Mk. 2.50 à Person festgesetzt mit
1/2 Liter Tischwein und werden die geehrten Herrschaften
höflichst gebeten, bei dem noch jedenfalls nie hier dagewesenen
Feste auch beim Festessen sich zahlreich beteiligen zu wollen,
was dem Hochwürden Herrn Primizianten auch zur Ehre und
Freude gereichen wird. [1253

Hochachtend

Adolf Schäck zum Schlüssel.

Abb. 12a: Anzeige aus dem „Renchthäler“ vom 4. Juli 1896



Abb. 13: Familie Schäck: Sophia und Adolf Schäck mit ihren 10 Kindern vor dem Eingang zum „Kurhotel Schlüsselbad“ (etwa 1910)

Die Zentrumspartei verlor in dem Verblichenen einen unentwegten Verfechter ihrer Idee. Er war ein Mann mit reichen Kenntnissen und guten Begabungen. Trotz allen Stürmen, die über ihn hinweg brausten, bewahrte er sich stets ein frohes Herz. Sein Humor war unerschütterlich.

Auch der Männergesangsverein ‚Frohsinn‘ stattete seinem Gründer, langjährigem Vorstand und Ehrenmitglied am Grabe durch seinen derzeitigen Vorstand, Herr Kaufmann Treyer, seinen tief verbundenen Dank ab. Ebenso der ‚Wirtsverein‘ Oppenau und Umgebung. Ein Leben reich an Taten, Sorgen und mit heldenmutiger Geduld, ertragenem Leiden, hat hier der unerbittliche Tod abgeschlossen. In den Herzen der Mitbürger wird sein Andenken weiterleben. R.I.P.“

1923 führte die Witwe Sophia Schäck mit Hilfe ihrer Kinder das Haus weiter.

1931 wurde das Grundstück durch Kauf einer größeren Wiese, die den Gästen als Liegewiese diente, erweitert. Heute steht darauf das Haus „Kniebis“.

Danksagung.

Für die innige Anteilnahme an dem herben
Verluste unseres lieben unvergeßlichen Gatten,
Vaters, Großvaters, Bruders, Schwagers und
Onkels

Adolf Schäck

Badbesitzer

sagen wir allen unsern herzlichsten Dank.

Ganz besondern Dank dem hochw. Herrn
Pfarrer Schweizer für die herzlich trös-
tenden Worte und letzten innigen Grusses am
Grabe des Entschlafenen; ebenso dem verehrl.
Männergesangsverein „Frohsinn“, für
den erhebenden Grabgesang und dem warmen
Nachruf des Vorstandes, Herrn Kaufmann
Trayer, ferner dem Wirte-Verein von
Oppenau und Umgebung, sowie Allen für
die vielen Kranzspenden und zahlreichen Be-
gleitung zur letzten Ruhestätte ein herzl.
Vergelt's-Gott.

Familie Schäck
„Schlüsselbad“.

Bad-Peterstal, 18. März 1923.

Abb. 14: Anzeige aus der
„Renchtal-Zeitung“ vom März
1923

1936 stand in der Renchtal-Zeitung vom März folgender Hinweis:

„Das Kurhaus Schlüsselbad baut seine Wasserkräfte an der Rench aus, um diese Kraftquelle zur Lichterzeugung heranzuziehen. Durch die hierbei erforderlichen umfangreichen Erdarbeiten finden eine größere Anzahl Volksgenossen Verdienst und Brot.“

1937 verfügte das „Kurhaus Schlüsselbad“ über 70 Fremdenzimmer mit insgesamt 120 Betten. Im Haus bot man Trinkkuren, Mineral- und Moorbadekuren sowie Kneipp-Kuren an. Im Zweiten Weltkrieg wurde das Haus als Truppenlazarett genutzt.

1945 diente es als Unterkunft für französische Besatzungstruppen bis 1947. Es war darin die französische Ortskommandantur untergebracht. Nach Abzug soll das Haus stark demoliert und völlig ausgeplündert gewesen sein.

Kurhaus „Schlüsselbad“ Bad Peterstal

Wiedereröffnung am Sonntag, den 14. Mai 1950

Das Haus wird in der altrenommierten Weise durch die Familie A Schäck weitergeführt.
Den verehrten Gästen halten wir uns bestens empfohlen.

Abb. 15: Anzeige aus der „Renchtal-Zeitung“ vom Mai 1950

Am 19. 5. 1947 verstarb auch Sophia Schäck, die Witwe des Schlüsselbad-Erbauers Adolf Schäck.

1950 wurde das Kurhaus „Schlüsselbad“ nach umfangreichen Renovierungsarbeiten durch die „Schäck-Erben“ Alfred, Maria, Anna Schäck und Klara von Rekowski, geb. Schäck, wieder in Betrieb genommen (Abb. 15).

Dazu gab die „Renchtal-Zeitung“ vom 16. März 1950 folgendes bekannt: „... im Laufe des Monats April oder Mai ist mit der Wiedereröffnung dieses für Bad Peterstal bedeutenden Badhotels zu rechnen. Wenn auch zunächst nur eine beschränkte Anzahl von Betten zur Verfügung steht, so ist doch die Tatsache der Eröffnung allein schon begrüßenswert, denn dieses Haus hat von allen Beherbergungsbetrieben die weitaus schwersten Schäden erlitten.“

Nachdem 1968 von allen Schäck-Erben nur noch Klara von Rekowski lebte, führte sie allein das mit 80 Gästezimmern ausgestattete Haus weiter. Sie tat dies mit großem Fleiß und Aufopferung in Erinnerung an die Verdienste ihres Vaters.

Im Alter von 67 Jahren war auch sie durch Krankheit geschwächt dieser Aufgabe nicht mehr gewachsen und mußte das Haus verkaufen.

1969 ging das in privatem Familienbesitz stehende „Kurhaus Schlüsselbad“ in die Hände von Herrn Dr. med. Herbert Kienle, Facharzt für Innere Erkrankungen und Balneologie, Chefarzt in Bad Wildungen, über. Er besaß zu gleicher Zeit auch das Kurhaus in Bad Antogast.

In der Anfangszeit wurde noch „Peterstaler Schlüsselsprudel“ abgefüllt. Die Schüttung der Quellen ließ jedoch mehr und mehr nach, so daß der Sprudelbetrieb schließlich ganz eingestellt wurde.

Nur fünf Jahre hielt sich das Kurwesen im „Schlüssel“ weiterhin aufrecht. Verschiedene Umstände führten allmählich dazu, daß der Betrieb im



Abb. 16: Schlüsselbad Klinik mit Haus „Zuflucht“ (Altbau, links), Haus „Kniebis“ (rechts oben), Haus „Ruhestein“ (rechts unten)

traditionsreichen Haus stark nachließ und 1974 aufhörte, worunter das Gebäude sehr litt.

1979 wurde das Haus Eigentum der Gemeinde Bad Peterstal-Griesbach, die es als Kureinrichtung unbedingt erhalten wollte. Um das Gebäude vor dem Verfall zu retten, suchte man intensiv nach einem Interessenten, der die Sanierung und Wiederherstellung zu einer medizinischen Einrichtung übernehmen konnte. Am 12. 10. 1979 kam es zum Kaufvertrag zwischen der Gemeinde Bad Peterstal-Griesbach und der HURRLE GmbH.

Nach langwierigen intensiven Überlegungen und Verhandlungen entstand ein Konzept zur Umgestaltung des Gebäudes in eine moderne Fachklinik, die sich sinnvoll in den bestehenden Klinikverband der HURRLE GmbH einfügte und dem Bedarf der Kurgemeinde Bad Peterstal-Griesbach nach einer modernen Kureinrichtung mit ganzjähriger Belegung gerecht wurde.

Es war nicht einfach, unter Wahrung des denkmalgeschützten Gebäudes eine zukunftsorientierte Klinik zu bauen und die Architektur des Neubaues mit der des Altbaues in Einklang zu bringen.

1980–1982 nahm die Bauzeit der „Kurklinik Schlüsselbad“ in Anspruch, die sich wenig später zu einer Rehabilitationsklinik mit Fachcharakter spezialisierte.

Noch im November 1980 wurden im Innenbereich des Altbaues „Haus Zuflucht“ die Sanierungsarbeiten begonnen und im Frühjahr 1981 der Neubau „Haus Kniebis“ eingeleitet.

So entstand eine moderne Fachklinik, die am 6. Juli 1982 ihre Pforten für die ersten Patienten öffnete.

1988–1989, um dem wachsenden Bedarf weiterführender Behandlung nach Operationen gerecht zu werden, entstand in 11monatiger Bauzeit ein neues Gebäude mit zusätzlichen Betten in vorwiegend behindertengerechten Zimmern, das „Haus Ruhestein“.

Damit hatte die Schlüsselbad Klinik als „*Fachklinik für Orthopädische Rehabilitation, Innere Medizin und Psychosomatik*“ ihre heutige Struktur mit einer Kapazität von 180 Betten erreicht (Abb. 16).

Literaturverzeichnis

- Börsig, J.: Geschichte des Oppenauer Tales. Karlsruhe
Heizmann, Ludwig: Der Amtsbezirk Oberkirch in Vergangenheit und Gegenwart. Karlsruhe, 1928
- Badische Heimat – Offenburg und die Ortenau. Hermann Eris Busse (Hrsg.). Freiburg i. Breisgau, 1935
- Huber, Bernhard: 400 Jahre Kur – Bad Peterstal: Bad Peterstal, o. J.
- 700 Jahre Kapelle St. Peter 1293–1993. Bad Peterstal (Hrsg. Pfarrgemeinderat St. Peter und Paul), 1993
- Stegmeier, Renate: Bad Freyersbach: Geschichte und Bedeutung eines Renchtalbades, 1972
- Wegweiser durch Bad Peterstal: Kurverwaltung 1966
- Zentner, J.: Das Renchtal und seine Bäder. Gedruckt bei Friedrich Wagner in Freiburg 1827 (Reprint, . . .). Grimmelshausen Buchhandlung und Verlag, Oberkirch

Über hundert Jahre ununterbrochener Bergbau in der Grube Clara, Oberwolfach

Franz Hahn

Ein historisches Jubiläum war im Jahre 1998 zu begehen: 100 Jahre ununterbrochener Bergbau in der Grube Clara war zu verzeichnen. Dieser erfolgte anfangs unter Mitwirkung, sehr bald jedoch schon in Eigenregie der Firma Sachtleben.

Die Verbindung dieser Firma zum Bergbaubetrieb der Grube Clara setzte zu einem Zeitpunkt ein, als für die Leitung Hans Freiherr von Verschuer verantwortlich zeichnete.

Das Bergwerkseigentum lag schon immer im Besitz der fürstlich fürstenbergischen Standesherrschaft in Donaueschingen. Der Beginn der mehr als hundert Jahre dauern sollenden Abbauperiode ist mit dem am 30. Mai bzw. 1. Juni 1898 abgeschlossenen Pachtvertrag zum Abbau von Schwer- und Flußspat in der Grube Clara gleichzusetzen. Als Pachtzins wurde eine Gebühr von 40 Pfennig pro Tonne geförderten Schwer- und Flußspats festgelegt. Für andere Mineralien behielt sich die Standesherrschaft das Recht vor, diese als ihr Eigentum gegen eine verhältnismäßige Erstattung der Förderkosten in Anspruch zu nehmen.

Am 3. Juli 1899 erfolgte die Gründung der „Schwarzwälder Barytwerke H. von Verschuer & Cie, GmbH“ zu Wolfach. Diese Gesellschaft übernahm u.a. den am 1. Juni 1898 geschlossenen Pachtvertrag. Durch die Beteiligung einiger reicher Schweizer an dieser Gesellschaft konnte der kleine Betrieb auf fester, finanzieller Grundlage arbeiten.

Der frühere Betrieb bewegte sich in den obersten Regionen des Vorkommens auf dem Benauer Berg im Rankachtal als Tagebau. 1901 arbeitete der Betrieb etwa in der Mitte des hohen und steil abfallenden Berges. Im Gangstreichen (dieses gibt die geographische Ausrichtung des Ganges wie z.B. SE-NW für Südost nach Nordwest an) war zu diesem Zeitpunkt ein Stollen angesetzt, der bis dato eine Länge von 160 Metern erreicht hatte und den Gang in seiner ganzen Mächtigkeit überfuhr.

1901 verkaufte H. von Verschuer von seinem Geschäftsanteil je 10 000 Mark an die Kommanditgesellschaft Sachtleben & Cie. zu Schöningen und an die Gewerkschaft Michel zu Herborn. Auch die Schweizer Anteile wurden an diese beiden Firmen übertragen, so daß von dem Stammkapital in Höhe von insgesamt 100 000 Mark ein Betrag von 52 000 Mark von der Firma Sachtleben und 48 000 Mark von der Gewerkschaft Michel gehalten wurden. Verschuer blieb weiterhin Geschäftsführer. Ihm gehörte zu diesem Zeitpunkt auch die im Hesselbach bei Oberkirch befindliche Flußspatgrube.



Abb. 1: Stollenmundloch 3. und 4. Sohle mit Bremsberg (1907)

Am 6. Dezember 1904 erfolgte eine Änderung der Firmenbezeichnung in „Schwarzwälder Barytwerke GmbH“. Zum 1. Juli 1905 beendete Verschuer die Geschäftsführung. Die Nachfolge übernahm Louis Schulte.

1906 gingen die Papier- und Zellstofffabriken AG Wolfach in Konkurs. Ihre Grundstücke und nahezu alle Gebäude wurden von dem Barytwerk zu einem Gesamtpreis von 160 000 Mark übernommen. Vorgesehen war, den Schwerspatmühlenbetrieb hierher überzusiedeln und zu erweitern. Nach umfangreichen Baumaßnahmen konnte Ende 1908 der Betrieb der neuen Mühle an ihrem heutigen Standort aufgenommen werden.

Bereits im September 1906 beabsichtigte Sachtleben, auch den Anteil der Gewerkschaft Michel zu übernehmen. Am 30. Mai 1907 wurde mitgeteilt, daß die Barytwerke in den alleinigen Besitz der Firma Sachtleben, bzw. der in nächster Zeit firmierenden „Gewerkschaft Sachtleben“ übergegangen seien. Die Gründung dieser „Gewerkschaft Sachtleben“ erfolgte im Juli 1907.

Zu Beginn des Jahres 1907 gab Dr. Sachtleben grünes Licht für den Bau einer Drahtseilbahn. Ihre Länge betrug, horizontal gemessen, 2930 Meter bei einem Gefälle von 335 Metern. Das Förderquantum betrug 100 t pro Tag. Bei einem Wageninhalt von 0,75 hl = 200 kg folgte demnach alle 72 Sekunden ein Wagen. 24 Stützen waren zu errichten.



*Abb. 2: Seilbahn mit Verladung
und Tagesbruch*

Die Beladestation war ebenerdig, die Entladestation 6 m hoch, beide in Holz. Der Antrieb an der Entladestation erfolgte durch einen Pferdegepöpel. Die Seilbahn wurde am 17. Januar 1908 in Betrieb genommen. Ihre Fertigstellung hatte sich durch starken Frost hinausgezögert. Auch eine neue Bremsbergbahn bei der Beladestation war zu diesem Zeitpunkt fertiggestellt, so daß der Aufnahme des Betriebes nichts mehr im Weg stand.

Die Begehung der Grube Clara durch den Großherzoglichen Bergmeister am 17. Juli 1908 führte für diesen zu dem Ergebnis:

„Bei der heute vorgenommenen Revision der Grube Clara habe ich den gesamten unterirdischen Betrieb in anerkennenswert gutem Zustand gefunden.“

Das erste Lastauto verkehrte zwischen dem Barytwerk und der Verladestelle am 11. März 1912. Es hatte 40 PS und zusammen mit dem Anhänger eine Tragfähigkeit von zehn Tonnen.

Ein neuer Vertrag mit der fürstlichen Standesherrschaft Fürstenberg wurde am 27. November 1912 geschlossen. Die Standesherrschaft verzichtete für 99 Jahre auf die Ausübung des Rechts zur Ausbeutung der Grube Clara auf Schwerspat und Flußspat und überließ dieses Recht der Gesell-



Abb. 3: Beim Transport des Trockenofens (1908)

schaft für die gleiche Zeitdauer. Die Gesellschaft bezahlte hierfür eine einmalige Abfindungssumme.

Die gesamte Belegschaft bestand im Januar 1913 aus 31 Arbeitern und einem Beamten. Von den Arbeitern waren 23 unter Tage beschäftigt.

1916 erfolgte der erste Kauf eines werkseigenen LKW. Dieser stammte aus der Schweiz und mußte zur Einweisung und Einarbeitung für ein Jahr zusammen mit dem Chauffeur bezogen werden. Autowerkstätten im heutigen Sinne gab es nicht. Sämtliche am Fahrzeug auftretenden Mängel oder Probleme waren durch den Chauffeur zu beheben.

Am 16. August 1920 erfolgte die Eintragung der „Schwarzwälder Barytwerke Schulte & Co.; Kommanditgesellschaft in Wolfach“ in das Handelsregister. Unter dieser Firmenbezeichnung wurde das bis dato unter der Firma „Schwarzwälder Barytwerke GmbH“ geführte Geschäft fortgesetzt. Persönlich haftender Gesellschafter war Louis Schulte; alleinige Kommanditistin die Gewerkschaft Sachtleben AG. Die neue Gesellschaft trat in den Pachtvertrag über die Grube Clara mit der Fürstenbergischen Kammer ein.

Zu Beginn der zwanziger Jahre zählte die Belegschaft einschließlich eines Aufsichtsbeamten 37 Mann. 1926 wurden letztmals Pferde zum Spattransport eingesetzt. Ab dem gleichen Jahr firmierte Sachtleben mit der Bezeichnung „Sachtleben Aktiengesellschaft für Bergbau und chemische Industrie, Wolfach (Baden)“.

Nach 1926 wurde die Produktion in der Mühle bis auf 65 t Leistung pro Tag angehoben. Der Absatz war insbesondere wegen des neu einsetzenden

Ölspatbedarfs sehr gut. Ölspat stellt dabei eine Bezeichnung für Schwer-
spat dar, der früher für Erdölbohrungen (heute für Bohrungen allgemein)
Verwendung fand. Er diente dabei mit anderen Beimischungen als Bohr-
spülung.

Die Spatgewinnung erfolgte weiterhin durch Firstenbau. Bei dieser Ab-
bautechnik wird unter einem bestehenden Gang im Abstand von einigen
Metern ein weiterer Gang aufgefahren. Danach erfolgte der Abbau des
Gangbereiches über dem unteren Gang (der Firste) durch Bohrungen von
Sprenglöchern von unten nach oben.

1933 wurde die damals noch herrschende Kurzarbeit von drei Tagen in
der Woche abgeschafft und voll gearbeitet. Ein 20-Pfennigstück aus Alu-
minium als Firmennotgeld wurde 1934 von Sachtleben Wolfach herausge-
geben. Ab 1934 firmierten die Barytwerke mit „Sachtleben Aktiengesell-
schaft für Bergbau & chem. Ind., Zweigniederlassung Wolfach“.

Auch noch im Jahr 1937 erfolgte die Förderung von Hand durch
Schleppen bis zur Beladestation der Drahtseilbahn. Der Transport vom
5. Stollen nach der Beladestation sollte künftig mittels Bremsberg durch
einen elektrischen Förderhaspel betrieben werden.

Louis Schulte verstarb am 26. Juli 1937 plötzlich infolge Herzschlages.
Julius Nippels setzte die Direktionsgeschäfte fort. Im Zuge des Vierjahres-
planes war man daran, einen neuen tiefen Stollen zum Spatgang zu treiben.

Am 6. Juni 1939 fand der erste Verkauf von optischem Flußspat an die
Leitzwerke in Wetzlar statt. Im gleichen Jahr besichtigte der NS-Minister-
präsident Walter Köhler die Grube Clara.

Bei der Mobilmachung am 26. August 1939 wurden von den rund 90
Belegschaftsmitgliedern 22 zum Kriegsdienst eingezogen, von denen 11
nicht mehr zurückkamen. Der Export wurde weitgehend lahmgelegt. Dafür
wuchs der Bedarf der Farbenfabriken für die Herstellung von Tarnfarben
ebenso wie der der Munitionsanstalten für die Herstellung von Übungsmu-
nition. Diese wurde mit Schwerspat gefüllt. Dadurch wurde der Spreng-
punkt am Ziel oder bei der Flakmunition in der Luft besonders wirkungs-
voll.

Im Dezember 1940 wurde die neue Mühle umgebaut. Die dadurch er-
reichte Leistungserhöhung betrug 30%. Die Mühle konnte nun täglich in
maximal drei Schichten 100 bis 120 Tonnen Mahlspat produzieren.

1943 galt der Bergbaubetrieb als vordringlich kriegswichtig, d.h. der
Betrieb durfte nicht eingeschränkt werden, da die Lieferungen zu erfolgen
hatten.

Am 13. März 1945 erfolgte ein Luftangriff von zehn Jagdbombern auf
das Werk in Wolfach. 20 Bomben richteten schwere Schäden im Umfang
von ca. 200 000 Reichsmark an. Die Aufräumarbeiten waren im Okto-
ber soweit durchgeführt, daß der Mühlenbetrieb wieder notdürftig aufge-
nommen werden konnte.



Abb. 4: Diesellokomotive bei der Schwerspatförderung

Am 1. März 1946 wurde der Betrieb der französischen Dienststelle „Siderurgie Mines“ in Baden-Baden unterstellt. Unter französischer Aufsicht ergab sich für Sachtleben Wolfach die Bevorzugung, daß als sogenannter „Prioritätsbetrieb“ Zulagen in Form von Lebensmitteln, Rauchwaren usw. gewährt wurden. 1948 endete die französische Aufsicht.

1948 und 1949 wurden die Wiederinstandsetzungsarbeiten an den fliegergeschädigten Gebäuden fortgesetzt. Die Produktion konnte langsam gesteigert werden. Erst Ende des Jahres 1950 erreichte der Export wieder die Größenordnung wie zuvor in Friedenszeiten. In diesem Jahr wurden auch die Vorarbeiten für die neue naßmechanische Aufbereitung geleistet.

Am 31. Dezember 1950 trat Direktor Nippels in den Ruhestand. Als Nachfolger wurde Louis Ferdinand Schulte von der Direktion in Köln eingesetzt und zum 1. Januar 1951 als Werkdirektor ernannt.

Am 3. September 1951 wurde die neue naßmechanische Aufbereitungsanlage angefahren. Aufgrund der neuen Anlage wurde der Betrieb in die Lage versetzt, für Ölspat ein spezifisches Gewicht von 4,2 zu garantieren.

Auf der Grube erfolgte im September 1954 die Inbetriebnahme einer neuen Diesellokomotive.



Abb. 5: Frauen am Sortierband

Eine neue Kläranlage war im Oktober 1956 fertiggestellt. Im Dezember 1959 begannen die Vorarbeiten für die Anlage zur „Lose-Verladung“ in Silowaggons und zur Absackung mittels Ventilsack-Packmaschine.

Der Verwendungszweck des Schwerspates von 1960 sei nachfolgend mit seiner Verwendung von 1938 verglichen:

1938 lag eine Aufteilung vor von

- 55% Farbspat
- 32% Ölspat (Bohrspat)
- 8% Kohlespat
- 5% Heeresspat

Dieser stand 1960 eine Struktur gegenüber von

- 47% Farbspat
- 40% Fußbodenindustrie
- 5% Ölspat
- 4% Kunststoffindustrie
- 3% Glasindustrie
- 1% Papierspat

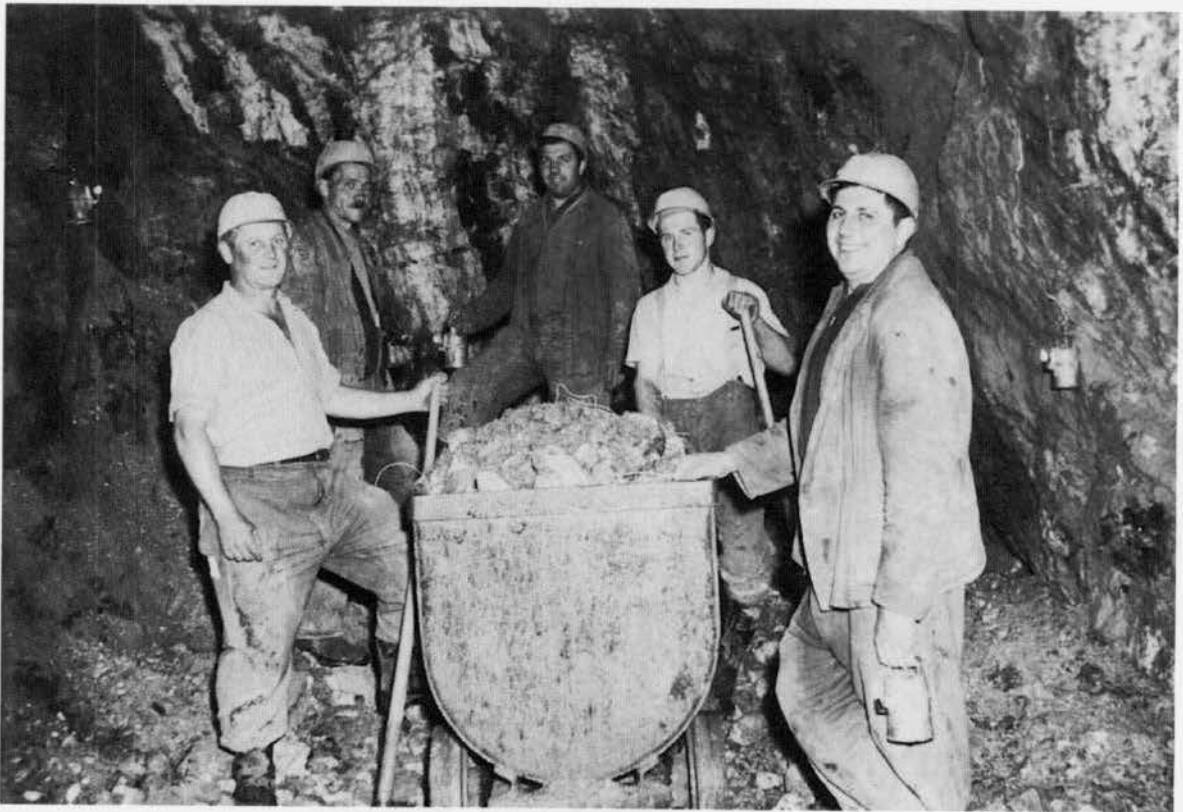


Abb. 6: *Unter Tage* (1963)

Der Ausfall des ausländischen Ölspatmarktes wurde durch den Bedarf der neu entwickelten Fußbodenindustrie kompensiert. Während 1938 der wertmäßige Export noch 73% betrug, hielt er 1960 nur noch 24% der Gesamtproduktion. Die Ursache lag im Wegfall der Ölspatexporte und im Ausfall des englischen Marktes.

Am 30. August 1961 erfolgte im Rahmen einer Manöverübung der Bundeswehr die Sprengung eines Schornsteins auf dem Gelände der Aufbereitung.

Für den 27. August 1962 war ein Brand im Mühlengebäude zu verzeichnen. Brandursache war ein heißgelaufenes Lager eines Materialtransportbandes. Der Schaden betrug etwa eine Million Mark.

Bis 1963 wurden alle bergmännischen Arbeiten von Hand mit Kratze, Schippe und Trog ausgeführt. Die erstmalige Einführung von Schrapperbetrieb erfolgte 1963. Bei dieser Technik wird das untertägige Haufwerk mittels einer motorbetriebenen Seilwinde aus dem Gang in eine Rolle (Sturzloch) befördert.

Als 1967 der Seilbahnbetrieb eingestellt wurde, waren die Übertageanlagen vom Schwarzenbruch (4. Stollen) ins Rankachtal (9. Sohle) verlegt worden. Die Förderung gelangte danach per Grubenbahn durch den Rankachstollen nach Übertage und weiter per LKW durch das Rankachtal nach



Abb. 7: Louis Schulte nach der Hauer- und Schießhauerprüfung (9. 5. 1964)

Wolfach. In der fast sechzigjährigen Betriebszeit hatte die Seilbahn ungefähr eine Million Tonnen Schwerspat befördert.

Im September 1969 wurde das Richtfest für das neue Zechenhaus gefeiert.

Von 1973 bis April 1974 wurde die Übertagerampe vom Niveau des Zechenhausplatzes im Niveau der 9. Sohle bis zur 12. Sohle aufgefahren. Bei einem Gefälle von ca. 15% erschließt die Rampe bei einer Länge von 1200 Meter rund 150 Meter Teufe. Zur Vorrichtung des Ganges mußte in den folgenden Jahren eine wendelförmige Zu- bzw. Abfahrt zwischen der 9. und 12. Sohle aufgefahren werden, die spiralförmig angelegt, bei einem Gefälle von 1:7 und einer Länge von 70 Metern pro Umdrehung eine Höhe von zehn Metern erschließt, so daß im Abstand von jeweils zehn Metern der Gang querschlägig aufgefahren werden kann.

Ab 1974 fanden die hangenden, flußspatführenden Gänge verstärktes bergbauliches Interesse. Ab 1978 sollte in der Aufbereitung Wolfach auch Flußspatkonzentrat hergestellt werden können.

Am 11. Juli 1975 galt ein herzliches „Glückauf“ für „sachte Zeiten“ Direktor Louis Ferdinand Schulte, der nach 25-jähriger Dienstzeit und dem Erreichen der Altersgrenze in den Ruhestand ging.

Die BaSO₄-Flotation (Schwerspataufbereitung mit flüssigen und chemischen Mitteln) erhielt bei einer Kapazität von 27 000 t/Jahr und einer

Schwerspatqualität > 98% BaSO₄ ihre Inbetriebnahme am 4. 12. 1975; die CaF₂-Stufe der BaSO₄-Flotation am 29. 11. 1976.

Im Oktober 1976 wurde an der Wogetsrampe angesetzt. 1978 kam erstmals Magerbetonversatz zur Anwendung. Ab dem 24. 1. des gleichen Jahres wurde Füllstoffspat aus CaF₂ gewonnen.

Der Durchschlag der Wendel mit der 9. Sohle war im November 1980 zu verzeichnen. Die Inbetriebnahme einer Abwasserkläranlage erfolgte 1981. Mit der Auffüllung des Tagesbruches wurde begonnen. Der 1978 begonnene Bau einer zweiten Stufe der Schwertrübeanlage übernahm im Mai 1982 seine Funktion. 1984 lag unter Tage ein Personalstand von 43 Arbeitern und drei Angestellten vor. Der Fahrbahnbau der Rampe erfolgte von der 12. zur 13. Sohle. Das Diagonaltrum, das eine Ost-Südost streichende Scherzone im Nordwestteil der Lagerstätte bildet und diagonal zu den eigentlichen Fluß- und Schwerspatgängen verläuft, wurde von über Tage aus prospektiert.

Da durch den technischen Fortschritt neue Produkte wie Chemiespat (CH 1177) entwickelt werden konnten, wurde der Beschluß gefaßt, eine neue Schwerspatflotation zu bauen. Ihre Inbetriebnahme erfolgte 1986.

Mit der Inbetriebnahme der Big-bag-Anlage im Mai 1989 wurde eine variable Sackbefüllung je nach Kundenwünschen zwischen ca. 200 kg bis 1,3 Tonnen ermöglicht.

1991 wurde mit der Auffahrung der Südwendel von der 12. zur 14. Sohle begonnen. Ebenso mit der Auffahrung der Nordwendel von der Teilsohle 14.2 zur 13. Sohle. Der 1987 begonnene Bau einer zentralen Steuerung der Mahl- und Trocknungsanlage war im Februar 1991 abgeschlossen. Damit wurde hier Einmannbetrieb ermöglicht.

Seit 1993 wird aus Wirtschaftlichkeitsgründen anstelle des Füllstoffes Zement Wirbelschichtasche zum Versatz verwendet. Eine Siloanlage für Flugaschen wurde gebaut.

Zur Gewinnung von Flußspat aus dem Schwerspatgang wurde 1996 die Flotation um eine zusätzliche Reihe von Flotationszellen erweitert. Die Inbetriebnahme war am 1. 12. 1996 mit einer Kapazität von 50 000 t/Jahr. Ebenfalls in diesem Jahr wurde die Rampenauffahrung wieder aufgenommen. Seit Dezember 1996 wird auch Silberkonzentrat aus der Grube Clara produziert. Anläßlich der Silberkonzentratproduktion im Jahr 1997 erfolgte die Herausgabe eines Ausbeutetalers in Silber durch die Sachtleben Bergbau Services GmbH, Wolfach.

Heute finden wir einen hochtechnisierten Betrieb vor. Alle Voraussetzungen für weitere Kapazitätsausweitungen sind geschaffen. Den gestiegenen Qualitätsansprüchen der Kundschaft wird auch in Zukunft Rechnung getragen werden. Eine Zertifizierung nach DIN ISO 9002 soll herbeigeführt werden.

Nun ist es naheliegend, daß in einer Region, in der derartige Bergbauaktivitäten wie in der Grube Clara zu verzeichnen sind, bergbaugeschichtlich

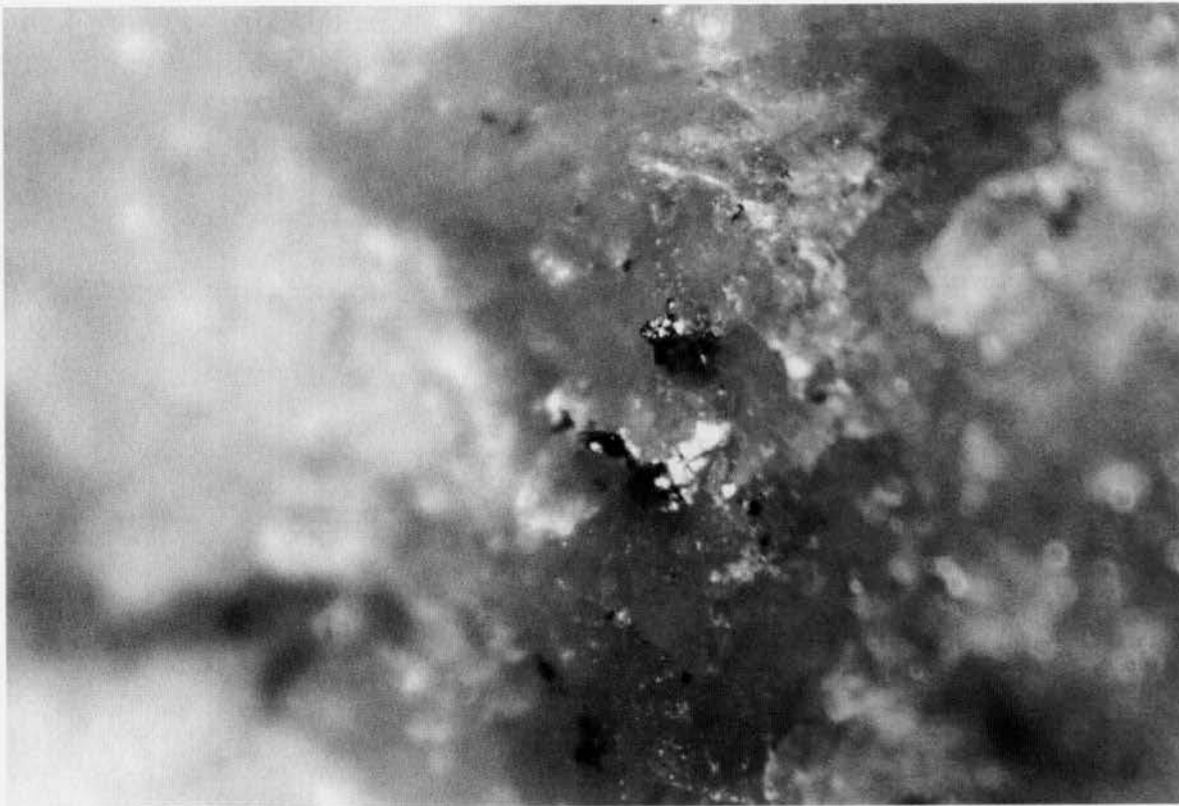


Abb. 8: Gediegen Gold von der Grube Clara (Bildbreite 2,2 mm)

und mineralogisch Interessierte sich zusammenfinden. So ist auf den offiziellen „Geburtstag“ des „Verein der Freunde von Mineralien und Bergbau Oberwolfach e.V.“ am 6. November 1986 hinzuweisen. Die Vereinszeitschrift „Der Erzgräber“ enthält Beiträge über die Mineralien und den Bergbau des Schwarzwaldes. Neben der Veröffentlichung mineralogischer Forschungsergebnisse und bergbaugeschichtlichen Betrachtungen wird auf alles Wissenswerte auch in mineralogischer Hinsicht eingegangen.

Eine weitere Vereinsaufgabe ist die Erhaltung von Stufen bedeutender Mineralien des Schwarzwaldes. Bereits 1989 wurde auch zu diesem Zweck das Bergbau- und Mineralienmuseum in Oberwolfach, in dem ausschließlich Mineralien des Schwarzwaldes mit dem Schwerpunkt „Grube Clara“ ausgestellt sind, seiner Bestimmung übergeben. 1998 konnte nach umfangreichen Umbaumaßnahmen eine Erweiterung der Museumsfläche auf das Doppelte vorgenommen werden. Ein Novum stellt ein maßstabsgetreues Modell der Grube Clara dar, das mit hohem Aufwand in jahrelanger Detailarbeit erstellt wurde.

Ein besonderes „Schmankerl“ stellt die Präsentation der Micromounts dar. Micromounts sind Mineralbildungen, die aufgrund ihrer geringen Größe nicht oder nur ungenau mit dem bloßen Auge wahrgenommen werden können. Die überwiegende Anzahl der über 320 Mineralienarten

(Nebengesteinsminerale nicht mit eingeschlossen) der Grube Clara kann besichtigt werden. Viele Mineralarten wurden erstmalig im Zusammenhang mit der Grube Clara beschrieben.

Literatur:

- Hahn F., Würtz R. (1994): Der Betrieb der Grube Clara unter der Firma Sachtleben (1. Teil). In: *Erzgräber*, 8. Jg. Heft 2, 54–64
dgl. (1996): *Ebenda* 10. Jg. Heft 1, 13–52
dgl. (1996): *Ebenda* 10. Jg. Heft 2, 81–96
dgl. (1997): *Ebenda* 11. Jg. Heft 1, 1–14
dgl. (1997): *Ebenda* 11. Jg. Heft 2, 45–64
dgl. (1998): *Ebenda* 12. Jg. Heft 1, 1–14

Abbildungen 1–7: Archiv Fa. Sachtleben, Wolfach, 8: Slg. und Foto Verfasser

Wie Hausach zur Schulstadt des Kinzigtales wurde

Kurt Klein

Mit dem Erlaß der südbadischen Kultusverwaltung in Freiburg vom 3. Mai 1949 wurde Hausach endgültig zum Standort eines Gymnasiums erklärt. Damit endete das Tauziehen vor allem zwischen Wolfach und Hausach um den Sitz einer höheren Schule. Läßt man einmal alle persönlichen Bemühungen beiseite, so haben letztlich sachliche Überlegungen zu dieser Entscheidung geführt, nämlich die zentrale Lage der Stadt unter der Burg. Was Jahrhunderte Hausach durch kriegerische Ereignisse zum Nachteil gereichte, wandelte sich um die Mitte des 19. Jahrhunderts, beginnend mit dem Bau der Eisenbahnlinien durch den Schwarzwald, zusehends zu seinem Vorteil gegenüber den früheren fürstenbergischen Amtsstädten Wolfach und Haslach. Diese verkehrsgünstige Vorgabe ließ nicht nur die Entwicklung zur Eisenbahner- und Industriestadt in der Region zu, sondern auch zur „Schulstadt“ im alten Landkreis Wolfach.

Beim Blick in die Vergangenheit versuchten wir, die ersten Spuren zu entdecken, die später zur Gründung des Gymnasiums in Hausach führten. Dabei überschreiten wir die Wende zum 20. Jahrhundert und stoßen im Februar 1899 in der damaligen Tageszeitung auf einen ausführlichen Artikel zum Thema: *„Die höhere Schulbildung in Baden und ihre Pflege im mittleren Schwarzwald“*. Darin machte der Leiter der Hornberger Bürgerschule, ein Prof. Ziegeler, einen interessanten Vorschlag, *„nämlich eine fünfte und sechste Realschulklasse in Hausach zu errichten, unabhängig von den jetzt bestehenden Bürgerschulen in Wolfach und Hornberg. Natürlich könnte die Schule nur dann allen Erwartungen entsprechen, wenn sie nicht als Privatunternehmen, sondern unter staatlicher Verwaltung und mit den Berechtigungen einer 6klassigen Realschule ins Leben gerufen würde“*.

Jahrzehnte zogen durchs Kinzigtal. Dann aber – mitten im Krieg – flammte die unter der Asche ruhende Glut der Schulzentralisation wieder auf. Obwohl in Wolfach eine „Mittelschule“ bestand, teilte 1940 der damalige Kreisleiter Baumann bei einer Ortsbereisung unumwunden mit, *„daß der Landkreis Wolfach an einem zentralen Ort eine Schule bauen wird.“* In einem Schriftstück war dann zu lesen: *„Betr.: Errichtung einer Aufbaurealschule – staatliche – in Hausach/Kinzigtal“*. Bei einer Zusammenkunft im Oktober 1940 wurde von den *„anwesenden Bürgermeistern und Ortsgruppenleitern endgültig festgelegt, daß die Schule (Oberschule mit neun Klassen) und eine Handelsschule mit Hochschulabteilung am Zentralpunkt des Kreises und zwar in Hausach erbaut wird“*.

Schon bald darauf erschien der Kreisleiter in Hausach, um den Bauplatz für die neue Schule zu begutachten. Dabei wurde einem Gelände im Ge-

wann Eichenäcker nahe dem Bahnhof der Vorzug gegeben. Allgemein herrschte der Wunsch vor, eine Zusammenziehung sämtlicher überörtlicher Schulen am zentralen Platz in Hausach voranzutreiben. Bereits ab Ostern 1941 sollte in drei Klassenräumen und einem Lehrerzimmer im Hausacher Volksschulgebäude der Unterricht aufgenommen werden. Nochmals fand eine genaue Prüfung des Standortes für das neue Schulgebäude statt, dem sogar ein Internat angegliedert werden sollte. Noch im gleichen Jahr konnten die Pläne für ein Projekt mit Oberschule, Gewerbe- und Handelsschule von nahezu 2 Millionen Mark vorgelegt werden. Doch die Kriegsergebnisse ließen alle Vorbereitungen versanden . . .

Bald nach Kriegsende kam die Diskussion um das höhere Schulwesen im Landkreis Wolfach wieder auf. Schon im März 1946 öffnete in Haslach eine „Außenstelle der Offenburger Höheren Schule mit den Klassen Sexta bis Untertertia“ im dortigen Volksschulgebäude ihre Pforten. Dieses Vorpreschen der Haslacher rief erneut die Frage nach dem günstigsten Standort der überörtlichen Schulen auf. Natürlich beschäftigte man sich auch auf der südbadischen Kultusverwaltung in Freiburg mit diesem Problem.

Als der damalige Staatspräsident Leo Wohleb mit seinem Innenminister Schühly beim Richtfest des wiedererstellten Nordostflügels des Landratsamtes im März 1949 in Wolfach weilte, muß auch im Kreise der hochrangigen Gäste beim Mittagmahl die Frage nach dem Bau eines Gymnasiums aufgetaucht sein. Das Thema war durchaus berechtigt und aktuell, da es zwischen Offenburg und Villingen keine staatliche Höhere Schule gab, wohl in Wolfach ein sogenanntes Progymnasium mit 150 Schülern zur Vorbereitung für den Besuch einer vollausgebauten Schule.

In den Kreis der damaligen Tischredner reihte sich auch der Wolfacher evangelische Pfarrer Hans Valentin Heß ein, und meinte, daß ein Gymnasium nur in Hausach wegen seiner zentralen Lage, verbunden mit den günstigen Zugverbindungen, gebaut werden kann. Diese Vorteilnahme für Hausach aus dem Munde einer Wolfacher Persönlichkeit muß den Staatspräsidenten sehr beeindruckt haben, erinnerte sich der an der Tischrunde teilnehmende frühere Landtagsabgeordnete und Kreisrat Karl Schäuble aus Hornberg. Die unterschwellige Idee, gleich auch noch die Kreisverwaltung in die Nachbarstadt zu verlegen – das dortige Herrenhaus hätte man dafür angeboten –, kam nicht zum Tragen, denn man wollte ja das industriearme Wolfach nicht völlig ausbluten lassen.

Nach einer Statistik besuchten damals im Landkreis Wolfach 422 Schüler/innen eine höhere Schule, meist in Offenburg, Schramberg oder Triberg. Diese Zahlen berechtigten zum Bau einer lebensfähigen Schule in Hausach, eine Entscheidung, der auch der Landrat Hess zustimmte. Verständlich, daß man in Hausach, allen voran ihr Bürgermeister Eugen Heizmann, nicht untätig blieb und mit allem Druck bei den Behörden auf eine endgültige Zusage hinarbeitete. Was sagte man scherzhaft am Stamm-



*Das zähe Ringen von
Bürgermeister Eugen Heizmann
um den Standort des neuen
Gymnasiums in Hausach wurde
mit Erfolg gekrönt.
Aufnahme: Kurt Klein*

tisch?: „Wenn de Heizmann bi de Ämter vorne nusgeworfe wurd, no geht er wieder hinde ni“. Im Mai 1949 traf dann der Erlaß ein, durch den das Ministerium in Freiburg die Verlegung des Progymnasiums von Wolfach nach Hausach verfügte. Zunächst sollte der Unterricht von der Sexta bis zur Untersekunda aufgenommen werden. Gleichzeitig wurde aber auch für den Bedarfsfall dem Ausbau zur Vollanstalt zugestimmt.

Mit aller Energie suchte nun der Hausacher Bürgermeister nach Wegen und Möglichkeiten, daß der Unterricht bereits mit dem Beginn des neuen Schuljahres 1949/50 beginnen konnte. Zusammen mit dem Direktor der Mannesmann-Werke, Dr. Rivinius, gewann man den französischen Gouverneur in Wolfach, de Rendinger, für die pachtweise Überlassung des ersten Stocks des von der Besatzungsmacht beschlagnahmten Herrenhauses für schulische Zwecke. Weiter wurde der Leiter der Volksschule, Oberlehrer Krespach, gebeten, Klassenräume zur Verfügung zu stellen. Wie argumentierte doch der Bürgermeister?: „Wenn ich Fachkräfte für die Industrie gewinnen will, dann muß ich für deren Kinder den Besuch einer Höheren Schule anbieten können“.



Die ersten Gymnasiasten wurden 1949 nicht nur im Volksschulgebäude, sondern auch im „Herrenhaus“ notdürftig bis zum Bau eines neuen Gymnasiums untergebracht.
Aufnahme: Kurt Klein

Auf den Hinweis über den baldigen Beginn des Unterrichts meldeten viele Eltern ihre Kinder in Hausach an. Gleichzeitig bat man verschiedentlich um eine Ermäßigung bzw. den Erlass des auf 200 DM festgesetzten jährlichen Schulgeldes. Dagegen beschwerte sich der Leiter der Triberger Schule wegen der „unfairen Abwerbung“ von Schülern und drohte dem Bürgermeister mit gerichtlichen Schritten. Andererseits bemühten sich die Triberger, durch eine gut organisierte Buslinie einer Abwanderung entgegenzuwirken.

Doch während die Vorbereitungen zum Unterrichtsbeginn mit dem Schuljahr 1949/50 auf Hochtouren liefen, beschäftigte man sich bereits mit dem Bau des neuen Schulgebäudes für das Gymnasium. Der Hausacher Architekt Bernhard Stehle und der Städteplaner Wilderer in Karlsruhe hatten bereits den Auftrag zur Planung erhalten. Es sollte aber nicht, wie ursprünglich vorgesehen, auf den Eichenäckern erstehen, sondern gleich in der Nähe des Herrenhauses im Gewann „Weiher“, das der Stadt gehörte und der „Schornebeck“ bewirtschaftete. Damit wollte man einen schulisch-kulturellen Mittelpunkt für die Stadt schaffen.

Am Morgen des 14. Septembers 1949 versammelten sich die aus dem gesamten Kreisgebiet angemeldeten 205 Schüler auf dem Pausenplatz der Volksschule, um in ihre Klassenzimmer eingewiesen zu werden. Dann konnte der Unterricht erstmals in Hausach in den Räumen des Herrenhauses und der Volksschule beginnen. Die bisher in Wolfach tätigen Lehrkräfte wurden teilweise der Schule in Hausach zugewiesen. Einer Statistik zur Folge unterrichteten im Schuljahr 1949/50 nachstehende Damen und Herren unter der kommissarischen Direktion von Benno Volk (ihm zur Seite Paula Ecker als Sekretärin: Heinrich Althardt, Ernst Beyer, Mathilde Hollerbach, Alfons Irslinger, Johann Klessinger, Ernst Knoch, André Petit (französischer Gastlehrer), Dr. Eugen Renner, Rosa Seiler, ein Herr Wild, Hans Winter und Dr. Eugen Zimmermann. In der Zusammensetzung des neu zu gründenden Elternbeirates der Schule wollte man darauf achten, daß je ein Vertreter von Haslach, Wolfach und Gutach bzw. Hornberg darin vertreten war.

Nicht ohne Stolz und Erfolgsfreude lud zum 26. Oktober 1949 der Hausacher Bürgermeister den Landrat, die Bürgermeister des Kreises, die Lehrkräfte der Schule und Oberlehrer Krespach zu einer Besichtigung des Gymnasiums ins Herrenhaus ein. Eine herzliche Einladung erging auch an den französischen Gouverneur. Bleibt noch nachzutragen, daß der Staatspräsident Leo Wohleb eine Verlegung auch des Landratsamtes von Wolfach nach Hausach strickt ablehnte. Dies blieb der Gebietsreform vorbehalten, nach der Wolfach ab 1973 nur noch als Außenstelle des Landratsamtes des neugebildeten Ortenaukreises in Offenburg weiter bestand. Ich erinnere mich noch gut, mit welchem Glanz im Gesichte die betroffenen Beamten täglich nach Offenburg fuhren . . . Dagegen konnten sich die Hausacher über ihre Vorteile freuen, die ihnen die zentrale Lage beschert hatte.

Die Ortenau 79 (1999):
Schloß Waldsteg im Besitz badischer Kanzler und
ihrer Verwandten.

Suso Gartner

Die Anmerkung 2 im genannten Beitrag sollte keineswegs den Eindruck erwecken, der bereits 1998 erschienene Aufsatz von P. Götz und M. Rumpf¹ – er enthält andere Aussagen und Schwerpunkte als das Manuskript Dr. Gartners zum selben Themenbereich –, beruhe nicht auf eigenständigen Forschungen der beiden Autoren.

Karl Maier
Schriftleiter des Jahresbandes „Die Ortenau“ 79 (1999)

1 Götz, P., Rumpf, M.: Geschichte Schloß Waldsteg. In: Stadt Bühl. Hrsg. Stadtgeschichtliches Institut – Schloß Waldsteg, Bühl 1998, 15 - 35

Der Martinshof früher und heute

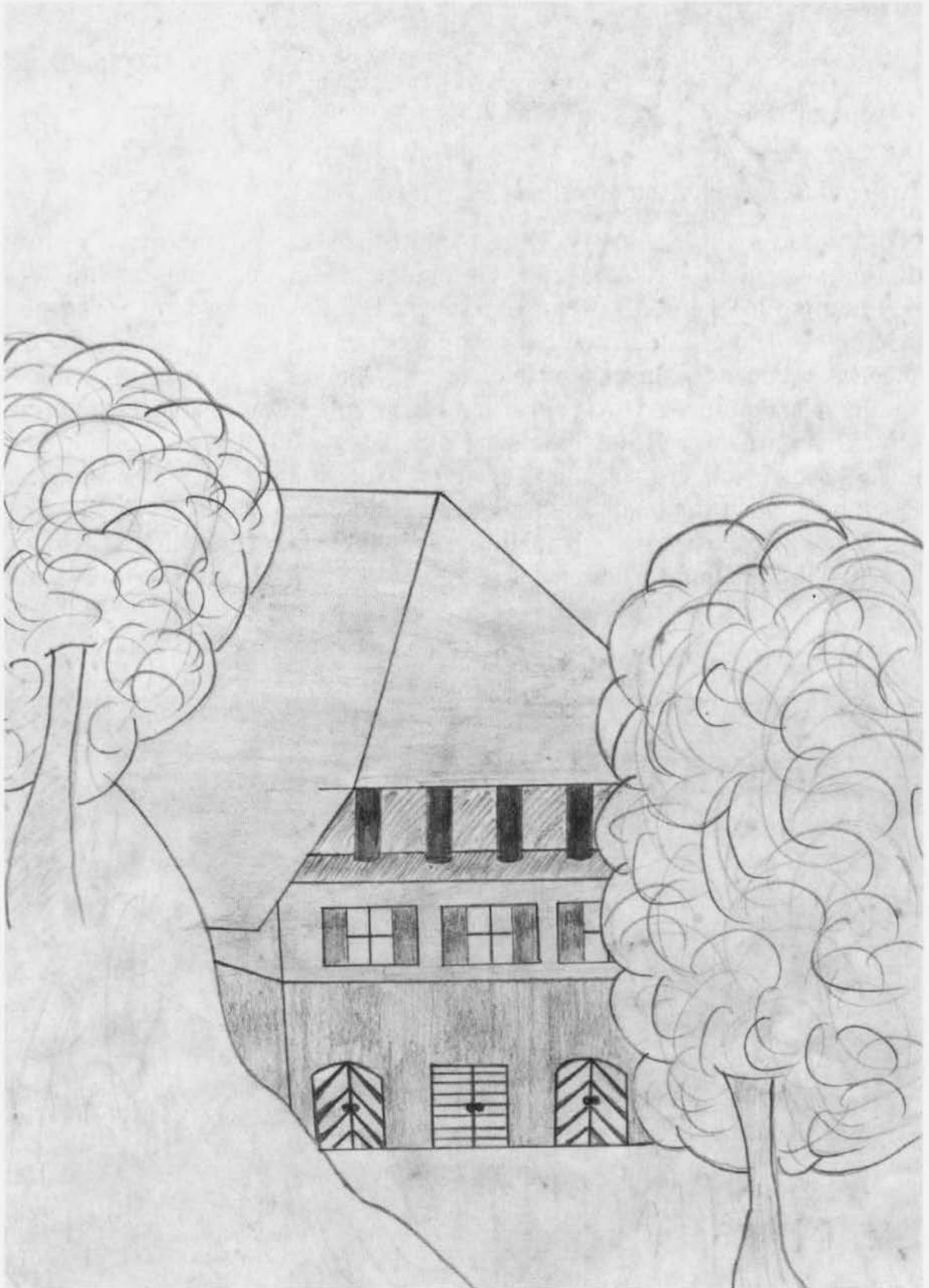
Ellen Armbruster¹

I. Meine Beziehung zum Martinshof

Nicht nur Burgen, Schlösser, Dörfer und Städte haben eine meist weit in die Vergangenheit zurückliegende Geschichte. Nein, auch Bauernhöfe können häufig eine lange Existenz vorweisen. Bei uns in der Umgebung gibt es einige solcher Höfe. Mich hat besonders der zwischen Hausach und Fischerbach liegende Martinshof interessiert. Denn er ist schon lange im Besitz meiner Familie. Als Kind war ich öfters zum „Osterhas jagen“, zu Familienfeiern oder zu Besuch meiner Urgroßeltern auf dem Martinshof. Damals gefielen mir einfach nur die vielen Tiere oder das Spielen im Heu. Doch heute reizt mich vor allem die lange und interessante Geschichte dieses Hofes. Deshalb habe ich mich darüber informiert und viele, für mich neue, wichtige Dinge erfahren.



Meine Urgroßeltern mit sechs ihrer neun Kinder



Der Martinshof, Zeichnung von Ellen Armbruster



Das Alpirsbacher Kloster

II. Die Geschichte des Martinshofes und dessen Kapelle

Die Geschichte des Martinshofes geht sehr weit zurück. Er existiert schon seit mindestens 850 Jahren und ist somit älter als die erst im 13. Jahrhundert entstandenen Städte Haslach, Wolfach und Hausach, aber auch älter als die Burg ‚Huse‘. Der erste urkundliche Nachweis fällt in die Mitte des 12. Jahrhunderts. Etwa um das Jahr 1130 befand sich der Hof im Besitz der Adelsfamilie Wolfach. Dieses Adelsgeschlecht war im 11. Jahrhundert in den mittleren Schwarzwald gekommen und schuf sich dort durch Rodung und Ansiedlung von Bauern ein Herrschaftsgebiet. Zu diesem gehörte auch ein am ‚Fischerbach‘ gelegener Hof, welcher in einer Urkunde von 1130 als ‚Predium Vischerbac‘ eingetragen ist. Heute gibt es keine Zweifel, daß dieser ‚Fischerbacher Hof‘ mit dem jetzigen Martinshof identisch ist. Demnach verdankt das Gut seine Existenz wohl der Wolfacher Adelsfamilie, die ihn noch vor dem Jahr 1100 angelegt und abhängigen Bauern zur Bewirtschaftung gegeben haben muß.

Eine weitere Urkunde stammt aus dem Jahre 1139. Diese besagt, daß Friedrich III. und Arnold von Wolfach ein ‚Predium Vischerbac‘ (Predium im Sprachgebrauch des 12. Jahrhunderts = Eigentum) dem Kloster Alpirsbach schenkten. Damals gingen die Herren sehr großzügig mit ihren Besitztümern um, deshalb konnten Schenkungen oft vorkommen, um für das eigene und das Seelenheil Verstorbener zu sorgen.



Die Martinskapelle

Diese selbe Urkunde von 1139 war zugleich die Ersterwähnung des heutigen Dorfes Fischerbach. Denn der Alpirsbacher Mönch schrieb in Ofenbourg vor 10 Zeugen auch den Namen des Schenkungsgutes auf („Predium **Vischerbac**“). Damals wurde der Name ‚Fischerbach‘ erstmals schriftlich erwähnt.

Nun waren die Alpirsbacher Mönche also die neuen Besitzer des Hofguts.

Somit ist der Hof ein Klosterhof, eine sogenannte ‚curia‘, geworden. Um den auf dem Bauernhof lebenden Mönchen das Lesen der Messe zu erleichtern, wird man vermutlich auch die noch heute existierende, auf einem Abhang oberhalb des Hofes stehende Kapelle erbaut haben. Wie jede andere Kirche, benötigte natürlich auch diese Hofkapelle einen Patron. Da der Heilige St. Martin der meist verehrteste Heilige des Alpirsbacher Klosters war, wurde ihm die Kapelle geweiht. Er ist der Nationalheilige des Frankenreiches und hat heute in ganz Deutschland eine große Bedeutung. Wir feiern jährlich den Martinstag, an dem vor allem die Kinder abends durch die Straßen ziehen und mit ihren bunten Laternen die Winterszeit einstimmen. Dabei werden in Wort und Lied die Werke der Nächstenliebe und vor allem die Mantelteilung des frommen Reitersmannes und Bischofs St. Martin gefeiert.

*Der Martinshof*

Für den zur Martinskapelle gehörenden Hof hat sich schnell der noch heute gebräuchliche Name ‚Martinshof‘ eingebürgert. Der neue Name ist schon im Jahre 1275 erstmals schriftlich nachzuweisen. In einer Alpirsbacher Urkunde von 1277 heißt es dann: „bi dem hove ze Sante Martin ze Vischerbac“, womit zweifellos der Martinshof gemeint ist. Demnach besteht der neue Name mindestens seit 700 Jahren. Nach diesen Feststellungen kann man sagen, daß die Kapelle schon ins 13. Jahrhundert, wenn nicht sogar bis in die Hälfte des 12. Jahrhunderts zurückgeht. Doch eine genaue Jahreszahl kann man wohl erst durch archäologische Methoden (Ausgrabungen) feststellen. Denn auch bei den bisher drei Renovierungen konnten nirgendwo eingemeißelte Zahlen gefunden werden.

1563 gab es zwischen den Fürstenbergern und dem Benediktinerkloster Alpirsbach erstmals Streitigkeiten. Der Martinshof war der Fürstenberger Obrigkeit schon von je her ein Dorn im Auge, da das Hofgut vollständig von fürstlichem Land umschlossen wurde und die Fürstenberger nun auch den Hof in Besitz nehmen wollten. Man hörte seither immer wieder von Auseinandersetzungen des Klosters und der Fürstenfamilie. 1585 einigten sich beide Parteien durch Vermittlung des Herzoges Ludwig von Württemberg auf folgenden Entschluß: Außerhalb des Hofes herrscht fürstenbergisches Recht, innerhalb gebietet jedoch der Abt.



Das Hofgut mit dem begehrten Wald im Hintergrund

Bis ins 17. Jahrhundert wurde dieser Beschluß beibehalten. Doch 1647 hatte der Graf von Fürstenberg endlich sein Ziel erreicht. Der Abt Alfons von Alpirsbach wurde wegen den anhaltenden Plünderungen des 30jährigen Krieges und im Zuge der Auflösung des Klosters gezwungen, den Martinshof an die Fürstenberger zu verkaufen. Von da an wurde der Hof einem ständigen Besitzerwechsel unterzogen. Im Jahre 1657, also 10 Jahre später, wurde Oberamtsmann Abraham Wolfsführte als Besitzer gefunden. Das Haus Fürstenberg muß das zwischen Hausach und Fischerbach liegende Hofgut an den Hornberger verkauft haben. Zu dieser Zeit war Michael Baumann Meier auf St. Martin. 1696 kaufte die fürstliche Herrschaft das Anwesen wieder zurück. Aus diesen Händen wechselte der Hof dann 1705 zu einem neuen Besitzer, dem fürstenbergischen Oberamtsmann Simon Gebele von Waldstein. 1791 ist das Hofgut durch einen Blitzschlag abgebrannt und wurde später wieder aufgebaut.

Der häufige Besitzerwechsel nahm kein Ende. 1820 war Sebastian Harter Herr auf St. Martin, kurze Zeit später wurde das Gehöft der Gemeinde Sulzbach (heute zu Hausach gehörend) übertragen. Bauer auf dem Martinshof waren auch Anton Kohler und der Fischerbacher Neumeier. Doch da der Wald des Hofes, der sogenannte Martinswald im Besitz des Fürsten blieb, hatten diese ebenfalls kein Glück mit dem Hof. Deshalb mußte er 1849 zwangsversteigert werden. Bei dieser Versteigerung erwarb der Fischerbacher Karl Kohmann käuflich das Hofgut, allerdings ohne den begehrten Wald. Dieser blieb im Besitz der Fürstenfamilie.



Heute steht auf einem der Bunker ein „Bienenhäuschen“. Er wird als Abstellkammer für landwirtschaftliche Geräte genutzt.

Der Hof im Besitz meiner Vorfahren

Karl Kohmann (* 17. 11. 1821, † 07. 07. 1866) war der erste Kohmann und somit der erste Vorfahre meiner Familie auf dem Martinshof. Zusammen mit seiner Frau Theresia Kohmann, geb. Meßmer (* 28. 12. 1832, † Juni 1899) bewirtschaftete er das Gehöft, bis es der gemeinsame Sohn Johann-Georg Kohmann (* 23. 04. 1858, † 06. 01. 1931) übernahm. Dieser wiederum vererbte das Hofgut schließlich dem Großvater meiner Mutter.

Meine Urgroßeltern Augustin Kohmann (* 27. 08. 1897) und Helene Kohmann, geb. Schmid (* 25. 07. 1907) waren nun schon die dritte Generation unserer Familie auf dem Martinshof.

Bei den vielen Arbeiten wie melken, heuen, Kirschen ernten oder Brot backen halfen ihnen später ihre neun Kinder. Doch 1939 machte sich auch auf diesem Grundstück der Krieg bemerkbar. Da der Angriff der Franzosen drohte, wurden hier drei Bunker gebaut, ohne den Hofbesitzer zu fragen. Davon war ein Mannschaftsbunker unterhalb der Mühle, der zweite nahe der Kapelle und der Kampfbunker wurde am Waldrand oberhalb des Hofes gebaut. Durch diese Bauten wurde der ca. 3 ha große Rebenanbau, welcher noch von den Alpirsbachern stammt, zerstört. Bei Flugangriffen durfte die Familie jedoch nicht in die Bunker flüchten, auch wenn diese nicht besetzt waren.



Die zum Hofgut gehörende Mühle

Kurz vor Kriegsende, im April 1945, sollten deutsche Soldaten die Bunker beim Martinshof besetzen. Glücklicherweise kam es nicht mehr dazu, weil sich die Deutschen beim Einmarsch der Franzosen zurückziehen mußten. Glück für den Martinshof war, daß bei diesem Durchmarsch keine Schüsse fielen, anderenfalls wäre er wahrscheinlich zerstört worden. Doch der Hof wurde stark ausgeplündert. Holz, Vieh, Schmuck, Brot usw. nahmen die Franzosen in Beschlag.

Sie verschleppten auch einen deutschen kriegsverletzten Soldaten, der auf dem Martinshof zurückblieb. Wegen des Verdachts, ein Soldat zu sein, wollten die Franzosen ebenfalls meinen Urgroßvater gefangen nehmen: Doch in letzter Minute konnte der Verdacht durch ein Familienfoto aus der Welt geschaffen werden, und Augustin Kohmann wurde vor einer Gefangenschaft bewahrt.

Nach dem Krieg, im Jahre 1946, sprengte man die Bunker. Sie wurden später zugeschüttet und sind heute kaum noch sichtbar.

Zum Martinshof gehört ebenfalls eine kleine Mühle. Wie wurde von einem $4\frac{1}{2}$ m großen Wasserrad betrieben und somit konnte man Schrot und Mehl mahlen. Daraus wurde Brot für den Eigenbedarf gebacken. 1975 zerbrach jedoch das Mühlrad und deshalb wurde die Mehl- und Schroterzeugung eingestellt.



Zur frommen Erinnerung im Gebete
an unseren lieben, unvergeßlichen Vater,
Schwiegervater, Opa und Uropa

Augustin Kohmann

geb. 27.08.1897
gest. 05.05.1994

O Gott, du hast uns geboten, Vater und Mutter zu ehren; erbarme dich gnädig der Seelen unserer lieben verstorbenen Eltern, gewähre ihnen die ewige Freude im Lande der Lebendigen und laß sie uns wiedersehen in der Freude der ewigen Herrlichkeit. Durch unseren Herrn Jesus Christus. Amen.

Barmh. Jesu, gib ihnen die ewige Ruhe!



Zur frommen Erinnerung im Gebete
an unsere liebe, unvergeßliche Mutter,
Schwiegermutter, Oma und Uroma

Helena Kohmann

geb. Schmid
geb. 25.07.1907
gest. 02.09.1995

In unermüdlich treuen Sorgen,
Habt Eltern ihr für uns gelebt,
Es sah der Abend, fand der Morgen
Euch für der ihren Wohl bestrebt.
Nie wird aus unsern Herzen weichen
Die liebevollste Dankbarkeit;
Euch lohne Gott in seinem Reiche,
Die Liebe, die ihr uns gewieht.

Vater unser. – Ave Maria.

Bisher war der begehrte Martinswald immer im Besitz des Fürsten, und die Hofbesitzer mußten um Erlaubnis fragen, bevor sie in den Wald durften. Aber als die Franzosen bei ihrem Durchmarsch ca. 2 ha Wald abholzten, konnte mein Urgroßvater dieses Stück Land vom Fürsten erwerben. Er forstete es auf und war nun im Besitz eines ca. 2 ha großen Waldes.

Doch auch meine Urgroßeltern wurden älter und konnten den Hof irgendwann nicht mehr alleine bewirtschaften. So übergaben sie ihn schließlich einem ihrer Söhne.

III. Noch heute existiert dieser Kinzigtäler Hof

1966 übernahm Sohn Andreas Kohmann (* 26. 10. 1932) gemeinsam mit seiner heutigen Frau Sophie Kohmann, geb. Ilg (* 31. 03. 1930) den Martinshof. Noch lange Zeit halfen ‚Opa‘ und ‚Oma‘ dem Patenonkel meiner Mutter und Bruder meines Großvaters in der Landwirtschaft. Noch mit 90

Jahren konnte mein ‚Uropi‘ noch Traktor fahren und ließ es sich auch nicht nehmen, bei der Kirschenernte selbst auf die Bäume zu klettern.

Doch im Alter von 97 Jahren, am 05. 05. 1994 starb ‚Opa‘. Ein gutes Jahr danach, am 02. 09. 1995 mußten wir dann leider auch ‚Oma‘ im Alter von 88 beerdigen.

Heute bewirtschaften Sophie und Andreas den Hof mit Hilfe ihres Nefen Klaus. 16 ha Anliegen gehören zum Grundstück. Davon sind 4,7 ha Wald (zu den 2 ha seines Vaters kaufte Andreas noch 2,7 ha hinzu), 3,18 ha Ackerfeld und 7,63 ha Wiese. Ebenfalls gehört ein Stück des Kinzigdammes dazu. Die restlichen Hektar sind jedoch keine Wirtschaftsfläche.

Das Ehepaar lebt und ernährt sich noch heute von der Landwirtschaft. Sie besitzen durchschnittlich zwischen acht und zehn Kühe, von deren Milch sogar manchmal Käse gewonnen wird. Da sich die frühere Schweinezucht nicht mehr gelohnt hat, weil die Tiere kein Geld mehr brachten, gab Andreas diese auf und erhält sein Fleisch nun noch von zwei Mastschweinen. Natürlich dürfen die Hühner bei diesem Bauernhof nicht fehlen. Den freilaufenden Tieren gefällt ihre Heimat und der Hahn kräht jeden Morgen zur ‚Morgenstund‘.

Da die Kohmann’s noch einen Holzofen besitzen, wird regelmäßig frisches Bauernbrot für den Eigenbedarf gebacken. Auch das Wasser sprudelt aus der eigenen Quelle im Wald.

Kapelleneinrichtung

Ich möchte noch kurz auf die Einrichtung der Martinskapelle eingehen, obwohl der heutige Bau nicht der ursprüngliche sein dürfte.

Wenn man zur Tür hereinkommt, kann man sofort den kleinen, mit Blumen verzierten Altar erblicken. Dieser ist durch eine Holztür von den Bänken abgetrennt. An den Wänden ist der Kreuzweg Jesu bildlich dargestellt und oberhalb des Altars ist ein Bild befestigt, auf dem St. Martin dem Bettler seinen geteilten Mantel reicht. Rechts neben dem Tisch stehen auf kleinen Steinregalen der Hl. Wendelinus (Fürsprecher des Bauernstandes und Patron der Tiere) und der Pestheilige St. Sebastian. Die linke Seite wird von den Heiligen Katharina (Schutzpatronin des Lehrstandes) und Florian (Feuerheiliger) geschmückt.

Gerade diese volkstümlichen Heiligen weisen auf das Alter der Kapelle hin. Doch leider wurden die Originalfiguren 1966 gestohlen, und so mußte der Hofbauer sie ersetzen.

Das Deckenbild von Eugen Falk stammt aus dem Jahre 1950 und zeigt die Flucht Josefs und Marias nach Ägypten.

Bisher wurde die Kapelle dreimal renoviert. Das 1. Mal 1890 von Karl Kohmann. Danach ließ mein Urgroßvater Augustin Kohmann sie nach dem



Inneneinrichtung der Martinskapelle

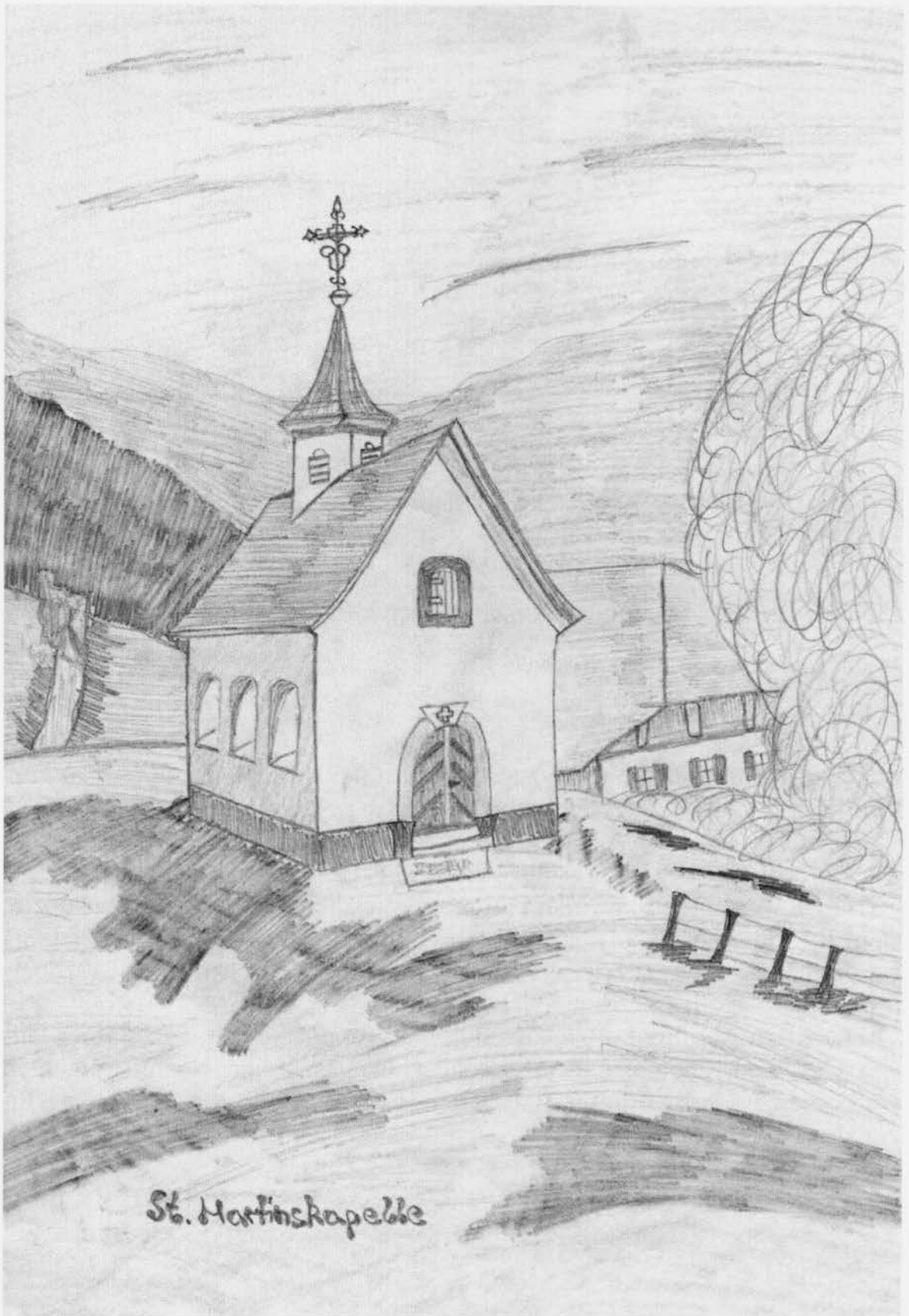
Krieg erneut renovieren. ‚Uropas‘ ganzer Stolz war, daß der Fürst von Fürstenberg persönlich zur Wiedereinweihung der Kapelle erschien.

Zuletzt ließ sie der heutige Hofbauer Andreas Kohmann bestreichen. Zur Einweihung 1992 gab es ein schönes Fest.

Heute noch finden zweimal jährlich Gottesdienste in der Martinskapelle statt. Im Mai und am 11. November (Martinstag) hält der Hausacher Pfarrer die Messe. Zuletzt feierten wir die Eiserne Hochzeit meiner Urgroßeltern in der Kapelle.

Der Martinshof und die dazugehörige Kapelle stehen wegen ihrer langen Geschichte heute unter Denkmalschutz. In vielen Nachforschungen wurde bewiesen, daß dieser Hausacher Hof der älteste des gesamten Kinzigtals ist.

1 Ellen Armbruster erhielt mit dieser Arbeit den 1. Preis zur Entlassung aus der Klasse 9 (1998) der Heinrich-Hansjakob-Realschule Haslach.



Zeichnungen: Ellen Armbruster

Die Malerin Grete Grasreiner im Schuttertal

Grete (Margarete) Grasreiner wurde am 8. November 1892 im böhmischen Reichenberg / Altpaka, am Fuße des Riesengebirges geboren. Ihre Eltern, Josef und Johanna Havranek, waren Prager Deutsche. Der Vater arbeitete als Direktor und Ingenieur in der großen Weberei Stern (Altpaka).



Grete Havranek, 1911



Josef Havranek, 1914

Schon früh ließ das Mädchen eine natürliche Malbegabung erkennen, welche die Eltern förderten. Sie gaben ihm während der schulfreien Zeit eine Malerin aus Prag zur Lehrerin. Unter deren Anleitung entwickelte das Mädchen eine eigene spontane Malweise, welche die Malweise der Zeit, den Impressionismus widerspiegelte.

An dieser Stelle sollte man einfügen, daß Grete sowohl mütterlicher, wie väterlicherseits bedeutende Künstler als Ahnen hatte. Die Großmutter aus Bamberg trug den Namen des berühmten Hofbildhauers J. Bernhard Kamm, welcher das ausklingende Rokoko und den beginnenden Klassizismus der Jahrhundertwende vom 17. zum 18. Jahrhundert im Bereich der Bamberger Diözese in Hunderten von Altären und Skulpturen bestimmte. Die Havraneks ihrerseits verzeichneten bedeutende Maler und Bildhauer in Budapest und Prag.



Im Atelier, 1914

Gretes zupackende und frische Weise des Farbauftrags ist in ersten Bildern zu erkennen, und so ist es auch keine Überraschung, daß sie als Mitglied des „Vereins deutscher Malerinnen“ schon 1915, und dann als Mitglied des „Münchner Künstlerischen Vereins“ 1917 Ausstellungen in Prag und München hatte, und zwar in Prag im bedeutenden Kunstsalon des Rudolfinums und in München im damaligen Glaspalast.

Erste Rezensionen vermerken: „Eine starke Begabung lernt man in Grete Havranek kennen, die im Vorjahre zum ersten Male im Glaspalast vor die Öffentlichkeit getreten ist. Ihre Tierbilder und Landschaften zeigen Farbenfreude und technische Begabung“ so schreibt die Reichenberger Zeitung am 15. 4. 1917 und die Ausstellung im Rudolfinum 1915 vermerkt „zwei liebenswerte Kinderbildnisse“ der jungen Reichenberger Malerin.

1910 war Grete zum Studium an die Kunstakademie München gekommen und hatte dort als Lehrer der Malschule die Professoren Knirr, Buchner, Purtscher, Fugel und schließlich den Tiermaler von Zügel. Bekannt war sie mit Louis Corinth, Pippel und dem Graphiker Weiß. Wir besitzen von ihr aus dieser Zeit des Anatomie-, des Akt-, des Kopfzeichnens und der Arbeit im Freien speziell am Chiemsee, am Walchensee und am Bodensee schöne Waldstücke, Tierportraits, Landschaften der Bayrischen Seen, des Tirol und vor allem ihre Tierstudien mit Kühen, Ziegen, Pferden,



Johanna Havranek, 1914



Selbstbildnis

Hunden. Eine reizende Darstellung ihrer Erlebnisse beim Tiermalen hat sie selbst hinterlassen mit der Episode: „Aus dem Leben einer Tiermalerin“.

Rezensionen dieser Zeit: „Im Ostsaal ist vielleicht das stärkste Talent Grete Havranek, in der sich impressionistische Kraft mit Kühnheit der malarischen Auffassung und Anschauung paart“.

Nun entstanden auch die schönen Portraits von Vater und Mutter, Groß- und Urgroßmutter in Öl und Pastell, ein Portrait des Webereibesetzters Stern, welcher bald mit seiner Familie Opfer des Holocaust werden sollte.

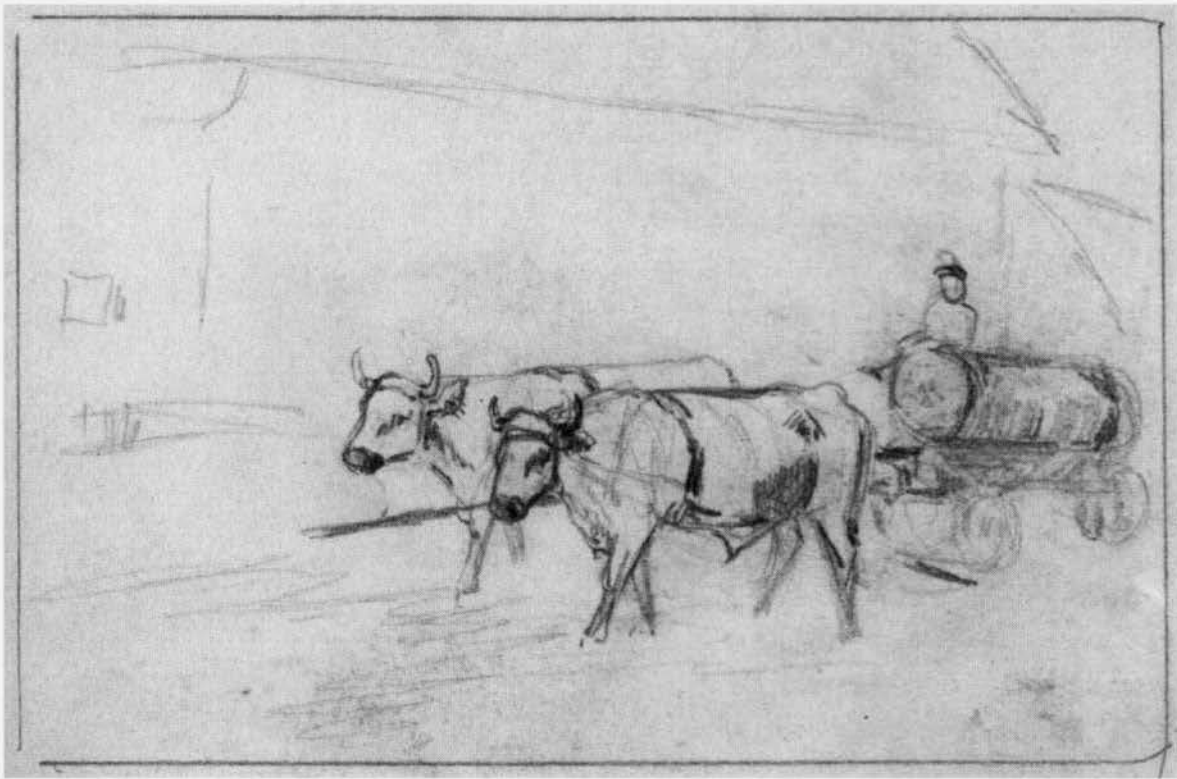
1919 heiratete Grete Havranek den Arzt aus Westfalen Dr. Hans Graser. Skizzen der ersten Ehejahre, Portraits der Kinder, welche 1920 und 1923 angekommen waren, schöne Bilder ihrer Hunde, des Schäferhundes Lux und des Spitzes Doggy.

Ab 1926 folgten bewegte und unruhige Jahre der Existenzsuche des Gatten. Orts- und Wohnungswechsel in vieler Zahl: Pößneck in Thüringen, Essen und Gelsenkirchen, Coesfeld, wo jeweils wenige, aber eindruckliche Bilder entstanden, wie das westfälische „Schloß Lüdingshausen“ oder Bilder aus dem Kohlenrevier. Eine Spanienreise ist in einem schönen Aquarell von Mallorca, einer Brücke mit Viehherde, festgehalten. Ein Aufenthalt in Schweden für ein Jahr blieb leider bilderlos, zu sehr war die verhinderte Malerin mit dem Alltag beschäftigt, ebenso im nächsten Wohnsitz für 4 Jahre in Berlin.



Mädchen mit Hund

1940 endlich, dem Bombenterror Berlins entflohen, gab sie Freiburg im Breisgau wieder der Malerei frei. Es entstanden Bilder des Münsters, des Münsterplatzes mit dem pittoresken Kaufhaus, der Madonna im Münster. Nun aber auch neue Creationen von Stilleben, welche für sie so typisch werden sollten. Goldlack, Tulpen, Amaryllisblüten, Lilien in Porzellan, Vasen in Zink. Es existiert eine Rezension des Freiburger Kunstvereins nach einer Ausstellung: „... wo Grete Grasreiner mit Löwenmälchen und einem von außergewöhnlich warmen Farbenstil erfüllten Interieurbild eines Alten Lehnstuhls“ herausragte. (1942)

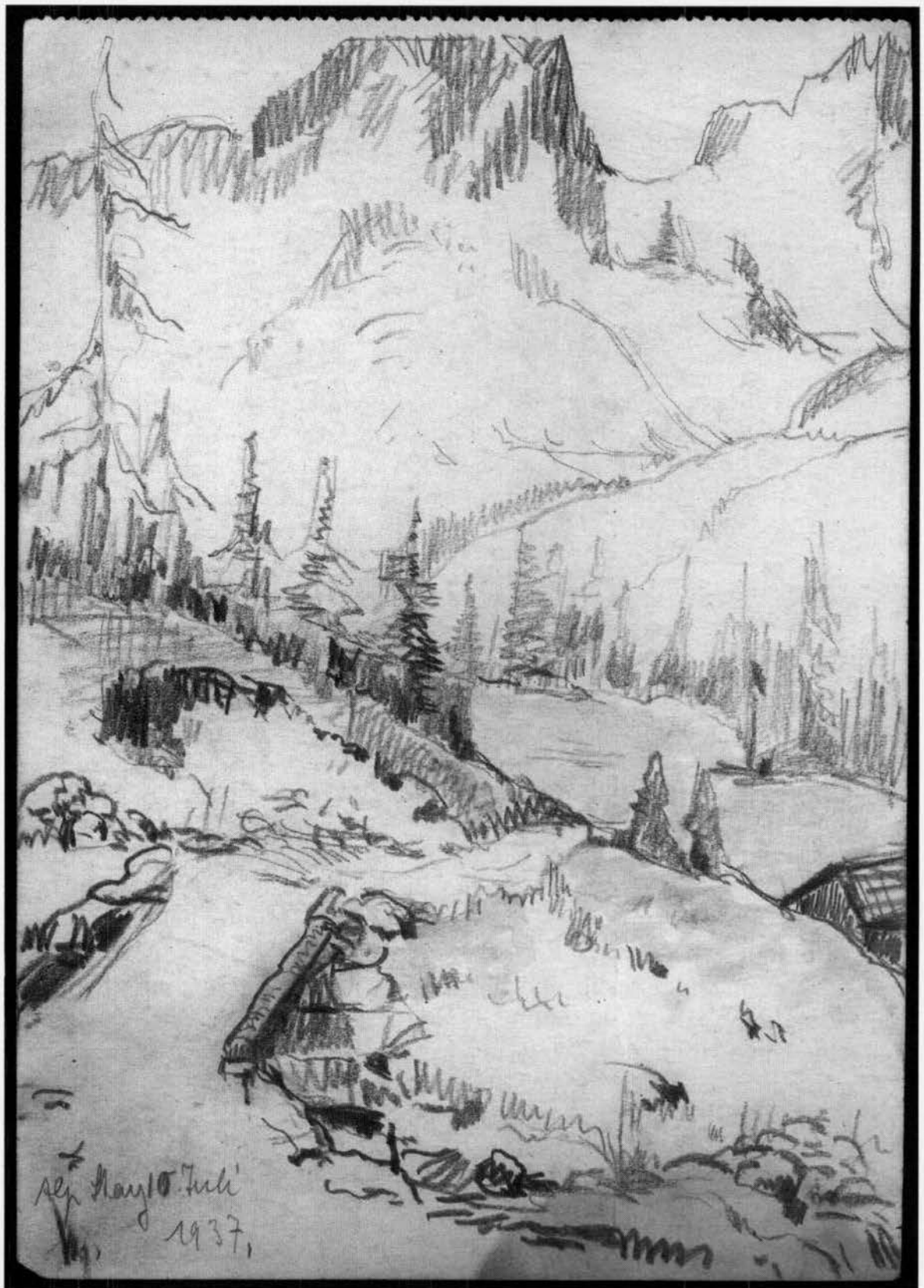


Ochsengespann

Die Zerstörung der alten Stadt am 27. November 1944 machte der so fruchtbaren Malerei in Freiburg ein jähes Ende. Ausgebombt fand sie im Schwarzwalddorf Nordrach im Kinzigtal ein vorläufiges Refugium. Mitten in den letzten Kriegswirren entstanden hier einige Landschaften, ein Interieur mit der Porzellanuhr, welche sie aus Freiburg gerettet hatte.

Im Sommer 1945 endlich der vorletzte Ortswechsel ihres bewegten Lebens nach dem Regelsbach im Schuttertal. Ein aufgelassenes Leibgedinghaus (Liebdighus) des Bauernhofes Frieder Himmelsbach sollte die schöne, idyllische Neue Heimat der Malerin werden.

Doch war zunächst das Häuschen bewohnbar zu machen, in der kargen Nachkriegszeit eine schwere Aufgabe. Mit Hilfe mancher guter Menschen, auch der Lehrerin Carola Ruch, wurde schließlich das Haus im „Paradies“, wie der Regelsbach in Schuttertal genannt wurde, ein warmes Heim, wo Staffelei und Palette wieder hervorgeholt werden durften. Es entstanden in den folgenden Jahren viele Bilder in Öl, Pastell, Aquarell, Öl auf Leinwand und der Zeit entsprechend auf Papier. Das Regelsbachtal in den Jahreszeiten, Äcker, Wälder, Wiesenhänge mit weidenden Kühen, der kleine Stall mit seinen Hühnern, blühende Obstbäume, Stilleben mit der vom Dorfpfarrer Hildebrandt geschenkten kleinen Bauernmadonna mit wechselnden Blumen, Krippenbilder, Hundeskizzen ihres Foxelhündchens



St. Moritz 1937



Ziege

Jockel, Portraits von Tochter und Schwiegersohn, Portraits auch von Offiziersfrauen der französischen Besatzung aus dem nahen Lahr. Ein Interieur mit dem alten böhmischen Tisch und Schrank.

Der Lahrer Schwarzwaldmaler Wickertsheimer hatte bald zu ihr gefunden und ermöglichte eine erste Ausstellung ihrer Bilder in der "Akademie der schönen Künste", einer Ausstellung von Ortenauer Künstlern 1946 in Lahr. Man war auf die Zugewanderte aufmerksam geworden, man schrieb über ihre Künstlerklausur, ihren Lebensweg. Die denkwürdige Ausstellung in der Lahrer Stadthalle war ein erstes Licht in dem Dunkel jener Tage geworden. Das Hölderlinwort „Uns ist gegeben, auf keiner Stätte zu ruhen“ hatte Grete Grasreiners Leben schon immer bestimmt. 1952 gab sie das idyllische, aber auch beschwerliche Häuschen im Schuttertal auf und hoffte auf ein neues Wirken in ihrem geliebten Freiburg. Ein neues kleines Refugium in Freiburg - Merzhausen am Hang des Lorettoberges wurde eingerichtet mit wenigen verbliebenen alten Möbeln der Prager Familie. Es entstanden Stilleben mit Madonna und Rosen. Viel mehr aber nahm sie das

Elend der Ostdeutschen Flüchtlinge in Anspruch, den vertriebenen Schlesiern, Sudetendeutschen, welche sich in Freiburg angehäuften hatten. Deren Kleider- und Nahrungssorgen, deren Wohnungssuche, deren Gänge zu den Ämtern, deren Betreuung nahm sie mit größter Anteilnahme und Energie auf sich. Kein Weg war ihr zuviel, kein Gang zu Ämtern und zum Bischof.

Zu ihrer Vita gehört schließlich ihr letzter Besuch der Abtei Beuron, wo sie Exerzitien machte und in den stillen Pausen das mystische Donautal mit seinen Kalkfelsen und der gewundenen Donau in kleinen Aquarellskizzen uns hinterließ, ein lachendes Portrait des Exerzitienmeisters, eine lustige gemalte Moritat der Beuroner Mönchstage.

Nur wenige Tage nach ihrem 60. Geburtstag im November 1952 verließ sie die Staffelei mit einem eben begonnenen Pastellbild ihrer drei Enkel, um in der Stadt neue Farben zu kaufen, als ein Verkehrsunfall am Abend des 2. Dezember ihr Leben beendete.

Erich Ruch

Älteste Kartendarstellung der Ortenau

„Die älteste Karte des Oberrheingebietes und damit auch die älteste Darstellung der Ortenau, ist die Karte von Martin Waldseemüller aus dem Jahr 1513“ – diese Aussage gilt nicht mehr!

Helmut Binder hat im Jahrbuch „Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung“ (117. Heft, 1999, 63–98) eine gedruckte Chronik des Schweizerkrieges von 1499 vorgestellt, eine sogenannte Inkunabel. Solche Chroniken gab es mehrere von Seiten der siegreichen Schweizer. Aus der Sicht der Verlierer, aus der Sicht des Reiches unter Kaiser Maximilian hat kaum einer die schmachvolle Niederlage beschreiben wollen. Umso wichtiger nun die gereimte Chronik in deutscher Sprache, für die ein „Haintz von Bechwinden“ als Autor zeichnete.

Eine besondere Kostbarkeit bietet dieses Buch, das sich in der Heidelberger Universitätsbibliothek befindet (Sign. B 1856, fol.b IV): es enthält eine Karte des gesamten Kriegsgebietes am Oberrhein. Und ganz deutlich kann man von Straßburg aus den Lauf der Kinzig mitverfolgen, an der sich die Städte „offebur, gengen, haslah, wolfah, schiltach“ über ihre Namen identifizieren lassen!

Diese Bechwinden-Karte ist die einzige in einem Inkunabeldruck (also vor 1500 entstanden) wiedergegebene Regionalkarte! Der Autor Binder schreibt: „Die kartographische Forschung hat die Bechwinden-Karte nicht zur Kenntnis genommen“. Selbst der „Papst der Kartographie im deutschen Südwesten“, Ruthardt Oehme, hat sie in seinem grundlegenden



*Das Hausacher Herz-Jesu-Denkmal im Breitenbach
Aufnahme: Kurt Klein*

Als im Jahre 1899 der legendäre Pfarrer Heinrich Brunner in Hausach einzog, erinnerte er sich sehr bald an den tragischen Tod eines seiner Vorgänger, des Pfarrers Josef Keller, im Februar 1868. Seine Leiche wurde morgens aus der Kinzig gezogen, nachdem der Geistliche am Abend zuvor vom Bahnhofhotel den Heimweg angetreten hatte. Er bestellte dort für seine geistlichen Mitbrüder ein gemeinsames Essen.

Sein Tod erregte großes Aufsehen. Die Frage „Unglücksfall oder vorsätzlicher Mord“, konnte bis heute noch nicht geklärt werden. Im Hinblick auf den damaligen „Kulturkampf“, eine fast Jahrzehnte andauernde Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche und das damit verbundene Parteiengezänk, tauchte die Vermutung auf, daß es sich hier um eine gewaltsame Einwirkung handeln mußte. Auch glaubte man, dieses ruchlose Verbrechen habe einen tiefen Schatten auf die Pfarrgemeinde gelegt, da seither kein Priester mehr aus dem Kirchspiel hervorgegangen sei.

Deshalb gelobte man, dem in Hausach sehr verehrten Herzen Jesu ein sichtbares Zeichen der Sühne, aber auch des Dankes zu erstellen, wenn wieder ein Neupriester die Stufen des Altares besteigen würde. Viele Jahre später fühlte sich der Bauernsohn Hermann Armbruster vom Fuggishof im

oberen Breitenbach als „Spätberufener“ zum geistlichen Stande hingezogen. Im Juli 1915 konnte der spätere originelle „Fuggispfarrer“ seine Primiz feiern.

Jetzt erinnerte sich die Pfarrgemeinde an ihr früheres Versprechen. Schon im Vorfeld der Priesterweihe entschloß man sich, ein „Herz-Jesu-Postament“ am Ausgang des Breitenbachtals zu erstellen, aus dem nach so langer Zeit wieder ein Priesterberuf hervorgegangen ist. Schon im Spätjahr 1915 konnte die Gedenkstätte erstellt und im folgenden Jahr eingeweiht werden. Die in das Denkmal eingelassene Steinplatte trägt die überzeitliche Bitte: „Göttliches Herz Jesu erbarme Dich unser und schenke uns Frieden“.

Dem Fuggispfarrer folgten alsbald nacheinander über 15 Priesterberufungen – eine ungewöhnliche Zahl. Aus dem Vorderbenzenhof im Einbach fühlten sich allein drei und vom Romansbauernhof im Hauserbach zwei Brüder dem seelsorgerlichen Dienst verpflichtet.

Alljährlich zieht die Pfarrgemeinde am Herz-Jesu-Fest zum Herz-Jesu-Denkmal, um damit einer alten Tradition zu folgen, aber auch die Verpflichtung, die vor über 200 Jahren gegründeten Herz-Jesu-Bruderschaft zu erneuern, die da lautet: „Das göttliche Herz Jesu zu verehren, ihm Liebe mit Liebe zu erwidern, insbesondere ihm für die Einsetzung des hochheiligen Altarsakramentes zu danken und ihm für die Gleichgültigkeit, den Undank und Beleidigungen . . . Ersatz zu leisten.“ – Eine überholte Forderung? . . .

Kurt Klein

Die Grauelsbaumer Rheinfähre zu Napoleons Zeiten

Die im 14. Jahrhundert (1372) durch Kaiser Karl IV. den Herren von Lichtenberg bewilligte Einrichtung einer Rheinfähre bei Grauelsbaum führte zur Entstehung des genannten Dorfes an der rechtsrheinischen Anlegestelle. Der Fährbetrieb wurde durch die ganzen Jahrhunderte hindurch ausgeübt, auch in schwierigen Zeiten wie dem 30jährigen Krieg. Da der unregulierte Strom ständig neue Rheinarme und damit neue Uferlinien schuf, wurden die Anlegestellen auf beiden Seiten jeweils den veränderten Stromverhältnissen angepaßt, also verlegt. Die letzte Anlegestelle lag am Hochwasserdamm, am Westrand des heutigen Dorfes. Eine Vorgängerin ist nördlich der Renchmündung am sogenannten „Gritt“ zu suchen. Am Ende des 18. Jahrhunderts wurde durch Neubildung eines Rheinarmes beim Helminger Wörth die elsässische Anlegestelle nach Offendorf verlegt, weil dort auch der Rheinzoll erhoben wurde. Durch die französische Revolution wurden die Verhältnisse total verändert. Nach dem Frieden von Luneville

wurde die Zollgrenze vom Vogesenkamm an den Rhein verlegt. Die Bedingungen für den Fährbetrieb waren dadurch vollkommen andere geworden. Sie ergeben sich genau aus den sieben Punkten, die die Amtskellerei Lichtenau anlässlich der Ausschreibung der Versteigerung des Fährbetriebs – vorgesehen für den 25. Nov. 1806 – ausführlich aufzählte:

1. Die Pachtzeit sollte von Michaeli 1807 bis Michaeli 1813, also sechs Jahre, dauern.
2. Der Fährmann darf nur übersetzen
 - a) jemand, den er kennt,
 - b) jemand, dem Rechtschaffenheit zusteht.

Am elsässischen Ufer darf er nur an zwei Stellen landen:

- a) am „Dämmel“ bei Offendorf,
- b) an der Drusenheimer Wacht,

wo alle zollpflichtigen Waren dem französischen Zöllner anzuzeigen sind. Wenn der Fährmann das Schiff verläßt, muß er es mit einem starken Schloß anschließen.

3. Der Pächter muß das Fährschiff auf seine Kosten instand halten und einen leidlichen Fährlohn fordern.
4. Der Fährmann darf nur an den festgelegten Anlegestellen Personen und Waren annehmen. Anderen Schiffsleuten und Fischern ist der Fährbetrieb bei 6 fl. Strafe untersagt. Es ist der Grauelsbaumer Fähre nicht gestattet, vom jenseitigen (elsässischen Ufer) Personen oder Waren herüber zu führen.
5. Der Pächter muß „aufs Pünktlichste die Bestimmungen, Gesetze und Veränderungen, die die Rheinschiffahrt betreffen, beachten“, besonders auch dann, wenn neue eingeführt werden. Im Übertretungsfall hat er nicht im Geringsten mit Unterstützung (seitens der Behörden!) zu rechnen. Wenn ihm das Ausladen am Dämmel oder an der Drusenheimer Wacht über kurz oder lang verweigert werden sollte, soll der Pächter „sich gehörigen Orts verwenden“ – „ohne diesseitiges Zutun“ –, um neue Plätze angewiesen zu erhalten.
6. Der Pächter hat jährlich an Michaeli die Pacht in guten harten Silbersorten an die Amtskellerei in Lichtenau zu entrichten. Er muß auch einen tüchtigen Bürgen stellen. Auf einen Nachlaß kann er nur rechnen, wenn ihm durch Krieg oder andere ähnliche Ursachen die Ausübung der Rheinfahrt unmöglich gemacht wird.
7. Der Pächter muß sofort (im Voraus) für jedes der Pachtjahre die herrschaftliche Kammertaxe und den Kanzlistensportel mit 3 Kreuzer vom Gulden erlegen.

Der Friede von Luneville hatte also einschneidende Veränderungen des Grauelsbaumer Fährbetriebs zur Folge. Nachdem vor 1792 das Land zu beiden Seiten des Rheins im Bereich der Fähre Bestandteil der Grafschaft Hanau-Lichtenberg war, die sich in allen ihren Bestandteilen trotz Reichsgrenze wirtschaftlich als „Inland“ betrachtete, war jetzt die Zollgrenze vom Vogesenkamm an die Landesgrenze vorverlegt mit allen Konsequenzen für den Fährbetrieb. Da ist es selbstverständlich, daß die Anlegestellen auf der französischen Seite auch Zollstellen sind (Punkt 2b und 4 der Pachtbedingungen). Schwieriger wird schon die Ausführung von Punkt 2a: Der Fährmann sollte die überzusetzenden Personen hinsichtlich ihrer Person und ihres Charakters kennen. Wenn er diese Vorschrift ernst nahm, war er sicher oft gezwungen, manchen Überfahrtwilligen zurückzuweisen oder sich großzügig zu verhalten und seine wirtschaftliche Existenz aufs Spiel zu setzen. Diese Bestimmung beschränkte mit Absicht den Kundenbereich der Fähre auf die allernächsten badischen Dörfer. Damit entfiel die frühere überregionale Bedeutung der Fähre. Ihre Verkehrsleistung sollte auf ein Minimum herabgestuft werden. Der Fährmann hat bei seinem Dienst „aufs Pünktlichste die Bestimmungen und Verordnungen der Rheinschiffahrt zu beachten“ (Punkt 5). „Im Übertretungsfalle hat er nicht im Geringsten mit Unterstützung durch die badischen Behörden zu rechnen.“ Aus dieser Distanzierung der Amtskellerei darf man entnehmen, daß die Fährdienstvorschriften von den französischen Amtsstellen streng redigiert, vielleicht sogar diktiert waren und daß sich die badischen Amtsstellen auf keinen Fall bei Meinungsverschiedenheiten exponieren wollten. Die Einwendungen der badischen Seite wären nach ihrer Kenntnis der Dinge wahrscheinlich erfolglos gewesen.

Eine gravierende Einschränkung des Fährbetriebs war das Verbot, vom elsässischen Ufer aus Personen und Waren überzusetzen. Das betraf die Wirtschaftlichkeit des ganzen Unternehmens, denn der Fährmann mußte bei jeder Überfahrt leer ans badische Ufer zurückfahren. Es ist anzunehmen, daß in Offendorf bzw. Drusenheim ein Konkurrenzunternehmen etabliert wurde, dem durch diese Maßnahme Hilfestellung geboten wurde, denn kein Wirtschaftssystem hat ein Interesse an der Behinderung des Exports.

Darüber hinaus wies die Amtskellerei in Punkt 5 der Vorschriften darauf hin, daß „über kurz oder lang das Anlanden von Personen und Waren in Offendorf und Drusenheim verweigert werden könnte“. Dann sollte sich der Pächter „gehörigen Ortes verwenden, um andere Plätze – ohne diesseitiges Zutun – angewiesen zu erhalten“.

Es ist schon erstaunlich, daß die zuständige badische Behörde einen Privatunternehmer anweist, mit einer französischen Behörde zu verhandeln, obwohl nach geltender Verwaltungspraxis diese Tätigkeit Sache des Staates (des Auswärtigen Amtes) ist. In dem anvisierten Falle wollte die badische Behörde nicht einmal Amtshilfe leisten.

Die extreme Vorsicht der badischen Dienststellen im Umgang mit ihren französischen Partnern läßt sich aus der politischen Situation des Jahres 1806 erklären:

Baden erfuhr durch Napoleons Pläne von einem zukünftigen Deutschland eine starke Gebietserweiterung und wurde Großherzogtum. Gleichzeitig trat es dem Rheinbund bei. Es bestand also eine enge politische Partnerschaft zwischen Frankreich und Baden. Deshalb sollte auf die Beziehungen zwischen den beiden Staaten nicht der geringste Schatten fallen. Auf keinen Fall sollte durch die Rheinfähre ein badisch-französischer Behördenstreit entstehen. Meinungsverschiedenheiten sollten auf privater Ebene entschieden werden. Durch „pünktlichste Erfüllung“ der Dienstvorschriften sollten sie erst gar nicht entstehen.

Trotz der vielerlei Einschränkungen des Fährbetriebs steigerte am 25. 11. 1806 der Helmlinger „Grüne Baum“-Wirt Johannes Wahl die Fähre zu 96 Gulden im Jahr. Er übernahm das Risiko, obwohl die Pachtsumme von 37 auf 96 Gulden pro Jahr anstieg. Auch mußte er sofort 28 Gulden 48 Kreuzer Sportel erlegen, „so ganz der gnädigen Herrschaft gehört“. Vielleicht gelang es ihm, die rechtsrheinische Anlegestelle in die Nähe seiner Wirtschaft (am Westrand von Helmlingen) zu verlegen. Möglicherweise war dieser Aspekt ein wichtiger Grund für ihn, den Fährbetrieb zu steigern. Die untere Rench war zu seiner Zeit ein Altrheinarm, also mit der Fähre gut anzusteuern. Sein Bürge war Christian Wahl aus Muckenschopf (der Gipsmühlenbetreiber und Krämer?)¹.

Als im Jahre 1792 bedingt durch die revolutionären Ereignisse in Frankreich die „Kaiserlich privilegierte“ Grauelsbaumer Fähre den Betrieb einstellte, waren alle Fährleute ohne Arbeit und Einkommen. Das betraf auch Daniel Stengel, den Wirt des Fährwirthshauses. Daniel Stengel reagierte sofort und verlegte die Wirtschaft als Gasthaus zur „Blume“ nach Lichtenau. Der Umsatz der Fährwirtschaft soll bisweilen so groß gewesen sein, wie die des ersten Gasthauses in Lichtenau („zur Krone“)². Mit der Schildgerechtigkeit brachte also die „Blume“ auch ihren guten Ruf vom Rheinufer mit an den neuen Standort, was ihr in der Zukunft zugute kam.

Ludwig Uibel

Anmerkungen

1 GLA: Abt. 358 / Zugg. 1897/57/44

2 Lauppe, Ludwig: Das Rheindörflein Grauelsbaum. In: Ortenau, 1966, 172–188

Streit zwischen Goldwäschern bei Grauelsbaum (1856)

Als im Jahre 1810 die Grundsteinlegung der neuen Scherzheimer Kirche durch den Architekten Weinbrenner persönlich in Szene gesetzt wurde, sorgte er dafür, daß die damals gängigen badischen Münzen mit in den Grundstein eingelegt wurden. Das wertvollste Geldstück war ein badischer Dukaten mit der Umschrift: „In sabulis Rheni (aus den Sanden des Rheins)“. Diese Auswahl unter den Münzen konnte man als eine Ehrung der Goldwäscher ansehen, die in den umliegenden Rheinorten diesem Gewerbe nachgingen.¹

Das Goldwäschen war eine Wertschöpfung im eigenen Land. Deshalb hatte die großherzogliche Regierung auch ein Interesse an diesem Gewerbe. Es sollte in möglichst großem Ausmaß betrieben werden. Aber die Behörde wollte die Kontrolle über die Goldwäscher behalten. Sie setzte deshalb den Bürgermeister Knobloch von Eggenstein zum Goldwaschinspektor ein² (14. 5. 1817). Die Gemeinde selbst mußte einen Gemeindegoldwaschaufseher bestellen. Wer Gold waschen wollte, bewarb sich bei seiner Gemeinde um eine Genehmigung. Er wurde dann zu gegebener Zeit bestellt und verpflichtet. Die Bürgermeister mußten ein Verzeichnis der Goldwäscher anlegen. Diese verpflichteten sich ihrerseits, das gewonnene Gold zu einem Festpreis an den Staat abzuliefern und die Waschvorschriften einzuhalten. Sie durften z.B. nicht im Wasser arbeiten.

Im Jahre 1830 gab das Bezirksamt Rheinbischofsheim einen Überblick über das Goldwaschen in seinem Amtsbereich.³ Danach beschäftigte sich in Lichtenau niemand mit dem Fischen oder Gold waschen. Dagegen sind „in Grauelsbaum fast alle Gemeindebürger als Fischer oder Goldwäscher tätig“. Ihre Arbeit wird auch jenseits des Talwegs, innerhalb der Gemarkungsgrenzen, nicht behindert. Dieser Sachverhalt war im Staatsvertrag vom 29. 11. 1827 geregelt. Als Arbeitsbereich stand den Goldwäschern nur die eigene Gemarkung zur Verfügung. Doch wenn die Bürger der Nachbargemeinden keinen Gebrauch von ihrem Recht machten, konnten die Nachbarn auch in diesem Gelände arbeiten. Auf diese Weise war es den Grauelsbaumern möglich, auch in den am Rhein gelegenen Gemarkungsteilen von Lichtenau und wahrscheinlich auch Scherzheim Gold zu waschen.

Die Grauelsbaumer Goldwäscher waren durch ihren geringen Grundbesitz gezwungen, ihre wirtschaftliche Existenz neben der Fischerei ganz auf diese Arbeit aufzubauen. Das gewaschene Rheingold war Nahrung, Kleidung und Obdach in einem. Die Menschen waren dadurch in allem, was mit diesem Gewerbe zusammenhing, sehr sensibel. Negative Einwirkungen im Bereich des Goldwaschens konnte Hunger bedeuten.

Nur wenn man sich diesen Umstand vergegenwärtigt, ist die nachfolgend beschriebene Szene zu verstehen:

Am 6. August 1856 erschien beim Bürgermeister Ludwig von Grauelsbaum der Grauelsbaumer Bürger Jacob Schwarz und berichtet folgenden Vorfall:⁴

„Am Vortag, morgens 9 Uhr, sei er zum Gold waschen gefahren. Als er auf Grauelsbaumer Gemarkung an den neu errichteten Gründen angekommen sei, (da, wo der Streit zwischen den Grauelsbaumer und Grefferner Goldwascher entstanden sei), arbeitete dort der Goldwaschaufseher Michael Jäger aus Greffern. Er stand zwei Schuh tief im Wasser und warf den Kies aus dem Wasser. In 2–3 Tagen hätte man den Kies aus dem Trockenen können aufheben und 50–60 Gulden verdienen können. Ich fragte ihn, ob er als Goldwaschaufseher nicht wüßte, daß das Wasserschaffen verboten sei, ging er mit der Schaufel auf mich los, griff mich auch am Hals und schimpfte mich ‚scheeler Kaib‘ und ‚Kalbskopf‘. In der Nähe befanden sich drei Zeugen, darunter der Grauelsbaumer Daniel Stengel. Ich sagte ihm, daß ich ihn beim Bezirksamt anzeigen werde. Da schlug er sich auf den Hintern und sagte: ‚Am Arsch kann ich ihn anzeigen, aber nicht beim Bezirksamt‘.“

Jetzt schaltete sich auch das Bezirksamt Bühl ein, und Michael Jäger mußte sich dort rechtfertigen. Er sagte, die Stelle, wo er gewaschen habe, sei der Oberfischergrund, das sei Gemarkung Greffern und da dürfe er arbeiten. Als Jacob Schwarz ihm das verwehren wollte und ihn auch noch „liederlichen Tropf“ nannte, da sei er hitzig geworden und sei mit der Schaufel auf ihn los gegangen. Er habe richtig gehandelt.

Die Affäre kam auch vor den vierköpfigen Gemeinderat von Greffern. Kein Mitglied desselben wußte etwas vom Oberfischergrund (das waren wohl weder Fischer noch Goldwascher). Im übrigen wären aber in diesem Gelände alle 20–30 Tage die Geländeformen total verändert und die Orte wieder weggeschwemmt, so daß es unmöglich wäre, irgendwelche Grenzen festzulegen.

Als Jacob Schwarz auf dem Bezirksamt Rheinbischofsheim vernommen wurde, gab er an, daß die fragliche Geländestelle weit oberhalb des Fischergrundes läge und „Kirchhöfel“ genannt werde. Der Platz sei strittig zwischen Grauelsbaum und Greffern, weshalb das Bezirksamt auch bis zur Klärung der Verhältnisse ein Goldwaschverbot für das Gebiet ausgesprochen habe. Bürgermeister Ludwig ist der Meinung, der Platz gehöre zu Grauelsbaum. Der Bürgermeister von Greffern schug vor, einen Augenschein aller beteiligten Parteien durchzuführen und so eine Entscheidung herbeizuführen. Da er bald darauf starb, geschah nichts.

Der gordische Knoten wurde vom Forstfiskus in Rheinbischofsheim gelöst: Das ganze Gebiet mit einem Umfang von $19\frac{3}{4}$ Morgen gehöre dem Staat, sei also Domäne und die Behörde werde zu gegebener Zeit entscheiden, was mit dem Gelände geschehen soll. Es könne zu Wald oder Wiese angelegt werden (der Verfasser kennt es nur als Pappel- und Weidenwald).

Von den beteiligten Behörden war das Forstamt schnell in der Lage, das Gelände zu vermessen und verbindliche Angaben über die Eigentumsverhältnisse zu machen. Die neuen Gemarkungsgrenzen waren Bestandteil des Staatsvertrags von 1840 und durch die Tulla- und Rückmarksteine festgelegt. Bis jetzt kannten die Leute nur die alten, seit „unvordenklichen Zeiten“ geltenden Grenzen, wie sie in Zusammenhang mit der Noblatgrenze galten.⁵ Dieser Tatbestand erklärt, warum die Leute keine genauen Kenntnisse über den neuen Grenzverlauf besaßen, aber dabei die „eigene“ Gemarkung nicht zu kurz kommen ließen. Was zum Beispiel keiner wußte, war die Tatsache, daß gerade im Gebiet „Kirchhöfel“ die Gemeinde Ulm durch die neue Grenzziehung beträchtliches Gelände besaß. Daß der Staat Domäneneigentum dekretierte, mußten die Gemeinden akzeptieren, so wie die Verstaatlichung des 90-Meter breiten Uferstreifens. Der Staat hatte nämlich den Gemeinden vorgerechnet, daß durch die Verhandlungen viel zusätzliches Gelände gewonnen würde und daß der Staat auch einen Teil davon beanspruche.

Im Jahre 1856, in dem der behandelte Goldwascherstreit sich abspielte, war Halbzeit in der 1840 begonnenen Rheinregulierung. Deshalb befand sich das gesamte Stromgebiet (wie der Gemeinderat von Greffern gut beschrieben hatte) mitten in einer geologischen Revolution: Wo heute Land war, konnte in wenigen Wochen wieder Wasser sein und umgekehrt. Die Turbulenzen bei der Goldwäscherei waren auch durch die Rheinregulierung mitbedingt. In diesem Zustand war eine Grenzfestlegung sinnlos. Andererseits sollten vorläufige Vereinbarungen über die Arbeitsbereiche den Goldwaschern die Arbeit ermöglichen. Ein Arbeitsstop schadete den Waschern, ohne irgend jemand zu nutzen. Der Domänenwald wächst ohne Rheingold genau so gut.

In letzter Instanz wurde Michael Jäger, die zentrale Figur dieser Abhandlung, vor das Bezirksamt Rheinbischofsheim zitiert. Er konnte sich an nichts erinnern, auch nicht an ein Goldwaschverbot. Das Bezirksamt war gnädig und bedrohte ihn nur im Wiederholungsfall mit einer Strafe. Außer dem Arbeitsverbot hatte er ja noch gegen das Verbot des „Wasserschaffens“ verstoßen. Diese Art der Arbeit wurde schon von Goldwaschinspektor Knobloch im Jahre 1823 verboten, weil mit dieser Methode „mindestens ein Viertel der möglichen Ausbeute verloren geht“.⁶ Wer so arbeitet, nimmt den Rahm von der Milch und gießt den Rest weg.

Nach diesem für Michael Jäger unerfreulichen Amtsbesuch, war dieser es leid geworden, noch in seiner Heimatgemeinde Greffern Gold zu waschen. Er zog deshalb ins Oberland, um dort in den Goldgründen der Ämter Kenzingen und Breisach sein Glück zu versuchen.

Ludwig Uibel

Anmerkungen

- 1 Uibel, Ludwig: Die Grundsteinlegung der Scherzheimer Kirche. In: Die Ortenau 1997, 333–340
- 2 Staatsarchiv Freiburg (STAF) B 713/5/2
- 3 STAF B 713/5/1
- 4 STAF B 713/8/386
- 5 Uibel, Ludwig: Übrerrheinische Gemeindewälder zwischen Freistett und Greffern nach dem Rheingrenzvertrag von 1840. In: Die Ortenau 1989, 181–211. Uibel, Ludwig: Die Rheinbanngrenze im Bereich von Drusenheim. In: Die Ortenau 1999, 445–461
- 6 Wie Anm. 2

Stollhofen: Ausgrabungen zwischen Schanzstraße und Herrenstraße, September 1999

Ausgrabungen des Landesdenkmalamtes

Am Dienstag, den 7. September 1999, führten Mitarbeiter des Landesdenkmalamtes auf dem Grundstück zwischen der Herrenstraße und der



Suchgraben auf dem Grundstück Sickinger, Flurstück Nr. 185/186. Die in den alten Festungsplänen eingezeichneten Wehranlagen sind aufgefunden worden. Das Mauerwerk im Vordergrund, rund drei Meter stark, ist in das Jahr 1645 einzuordnen. Das hintere Mauerwerk, mit rund fünf Metern Stärke, in die Zeit vor 1500

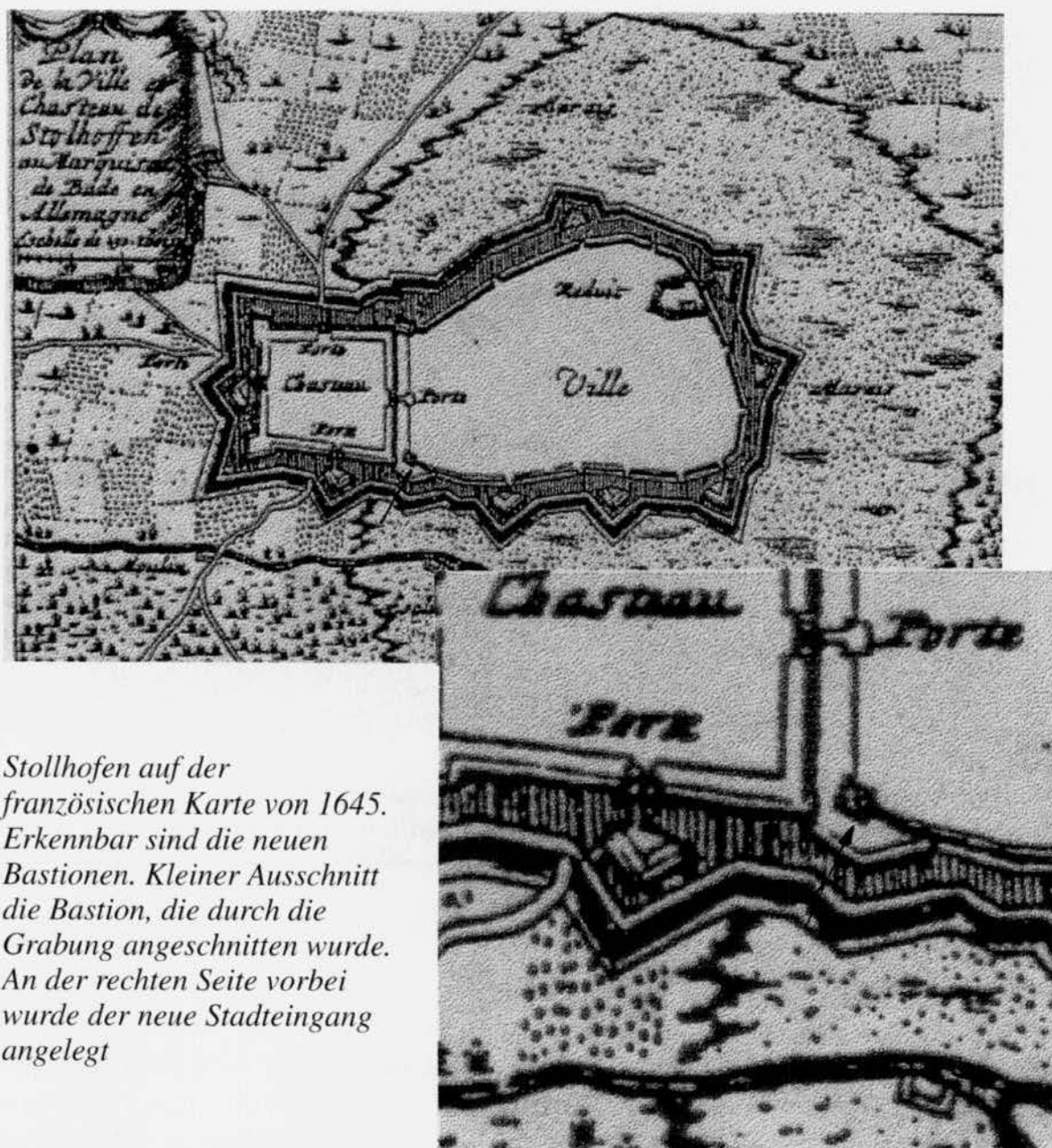


Der Stadtgründung um 1300 (Oval mit ca. 5 ha), wurde noch vor 1500 eine Erweiterung (Vorhof mit ca. 1 ha) vorgebaut. Die südliche Verbindungsmauer (Plan, punktierte Linie) wurde durch den älteren Stadtgraben geführt. Dieses Mauerteil wurde bei der obigen Grabung angeschnitten

Schanzstraße eine Suchgrabung durch. An Hand von alten Stadt- und Festungsplänen war bekannt, daß auf dem Grundstück, unter dem heutigen Bodenniveau, die Überreste von mächtigen Festungswerken verborgen sein müßten. Ein Suchschnitt von über 22 Meter Länge und bis zu drei Meter Tiefe wurde über das Grundstück gezogen. Tatsächlich stieß der Bagger schon in kurzer Zeit im nördlichen Bereich und auch in geringer Tiefe, auf eine Mauer von über fünf Meter Breite. In beinahe drei Metern Tiefe fand man, unter dem Mauerwerk, auch die Überreste des Fundamentes in Form eines Holzpfahles. Im weiteren Verlauf der Grabung wurde auch, wie erwartet, im südlichen Teil, ein weiterer Mauerzug von nochmals über drei Meter Stärke gefunden.

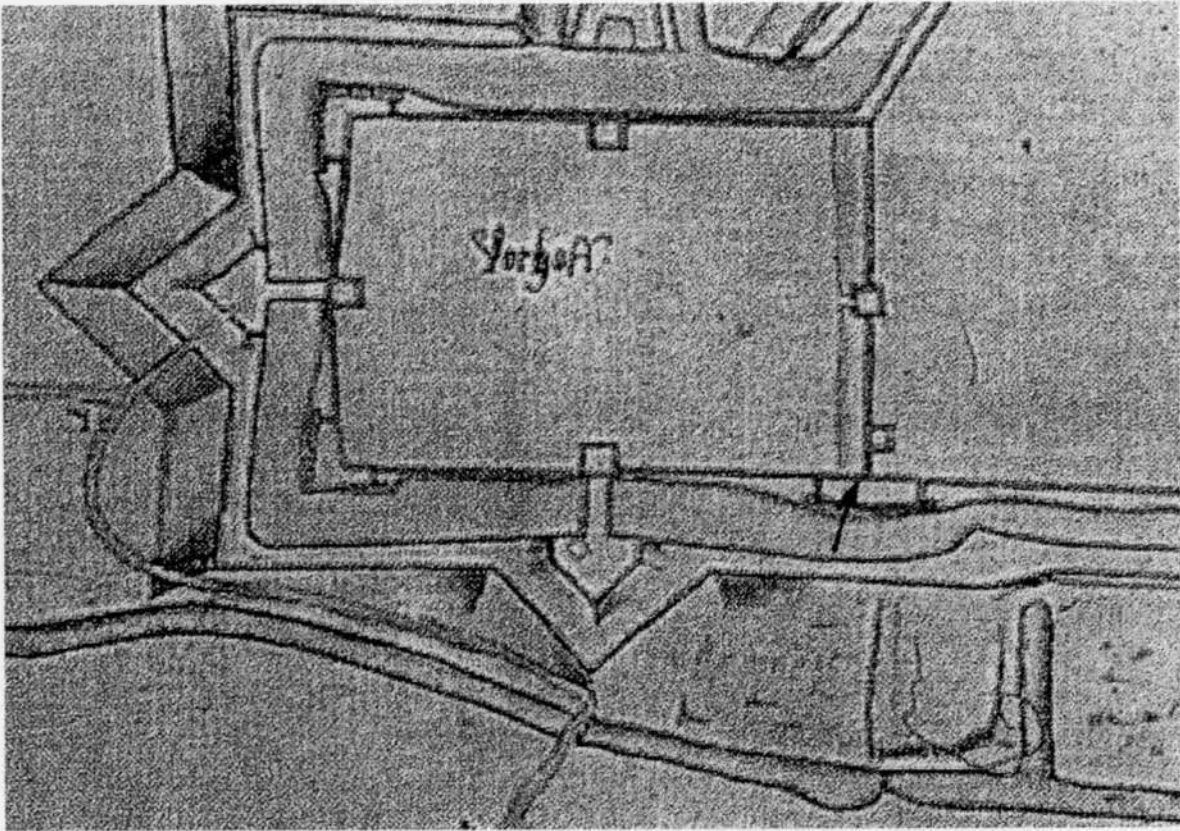
Geschichtlicher Hintergrund

Um das Jahr 1300 wurde die Stadt Stollhofen auf der Insel des Sulzbach in Form eines Oval angelegt und ummauert. Die ältere Dorfsiedlung im Gebiet zwischen Friedhof mit Pfarrkirche, Stadtmühle und heutige Lammgas-



Stollhofen auf der französischen Karte von 1645. Erkennbar sind die neuen Bastionen. Kleiner Ausschnitt die Bastion, die durch die Grabung angeschnitten wurde. An der rechten Seite vorbei wurde der neue Stadteingang angelegt

se blieb weiter bestehen.¹ Zwischen der Dorfsiedlung und der neuen Stadt lag somit ein freies Gebiet. Dieses Gelände wurde durch die Straße, die von Süden über die Brücke über den Sulzbach führte, in Richtung Lammgasse durchschnitten. Um die Zollstelle und um den markgräflichen Ladhof in die Wehranlage einzubeziehen, wurde noch vor 1500 die Stadt nach Westen hin erweitert. Dadurch gewann man eine weitere Siedlungsfläche, „Vorhof“ genannt, von ca. einem Hektar. Der alte Stadtgraben mit Tor und Brücke blieb erhalten. Durch den Stadtgraben wurde jeweils im Norden und im Süden eine Verbindungsmauer gezogen, unsere innere Mauer mit fünf Metern Stärke.



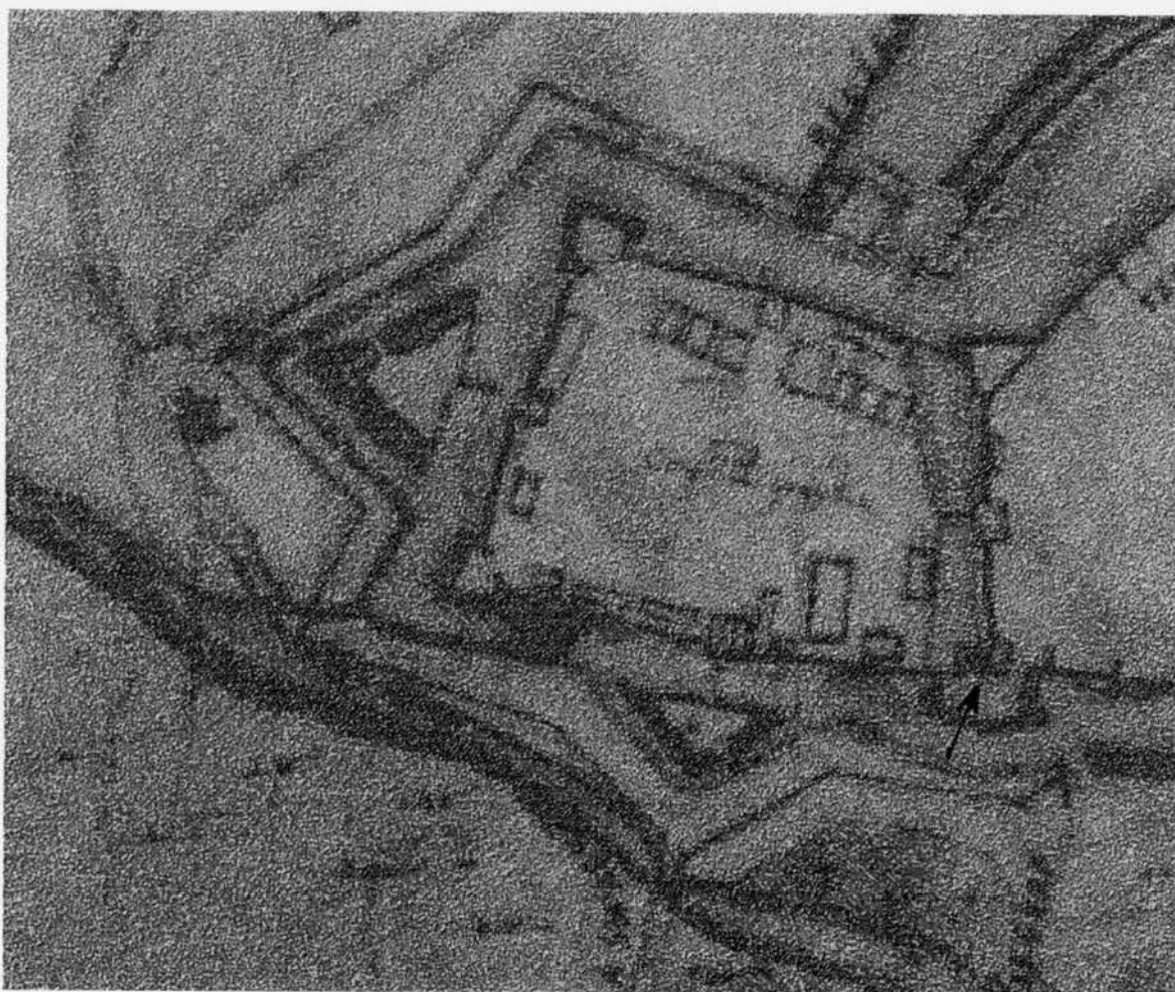
Stadtplan von 1689 von Samson Schmalkalder. Im Vorhof waren zwischen 1645–1652 die Truppen der Franzosen untergebracht. Nach deren Abzug zog wieder die markgräfliche Garnison ein. Erkennbar ist die oben genannte Bastion, nicht erkennbar ist dagegen der neue Eingang

Der Festungsausbau durch die Franzosen

Als die Franzosen im Jahre 1645 durch den Vertrag von Stollhofen in den Besitz der Festung gelangten, richteten sie eine Garnison ein. In Folge bauten sie die Festung weiter aus, indem sie weitere Bastionen den mittelalterlichen Stadtmauern vorbauten. Um die Garnison im Vorhof von den Bewohnern abzugrenzen, erbauten die Franzosen den Bürgern einen eigenen Eingang. Dieser Stadteingang wurde durch die Bastion gedeckt, als deren Überreste der südliche Mauerzug anzusehen ist.

Die jüdische Gemeinde zu Stollhofen

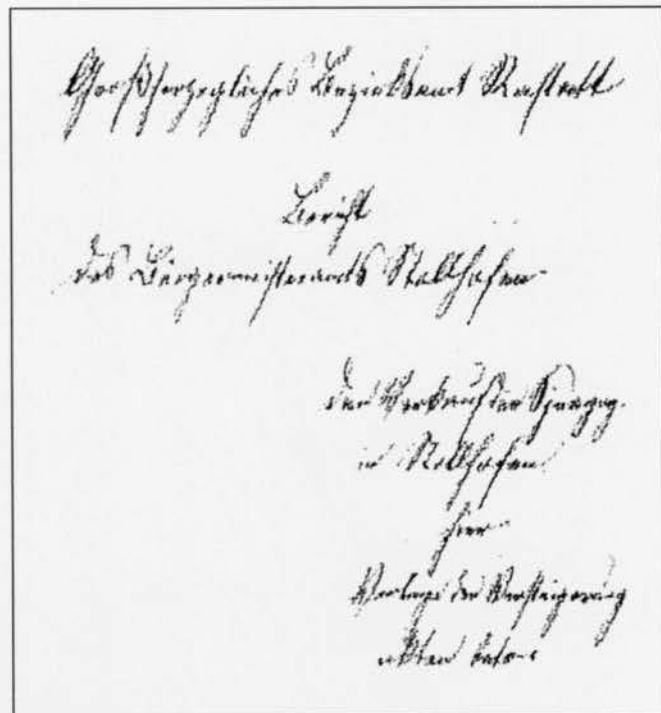
Schon im Mittelalter wohnten in Stollhofen Juden. Namen um 1450, wie Kauffmann, Liebelsbacher und Matzenmacher, deuten auf die frühe Ansiedlung von jüdischen Familien in der Stadt hin. Nachdem um 1707 die Festung niedergelegt werden mußte, wurden auch die Stadtgräben mit dem Schutt aufgefüllt. Unter anderem wurde auch der Graben zwischen der Altstadt und dem Vorhof zugeschüttet. Im Jahre 1828 erbaute die damalige jü-



Der Plan von 1697 zeigt dagegen deutlich den neuen Stadteingang mit Brücke. Hier ist auch die Bebauung des Vorhofes erkennbar, der als „Campo die Gardie“ (Platz der Garde-Garnison) eingezeichnet ist. Über den „Angere“ (Fahrddamm), gelang der Bewohner damals über eine weitere Brücke über den Sulzbach zum Hohlerwald und zur Landstraße

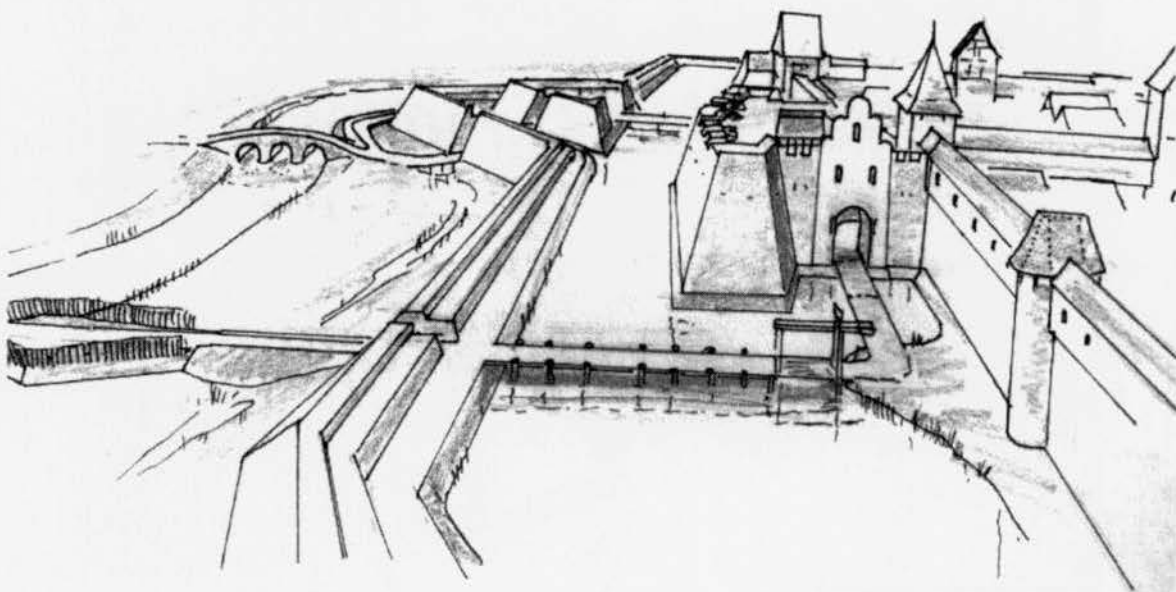
dische Gemeinde Stollhofen auf diesem Grundstück Nr. 185 ihre Synagoge. Das Gotteshaus wurde, um einen kleinen Vorplatz zu bilden, etwa 10 Meter vom Straßenrand zurückgesetzt. Das Gebäude hatte eine Abmessung von ca. 8,10 × 11,40 m. Abbildungen dieses Gebäudes sind mir leider bisher nicht bekannt. 1870 wurde das Haus als sehr baufällig beschrieben. Der Untergrund war für ein Haus ungeeignet und die Fundamente nicht tragfähig genug ausgelegt, um die noch anhaltenden Bodenabsenkungen auszugleichen. Da damals die jüdische Gemeinde durch die verstärkte Abwanderung nur noch aus zwei Familien bestand, wurde 1877 das Gotteshaus zur Versteigerung freigegeben. Die Gemeinde wurde aufgelöst, die heiligen Gerätschaften übernahm die Gemeinde Bühl.⁶

Josef Sickinger ersteigerte das Haus für 1520 Mark und ließ es abbrechen. Er erbaute am gleichen Platz, nun aber direkt an den Straßenrand,



Protokoll der Versteigerung der
Synagoge 1877

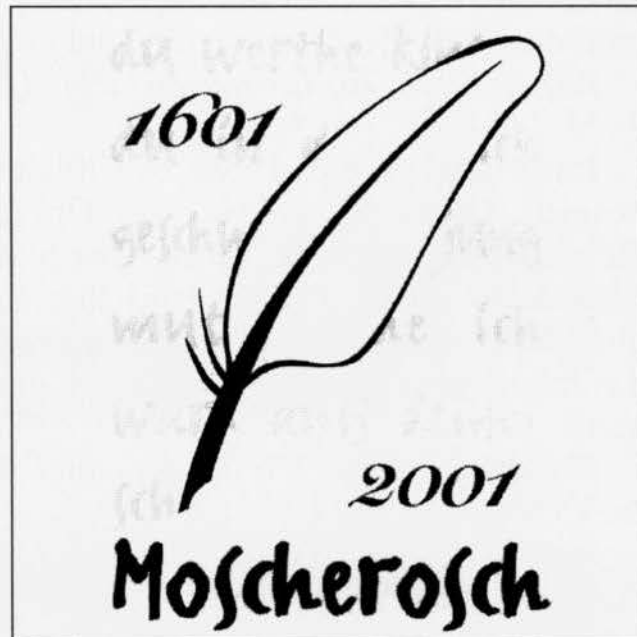
das heute noch stehende Geschäftshaus. Um sein Metzgereihandwerk auszuüben, erbaute er weitere Gebäude hinter dem Haus. In einem dieser Anbauten befand sich ein Keller, in dem über Jahrzehnte das zur Kühlung eingelagerte Eis aufbewahrt wurde. Dieses Gebäude wurde vor wenigen Jahren ebenfalls abgebrochen. Ob es sich nun bei dem oben genannten Eiskeller um die Überreste des jüdischen Bades (Migwe) gehandelt haben kann, wird solange eine Vermutung bleiben, bis vielleicht eine weitere Ausgrabung Gewißheit bringt.⁷



Rekonstruktion der Festung um 1645, mit dem durch die Bastion gedeckten Stadteingang

Moscherosch-Jahr 2001 in Willstätt: Vorschau

1601 erblickte der Sohn Johann des Willstätter Kirchenschaffners Michael Moscherosch das Licht der Welt. Aus dem kleinen Jungen, der in der Kinzig das Schwimmen lernte, wurde im Lauf der Jahre ein Schriftsteller, dessen Name heute zusammen mit den Großen der Barockliteratur genannt wird. Die „Gesichte des Philander von Sittewald“ machten ihn berühmt, und mit dem Autor auch dieses „Sittewald“, hinter dem sich nichts anderes verbirgt als „Willstätt“. Moscherosch selbst in einem Gedicht von 1652:



*Du werthe Kintze du, die du mein Sittewaldt
Willstätt, ietz wild und öd, mit deinem strohm bestreichest,
Nicht über gross, doch gut mit Lachs und Holtz bereichest,
Willstätt, befreyter lust vorhin ein auffenthalt,
Jetz, dass es Gott erbarm, ein eingeäschte Statt,
Du werte Kintze du, in deren ich geschwommen
Jung, Muttig, ehe ich ward auss deiner schooss genommen . . .*

Den 400. Geburtstag des Dichters wird man in Willstätt mit einem interessanten und vielfältigen Programm feiern. Mit Volksfesten und Vorträgen, mit einem Freilichttheaterstück rund um den Dichter, ja sogar mit der Eröffnung eines Moscherosch-Museums wird Willstätt an den Dichter erinnern.

„Die Ortenau“ hat schon in ihrem ersten Heft auf Johann Michael Moscherosch und dessen Bruder Quirin (Pfarrer und Dichter in Bodersweier) hingewiesen.

Beinert, Johannes: Geschichte des ehemaligen hanau-lichtenbergischen Schlosses zu Willstätt. In: Ortenau 1/2, 1910/1911, 29–47

Johannes Beinert (1877–1916), in Eckartsweier geboren, fiel im Alter von 39 Jahren im Ersten Weltkrieg. Er war der Verfasser der „Geschichte des badischen Hanauerlandes“ (Kehl 1909, 2. Aufl. Kehl 1990) und gilt als der Wiederentdecker von Johann Michael Moscherosch mit wichtigen Ar-

beiten zu dessen Biographie und zu den Nachwirkungen seiner Schriften. Beinerts Initiative ist die Errichtung des Moscherosch-Denkmal bei der Kirche in Willstätt zu verdanken (1907). Der genannte Aufsatz enthält Bemerkungen zu Moscheroschs Jugend in Willstätt.

Batzer, Ernst: Zur Lebensgeschichte Quirin Moscheroschs. In: Ortenau 4, 1913, 145–149.

Ernst Batzer (1881–1938), Schriftleiter der „Ortenau“ über fast drei Jahrzehnten, Geschichtsschreiber der Ortenau, Gymnasialprofessor in seiner Heimatstadt Offenburg, Kustos des Städtischen Museums im Ritterhaus, Mitarbeiter vieler wissenschaftlicher Zeitschriften, mit Aufsätzen auch über J. M. Moscherosch. Der oben genannte Aufsatz hat zum ersten Mal das Interesse an Quirin Moscherosch geweckt und gab den ersten Lebensabriß.

Bechtold, Arthur: Ein Lobgedicht J. M. Moscheroschs auf Ludwig XIV. In: Ortenau 25, 1938, 97–102.

Arthur Bechtold (1874–1946) wurde nach seiner Zuruhesetzung als Stabsarzt zum Privatgelehrten und veröffentlichte zahlreiche Aufsätze zu Grimmelshausen und Moscherosch in der Zeitschrift für Bücherfreunde und der Zs. f. d. Geschichte des Oberrheins. Von ihm stammt die erste zuverlässige Bibliographie der Schriften Moscheroschs.

Fluck, Hans-Rüdiger: Ein Hochzeitsgedicht Quirin Moscheroschs an Sigmund von Birken. In: Ortenau 53, 1973, 170–175.

Hans-Rüdiger Fluck ist Gymnasiallehrer und war einige Zeit als Lektor im ostasiatischen Raum tätig. Der erstgenannte Aufsatz hatte Konsequenzen für die Grimmelshausenforschung, besonders für die Bibliographie der Schriften Grimmelshausens. Fluck befaßte sich mehrfach in anderen Zeitschriften mit Quirin Moscherosch.

Schäfer, Walter Ernst: Quirin Moscherosch als Poet in Rheinbischofsheim. In: Ortenau 65, 1985, 134–146.

Walter Ernst Schäfer (geb. 1928), emer. Professor für Literaturwissenschaft und Literaturdidaktik an der PH Schwäbisch-Gmünd. Zahlreiche Aufsätze und Bücher zur Barockliteratur. Besonders hervorzuheben: Johann Michael Moscherosch. Staatsmann, Satiriker und Pädagoge im Barockzeitalter. München 1982 (vergriffen). (Festprogramm bei der Gemeinde Willstätt erhältlich).

Voraussichtlich wird zum Moscherosch-Jubiläum neben dem „Soldatenleben“ (Braun Verlag Karlsruhe) ein anderes seiner Hauptwerke aufgelegt werden. Der Olms Verlag hat sich bereit erklärt, die „Insomnis Cura Parentum. Christliches Vermächtnuß oder schuldige Vorsorg eines trewen Vaters“ (1643) in einer kleinen Auflage neu herauszugeben. Es handelt sich um eine Ehe- und Erziehungslehre in deutscher Sprache, die Einblicke in die Strukturen einer bürgerlichen Familie des 17. Jahrhunderts gibt, zu der auch Knechte und Mägde zählten. Moscherosch schrieb sie unter Todes-

drohungen in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges als Vermächtnis an Frau und Kinder. Persönliche Kriegserfahrungen klingen beständig durch.

Das Buch soll im Subskriptionsverfahren angeboten werden. Anfragen sind zu richten an: Georg Olms Verlag, Hagentorwall 7, 31134 Hildesheim.

Schäfer/Ruch

Kenzinger Künstler der Barockzeit in der Ortenau

Hermann Brommer hat in zwei Beiträgen für die „Geschichte der Stadt Kenzingen“ (1999, Bd. 2) auf die besonderen Leistungen von Bauleuten und Künstlern hingewiesen, die auch nördlich Kenzingens tätig waren. Da dies auch die Leser der „Ortenau“ interessieren wird, sei der Inhalt hier skizziert, die Lektüre der Originalbeiträge Brommers aber jedem Barockfreund empfohlen:

„Franz Rudhart (1708–1765), Kunstschreiner, Barockbaumeister und Kronenwirt“ war der bedeutendste Baumeister Mittelbadens um 1745/60, so die Forschung. Der „feinfühligste Barockbaumeister“ (Hermann Brommer) aus dem Allgäu ließ sich in Kenzingen nieder, heiratete, wurde Kronenwirt und gleichzeitig selbständiger Schreiner, als welcher er auch als Architekt und Baumeister tätig wurde: in Herbolzheim, Riegel, vor allem aber in der neuen Pfarrkirche in Niederschopfheim (Ortenau) hat er Beweise für seine großen Fähigkeiten hinterlassen.

Das Kenzinger Franziskanerkloster beherbergte während des 17. und 18. Jahrhunderts viele ordenseigene Bauleute und Künstler. Ihre Namen und ihre Arbeitsstätten einmal zusammengetragen zu haben, ist ein großes Verdienst Brommers. Denn auch in der Ortenau wurden diese Künstler tätig, allerdings ist angesichts der spärlichen Quellenlage über viele von ihnen nur wenig bekannt. Da sind die gründlichen Studien Brommers sehr willkommen.

Martin Ruch

„Ich habe heute frei geredet, aber ich fürchte mich nicht!“

Gedächtnisrede auf Robert Blums Tod (1848)¹

G e d ä c h t n i ß r e d e

auf

Robert Blum's Tod.

Da der Erlös der Wittve und den Waisen Robert Blum's bestimmt ist, so ersuchen wir alle Menschenfreunde, welche den Werth eines Mannes aus dem Volke, wie Robert Blum war, zu schätzen wissen, um möglichste Verbreitung dieser gehaltreichen Grabrede. Bei Bestellungen bitten wir zur Ersparung der Kosten den Betrag für die bestellten Exemplare gefälligst gleich baar an uns nach Baden einzusenden. Möchten sich in jeder Stadt, in jedem Dorfe Einzelne, gerührt von dem traurigen Schicksal der Wittve und der Waisen des edlen Todten, mit dem Verschleiß der Schrift befassen. Auch der Aermste im Volke wird, wenn er darum angesprochen wird, gerne bereit sein, ein geringes Opfer der Dankbarkeit den Manen eines Mannes zu bringen, welcher für des Volkes Sache verfolgt, gelitten und gestorben ist.

Die Verlagsdruckerei von G. Muhl.

Vorwort.

Theils um meine Oberkirchenbehörde – gegenüber meinen Angebern – über den Einzel-Inhalt der gehaltenen, schwer verdächtigten Predigt, in Kenntniß zu setzen; theils um der Aufforderung des Herrn Dr. Muhl in Baden nachzukommen, meine Rede zu Gunsten der Hinterbliebenen Blum's drucken zu lassen – veröffentliche ich dieselbe hiemit durch die Presse.

Hornberg im Schwarzwalde, im November 1848.

Gerwig, Diak.

¹ eingereicht von Alfons Stadler als Nachtrag zu seinem Auftrag „Hornberg während der Revolution 1848/49“. In: Die Ortenau 1998, 367 ff.

Nehmen sie den Leib,
Gut, Ehr', Kind und Weib:
Laß fahren dahin,
Sie haben nicht Gewinn!
Das Reich muß uns doch bleiben.
Amen.

Wenn wir uns in schwerem Kampfe um das Irdische durch die Sorgen einer Woche hindurchgerungen haben, und der letzte Tag derselben hat sich geneiget – welche Sehnsucht, meine Freunde, erfüllet dann das Christenherz? Gewiß, uns einmal wieder zu retten aus dem Gewühle des Lebens, und der ewigen Vaterliebe Gottes an das Herz zu werfen, und an dem Unvergänglichlichen, Ewigen die müdgewordene Seele zu erquicken. Und wenn wir im Jammer eines großen Elendes, das uns, unsere Familie oder unsere Gemeinde drückt, wieder jene Werkstage hinter uns haben, wenn Krankheit der Unsern, der traurige Blick in die Zukunft, das stockende Gewerbe, der abnehmende Wohlstand des Hauswesens, ein herannahendes Alter, Feindschaft und Verfolgung der Menschen die letzten bangen Gedanken waren nach der Woche Mühen und Lasten: was ist dann wieder unsere Zuflucht am Tage der Ruhe? Ist es nicht wieder das alte Gotteshertz, das wir so laut und deutlich schlagen hören aus den Worten des unvergänglichen Evangeliums? – Oder gar, wenn die Schläge des schwülen Gewitterlebens furchtbarer kommen, wenn sie nicht die Person des einzelnen armen Menschen allein, nicht allein Weib und Kind, nicht allein die Gemeinde treffen und beugen und verzagt machen – nein, wenn sie ein ganzes Volk zermalmen wollen, wenn es der Erde gilt, die uns bisher getragen und ernährt, wenn das geliebte, theure Vaterland von furchtbarem Gewittersturme erschüttert und in seinen Grundvesten bedroht wird, wenn seine und unsere Zukunft so düster, o so jammervoll düster vor uns liegt, und seine besten Söhne im Kampfe für ein freieres Dasein ihr Herzblut geopfert – o, daß ich es sagen muß, wenn die Erde bald Nichts mehr ist, als ein großer Sarg, der Freiheit und der Kraft, und es fast nicht mehr der Mühe werth ist, zu leben – wohin willst du dich nun wenden, verwaistes Menschenherz, das nicht allein für sich, das auch für deine Mitbrüder, für dein Volk, für dein verwundet, blutend Volk schlägt? Wohin? – Allerbarmender Gott, wenn Trübsal da ist, so suchet man dich, und wenn du sie züchtigest, so rufen sie ängstiglich! – So ist auch der heutige Sonntag, trüb und traurig aus dem Osten über unsern Bergen aufgegangen; sein kalter, blutigrother Morgenstrahl kann uns nicht erquicken, nicht trösten – aber ist er nicht der Auferstehungstag des Herrn? O so wollen wir niederfallen vor Deinem Throne, Du Allerhöchster, laß Dich finden, laß Dich finden – wenn wir nur Dich haben, so fragen wir Nichts nach Himmel und Erde! Und wir haben Dich! – Jenes alte, heilige Buch erzählt uns wieder, daß Du lebest, Dein Sohn zeuget noch heute von

Dir, er ruft laut und weissagend den Seinen zu: Ich komme bald im Namen des Herrn! – Und ob auch eine Bruderleiche zu unsern Füßen liegt, und ob wir auch das treueste Herz nicht mehr schlagen hören, ob auch Stirne und Brust des Entseelten noch hinüberbluten in unsere Seelen, wir treten jetzt von Ihm hinweg, der eingegangen ist zur seligen Freiheit der Kinder Gottes – und hören die Worte des Freiesten der Menschenkinder – Jesu Christi! Wer Ohren hat zu hören, der höre! – –

Darum siehe, Ich sende zu euch Propheten und Weise und Schriftgelehrte: und derselbigen werdet ihr etliche tödten und kreuzigen, und etliche werdet ihr geißeln in euren Schulen, und werdet sie verfolgen von einer Stadt zu der andern. – Auf daß über euch komme alles das gerechte Blut, das vergossen ist auf Erden, von dem Blut an des gerechten Abels, bis aufs Blut Zacharias, Barachiä Sohn, welchen ihr getödtet habt zwischen dem Tempel und Altar. – Wahrlich, ich sage euch, daß solches Alles wird über dies Geschlecht kommen. – Jerusalem, Jerusalem, die du tödtetest die Propheten, und steinigest, die zu dir gesandt sind! Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne versammelt ihre Kücklein unter ihre Flügel; und ihr habt nicht gewollt. – Siehe, euer Haus soll euch wüste gelassen werden. – Denn ich sage euch: Ihr werdet mich von jetzt an nicht sehen, bis ihr sprecht: Gelobet sey, der da kommt im Namen des Herrn!“

Meint man nicht, Geliebte, diese Worte enthalten die Geschichte unserer Tage selbst; kommt man nicht in Versuchung zu glauben, unsere Zustände seien unter dem Bilde der Sprache des Morgenlandes in sinnreicher Einleitung gleichnißartig hier uns an das Herz gelegt worden? Wie trifft doch jedes Wort wie ein glühender Pfeil, wie schrecklich wahr ist Alles gesagt, wie so einfach, wie so rührend, und doch wie so entsetzlich! Aber auch wie trostreich für ein trauerndes Volk, aber auch wie ermuthigend für die Kleinmüthigen! Nun, so lasset uns Jesum Christum hören, wie er tröstet und ermuthiget, hören ihn, wie er warnet und dräut!

Er sendet zu uns Propheten und Weise und Schriftgelehrte, er ist es, Freunde, der sie sendet, der Ruf Jesu Christi ist an sie gegangen, und sie haben gehorcht ihrem Herrn.

Oder sollte dies Wort nur dem Volke der Juden gegolten haben? War Jesu Werk nur auf sie berechnet, ist das Schicksal Eines Volkes nicht das lebendige Zeugniß der regierenden ewigen Weltordnung für alle Völker der Erde?

O, die Weltgeschichte ist das Weltgericht! Die ewig kreisende gebiert unter wiederholten Wehen immer wieder eine Frucht, die vor Jahrhunderten vom Baume des Lebens gefallen war!

Also die Propheten und Weisen und auch die Schriftgelehrten sind von Ihm auch zu uns gesandt worden. Wessen Sache haben sie geführt, für wen

haben sie gekämpft? Für die Nämlichen, denen zu Liebe Jesus gestorben ist – für die Sache des Volkes, der Menschheit! Daß sein Reich komme, daß sein Wille nicht allein im Himmel, sondern schon auf Erden geschehe, dafür standen, kämpften, fielen die Boten Jesu an die Völker. Und der, so sie ausgesandt, und der, in dessen Namen sie stritten, und der, für den sie gelebt und gestorben, sollte sie verlassen? Nein, nimmermehr, Geliebte! Jesus ist es, der noch unsichtbar in den Reihen der Kämpfer steht, der sie stärkt, sie ermutigt, ihnen Blut von seinem Blut, ihnen Geist von seinem Lebenshauche giebt – Jesus ist es! Er, das Licht der Welt, hilft wehren der Finsterniß, er, die Wahrheit und das Leben, kämpft mit gegen Lüge, Trug, Knechtschaft und Geistestod, er, der nicht gekommen, daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zu einer Erlösung für Viele, Er lehrt uns, das eigene Wohl vergessen, die Selbstsucht aus dem Herzen mißen, kein Opfer scheuen, dem harten Dienste des Volkes sich weihen, lehrt uns leiden, bluten, freudig sterben! –

Und das wäre kein Trost? Kein Trost, den Fürsten des Lebens, den Besten und Reinsten, der auf Erden gewandelt, zum Vorkämpfer zu haben? – O, freudig vorwärts, dem jungen Tage entgegen, ist der Himmel auch blutig geröthet vom Lebensöle der treuesten Brüder – freudig vorwärts, noch vor Abend mag der Sieg unser sein, denn mit uns ist Jesus Christus! Wir siegen, und wenn wir auch fallen, wir siegen – und sei es auch auf fremder Erde! Und, Freunde, glauben wir an ihn, so glauben wir auch an Gott! – Er und der Vater sind Eins! Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes, Trübsal oder Verfolgung, oder Blöse oder Schwerdt? O, in dem Allem überwinden wir weit! Mit diesem göttlichen Bewußtsein, mit dieser festen Ueberzeugung ist unser Freund gestorben, der furchtlos auf die tödtlichen Rohre des Feindes blickte, welche nur den Leib, nicht aber die Seele zu tödten vermochten – Ja, sein Geist lebt in uns, und unsere Burg ist Gott! –

Erkennen wir recht, meine Freunde, wie unentbehrlich uns dieser Glaube ist, daß Gott es ist, der die Schicksale des Einzelnen und Geringsten, wie die Geschicke ganzer Länder und Völker leitet. O, wer einen Himmel über sich sieht, der wird auch gerne leiden und Opfer bringen, dessen Herz wird auch gerne verbluten für die gerechte Sache, für Gottes Sache! –

Und wenn diese Ueberzeugung nicht durchdringt, wer an der ewigen, allweisen Vorsehung zweifelt, in welchem der Glaube an eine ewige Fortdauer der Menschenseele wankend oder gestürzt ist – wie kann er in den Mängeln dieses Lebens hinaussehen in bessere Zukunft, wie sich erheben im Hinblicke auf das Jenseits, wie die ewige Gerechtigkeit Gottes vereinen mit dem Jammer menschlicher Erlebnisse, wie kann er auf den Grund alles Elends: der Schuld und der Missethat – blicken? In dumpfem Trotze muß er der gräßlichen Nothwendigkeit gegenüber sein Leben dahinschleppen, oder, an Gott und Menschheit verzweifelnd, oder mit sich selbst zerfallen

und bankbrüchig an eigener Seele geworden, muß er dies Leben gewaltsam verlassen.

Das geschehe uns nicht, Geliebte! Wir wissen, daß Ein fester Wille uns leitet noch seinem Rathe, und daß Er uns endlich mit Ehren annimmt, daß sein Rath wunderbar ist, aber Alles herrlich hinausführen wird.

Gott ist mit uns, hoffet auf den Herrn, Gott ist unsere Zuversicht! –

Muth, Brüder, Muth! Jesus weist uns, meine Freunde, nachdem er uns getröstet und ermuthigt hat, im Verlaufe seiner Rede an die Pharisäer, nun zur blutgedrängten Geschichte seines Volkes; schwer gekränkt, daß eben dies Volk auch ihn von sich stößt, der ihnen das Heil bringen sollte – und sie haben nicht gewollt! Ach, die Verblendeten, ihr Haus soll ihnen wüste gelassen werden! Von nun an war die letzte Frist abgelaufen, die Leiter des Volkes rannten in entsetzlicher Verblendung dem Verderben entgegen und rissen die ganze Nation mit sich in den Abgrund! Daher die Warnung, die aus Jesu Worten zu uns spricht: Wen Gott, der Herr, verderben will, den schlägt er mit Blindheit! Keine Beispiele aus der Weltgeschichte wollen wir heute dafür beiziehen, lasset uns nur aus der heiligen Geschichte einige betrachten. Dort am Nile zeigt uns das alte Testament ein Volk in knechtischer Dienstbarkeit. Gott erweckt diesem Volke einen Helden, – und verstocket das Herz Pharaos! Außerordentliches geschieht – Pharaos Herz giebt nach, heute will er das fremde Volk ziehen lassen in das gelobte Land der Freiheit, da Milch und Honig innen fließt, aber morgen ist der Entschluß geändert, sie sollen noch länger für ihn sich mühen, ihm unvergängliche Denkmale bauen unter Schweiß, Armuth und Blut; – nach Riesenmühen gelingt endlich dem Manne Gottes, Moses, der Auszug aus Aegypten! Sie sind frei, sie sind frei! Gott aber schlägt den Pharaos von Neuem mit Blindheit, es gereut ihn, ein Volk der Knechtschaft entlassen zu haben, eine Heeresmacht soll es zurückbringen – und siehe, und siehe, Pharaos mit seiner Heeresmacht geht unter in den Fluthen des rothen Meeres, die Wellen schlagen über ihm zusammen! Wen Gott verderben will, den schlägt er mit Blindheit! Und, Freunde, wie ging Jesu Christi Prophezeiung an den Leitern und Verleitern des jüdischen Volkes in Erfüllung? „Euer Haus soll euch wüste gelassen werden!“, ruft er ihnen zu. O, wie wunderbar sind seine Wege, wie unerforschlich seine Gerichte! – Das Land, wo die höchste Bildung, die christliche, ihren Anfang nahm, die Wiege edlerer Menschlichkeit, der Befreiung des Menschen von Innen heraus – dieses Land ist, seit auf Golgatha Er blutete, allmählig das Land der Barbarei, einer wilden, sinnlichen Religion geworden, und jene Gefilde voll Kornes und voll Reben – durchheult der Schakal und zerstampft die Horde berittener Barbaren. Wo ist das auserwählte Volk des Herrn? Siehe hier, und da und dort und überall, und kein eigen Vaterland mehr für dies Volk! Mit der Sonne ist die Bildung der Menschheit westwärts gegangen, ihr früheres Haus ist wüste! Denn wen der Herr verderben will, den schlägt er mit Blindheit!

Mit Zittern rufe ich: Kann nicht auch unser Vaterland, der Sitz der Bildung, des Denkens, der Religiösität, einst wüste werden, wenn der Herr im Himmel die Herren dieser Welt mit Blindheit schlägt? O, wenn die Besten todt sind, und die wandelbare Menge von Gott sich zur Abgötterei wendet, kann dann nicht auch bei uns der Barbar aus Osten unsere Saatenfelder zerstampfen, unsere Dörfer niederbrennen, unsere Städte zusammenschmettern? Oeffnet die Augen! Wen der Herr verderben will, den schlägt er mit Blindheit!

Mit Blindheit ist geschlagen, wer für sich allein ein Recht anspricht, mit Blindheit geschlagen, wer den Geist, der doch allein die Welt beherrscht, dämpfen will, mit Blindheit geschlagen, wer Genuß und Ehre und Besitz für sich allein anspricht, während ohne Brod und Recht Millionen darben; mit Blindheit geschlagen, wer Menschensatzung höher stellt als das Recht, das mit uns geboren ist! Wer mit Blindheit geschlagen ist, der gräbt sich sein Grab, fort und fort, Tag und Nacht, weil er nicht das Ende bedenkt, nicht bedenkt, was zu seinem Frieden dienet. Jesus warnt: Ihr habt nicht gewollt, wehe uns, wenn unser Haus wüste wird, – wir müßten Alle mit dem Gange der Weltgeschichte und der Sonne eine bessere Erdenheimath jenseis des großen Meeres suchen, – eines harmlosen Wilden Eigenthum in Besitz nehmen, – und Thränen entfallen mir – auf ewig unseres deutschen Vaterlandes vergessen! – Oeffnet die Augen, sehet! – Oeffnet die Ohren! höret!

Jesus setzt zu der Warnung noch ein furchtbares Drohwort hinzu: „Wahrlich, ich sage euch, daß solches Alles wird über dies Geschlecht kommen!“ Es ist also wahr, daß sich jede Schuld auf Erden rächt! Also über dies jetzige Geschlecht, das unser Land bewohnt? Die Lebenden, ihre Kinder, ihre Enkel kann es, wird es noch treffen? Alles gerechte Blut, das vergossen ist auf Erden, soll über die Schuldigen kommen? Auch dein Blut, todter Freund? – Wir rächen dich nicht, unsere Hände sollen rein bleiben, die Rache ist mein, spricht der Herr! Aber jede Schuld rächt sich schon auf Erden. Wer erzählt uns, daß auf das Vergehen plötzlich die Strafe, die meist unsichtbare folgt? Das Gewissen! Wer zeigt uns, daß jedes ungerechte Gut, bethaut von den Thränen der Waisen und Wittwen, kaum auf das Großkind übergeht? Die Erfahrung! Wer klagt Könige und Völker unbarmherzig vor aller Welt an? Die Geschichte! Wer stürzt in unrettbares Verderben? Beide – der Weltregent, der Weltenrichter!

Und ist nur Eine Rettung, Ein Entrinnen – die Flucht zu Jesu, zu seiner Lehre, seiner Liebe, seinem Leben, seiner Manneswürde, seiner Freiheit, seinem Muthe, zu seinem Joche, das sanft, zu seiner Last, die leicht ist. Heran, ihr Freunde, laßt uns die Hand reichen über der Leiche des Vollendeten – die Hand auf das Herz: „Jesus!“ sei unser Feldgeschrei! – Und nun zum Schlusse: Was soll dies Alles an heiliger Stätte? Wer also frägt, dem antworte ich: Alles, was zur Veredlung der Menschheit, zum Vortheile

unseres Vaterlandes beiträgt, gehört in das Haus Gottes. Wir beteten einst auch wiederholt für jene große Versammlung, die vom Volke berufen ist, das Wohl des Vaterlandes zu berathen. Heute sollten wir nicht trauern für ein treues, deutsches Herz, das für uns geblutet hat? Ist Liebe, ist Dankbarkeit ein Verbrechen?

Wir lassen Jedem seine Ueberzeugung, aber Niemand wolle uns wehren, über einen gefallenen Deutschen zu weinen, und seinem Andenken ein Dankopfer zu bringen. – Ich habe heute frei geredet, freier denn jemals, aber ich fürchte mich nicht – meine Feinde mögen bei den Behörden meinen Namen nennen, und meine Worte angeben; ich rufe mit Luther: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders; Gott helfe mir! Amen.“

Buchbesprechungen und Hinweise

Langenauer, Reiner Haehling von: Tischtuchgeflatter. Dreizehn Erzählungen und ein Gedicht. Baden: Göller Verlag, 1999. 59 S.

Reiner Haehling von Langenauer, den Lesern der „Ortenau“ als Verfasser kluger Arbeiten über bedeutende Kriminalfälle aus unserem Raum und über Juristen, die auch dichterische Werke geschrieben haben, wohlbekannt, legt nun das dritte Bändchen eigener fiktionaler Texte vor. Obwohl der Ich-Erzähler in den meisten der dreizehn neuen Geschichten ständig gegenwärtig ist, liegt das Biografische anders als in „Die vergessene Kanone“ und in „Düstere Nacht, Hellichter Tag“ eher am Rande des Geschehens. Den Lebensraum der handelnden Personen bildet die kleinbürgerliche Welt des alten badischen Kernlandes im Oostal.

In einer eigenwilligen Interpretation von Hemingways „Der alte Mann und das Meer“ scheint der Autor die Selbstbescheidung auf das Machbare als Lebensmaxime zu preisen, aber in seinen Erzählungen erweist sich die Normalität als gefährlich doppelbödig. Insbesondere Frauen werden zu merkwürdig hilflosen Opfern feindlicher Einwirkungen, des Krieges, des treulosen Geliebten, der eigenen sich selbstverleugnenden Liebe oder des Ehemanns, der seine Frau von der selbstgewählten idealistischen Lebensaufgabe ausschließt. Nur eine Rentnerin findet tapfer eine neue Identität im fremden Amerika, nachdem ihr Mann sie ohne Geld und Paß auf einer Bank im Central Park einfach hat sitzen lassen.

Ein paar heitere Texte von Wilderern und „Schelmen“ sowie zwei ironische Betrachtungen über einen Krankenhausaufenthalt und über Heiratsannoncen lockern die vorherrschende dunkle Grundstimmung auf. Die Erzählungen werden ohne große Umschweife vorgetragen mit spar-

sam, aber pointiert eingesetzter direkter Rede. Die spannende Handlung läuft auf ein überraschendes krisenhaftes Ereignis zu, dessen Lösung der Autor gelegentlich offen läßt. Als Beispiel dafür sei die Titelseite „Tischtuchgeflatter“ genannt, bei der sich der Leser die Folgen einer Ferienbekanntschaft eines verheirateten Mannes mit einer fremden Frau selbst ausmalen darf. Auch der Kurzkrimi „Fahrstuhl ins Jenseits“ bleibt als Zeichen der Verworrenheit menschlichen Daseins in Erinnerung, weil der Verfasser alle Informationen verweigert, auf die Kenner des Genres üblicherweise Anspruch erheben.

Ein Liebesgedicht, reimlos, aber voller Poesie, beschließt das Bändchen und veröhnt verwirrte Gemüter.

Karl Maier

Schellinger, Uwe: Eine Kaserne und ihre Menschen. Dokumentation zu einem Ort Offenburger Geschichte (= Werkstattbericht aus dem Stadtarchiv Offenburg, Bd. 3). Offenburg 1998, 148 S., 15,- DM.

Auch die Stadt Offenburg wurde im Kontext der historischen Entwicklung vor die Tatsache gestellt, daß die französischen Truppen 1992 den Ort wieder verließen, den sie 1945 befreit hatten. Was tun mit den drei Kasernen, die nun leer standen? In der Ihlenfeld-Kaserne jedenfalls sollte, so der einmütige Gemeinderatsbeschluß, die Kultur einen Platz finden, sollte also zivile Nutzung einkehren nach der militärischen Vergangenheit, die 1898 als Garnisonskaserne des 170. Badischen Infanterieregiments begonnen hatte. Doch war nicht nur Militär in diesen großen Backsteingebäuden gewesen. Es wohnten hier auch schon einmal in Notwohnungen nach dem Ersten Weltkrieg Zivilisten, bevor die Nazis 1936 wieder eine Wehrmachtskaserne daraus machten. Kurz: zum 100jährigen Bestehen der Kaserne gab die Stadt einem Historiker den

Auftrag, einmal die Geschichte dieser Gebäude und ihrer Bewohner darzustellen.

Es ist eine hervorragende Arbeit hier mit Hilfe eines Stipendiums der Offenburger Kulturstiftung geleistet worden. Eine vorbildliche Publikation: historiographisch exakt recherchiert und sorgfältig gearbeitet, einfallreich und stilistisch brillant geschrieben. Der Autor ist zwar in den Fachkreisen schon bekannt für seine gelungenen Studien, aber diese Kasernenmonographie ist doch etwas besonderes geworden. Man bedauert nur, daß nicht der gesamte Manuskripttext von der städtischen Redaktion zur Publikation bereitgestellt wurde.

Schellinger hatte den Mut, alles penibel zu recherchieren und zusammenzufassen. So entstand eine Dokumentation, die den Namen auch verdient. Die Offenburger Bevölkerung belohnte den Einsatz des Autors und sorgte dafür, daß das Buch bereits vergriffen ist. Eine (vollständige) Neuauflage wäre sehr zu begrüßen.

Martin Ruch

Junk, Anne: „Ihr werdet für ewige Zeiten Euch ein ruhmvolles Denkmal setzen“. Wie Frauen 1848/49 die Revolution unterstützten. Mit Beiträgen von Gerlinde Brandenburger-Eisele, Renate Büntgens, Ruth Jansen-Degott, Cornelia Roth, Cornelia Wild. Werkstattberichte aus dem Archiv & Museum der Stadt Offenburg, Band IV. Offenburg, 1999

Frauen waren dabei, heißt die These des Werkstattberichts aus dem Archiv & Museum der Stadt Offenburg. Der 1999 vorgelegte Band, ein Projekt der Frauengeschichtswerkstatt unter der Federführung von Anne Junk, belegt akribisch die Teilnahme der Frauen an den revolutionären Ereignissen der Jahre 1848/49 und würdigt ihren Beitrag im Hinblick auf die eingeschränkten Wirkungsmöglichkeiten der Zeit. „Ihr werdet für ewige Zeit euch ein ruhmvolles Denkmal setzen“, steht im Aufruf vom 30. Mai 1849 an die „Frauen

und Jungfrauen“ Offenburgs, als es galt, das Revolutionsheer durch Sammlungen und Ausrüstungen zu unterstützen. Der Bericht macht deutlich, daß dieses Versprechen nicht eingelöst wurde und setzt den revolutionären Frauen ein spätes Denkmal.

Das Buch ist in vier Kapitel eingeteilt. Ausgehend von der Frage nach dem Rollenbild der revolutionären Frau im Biedermeier über Revolutionärinnen der Region schließt der historische Teil mit der Frau im Spiegel zeitgenössischer Quellen. Im vierten Kapitel stellt Gerlinde Brandenburger-Eisele die künstlerische Umsetzung des Themas vor. Die inszenierten Räume zum Thema Frauen in der Badischen Revolution von Ilse Teipelke sind eine Spurensuche nach den Frauen der Freiheitsbewegung und beantworten auf ihre Weise die Frage, warum weibliche Präsenz so wenig ins Gewicht fällt: Der den Frauen zugewiesene häusliche Bereich war gleichsam unsichtbar und unwirklich, nur was sich in der Öffentlichkeit abspielte, wurde wahrgenommen und festgehalten.

Es ist ein Verdienst dieser Untersuchung, daß zwischen einzelnen Frauen, Frauengruppen und sozialen Schichten unterschieden wird. „Die Frauen als homogene Gruppen gibt es nicht, meinen Ruth Jansen-Degott und Anne Junk in ihrer Einleitung. Und wenn von revolutionären Frauen die Rede ist, wären damit meistens Bürgerinnen gemeint. Grundlegende Unterschiede sehen die Verfasserinnen zwischen dem Engagement bürgerlicher Frauen und den „Unterschichtsfrauen“, deren Proteste spontanen Charakter gehabt hätten wie der Brotkrawall am 1. Mai in Ulm. Hier wäre es sinnvoll gewesen, den Begriff „Unterschichtsfrauen“ zu erläutern und die Effektivität der verschiedenen Protestformen zu vergleichen. Fügte sich die bürgerliche Frau in ihrem Wohltätigkeitsverein nicht den Vorstellungen der Männer, und verschaffte sich die einfache Frau nicht Öffentlichkeit, indem sie ihren Protest auf die Straße trug?

Was aber alle Schichten miteinander verband, war das biedermeierlich geprägte Idealbild der hingebungsvollen, abhängigen Frau, berichtet Cornelia Wild in ihrem Kapitel „Er die Eiche, sie der Efeu“. Dabei stimmte das Leitbild bürgerlichen Ehe- und Familienglücks mit der Wirklichkeit gar nicht überein. Denn Mitte des 19. Jahrhunderts war die Hälfte der Frauen zwischen 16 und 30 Jahren nicht verheiratet, und mußte auf eigenen Füßen stehen. Cornelia Wild führt diese hohe Zahl auf rigide Heiratsbeschränkungen zurück. An dieser Stelle wäre es passend gewesen, die Beschränkungen näher darzustellen und in den Zusammenhang einzuordnen.

Was bei der Darstellung der weiblichen Lebensbedingungen im allgemeinen und zuweilen etwas blaß bleibt, gewinnt in der einzelnen Biographie an Farbe und Lebendigkeit. Hier erst werden die Grenzen deutlich, die weiblicher Selbstentfaltung durch Erziehung und Mode, durch Sitte und Gesetz so eng gezogen wurden. „Glücklicherweise ging sie ins amerikanische Exil“, schreibt Renate Büntgens über die Revolutionärin Mathilde Franziska Anneke, die später in Milwaukee ein höheres Töchterinstitut leitete und zu den großen Namen der amerikanischen Frauenbewegung gehören sollte. Nach Amerika flüchteten auch andere revolutionäre Frauen aus der Region; zu ihnen gehören Amalie Struve und Maria Antonia Stehlin. In welcher Weise diese Ideen in Amerika weiterlebten oder auch ihren Weg wieder zurück in die Region fanden, wäre einen weiteren Werkstattbericht wert.

Renate Tebbel

Bibliothèque Nationale et Universitaire de Strasbourg / Badische Landesbibliothek Karlsruhe (Hg.): Die Haggada des Eliezer Seligmann von Rosheim, geschrieben und illustriert in Neckarsulm im Jahr 1779. Vorwort von Oberrabbiner René Gutmann, Beitrag von Robert

Weyl, Kommentar von Thérèse und Mendel Metzger. 2 Bd: Faksimileband, koloriert, 42 S., Kommentarband (frz.–dt.), 250 S. Strasbourg 1998.

Am Abend des Pessachfestes erinnern sich die Juden an den Auszug aus Ägypten. Dieser Sederabend, den auch Christus mit seinen Jüngern im Abendmahl gefeiert hat (ungesäuerte Brote und Wein gehören auch heute noch dazu), wird begleitet von Gesängen, Gebeten und Segenssprüchen, die alle zusammengefaßt werden in einer Sammlung, der Haggada. Von allen Büchern, die jüdische Schreiber herstellen, war diese Haggada das begehrteste. Manche waren kostbar illustriert worden und im Besitz reicher Familien. Einige dieser Handschriften sind in den großen Bibliotheken erhalten geblieben, eine davon (Handschrift 5988) besitzt seit 1995 die Straßburger Bibliothek, die sie in Paris auf einer Auktion erwerben konnte: Eliezer Seligmann, Sohn des Simeon Netter aus Rosheim im Elsaß hat sie geschrieben und mit Bildern versehen. Seine Auftraggeberin oder Mäzenin war Lea, Witwe des Nathan, Sohn des Marum Levi aus Neckarsulm. Von Levi ist bekannt, daß er einen wichtigen Posten am Hof von Hessen-Darmstadt inne hatte.

Diese Faksimileausgabe ist von großer Bedeutung für das jüdische Erbe am Oberrhein. Denn wie in den jüdischen Landgemeinden drüben im Elsaß, wurde auch rechtsrheinisch das Pessachfest nach den zeremoniellen Vorgaben begangen, wie sie in der Handschrift aufgezeichnet sind. Auch hier endete der Sederabend mit dem Wunsch: Nächstes Jahr in Jerusalem! Die Edition ist also gleichzeitig Dokumentation und Quelle jüdischen Lebens beidseits des Rheins.

Thérèse und Mendel Metzger kommentieren detailliert jeden Aspekt des Manuskriptes und betrachten es in seiner Zeit. Weitere Haggadot des 18. Jahrhunderts werden vorgestellt, etwa jene des Abraham von Ihringen für Zalman Weisle aus Karlsruhe, und ihre jeweilige Abhän-

gigkeit von großen Vorbildern wird herausgearbeitet. Schließlich können die beiden Kommentatoren auch die Herkunft der 13 Illustrationen Seligmanns aus den Kupferstichen der Amsterdamer Haggada von 1695 nachweisen. Die Ergebnisse dieser vierzigjährigen Forschungsarbeit sind wahrlich eindrucksvoll und auch für unseren Raum von großer Bedeutung. Die Badische Landesbibliothek hat mit ihrem unterstützenden Engagement für die kostbare Edition der Straßburger Bibliothek den singulären Rang der Handschrift unterstrichen.

Martin Ruch

Kreutz, Gernot: Zell-Weierbach zwischen Reben und Wald. Hg. Ortsverwaltung Offenburg / Zell-Weierbach, 2000. 28 S., viele Abb., zwei Kartenbeilagen.

Nur 150 Jahre, von 1820 bis 1970, gab es die selbständige Gemeinde Zell-Weierbach. Vorher gehörte sie mit Fessenbach, Albersbach und dem oberen Rammersweier zum Zeller Stab, seit 1970 ist der Ort ein Stadtteil von Offenburg. Pfarrkirche des Zeller Stabes war die Weingartenkirche, die alte Wallfahrtskirche Maria Schnee.

Über die Geschichte, über die vielen bekannten und unbekanntenen Denkmäler im Ort und der näheren Umgebung handelt die kleine, aber informative und liebevoll gemachte Broschüre des Leiters der Arbeitsgruppe Grenzstein-Dokumentation des Historischen Vereins, Gernot Kreutz.

Kreutz, der bereits über den Weinbau und die Geschichte des Waldes von Zell-Weierbach gearbeitet hat, der die Mundart und die Flurnamen des Ortes kennt wie kein anderer, zeigt auch in dieser übersichtlichen Darstellung sein gründliches Wissen. Daß er auch den Mut hatte, nicht nur historisch gesicherte, sondern auch „nach der Überlieferung“ weitergegebene Informationen aufzunehmen, also das,

was man so als „gesichert“ erzählt, macht diese kleine Arbeit besonders wertvoll. So wird sie auch zur lebendigen Dokumentation der Geschichten rund um Dinge und Orte.

Die Broschüre ist als Rundgang gedacht und deshalb mit Routenvorschlägen versehen. Die verlassen auch den engeren Ortsbereich und gehen etwa über den Großen Burgunderweg zum alten Gengenbacher Abtshof, gehen hinauf zur Brandeck und zum Fritscheneck, vorbei an Böcklinstein und Absaloms Grab. Und überall können die Leser endlich einen handlichen Führer mit sich tragen und nachlesen, was sich hinter den Namen verbirgt. Zwei Karten sind dem Wanderer dabei von großem Nutzen.

Martin Ruch

Frenk, Martin: Die Ottenheimer Michaelskirche. Ein Streifzug durch die wechselvolle Geschichte des ältesten Bauwerks der Gemeinde. Hrsg.: Evangelische Kirchengemeinde Ottenheim, 1999, 112 S., 37 Abb.

Unter dem gleichen Titel veröffentlichte der Verfasser in unserem 74. Jahressband (1994) die Ergebnisse seiner intensiven Forschung über seine Heimatgemeinde. Zum 50. Gedenktag der Wiedereinweihung der evangelischen Kirche Ottenheim liegt die Arbeit nun als selbständige Schrift in etwas erweiterter und um zahlreiche Abbildungen vermehrter Form vor. Ein paar Mosaiksteine daraus verdienen es, hier noch einmal besonders hervorgehoben zu werden. Die Einweihungsfeier vom 16. Oktober 1949 setzte einen deutlichen Schlußstrich unter die Geschichte der seitherigen Simultankirche, deren Turmfundamente nach einer Vermutung bis in das Jahr 1070 zurück reichen. Nach dem Dienstantritt des ersten lutherischen Pfarrers im Jahr 1548 war die Konfession der Bevölkerung nicht auf Dauer festgelegt. Im 17. Jahrhundert mußte sie vielmehr häufigen Konfessionswechsel über

sich ergehen lassen. Im 18. Jahrhundert, das der Kirche eine prächtige, vor allem auf die katholische Liturgie abestimmte Ausstattung bescherte, wurden die Protestanten durch die markgräflichen Obervögte Olisii (+ 1721) und dessen Nachfolger Dyhlin in schwere Bedrängnis gebracht: „... man werde nicht nachlassen zu rechtigen, bis man den einen wie den anderen von denen Evangelischen nehme, umb Haab und Guth bringe, von Land und Leuthen verjage, und den Galgen auf den Buckel brenne.“ Erst 1747 gestattete der Markgraf von Baden den Evangelischen, „... alle drei Monate den Pfarrer des ritterschaftlichen Ortes Meissenheim zur Austheilung des Abendmahles in ihre Kirche auf ihre Kosten zu rufen“. Da von einem brüderlichen Miteinander zu keinem Zeitpunkt die Rede sein konnte, drängten beide Seiten auf eine Trennung des Simultaneums. Schon 1891 einigten sich der katholische Stiftungsrat und der evangelische Kirchengemeinderat darauf. Weitere Schritte erfolgten 1911 und 1927. Bis 1937 sollten Katholiken und Protestanten die St.-Gallus-Kirche noch gemeinsam benutzen. Eine Verlängerung um weitere zehn Jahre war für den Fall vorgesehen, „wenn der evangelische Teil nachweisen kann, daß ihm die Beschaffung einer eigenen Kirche nicht möglich ist...“ Der furchtbare Granatbeschuß vom 12. Februar 1945 hat zu einer anderen Lösung geführt. Das „barocke Kleinod im Ried“ mit seinen herrlichen Deckenfresken von Johann Anton Morath (1771) war ausgebrannt. Dem aus Friesenheim gebürtigen Pfarrer Rudolf Kunz (1908–1967), dem tapferen Beistand der Ottenheimer Bevölkerung in der Zeit der Nazi-Diktatur, gelang unter Einsatz seines Lebens die Rettung der drei barocken Altargemälde. Am 16. Oktober 1949 wurde das wiederhergestellte Gotteshaus durch Landesbischof Dr. Bender als evangelische Kirche eingeweiht. Es erhielt den Namen des Erzengels Michael. Daß die evangelische Bevölkerung Abschied von dem seitherigen

bei den Katholiken beliebten Patron, dem Glaubensboten Gallus, nahm, mag man nach Kenntnis der örtlichen Kirchengeschichte verstehen. Warum dies aber am St.-Gallus-Tag erfolgen mußte, bleibt uns heute unverständlich.

Werner Scheurer

Kapff, Dieter – Wolf, Reinhard: Steinkreuze, Grenzsteine, Wegweiser. Kleindenkmale in Baden-Württemberg. Stuttgart 2000. 176 S. 49,80 DM.

Titel und Einführung des Buches „Kleindenkmale in Baden-Württemberg“ stellen das Programm vor, an dem sich die Arbeit messen lassen muß. Spätestens seit 1983 ist die Definition eines Kleindenkmals allgemein zweifelsfrei und schlüssig von B. Losch [Losch: Der gesetzliche Schutz der Kleindenkmale. In: Verwaltungsblätter für Baden-Württemberg 10 (1983) 324] vorgegeben, der sich zuvor 1981 durch das grundlegende Inventar der Steinkreuze in Baden-Württemberg verdient gemacht hat. Zum Frei- und Feststehen aller Kleindenkmale gehört unabdingbar das Charakteristikum der Selbständigkeit. Das völlige Außerachtlassen dieses Merkmals bringt in diesem Buch nicht nur eine weitestgehende Ausweitung in verschiedene Randbereiche mit sich, sondern führt geradewegs zu einer Beliebigkeit hinsichtlich einer sinnvollen Ordnung und Abgrenzung der Kleindenkmale gegenüber der Vielzahl anderer schützenswerter Elemente in unserer Kulturlandschaft. Daraus resultiert, daß weniger als zwei Drittel der im Bild vorgestellten kleinen Objekte Kleindenkmale sind.

Vorgestellt werden vor allem Verkehrsmale (Entfernungssteine, Ruhebänke, Wegweiser), von den religiösen Kleindenkmalen Hochkreuze und Bildstöcke sowie Erinnerungsmale. Zudem finden historische Marksteine, Sühnekreuze (niedere Steinkreuze) und Brunnen Berücksichtigung, wobei hier auffällt, daß fast ausschließlich Brunnen ohne künstleri-

sche Gestaltung Aufnahme gefunden haben.

Keinesfalls zu den Kleindenkmalen – auch nicht im weiteren Sinn – gehören die Reliefs, Zeichen, Markierungen, Tafeln, Inschriften. Sie sind als Schmuck, Hinweise oder Zubehör eindeutig „Sachteile“. Auch die verschiedenen Gattungen kleiner Bauten eines vielfach verschwundenen dörflichen Alltagslebens (Weinberg- und Feldhüter-Häuschen) oder andere Objekte, die auf die frühere Nutzung in der Landwirtschaft hinweisen (Wege und Mauern) müssen hier außer Betracht bleiben. Sie sind den sogenannten technischen Denkmalen zuzuordnen, wozu hier die Objekte gehören, die aus dem handwerklichen oder landwirtschaftlichen Bereich stammen.

Die etwa 120 Kleindenkmale sind nicht regional gewichtet. Überrepräsentiert ist der Regierungsbezirk Stuttgart, deutlich zu kurz gekommen ist der Reg.-Bez. Karlsruhe (außer Neckar-Odenwald-Kreis). Nicht nur ein Leser aus dem Badischen wird sich dafür interessieren, wo 1733 in Baden (S. 75) mit dem ersten Chausseebau begonnen wurde, wenn demgegenüber von den Anfängen in Württemberg (1738/39) und im hohenlohischen Amt Kirchberg (1753) genau berichtet wird. Südbaden ist vor allem durch den Ortenau- und den Schwarzwald-Baar-Kreis vertreten. Eine Anzahl von Kreisen ist mit keinem oder nur einem Kleindenkmal bedacht – so auch der Bodenseekreis und der Kreis Konstanz. Im Gemeinderegister sind alle Kreisangaben mit „KN“ in „KÜN“ (= Hohenlohekreis) zu verbessern. Zum Gemeinderegister ist u.a. anzumerken: Zuflucht gehört zur Gemarkung Griesbach im Ortenaukreis (nicht Freudenstadt). Gengenbach muß zugunsten von Oberkirch-Ödsbach/Nordrach verbessert werden.

Zum Text (S. 100/101) des historischen Marksteins der Mooswaldgenossenschaft in (Oberkirch-)Ödsbach ist zu berichtigen: Auf der Seite der Gemarkung

Nordrach(-Fabrik) steht der Abtsstab und GG für Gotteshaus Gengenbach. Das kleine badische Wappen ist das Zeichen für die Vermessung des Staatswaldes (Mitte des 19. Jahrhunderts). Die Seite der Gemarkung Ödsbach zeigt außer der Pflugschar und MW die Jahreszahl 1617. Diese Jahreszahl ergibt sich zweifelsfrei aus dem Vergleich mit andern Marksteinen auf diesem Grenzzug.

Wenn auch sonst allgemeine Aussagen oder Hinweise zur Systematik der Kleindenkmal-Gruppen weitgehend ausgeklammert werden, finden sich doch nützliche Exkurse über Steinzerstörung, handwerkliche Steinbearbeitung und Handwerkskunst an Ruhebänken sowie auch ein Abschnitt über alte Längenmaße. – Das Buch ist geeignet, das Auge für kleine Dinge („Schönes und Interessantes vor der Fotolinse“, S. 10), die schutzwürdig und -bedürftig sind, zu öffnen. Es wurde aber die Gelegenheit verpaßt, aus Sorge vor etwaigen „akademisch anmutenden Definitionsfragen“ (S. 12) dem Titel und Programm „Kleindenkmale in Baden-Württemberg“ besser zu entsprechen. – Ein Glanzpunkt in der Landschaft der Kleindenkmale zielt das Titelbild mit dem einzigen in Baden-Württemberg existierenden Radkreuz. Bedauerlich ist, daß dieses außergewöhnliche Steinkreuz weder beschrieben wurde, noch daß sein Standort Erwähnung fand – es steht in Erligheim (Kreis Ludwigsburg).

Gernot Kreutz

Wunder, Bernd: Die badische Beamten-schaft zwischen Rheinbund und Reichsgründung (1806–1871) (= Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg Bd. 136). Stuttgart, W. Kohlhammer Verlag, 1998. 672 S. DM 98,-.

Als Parallele zur Geschichte des badischen Offizierskorps erschien im selben Verlag, ebenfalls betreut von der Kommiss-

sion für Geschichtliche Landeskunde, 1998 die umfangreiche Arbeit des Konstanzer Professors Bernd Wunder über das badische Beamtentum während des 19. Jahrhunderts. In seinem beziehungsreichen Werk zeigt der Verfasser, wie sich die badische Staatsführung aus der besonderen Situation der Rheinbundszeit heraus mit der Beamtenschaft einen neuen Stand schuf, der als anscheinend willfähiges Instrument in der Hand des Landesherrn die Probleme des Umbruchs nach dem Reichsdeputationshauptschluß lösen könnte, was insbesondere hieß, die neu zugefallenen Länder mit den alten Markgrafschaften in einem Staat zu vereinen und die daraus folgenden politischen und sozialen Schwierigkeiten zu bewältigen.

Für diese Aufgaben wurde die Gruppe durch zwei Gesetze, die „Dienstpragmatik“ (1909) und das „Dieneredikt“ (1919) mit verfassungsmäßig gesicherten Privilegien ausgerüstet, worunter als wichtigstes die „Unentlaßbarkeit“ der Staatsdiener zu nennen ist. Aus der damit verbundenen, von der Dienstleistung des Beamten unabhängigen Gehaltszahlung folgte, auch wenn der Staatsdiener gänzlich unfähig war zu arbeiten, z.B. bei Krankheit oder Altersschwäche, die nur geringfügig eingeschränkte Unterstützung des Staates, die Pension. Neben dieser materiellen Lebensgrundlage gewährte der Staat äußerliche Zeichen, die den Beamten von der Masse der anderen Bürger abhoben, Orden oder die keineswegs von allen gern getragene Ziviluniform, aber auch einen verstärkten Ehrenschatz, denn die Beleidigung eines Beamten wurde mit einer 50% höheren Strafe geahndet als die eines normalen Bürgers. Grundsatz des Systems war, durch Belohnung, nicht durch Drohung zur Leistung anzuspornen.

Bernd Wunder führt aus, wie die Beamten nicht nur die Intentionen des Landesherrn pflichtgemäß umsetzten, sondern auch kraft ihrer Stellung die Macht des Monarchen einschränkten und im Verlauf des 19. Jahrhunderts immer wieder – auch

durch organisierten gemeinsamen Protest – ihren Status verbessern konnten, indem sie z. B. durchsetzten, daß der Staat eine Hinterbliebenenversorgung gewährte.

Die Revolution von 1848/49 – der Autor widmet ihr und ihren Folgen zwei besondere Kapitel – bringt die Bewährungsprobe für die Treue dieser durch „Belohnung“ herangezogenen neuen Gesellschaftsschicht, und sie mißlingt aus dem Blickwinkel des Landesherrn total. Als 1849 die Revolutionsregierung in Karlsruhe die Macht ergreift, ordnen sich – wie bekannt –, die Beamten ohne lautes Murren den neuen Herren unter. Nicht dem persönlichen Eid auf den Großherzog fühlt man sich verpflichtet, sondern dem anonymen Gesetzesstaat, gleichgültig, wer über ihn verfügt. Soweit war das monarchische Prinzip unter der Hand bereits geschwunden.

Erstaunlicherweise verfahren die Verfolgungsbehörden nach der Revolution mit den Beamten milde, ganz im Gegensatz zu den militärischen Standgerichten, sie achten die Unkündbarkeit der Staatsdiener und entlassen lediglich 5%.

Was in dieser kurzen Zusammenfassung über die Anfänge des badischen Beamtentums angesprochen wurde, schlüsselt Wunder breit in viele Einzelinformationen auf über Ausbildung – mit ihrer Auswirkung auf Schul- und Bildungswesen –, Karriere, konfessionelle, geographische und soziale Herkunft, Vermögens- und Besoldungsstruktur, neue, durch die technische Entwicklung zuge wachsene Arbeitsbereiche, über die ständigen Versuche der Ersten und Zweiten Kammer, das Dienstrecht zu beeinflussen, und nicht zuletzt über die Bedeutung der Beamtenschaft als Modell für die Gruppe der Angestellten, der „ungelernten Staatsbediensteten“, aber auch für die Freien Berufe in der bürgerlichen Gesellschaft. Klare Untertitel gliedern die Arbeit, und Graphiken bereiten das statistische Material anschaulich auf, beide Hilfen können die Scheu vor der Stofffülle nehmen.

Karl Maier

(Süd-)Baden nach 1945 – eine neue Kulturpolitik: Vorträge und Quelleneditionen zum 50jährigen Bestehen des Staatsarchivs Freiburg/Hrsg. von Joachim Fischer. – Stuttgart: Kohlhammer 1999, 143 S. = Werkhefte der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg: Serie A, Landesarchivdirektion; H. 14. DM 27,-.

Seit etwa 12 Jahren gerät die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg in Südwestdeutschland immer mehr in das Blickfeld historischer Forschung. Zu seinem 50jährigen Bestehen rief das Staatsarchiv Freiburg 1997 Forscher aus Erlangen, Freiburg und Mannheim auf, in einer Vortragsserie verschiedene Facetten (Süd-)badischer Politik und Geschichte darzustellen.

Diese Vorträge wurden im Jahre 1999 in einem Band zusammengefaßt und mit verschiedenen Vorworten, u.a. von Minister Dr. Klaus von Trotha und dem Präsidenten der Landesarchivdirektion, Dr. Wilfried Schöntag, versehen.

Der Herausgeber dieser Publikation, der Leiter des Staatsarchivs Freiburg, Dr. Joachim Fischer, erinnert in seinem Vorwort an die Entwicklung des Staatsarchivs Freiburg, an dessen Öffentlichkeitsbemühungen, die zum 50jährigen Bestehen in einer Ausstellung und der schon genannten Vortragsreihe gipfelten.

Unter dem Gesamtthema „(Süd-)Baden nach 1945. Eine neue Kulturpolitik“ widmet sich Wolfgang Fassnacht, Freiburg, dem Thema „Die Universitäten Freiburg, Tübingen und Mainz“. Thomas Nicklas, Erlangen, beschreibt „Die Deutschland- und Baden-Politik Frankreichs nach 1945“. Während diese Beiträge mehr aus der Sicht Frankreichs geschrieben sind, legen die beiden weiteren die (süd-)badische Sicht klar. Georg Blümle, Freiburg, beleuchtet „die Wirtschaft und Wirtschaftspolitik im Land Baden von 1945–1952“, während Martin Stingl, Freiburg, den „Heimatbegriff, Heimatvereine und Landespolitik in (Süd)Baden 1947–1952“ untersuchte.

Die Kernaussagen der einzelnen Beiträge lassen sich folgendermaßen formulieren:

1. Die Neugründung der Universität Mainz im Jahre 1946 versteht sich als ein geistiges Zentrum eines französisch beeinflussten rheinischen Sicherheitsgürtels.

2. Frankreich trat bis 1952 konsequent für die Wiederherstellung Badens und Württembergs in den Grenzen der napoleonischen Zeit ein.

3. Die Wirtschaftspolitik (Süd-)Badens entsprach einerseits Vorstellungen der sozialen Marktwirtschaft, bezog jedoch auch eine wohlüberlegte Beschäftigungspolitik mit ein.

4. „Heimat“ kann als „offene“ oder als „geschlossene“ Struktur angesehen werden. Die Landesregierung hatte hier keine eigene ausformulierte Konzeption. Die Heimatvereine nutzten die Strukturen von „Heimat“ in ihrem jeweiligen Sinne für sich.

Den Abschluß dieses Vortrags-Bandes bilden von M. Stingl zusammengestellte Dokumente zu ausgewählten Aspekten der Kulturpolitik in (Süd-)Baden 1945–1952, denen jeweils kurze einführende Interpretationshilfen vorangestellt sind.

Dieter Kaufß

Ruch, Martin: Einladung zu einem Rundgang: Jüdisches Offenburg. Haigerloch 1999.

Schellinger, Uwe: Einladung zu einem Rundgang: Jüdisches Kippenheim. Haigerloch 1999.

Seit den 1980er Jahren werden in Kippenheim und Offenburg Führungen zur Geschichte der Juden angeboten. Beide Orte bergen bedeutende Zeugnisse, die die Erinnerung an diese untergegangene Kultur wach halten. 1999 hat der Verlag „Medien und Dialog“ zwei Führer in Heftformat vorgelegt, die eine Erkundung vor Ort auf eigene Faust ermöglichen. In dem Haigerlocher Verlag sind unter dem

programmatischen Titel: „Einladung zu einem Rundgang“ bereits mehrere Führer zur jüdischen Geschichte württembergischer und fränkischer Orte erschienen. Als Autoren konnten mit Uwe Schellinger und Martin Ruch zwei ausgewiesene Kenner der jüdischen Geschichte der Ortenau gewonnen werden. Beide Autoren folgen dabei dem vom Verlag vorgegebenen Gestaltungskonzept, das Wort und Bild gleichwertig nebeneinander wirken läßt. So sind in den beiden Rundgängen viele historische Aufnahmen und Dokumente abgebildet, welche die knapp gehaltenen Texte ergänzen. Die einzelnen Stationen können anhand der beigegebenen Ortspläne nachvollzogen werden.

Einen eigenen Schwerpunkt setzt Schellinger mit der Vorstellung jüdischer Kippenheimer und Kippenheimerinnen, die sich vor allem in der Welt der Musik und der Literatur einen Namen gemacht haben, wie z. B. die Komponistin Pia Gilbert-Wertheimer oder die Historikerin und Schriftstellerin Selma Stern-Täubler. Sein Rundgang durch Kippenheim versucht den geschichtlichen Ablauf nachzuzeichnen und beginnt folgerichtig im „Juden-gässle“, dem Ghetto des 18. Jahrhunderts. Damals lebten nur wenige jüdische Familien in dem baden-badischen Ort. Nach der Gründung des liberalen Großherzogtums Baden verlegten die meisten jüdischen Händler ihre Wohnsitze in die Dorfmitte, wo sie bessere Verkaufsmöglichkeiten vorfanden. Diese Entwicklung greift der Rundgang auf und führt in die Poststraße, dem jüdischen Zentrum des 19. und 20. Jahrhunderts. Dort kündet heute noch das 1851 eingeweihte Synagogengebäude von der einstigen Bedeutung der israelitischen Gemeinde Kippenheim. Ergänzt wird der Rundgang durch eine Darstellung der antisemitischen Maßnahmen der NS-Zeit bis zur Deportation der Kippenheimer Juden am 22. Oktober 1940.

Sozusagen das städtische Gegenstück zum Kippenheimer Rundgang bietet Martin Ruch mit seinem Führer durch das jü-

dische Offenburg. Wie Schellinger legt Ruch seinen Rundgang chronologisch an. Er beginnt mit dem jüdischen Ritualbad, dem zugleich ältesten jüdischen Bauwerk Offenburgs. Das unterirdische Gebäude zeugt vom mittelalterlichen Judentum der ehemaligen Reichsstadt, das mit der Pestverfolgung des Jahres 1349 ein jähes Ende fand. Der Rundgang führt weiter in die Lange Straße, wo die neuzeitliche jüdische Gemeinde seit 1875 eine Synagoge besaß. Sie war im „Salmensaal“ untergebracht, bis das Gebäude 1940 unter Zwang zu einem Spottpreis an die Stadt Offenburg verkauft werden mußte. Die wirtschaftliche Bedeutung der Offenburger Juden veranschaulicht der Rundgang am Beispiel der Kaufhäuser Hauser & Levi und Bloch, die beide in der Hauptstraße standen. Die Geschichten der Familien Schnurmann und Cohn eröffnen einen Einblick in die Innenwelt der jüdischen Gemeinschaft und dokumentieren zugleich ihr Verfolgungsschicksal unter dem Nationalsozialismus. Der Rundgang schließt mit einem Besuch der 1871 eingerichteten jüdischen Friedhofsabteilung auf dem alten Friedhof.

Natürlich ersetzen die nur wenige Seiten umfassenden Hefte keine Monographien der israelitischen Gemeinden Kippenheim und Offenburg, doch erschließen sie auch Lesern, die keine Gelegenheit finden per Pedes die Rundgänge nachzuvollziehen, anschaulich die facettenreiche jüdische Geschichte beider Orte.

Jürgen Stude

Weis, Dieter: Klosterkirche Ettenheimmünster – Zur Ausstattung der Kirche und zum Verbleib der Kircheneinrichtung – Eine Dokumentation. Offenburg: Reiff Schwarzwaldverlag, 1999. 136 S..

Mit Fleiß und Scharfsinn spürt der Autor der Baugeschichte der ehemaligen Abteikirche Ettenheimmünsters nach. Vor allem versucht er, das Schicksal und den

Verbleib der verschwundenen Kircheneinrichtung zu ergründen.

1803 ging das Benediktinerkloster Ettenheimmünster als Folge der Säkularisation in den Besitz der neuen badischen Landesherrschaft über. Dieser Eigentumswechsel wirkte sich katastrophal aus. Die Bauanlage verfiel dem Untergang. Die prächtige Barockausstattung des Gotteshauses wurde auseinandergerissen und verschleudert. Geradezu beelendend wirkt, was Dieter Weis als Schlußkapitel der Ettenheimmünsterer Klosterbaugeschichte zusammentrug. Er verfolgte konsequent alle archivalischen Spuren und trägt die erreichbaren Erinnerungsbilder zusammen. Damit schafft er eine grundlegende Dokumentation, die jeder zur Hand nehmen muß, der sich mit der Kunstgeschichte des Klosters Ettenheimmünster oder der Straßburger Benediktinerkongregation in der Ortenau beschäftigen will.

Nach einer Übersicht über die ältere Kloster- und Baugeschichte Ettenheimmünsters vergleicht Dieter Weis Punkt für Punkt die barocke Bau- und Kunsttätigkeit des Klosters mit den eigens nochmals durchgesehenen Originalunterlagen. Manche kritische Richtigstellung oder Anmerkung profitierte davon.

In einem zweiten Kapitel faßt der Autor die wichtigen Ereignisse nach der Klösteraufhebung zusammen. Was profaniert, ausgeräumt, verkauft oder abgeliefert werden mußte, läßt sich nur zutiefst betrauern. Ein Glück, daß wenigstens die Wallfahrtskirche des hl. Landelin in der Funktion als Pfarrkirche am Ort erhalten werden durfte. Sie bezeugt noch bis heute mit der hervorragenden Klosterorgel J. A. Silbermanns und anderen Kostbarkeiten das religiöse und künstlerische Wirken der ehemaligen Benediktinermönche.

Nicht hoch genug können die materialreichen Kapitel über die Zufluchtsorte des aus Ettenheimmünster übernommenen Kunstgutes eingeschätzt werden, mit denen Dieter Weis die Arbeit abrundet. Es sind fesselnd zu lesende Ausführungen

über die Schicksale der aus der ehemaligen Klosterkirche übernommenen Altäre, Orgeln, Kanzeln, Kniebänke, Glocken und sonstiger Einzelstücke in Münchweiler, Mahlberg, Gütenbach, Tutschfelden, Grafenhausen und Elzach.

Dieter Weis hat die Kunstgeschichte Ettenheimmünsters exakt aufgearbeitet. Ihm kann für seine Arbeit nicht genug gedankt werden. Für andere, während der Säkularisation untergegangene Klöster der Ortenau wären ähnliche kunstgeschichtliche Bearbeitungen dringend zu wünschen.

Hermann Brommer

Bublies-Godau, Birgit (Hg.): „Dass die Frauen bessere Demokraten, geborene Demokraten seyen ...“: Henriette Obermüller-Venedey: Tagebücher und Lebenserinnerungen 1817–1871. Forschungen und Quellen zur Stadtgeschichte Bd. 7 (= Schriftenreihe des Stadtarchivs Karlsruhe). Karlsruhe 1999. 278 S., 22 Abb., 32,- DM.

Da wurden in Erinnerung an die Revolution von 1847–49 so viele Bücher und Abhandlungen geschrieben. Und dann taucht eines der bedeutendsten Bücher nun als Nachhut der ganzen publizistischen Lawine auf, sehr bescheiden in der äußeren Form, und dafür von größter Bedeutung im Inhalt.

Da hat sich eine ungewöhnliche Frau durch revolutionäre Zeiten geschlagen, voller Ideen und Ideale. Sie war eine von denen, die auf rote Fahnen die Losung „Sieg oder Tod“ stickten, die mitten in der Schlacht oder wenigstens unmittelbar daneben standen, die mit dem Mann (und dem Geliebten) gebangt und gezittert haben, die fliehen mußten, alles zurücklassen – und die doch nahezu unsichtbar geblieben sind in der Geschichtsliteratur. Bei Henriette Obermüller ist das anders. Denn glückliche Umstände haben ihre Tagebücher und die Autobiographie im Familienbesitz gerettet, und ebenso glückliche Umstände haben die sorgfältige Editi-

on in der Schriftenreihe des Karlsruher Stadtarchivs nun ermöglicht.

Der Einsatz dieser Frau für die Sache der Demokratie brachte ihr nur kurzen Ruhm: ein auf sie verfaßtes Gedicht erschien im Juni 1849. Dieses Engagement brachte ihr aber auch eine lange Zeit der Verfolgung und Entbehrung ein. Sie zählte zu den wenigen Frauen, die für ihren Einsatz monatelange Gefängnishaft erhielten. Was haben die gescheiterten Idealisten nach 1849 gemacht, wie haben sie sich durchs Leben geschlagen? Hier ist ein paradigmatischer Lebenslauf nachzulesen.

Auch nach dem Scheitern blieb Henriette Obermüller ihren Idealen treu. Nach dem Tod des ersten Mannes Gustav heiratete sie den Revolutionsteilnehmer und Gelehrten Jakob Venedey (Abgeordneter der Frankfurter Paulskirche), dem seine Forschungen aber kaum etwas einbrachten („Wieder hatten wir kein Geld. Venedey trug seine Uhr nach Mannheim aufs Leihhaus, um Holz kaufen zu können“, 158). So wurde Henriette Obermüller-Venedey kurz entschlossen Unternehmerin, kaufte etwas Gelände und gründete bei Badenweiler ein „Rasthaus“, mit dessen Erträgen sie die Familie über Wasser hielt.

Das Bewegende an diesen Aufzeichnungen sind nun in erster Linie nicht die politischen Ereignisse, die sie aus nächster Nähe verfolgen konnte. Das Buch wird aus anderem Grund bedeutend, weil es nämlich die alltägliche Wirklichkeit zeigt, die Privatheit der Gefühle und Empfindungen und zwar in einer ungeschminkten Ehrlichkeit, die selbst Lächerlichkeit und Eitelkeit nicht ausschließt: „Ich hatte nicht gedacht, daß ich Weihnachten, Neujahr im Gefängnis sein könnte und nun wäre ich noch gerne länger da geblieben. Wenige Tage nach Neujahr kam ein jung Officierchen zu mir in die Zelle, bat um die Erlaubnis, mich abzuzeichnen, er hatte ein Zeichenheft bei sich.“ (141) „Ich hatte einen schwarzen Samthut mit schwarzer Feder auf, ein schwarz Atlas Kleid, hoch am Halse zu

mit weißem Spitzenkrägelchen, eine goldene Tasche, einen sehr reichen Schal und feine Stiefelchen an, ich war damals noch jung und muß sehr schön gewesen sein, wenigstens sagte man es mir. Mir selbst lag wenig daran. Aber wer mich sah, vergaß mich nicht mehr . . .“ (136)

Liebe und Freundschaft, tiefe Gefühle und banale Gedanken, aristokratisches Milieu und bitterste Armut – es ist alles unverstellt echt und authentisch in diesem Dokument, so daß sich jede Kritik verbietet. Viele Personen der badischen Zeitgeschichte treten auf (Struve, Hecker, Brentano, Großherzog, usw.) und ebensoviele Orte aus dem revolutionären Baden (etwa Lahr oder Offenburg) sind genannt, die man über zwei sorgfältig angelegte Register finden kann.

Bedeutende Dokumente und dazu von hoher ästhetischer Qualität sind auch die Fotografien des Anhangs: die hochwertige Duplex-Qualität der alten Bilder vermittelt etwas von der Aura dieser bemerkenswerten Frau.

Die Bibliographie im Anhang ist auf dem neuesten Stand und bietet einen schnellen Zugriff auf aktuelle Literatur. Kritisiert werden könnte höchstens die gewählte Reihenfolge der Edition: die Tagebücher schildern die zweite Lebenshälfte, die Lebenserinnerungen enthalten die Schilderungen der Revolutionszeit, und deshalb wäre eine Umstellung logisch gewesen.

Martin Ruch

Schüssler, Kristian-Heinrich: Waltersweiler. Vom Bauern zum Nebenerwerbs-Landwirt. Vom Dorf zum Stadtteil. Offenburg: Stadt Offenburg Ortsverwaltung Waltersweiler 1999, 584 S. Anhänge, Literatur und Quellen. Leinen DM 45,-, Taschenbuch DM 29,-.

Seit dem Jahre 1977 wartete man in Offenburg-Waltersweiler auf eine Ortschronik. Im Jahre 1992 wurden erste Ansätze dazu in Angriff genommen. Eine

Rohfassung lag 1994 vor.

Im September 1999 schließlich hatte der Verf. die Ortschronik abgeschlossen und übergab sie der Öffentlichkeit.

Rund 700 Seiten Umfang begründete der Verf. damit, daß Waltersweiler schließlich schon im Jahre 777 erwähnt sei und daher auch die historischen Unterlagen umfangreicher als anderswo seien. Schließlich sei auch jedes Kapitel dieser Ortschronik für sich les- und verstehbar.

Ob sich dies bezüglich Länge und Wiederholungen nicht als Stolperstein für die Leser erweist, mögen diese entscheiden. Sie können 20 Kapitel Ortsgeschichte zur Kenntnis nehmen und verstehen lernen von der Frühzeit bis zum dörflichen Zusammenleben heute.

Literatur und Quellen beschließen das Werk als Zeugnisse für die Belesenheit und Informiertheit des Verf., aber auch als Anregung zu eigenem Suchen und Finden.

Der Verf. konnte bei seinem Schaffen auf die Mitwirkung des Stadtarchivs Offenburg, aber auch vieler Mitbürger zurückgreifen, die Fotos und ein reichhaltiges dokumentarisches Material beschafften.

Dieter Kaufß

Parlow, Ulrich: Die Zähringer. Kommentierte Quellendokumentation zu einem südwestdeutschen Herzogsgeschlecht des Hohen Mittelalters. Stuttgart: Kohlhammer 1999, 573 S. = Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe A (Quellen), 50. Band.

Hohes Mittelalter in Südwestdeutschland ist auch und vor allem die Geschichte der Herzöge von Zähringen vom 11. bis zum 13. Jahrhundert. Diese wurde erstmals und umfassend im Jahre 1891 von Eduard Heyck geschrieben. Mittlerweile gibt es eine Fülle von Publikationen und Editionen zur Zähringischen Geschichte und deren allgemeine Zeitgeschichte.

Eine zentrale Erfassung der Zähringer-

quellen erscheint daher wünschenswert. Diese stellt der Verf. in seinem Werk in Regestenform vor. Damit soll der Forschung ein Hilfsmittel zur Verfügung gestellt werden, eine Basis für weitere Untersuchungen. Es soll damit zwar keine neue Geschichte des Herzogsgeschlechts geschrieben werden. Dennoch sei es nicht verhehlt, daß der Verf. mit seinen Regesten und Kommentierungen vielfach Neues erbringt und Grundlegendes für neue Betrachtungsweisen bietet und leistet (vgl. S. XV–XVIII).

Die Regesten selbst haben eine Kopfzeile mit Zeit, Ort und Nummern. Es folgt der Regestentext, entsprechend ausführlich, wenn er für die Herzogsgeschichte bedeutend ist. Ein Kommentar erschließt und ergänzt den Text nach Quellen und Überlieferungen. Es folgen Literatur, Anmerkungen und Verweise.

Ein ausführliches Literatur- und Quellenverzeichnis (S. 421–521) schließt sich an die insgesamt 646 Regesten (S. 1–420) an, die durch ein Orts- und Personenregister (S. 524–572) leicht erschlossen werden.

Forscher und Nutzer dieser Regestensammlung werden besonders mit Gewinn die jeweiligen Quellenkommentare zur Kenntnis nehmen und sich dadurch eventuell manche Fehlinterpretationen ersparen. Deshalb wünscht man gerade dieser Publikation eine weitere Verbreitung und eine intensive Kenntnisnahme.

Dieter Kaufß

Gschwind, Elmar: Der Lorenzebur aus Seebach. Bauer-Geistheiler-Original. Achern: Acheron-Verlag 1997, 92 Seiten ders.: „Rose, Rose, rühre dich . . .“ vom Lorenzebur aus Seebach und anderen Heilern zwischen Schwarzwald und Rhein. Kappelrodeck: Achertäler Druckerei 1999, 160 S. Mit Illustrationen von Günter Remus.

Etwas über Heiler – ob Volksmediziner, Sympathiedoktoren, Geistheiler, Naturheilkundige, Trance, Spezialisten oder Urin-

Diagnostiker – zu erfahren, ist schon spannend genug. Wie diese Materie in diesen beiden Büchern dargeboten ist, kann man jedoch durchaus überraschend nennen.

Im Mittelpunkt steht der Lorenzebur aus Seebach, Andreas Huber, dem allein der erste Band gewidmet ist. Im zweiten Band kommen noch andere Heiler hinzu: der Volksmediziner Joh. Georg Durban aus Freistett, die Sympathiedoktoren bei Heinrich Hansjakob, Johann Georg Nierlin und Christine Duchillio aus Altenheim, die Trancespezialisten Rudolf und Julius Seiler aus Ottenheim sowie Daniel Lacker aus Memprechtshofen als Wunderheiler und Urin-Diagnostiker.

Der Leser wird mit Heilern der vergangenen 100 Jahre in Verbindung gebracht. Er muß sich dabei selbst ein Urteil bilden, unterstützt durch zwei geistvolle Abhandlungen über die Geschichte der Geistigen Heilung und die Bedeutung Geistiger Heilweisen.

Was an diesen Büchern so fasziniert, ist das Neben- und Miteinander von Alltag und hoffnungsloser Situation. In dieser suchte man den Heiler und dieser half. Es gab sie überall im Gebiet zwischen Rhein und Schwarzwald.

Dennoch machen sich Bewunderung und Ratlosigkeit beim Leser bei der Ergründung der betreffenden Heiler gleichermaßen breit. Die Lektüre erzeugt eine leichte Gänsehaut . . . *Dieter Kaufß*

Krimm, Konrad: Generallandesarchiv Karlsruhe. Gesamtübersicht der Bestände. Kurzfassung. Stand: 1. Januar 1996, bearbeitet von Konrad Krimm, Carinna Pfisterer und Franz-Josef Ziwes. Stuttgart: Kohlhammer 1998, 318 S. = Werkhefte der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg, Serie E, Heft 2. DM 22,-.

Das im Jahre 1803 eingerichtete Generallandesarchiv in Karlsruhe umfaßte erst seit 1872 das gesamte staatliche Archivgut des Großherzogtums Baden. Nach

dem Zweiten Weltkrieg erforderte die Neugliederung der Verwaltung entsprechende archivische Veränderungen, Verlagerungen und Kompetenzabgrenzungen, die erst 1990/91 durch eine großangelegte Beständebereinigung ausgeglichen und behoben werden konnte. Das Generallandesarchiv in Karlsruhe umfaßt die Territorialarchive des Alten Reiches bis 1806, die badischen Zentralbehörden bis 1945 sowie die Mittel- und Unterbehörden seit 1806 mit Sitz im heutigen Regierungsbezirk Karlsruhe. Das Staatsarchiv Freiburg bewahrt die Archivalien und Akten der Südbadischen Ministerien von 1945 bis 1952, sowie die der Mittel- und Unterbehörden seit 1806 mit Sitz im heutigen Regierungsbezirk Freiburg.

Die vorliegende Kurzfassung der Bestände des Generallandesarchivs, übrigens ein weiterer Schritt nach vorn im Bemühen, nicht nur nicht mehr wachsende Bestände mit kommentierten Bandreper托rien zu erschließen, umfaßt folgende fünf Hauptgruppen: Institutionen und Herrschaften des Alten Reiches; Haus- und Staatsarchiv. Großherzogliches Familienarchiv. Hofbehörden; Landtag. Behörden und Gerichte seit 1800; Sonderbestände und Nichtstaatliche Archive und Nachlässe.

Grundlage für die Kurzübersicht ist die seit 1976 geführte Bestände- und Behördenkartei sowie die seit 1991 eingeführte Lagerortskarte. Die Bestände wurden durch Signatur, die Zugangsnummer (wenn vorhanden), die Bestandsbezeichnung, Inhaltscharakteristik sowie eventuelle Angaben zur (Vor-)Provenienz beschrieben. Die Vorbilder der Staatsarchive Ludwigsburg und Freiburg standen hier Pate. Ein Orts-, Sach- und Personenregister machen diese Kurzfassung zu einem ersten, unentbehrlichen Instrument geschichtlicher Forschung sowohl für Spezialisten wie auch für Geschichtsfreunde. Daher ist auch der günstige Buchpreis besonders hervorzuheben.

Dieter Kaufß

Brucker, Philipp: Hohengeroldseck. Beschreibung – Rundgang – Geschichte. Lahr: Kaufmann, 2000. 40 S., Abb.

Zur 750-Jahrfeier der mutmaßlichen Erbauung der Burg Hohengeroldseck legt der Kaufmann-Verlag in Lahr diesen bebilderten Rundgang vor, und zwar geschrieben von einem Autor, der es wie kaum ein anderer versteht, die Leidenschaft für die Geschichte der Burg zu wecken. Von Philipp Brucker kennen wir schon viele Zeilen. Aber gerade bei diesem kleinen Führer erfahren wir wieder, daß mehr dazugehört als bloßes Wissen, wenn man eine Institution wie diese Burg dem „normalen“ Leser näherbringen will: man darf nicht romantisieren, sondern muß die Fakten kennen, die Örtlichkeiten und ihre Umgebung, die politischen Verhältnisse zur Zeit der Gründung ebenso wie die der nachfolgenden Jahrhunderte. Und das Ganze muß dann noch so geschrieben sein, daß man den Führer nicht aus der Hand legen möchte, bis man fertig ist. Dem Rezensent erging es so: er hat auf kleinem Raum viel erfahren über eine landschaftsbeherrschende Burg der Ortenau, die schon Grimmelshausen nicht nur gezeichnet, sondern auch beschrieben hat als: „wie ein König in einem aufgesetzten Kegelspiel“.

Daten zur Burggeschichte, einige weiterführende Literaturempfehlungen, eine Karte für den Rundgang und dazu die ruhigen Farbaufnahmen des Autors: eine empfehlenswerte Lektüre und ein willkommener Cicerone für das nächste Wochenende.

Martin Ruch

Meinl, Susanne: Nationalsozialisten gegen Hitler. Die nationalrevolutionäre Opposition um Friedrich Wilhelm Heinz. Berlin, Siedler, 2000. 446 S. 58 DM.

Wer sich für den verwegensten Diersburger Hermann Ehrhardt (1881–1971) interessiert, wird aus diesem Buch viel Neues erfahren. Denn der Mann hinter der Hauptfigur dieses neuen Buches, quasi der Vater, war jener Pfarrersohn aus der

Ortenau, auf den sich die Erzberger-Mörder beriefen – und der sie nach den Mordaktionen im Ausland in Sicherheit brachte. Ob Ungarn, Spanien, Italien, Guinea, Südafrika – er hatte überall seine Kontakte. Denn er konspirierte gern, galt als ewiger Putschist – seit er im März 1920 Berlin besetzt und die Regierung davongejagt hatte. (Daß sein Putschismus reiner Aktionismus war, ohne politische Perspektive, mit einem verquastem Programm, müßte seinen Gegnern schon am Verlauf jener Märzaktion klar geworden sein, die in sich zusammenbrach.) Zwar näherte er sich 1933 den Führern des neuen Reiches an, nachdem er sie erst unterstützt, dann bekämpft hatte, doch auch das hielt wieder nicht lange. Er kam mal wieder durch die Ortenau, als er 1934 ins Ausland floh, und da soll er auch wieder in Diersburg gewesen sein. Von da war es dann nicht weit zur Schweizer Grenze, und er konnte sich auf eines der vielen Güter seiner Frau nach Österreich zurückziehen. Denn er hatte eine reiche Prinzessin geheiratet, der Pfarrersohn aus Diersburg. Große Ländereien, Wälder, Kohlengruben – er warf ihr Geld gern zum Fenster hinaus in den 20er Jahren, war bei allerlei verrückten Aktionen beteiligt, saß auch manchem Betrüger auf – worüber man sich dann in Berlin natürlich amüsierte: Der Haudegen wird aufs Kreuz gelegt. Die jungen Männer, seine Ziehsöhne aus dem Weltkrieg, hielten auch weiter zu ihm, und von mindestens einem handelt dieses Buch. Die Ziehsöhne waren zum Teil im Apparat des Dritten Reichs an wichtigen Stellen tätig, etwa in den geheimen Dienststellen – man konspirierte eben gern, egal unter welcher Regierung und wofür. Später bei Adenauer ging es dann weiter, in den konkurrierenden Geheimdiensten, zur Not auch hinter dem Eisernen Vorhang – für die Gegenseite, deren Bekämpfung bisher Lebenszweck schien.

Das vorliegende Buch schöpft aus dem Vollen. Susanne Meinl hat unzählige Quellen aufgetan, verwertet private Nachlässe,

unveröffentlichte Tagebücher ebenso wie die Bestände der Archive in Europa und in den USA. Vieles erscheint dabei in neuem Licht, der merkwürdige Widerstand von Nazis gegen Nazis wird verständlich.

Es ist bei alle den Ränken und Kämpfen in den Reihen der braunen Kolonnen, der Gegner der Weimarer Republik, immer wieder verblüffend, wie es Hitler gelingen konnte, Abweichler zu isolieren und unschädlich zu machen – zumindest in die Flucht zu schlagen. Welche Einflüsse gegen ihn wirkten, das Geld der Franzosen oder von Ölmagnaten, hier sind die Hintergründe aufgezeigt, etwa zu Röhm und seinem angeblich gar nicht geplanten Putsch. Die Abweichler waren nicht beherrscht genug, nicht brutal genug – obwohl der Pfarrersohn aus Diersburg nicht zimperlich war, er hatte unzählige Tote in der Nachkriegszeit auf dem Gewissen.

Er wurde nach dem Krieg noch einmal in Diersburg gesehen, entstieg einem Auto aus Österreich und spazierte, schon über 80 Jahre alt, mit seinem Sohn durch den Ort. Auch im Alter, nach seinem abenteuerlichen Leben, hat er wohl nie gezweifelt an seinen Tagen, die eher an Räuberpistolen und Karl May erinnern als an das Ergebnis christlicher Erziehung zur Nächstenliebe. Er überlebte sogar seinen Ziehsohn, von dem dieses Buch handelt, um drei Jahre. Die Prinzessin hat wohl aufgeatmet, als der kindische Alte mit 90 endlich – 1971 – starb. *Frank Flechtmann*

Stadt Haslach: Fest & Alltag, Darstellungen und Betrachtungen Schwarzwälder Lebens. Band 1 der Schriftenreihe des Schwarzwälder Trachtenmuseums Haslach, Hansjakob-Verlag der Stadt Haslach 1999. 66 S., zahlr. Abbildungen.

Unter den vielen Bemühungen der Stadt Haslach, traditionelle Werte zu bewahren, gibt nun das städtische Trachtenmuseum eine neue Schriftenreihe heraus. Der erste Band erschien im letzten Jahr

und enthält neben einem Vorwort Bürgermeister Heinz Winklers 13 z. T. knappe Aufsätze zum Thema „Fest und Alltag im Schwarzwald“. Der Titel ließe eine Bestandsaufnahme der Gegenwart erwarten, aber das Bändchen ist im wesentlichen historisch konzipiert und geht nur in Ausnahmen über die Mitte des 20. Jahrhunderts hinaus.

Kreisarchivar Dr. Dieter Kauß gibt eine gestraffte Zusammenfassung der politischen und kirchlichen Geschichte der Täler von Wolfach, Kinzig und Gutach als Rahmen für die anderen Beiträge. Um den „Festtag“ darzustellen, liefern Kurt Klein einen Gang durch das Brauchtumsjahr, Alois Krafczyk Gedanken über die Jahrmärkte (auch die heutigen) in Haslach und Wulf Wagner Anmerkungen zu den „Hammeltänzen“ in Baden-Württemberg.

Den Alltag beschreiben der sorgfältig bei vielen Besuchern des „Vogstbauernhofes“ in Gutach recherchierte Bericht über Arbeiten auf der Stör von Inge Jockers, Alfred Buchholz' Schilderung des gar nicht romantischen Lebens eines Bauern auf dem Altenteil im Libding und Ulrike Nerlingers Artikel von Mühlenverfall und Mühlenerhaltung im Schwarzwald. Stefanie Schnurr führt in ihrer zu diesem Bereich zählenden Arbeit „Bäuerliches Leben des Schwarzwaldes in der Mitte des 20. Jahrhunderts“ weniger direkt vor, sondern referiert, wie der bekannte Fotograf Alwin Tölle diese Verhältnisse in seinen eindringlichen Schwarz-Weiß-Bildern dokumentiert hat.

Allein fünf Autoren schreiben über Volkstrachten des Kinzigtales, daher wurde das Bändchen auch als Festschrift des badischen Trachtenfestes angeboten, das vom 24.–26. Juli 1999 in Haslach stattfand. Diese Beiträge – man wäre nicht in Haslach – kommen ohne ständige Bezüge auf Heinrich Hansjakob nicht aus. Manfred Hildenbrand würdigt die großen Verdienste des Freiburger Pfarrers um die Erhaltung der Trachten, wofür er auch seine literarische Reputation einsetzte. Alois

Krafczyk erinnert an das große Trachtenfest, das man 1899 zu Ehren Hansjakobs durchführte, und stellt das Haslacher Trachtenmuseum vor. Derselbe Verfasser schreibt eine kurze Geschichte des Haslacher Bürgermilitärs und beruft sich dabei wiederum auf Hansjakob als Kronzeugen.

Sehr viel über das Wesen einer Tracht erfahren wir von Ansgar Barth, der an der Entwicklung des Gutacher Bollenhutes die Einflüsse des jeweiligen Zeitgeistes hinter der sich verändernden äußeren Form der volkstümlichen Bekleidung aufzeigt.

Das nur 66 Seiten starke Bändchen bietet auf knappem Raum viele Informationen, für die man in einer Zeit wachsender Sympathie für Trachten dankbar sein wird; es ist daneben – da reich illustriert mit historischen und modernen Fotos und Reproduktionen von Titelseiten, Gemälden und Zeichnungen – ein liebenswertes Buch zum Anschauen. *Karl Maier*

Landesbibliographie im Internet

Auch die Beiträge in der „Ortenau“ werden systematisch in der Landesbibliographie Baden-Württemberg gespeichert. Sie sind nun auch online über die Internetadresse www.wlb-stuttgart.de/bawue/lanbib.html zugänglich.

Die Landesbibliographie verzeichnet das Schrifttum über das Land, über seine Regionen, Orte und Personen. Sowohl die selbständig erschienene Literatur wie auch die „unselbständig erschienene“ Aufsatzliteratur wird erfaßt: Bücher und Broschüren also ebenso wie Aufsätze aus Zeitschriften oder Sammelbänden. Etwa 1000 Zeitschriftentitel werden regelmäßig ausgewertet. Auch die nicht im Buchhandel erschienene Literatur findet Aufnahme, sofern ein Pflichtexemplar an eine der Landesbibliotheken eingereicht worden ist.

Seit 1986 wird die Literatur elektronisch erfaßt (frühere Titel der Landesbibliographie in gedruckter Form im Buchhandel), seither wurden etwa 100 000 Einträge vorgenommen. Diese Arbeit ge-

schieht in enger Kooperation zwischen der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe und der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart.

Der gesamte Datenbankbestand wurde nun vom Statistischen Landesamt Baden-Württemberg als Teil des Landesinformationssystems für die Benutzung im Internet eingerichtet.

Eine Testrecherche war erfolgreich und vielversprechend, was die Nutzung für künftige Arbeiten angeht. Den Autoren und Lesern der „Ortenau“ sei die website sehr zum Gebrauch empfohlen!

Martin Ruch

Geroldsecker Land. Jahrbuch einer Landschaft. Heft 42, 2000. Herausgeber: Der Ortenaukreis. Schriftleitung und Gestaltung, Gabriele Bohnert, Lahr. Kaufmann 2000. 235 S., Abb., 11 Farbtafeln.

Das Jahrbuch bietet auch dieses Jahr einen lesenswerten und faszinierenden Einblick in die Geschichte der südlichen Ortenau, die ja bekanntlich ganz im Zeichen der Hohengeroldseck steht. Diese Burg ist gleich zweimal Gegenstand interessanter Ausführungen. Gerhard Finkbeiner hat den Ablauf der Verfassungsfeier von 1843 nachgezeichnet, die oben auf der Ruine stattfand, und köstliche Sätze in den Akten gefunden („Wir sind Willens, am Vorabend des Festes bei dem alten Schloß eine bengalische Beleuchtung zu veranstalten, welche aus einem Transparent mit einem 24 Schuh hohen C – der Namenszug des Verfassungsgebers Großherzog Carl – und einer darüber schwebenden 18 Schuh hohen Krone bestehen wird und wozu 263 mit Unschlitt angefüllte Ampeln notwendig sind, um das C und die Krone recht glänzend zu beleuchten“). Carsten Gabbert hat sich dagegen die hochmittelalterliche Geschichte der Geroldsecker vorgenommen. Sehr verdienstvoll von der Schriftleitung des Jahrbuches ist es, im Jahr 60 nach der Depor-

tation der badischen Juden vom Oktober 1940, weitere Beiträge zum Ortenauer Landjudentum, also zu unserem jüdischen Erbe, zu bringen: Jürgen Stude erläutert die Gedenktafel für die Kippenheimer Opfer des Nationalsozialismus, Uwe Schellinger handelt von den Kippenheimer Vorfahren des berühmten Komponisten Kurt Weill, und Günter Boll kann nachweisen, daß es bereits 1682 ein „Juden-Begräbnis zu Schmicheim“ gegeben hat. Gerade dieser Beitrag zeigt, welche Entdeckungen zur Ortenauer Geschichte selbst heute noch in den Archiven zu machen sind – allerdings nur mit Fleiß und akribischer Recherche. Zu nennen ist unbedingt auch Karl-Heinz Debachers Beitrag zur Geschichte der Überreste der ehemaligen Synagoge in Rust. Die Portalbögen, die Jahrzehnte versteckt unter Efeu gelegen hatten, wurden dort wieder sichtbar an einer Wand angebracht. Viele weitere Beiträge wären zu empfehlen, auch ist auf die hohe Qualität der Farbtafeln hinzuweisen. Kurz: eine erfahrene Redaktion hat erneut gute Arbeit geleistet.

Martin Ruch

Kurt Klein, Perlen unserer Heimat – Vom Rhein bis zur Donau. – Mit einem Nachwort von Dr. Philipp Brucker.

Schwarzwald Verlag, A. Reiff, Offenburg 2000, 112 S., Spiralbindung, 16,80 DM

„Perlen unserer Heimat“ – Vom Rhein bis zur Donau, ist der Titel der neuesten Publikation von Kurt Klein. Es ist das zwanzigste Buch, das der Heimatpreisträger des Ortenaukreises über die Geschichte, die Volkskunde und das Brauchtum Mittelbadens veröffentlicht hat. Über vierzig „Perlen“ unserer Region werden in unterhaltsamer Weise in dem attraktiv gestalteten Buch beschrieben und werden durch zahlreiche aussagekräftige Fotos des Verfassers illustriert.

Kurt Klein hat alles, was er beschreibt, auch erwandert. Und so werden zahlrei-

che geschichtsträchtige Orte, plätschernde Brunnen, sprudelnde Quellen, geheimnisvolle Steine, historische Gasthäuser, verborgene Ruhestätten, alte Kirchen und Kapellen sowie einsame Höhen auch als Ausflugsziele vorgestellt. Eine Karte am Ende des Buches erleichtert das Auffinden der Ziele.

Der Leser wird in „Perlen unserer Heimat“ mit einer Fülle von interessanten geschichtlichen und kulturellen Kostbarkeiten aus der ganzen Ortenaulandschaft und darüber hinaus bis zur Donauquelle vertraut gemacht. Wir können nur einige wenige nennen: In Achern beschreibt der Verfasser den alten Friedhof der ehemaligen Nervenheilanstalt Illenau und weist auch auf das Mahnmal, das den Opfern der menschenverachtenden Euthanasie, die die Nazis anordneten, gewidmet ist. In Berghaupten verfolgt Klein die Geschichte des ehemaligen Kohlenbergbaus. Auf dem Kniebis berichtet er vom „Klösterle“, das nur noch als Ruine existiert, aber einst ein Benediktinerkloster war. Eine der schönsten Hofkapellen im mittleren Schwarzwald ist die Wendelinskapelle des „Käppelehofs“ in Hausach-Osterbach. Beim Lesen der Beschreibung von Kurt Klein bekommt man so richtig Lust, dieses Kleinod aufzusuchen.

In Goldscheuer steht in der Ortsdurchfahrt der Goldwäscher-Brunnen. Er dient dem Verfasser als Anlaß auf die Geschichte der Goldgewinnung im Rhein einzugehen. Auf dem „Brandsteig“ bei Schenkenzell erfahren wir die Geschichte der großen römischen Straßenstation, die 74 n. Chr. dort errichtet worden war. Den Pipelistein in Ortenberg stellt Klein als einen keltischen Menhir vor, der vielleicht schon in der Jungsteinzeit gesetzt wurde. Hervorzuheben ist, daß Kurt Klein mehrere Judenfriedhöfe der Ortenau (Freistett, Rheinbischofsheim, Nonnenweier) beschreibt und auf das tragische Schicksal der Ortenauer Juden während der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft eingeht.

Manfred Hildenbrand

Autorenverzeichnis

- Andres, Gabriel, 18, rue du Schirmfeld, F-67100 Strasbourg
Armbruster, Ellen, Ellmattenstr. 10, 77716 Fischerbach
Bauer, Juliana, M.A., Stadtmuseum Kirchberg, Kirchstr. 17,
74592 Kirchberg
Boll, Günter, Burgunderstraße 13, 79395 Neuenburg-Steinenstadt
Fehringer, Günter, Landrat des Ortenaukreises, Badstr. 20,
77652 Offenburg
Findeklee, Dr. Renate, Schlüsselbad-Klinik, Renchtalstr. 2,
77740 Bad Peterstal
Finkbeiner, Gerhard, Modoscher Str. 24, 77978 Schuttertal
Flechtmann, Frank, Albrechtstr. 59 b, 12167 Berlin
Gartner, Dr. Suso, Bühler Seite 4, 77815 Bühl/Baden
Gorka, Cornelius, Kreisarchiv, Landratsamt, Badstr. 20, 77652 Offenburg
Gutmann, Ernst, Leiberstunger Str. 3, 77836 Rheinmünster-Stollhofen
Hahn, Dr. Franz, Ludwig-Huber-Straße 10, 77749 Hohberg 2
Hanß, Karl, Brucknerstr. 45, 77654 Offenburg
Hillenbrand, Dr. Eugen, In den Sauermetten 7, 79249 Merzhausen
Hirschberg, Gerd, Achertalstr. 11a, 77866 Freistett
Klein, Kurt, Haselwanderstr. 11, 77756 Hausach
Kreutz, Dr. Gernot, Am Hungerberg 3, 77654 Offenburg
Lötsch, Gerhard, Am Bienenbuckel 19, 77855 Achern
Neuß, Wolfgang, Hohenweg 46, 78132 Hornberg
Ruch, Dr. Erich, Felchengang 18, 78464 Konstanz
Ruch, Dr. Martin, Waldseestr. 53, 77731 Willstätt
Rudloff, Michael, Breitenweg 8, 79194 Gundelfingen
Schäfer, Prof. Dr. Walter E., Horholdergasse 17, 76534 Baden-Baden
Schlaefli, Louis, Grand Seminaire, Rue des Frères, F-67000 Strasbourg
Schneider, Ernst, Karl-Schremp-Straße 22, 76133 Karlsruhe
Spitzmüller, Ulrich, Lärchenweg 21, 77736 Zell am Harmersbach
Stadler, Alfons, Reichenbacher Straße 56, 78132 Hornberg
Stüwe, Hartmut, Hanauerland-Museum, Friedhofstr., 77694 Kehl
Tebbel, Dr. Renate, Rittistr. 23, 77749 Hohberg 2
Uibel, Ludwig, Dannemannstraße 6, 79117 Freiburg
Uttenweiler, Bernhard, Sonnenberg 14, 77955 Ettenheim
Werner, Dr. Johannes, Steinstraße 21, 76477 Elchesheim

DER HISTORISCHE VEREIN FÜR MITTELBADEN e.V.

gibt zur Weckung und Förderung der Heimatliebe und Heimatkenntnis die
Zeitschrift

„Die Ortenau“

als Jahresband heraus. Ur- und Frühgeschichte, die Entwicklung zur
Gegenwart, Siedlungs- und Ortsgeschichte, Kulturgeschichte, Familien-
forschung und Flurnamen, Kunst und Sprache, Sage und Brauchtum, Le-
bensgeschichten bekannter mittelbadischer Persönlichkeiten können Auf-
nahme finden.

Anmeldungen zum Verein nehmen die Geschäftsstelle (77605 Offenburg,
Postfach 15 69), sowie die Vorsitzenden der Mitgliedergruppen jederzeit
entgegen.

Nach der Wahl in der Mitgliederversammlung 1999 in Gengenbach setzen
sich Vorstand und Beirat des Vereins zusammen aus:

Dr. Dieter Kauß, Präsident, Hildastraße 89, 77654 Offenburg,
Tel. 07 81 / 8 05-5 34

Kurt Klein, 1. stellvertr. Präsident,
Haselwanderstraße 11, 77756 Hausach i. K., Tel. 0 78 31 / 61 25

Manfred Hildenbrand, 2. stellvertr. Präsident,
Georg-Neumaier-Straße 15, 77716 Hofstetten-Haslach i. K.,
Tel. 0 78 32 / 28 67

Dr. Martin Ruch, Redakteur der „Ortenau“,
Hauptstraße 92, 77652 Offenburg, Tel. 07 81 / 9 70 86 88

Theo Schaufler, Kassen- und Geschäftsführung,
Postfach 15 69, 77605 Offenburg, Tel. 07 81 / 2 41 68

Leiter der Fachgruppen:

Fachgruppe Archäologie:

Prof. Dr. Ing. Rolf Pfefferle, Kinzigstr. 5, 77709 Wolfach,
Tel. 0 78 34 / 4 77 94

Fachgruppe Denkmalpflege:

Dr. Dieter Kauß, Hildastraße 89, 77654 Offenburg, Tel. 07 81 / 8 05-5 34

Fachgruppe für neuere und Zeitgeschichte:

Dr. Wolfgang Gall, Max-Immelmann-Straße 2, 77654 Offenburg,
Tel. 07 81 / 3 77 39

Fachgruppe Museen:

Horst Brombacher, Großsteinfeld 1, 77855 Achern, Tel. 0 78 41 / 13 47

Fachgruppe Grenzüberschreitende Zusammenarbeit:

Carl Helmut Steckner, Honsellstraße 8, 77694 Kehl, Tel. 0 78 51 / 39 94

Fachgruppe Grenzstein-Dokumentation:

Dr. Gernot Kreutz, Am Hungerberg 3, 77654 Offenburg-Zell-Weierbach,
Tel. 07 81 / 3 03 65

Fachgruppe Flurnamen und Mundart:

Dr. Ewald Hall, Ludwig-Teithmayer-Straße 20, 79232 March-Hugstetten,
Tel. 0 76 65 / 4 06 66

Fachgruppe Jüdische Geschichte und Kulturgeschichte in der Ortenau:

Jürgen Stude, Hauptstr. 14, 77948 Friesenheim-Oberweier,
Tel. 0 78 21 / 6 78 20

Fachgruppe Bergwesen:

Helmut Decker, Hausäcker 12, 77883 Ottenhöfen
Tel. 0 78 42 / 13 68

Beiräte:

Dr. Wolfgang M. Gall, Max-Immelmannstr. 2, 77654 Offenburg

Josef Naudascher, Schmiedeweg 23, 77972 Mahlberg

Erwin Steurer, Metzgerstraße 1, 77933 Lahr

Ursula Schäfer, Sommerstraße 34, 76534 Baden-Baden-Steinbach

Rainer Fettig, Straßburger Straße 6, 77728 Oppenau

Gerhard Hoffmann, Oppelner Straße 8, 76437 Rastatt

Rudolf Zwahl, Ludwig-Trick-Straße 17, 77694 Kehl

Horst Brombacher, Großsteinfeld 1, 77856 Achern

Mitgliedergruppen:

- 77855 Achern: Horst Brombacher, Großsteinfeld 1, Tel. 0 78 41 / 13 47
- 77767 Appenweier: Karl Maier, Jakobstr. 6, Tel. 0 78 05 / 6 95
- 76530 Baden-Baden: Hannes Leis, Steinstr. 1, Tel. 0 72 21 / 2 42 93
- 77740 Bad Peterstal-Griesbach: Siegfried Spinner, Renchtalstr. 17,
Tel. 0 78 06 / 5 33
- 77781 Biberach i. K.: Wolfgang Westermann, Sonnenhalde 7,
Tel. 0 78 35 / 83 09
- 77815 Bühl/Baden: Egon Schempp, Meisenstr. 2, Tel. 0 72 23 / 2 13 05
- 77955 Ettenheim: Bernhard Uttenweiler, Sonnenberg 14,
Tel. 0 78 22 / 58 00
- 77723 Gengenbach: Eugen Lang, Kastanienweg 1, Tel. 0 78 03 / 10 48
- 77716 Haslach i. K.: Manfred Hildenbrand, Hofstetten,
Georg-Neumaier-Str. 15, Tel. 0 78 32 / 28 67
- 77756 Hausach: Bernd Schmid, Dietersbach 47a, Tel. 0 78 31 / 89 12
- 77749 Hohberg: Helmut Dorgathen, Große Ritti 12, Tel. 0 78 08 / 5 81
- 78132 Hornberg-Triberg: Wolfgang Neuss, Hohenweg 46, Hornberg,
Tel. 0 78 33 / 66 31
- 77694 Kehl-Hanauerland: Prof. Dr. Rolf Kruse, Korker-Wald-Str. 1,
Kehl-Kork, Tel. 0 78 51 / 16 27
- 77933 Lahr/Friesenheim: Ekkehard Klem, Jasminstr. 28,
77948 Friesenheim,
Tel. 0 78 21 / 6 22 02
- 77974 Meißenheim: Karl Schmid, Friederike-Brion-Weg 7,
Tel. 0 78 24 / 23 62
- 77743 Neuried: Frank Moser, Kirchstr. 13,
Tel. 0 78 07 / 35 37

- 77784 Oberharmersbach: Karl-August Lehmann, Küblerweg 4,
Tel. 0 78 37 / 2 88
- 77704 Oberkirch: Horst Schneider, Stadtgartenstr. 7, Tel. 0 78 02 / 46 29
- 77654 Offenburg: Dr. Wolfgang M. Gall, Max-Immelmann-Straße 2,
Tel. 07 81 / 3 77 39
- 77728 Oppenau: Rainer Fettig, Straßburger Str. 6, Tel. 0 78 04 / 20 24
- 76437 Rastatt: Gerhard Hoffmann, Oppelner Str. 8, Tel. 0 72 22 / 2 29 01
- 77866 Rheinau: Renate Demuth, Oberfeldstraße 7, Rheinau-Freistett,
Tel. 0 78 44 / 25 42
- 77836 Rheinmünster: Ernst Gutmann, Leiberstunger Str. 3,
77836 Rheinmünster-Stollhofen, Tel. 0 72 27 / 58 32
- 77871 Renchen: Erich Huber, August-Ganther-Str. 6, Tel. 0 78 43 / 77 37
- 77776 Schapbach: Johannes Furtwängler, Festhallenstr. 1,
77776 Bad Rippoldsau 2, Tel. 0 78 39 / 3 78
- 77761 Schiltach: Theo Becker, Hansjakobstr. 28, 77773 Schenkenzell
Tel. 0 78 36 / 24 42
- 77746 Schutterwald: Artur Hohn, Bahnhofstr. 4, Tel. 07 81 / 5 23 81
- 77960 Seelbach-Schuttertal: Gerhard Finkbeiner, Modoscher Str. 24,
77978 Schuttertal, Tel. 0 78 23 / 6 04
- 77790 Steinach: Peter Schwörer, Im Kirchgrün 17, Tel. 0 78 32 / 86 56
- 77709 Wolfach-Oberwolfach: Prof. Dr. Ing. Rolf Pfefferle, Kinzigstr. 5,
Tel. 0 78 34 / 4 77 94
- 76534 Yburg: Ursula Schäfer, Sommerstr. 34,
76534 Baden-Baden-Steinbach, Tel. 0 72 23 / 5 89 82
- 77736 Zell a. H.: Franz Breig, Steinenfeld 22, Tel. 0 78 35 / 16 03
- Überregionale Mitgliedergruppe (früher Hauptverein): Theo Schaufler,
Postfach 15 69, 77605 Offenburg, Tel. 07 81 / 2 41 68

Beiträge für unser Jahrbuch „Die Ortenau“ sind bis spätestens 1. April jeweils an die Schriftleitung zu richten. Bitte nur druckfertige Originalbeiträge! Für Inhalt und Form der Arbeiten sind die Verfasser verantwortlich. Die Zeit der Veröffentlichung der angenommenen Arbeiten muß sich die Schriftleitung vorbehalten. Der Abdruck aus der „Ortenau“ ist nur mit Genehmigung der Schriftleitung gestattet, die sich alle Rechte vorbehält. Für unverlangte Manuskripte und Besprechungsstücke kann keine Haftung übernommen werden. Rücksendung kann nur erfolgen, wenn Rückporto beiliegt. Besprechungsstücke sind ebenfalls an die Schriftleitung zu senden.

Die Verfasser erhalten 10 Autorenexemplare ihrer Beiträge unberechnet.

Bestellungen auf noch lieferbare Jahrbücher sowie die Registerbände I (1910–1981) und II (1982–1990) nimmt die Geschäftsleitung (Postfach 15 69, 77605 Offenburg) entgegen, soweit noch Exemplare vorhanden sind.

Damit unsere Jahresbände, aber auch andere für unsere Vereinsbibliothek wertvolle Literatur aus Nachlässen verstorbener Mitglieder nicht verlorengehen, bitten wir die betreuenden Erben, sich mit unserer Geschäftsstelle in Verbindung zu setzen. Wir könnten dann auch den zahlreichen Wünschen auf Lieferung früherer Jahrbücher besser nachkommen.

Laut Beschluß der Jahresversammlung 1999 beträgt der Jahresbeitrag derzeit:

35,- DM für natürliche Personen und Schulen

50,- DM für juristische Personen und Körperschaften

Spenden sind erwünscht und werden dankbar angenommen. Entsprechende Zuwendungsbestätigungen kann der Verein ab 1.1.2000 selbst ausstellen.

Der Historische Verein für Mittelbaden e.V. ist nach dem Freistellungsbescheid des Finanzamtes Offenburg vom 7. April 1998 nach § 5 Abs. 1 Nr. 9 KStG von der Körperschaftssteuer befreit, weil er ausschließlich und unmittelbar steuerbegünstigten gemeinnützigen Zwecken im Sinne der §§ 51 ff. AO. dient.

Die Mitglieder der Mitgliedergruppen entrichten den Jahresbeitrag an deren Rechner, die Mitglieder der überregionalen Mitgliedergruppe (die also keiner Mitgliedergruppe angehören) überweisen auf die Konten des Historischen Vereins für Mittelbaden e.V. (Volksbank Offenburg: Nr. 6 295 509, BLZ 664 900 00, Sparkasse Offenburg/Ortenau: Nr. 00-361 618, BLZ 664 500 50 oder Konto Nr. 6057-756, Postbank Karlsruhe, BLZ 660 100 75).



Ich trete hiermit dem Historischen Verein für Mittelbaden bei.

Mitgliedergruppe: _____

Name: _____ **Vorname:** _____

Beruf: _____

Ort und Straße: (_____) _____

Datum des Eintritts: _____

(Unterschrift)

bitte senden an: Historischer Verein, Postfach 1569, 77605 Offenburg